<36608215920018

Blätter

zur

Kunde der Literatur

des

Auslands.

Erster Jahrgang 1836.

Stuttgart und Augsburg,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1836.

Alphabetisches
Inhalts-Verzeichniss.
Jahrgang 1836.

Nr. 1.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

10 Februar 1836.

Ueberblick über französische, englische und deutsche Literatur.

Außer allem Zweifel ist, daß gegenwärtig die Literaturen Deutschlands, Frankreichs und Englands unter allen die höchste Stelle einnehmen und diese Ehrenplätze auch nicht so bald verlieren dürften; eben so gewiß ist, daß sie unter sich in einem bedeutsamen und fruchtbaren Wechselverhältnisse stehen, und daß, wer sie gründlicher verstehen will, in diese ihre Wechselwirkung einzudringen suchen muß: aber so weit scheint es doch noch nicht zu seyn, daß man bereits die Morgenröthe einer anbrechenden Weltliteratur ankündigen dürfte; eine völlige Vermischung, Durchdringung und Gemeinschaftlichkeit der Literaturen scheint, wenn sie wirklich eintreten sollte (und wir sind weit entfernt der Weissagung eines Goethe zu nahe treten zu wollen), wenigstens einer noch ziemlich entfernten Zeit vorbehalten zu bleiben. Die Literatur ist der Spiegel und Ausdruck des geistigen Lebens in einem Volke; sie ist, wenn gleich als Hauptattribut des Geistigen die Freiheit gelten muß, dennoch auch an ihre bestimmten Gesetze gebunden, die zu erkennen freilich nicht immer leicht und oft erst mittelst der Perspective einer gewissen Zeitferne möglich seyn mag. Auch das scheinbar Zufälligste, wie die Geburt der ausgezeichnetsten Träger der Literatur, fällt nicht ganz außerhalb des Kreises einer gewissen Nothwendigkeit und Gesetzmäßigkeit; der Geist eines Volkes ist die erkennbare und befruchtende Potenz, deren Gleichartigkeit und Verwandtschaft mit den aus ihm hervorgehenden Individuen sich durch die Empfänglichkeit für die Productionen derselben beurkundet. Der Genius eines Landes ist verwandt mit den Genies desselben. Reichen sich aber wirklich die Genien jener ebengenannten drei Nationen schon die Hände zum unauflöslichen, brüderlichen Bunde? Jede Literatur, jeder Volksgeist hat ein festes, stetiges, und ein bewegliches, flüssiges Element, entsprechend den beiden Begriffen: Raum und Zeit; der Raum ist das Princip des Bestehens, die Zeit das Princip der Bewegung; man kann auch sagen: es ist der Gegensatz der Natur (Nationalität) und des Geistes (Universalität), oder der Schwere und des Lichts. Eine Weltliteratur würde zu erwarten stehen, wenn das Princip der Natur, der Nationalität, der Schwere in den verschiednen Literaturen ganz oder bis auf ein Kleinstes überwunden oder ausgeglichen wäre, wenn das entgegengesetzte Princip frei waltete und die getrennten Literaturen wie die Zungen einer Flamme in Eine versammelte. Ob aber eine solche Ausziehung und Verläugnung der natürlichen, lokalen und nationalen Eigenthümlichkeit, die doch auch einen moralischen Einfluß auf den Menschen ausübt, vor der Hand zu erwarten oder zu wünschen sey? ob nicht eine trübe, gährende Verwirrung statt einer klaren harmonischen, bereichernden Verschmelzung die Folge seyn müßte von einem Zusammenfließen und Zusammenschmieden der verschiedenen Literaturen? — dieß mag sich Jeder selbst beantworten. Zwar scheinen die Vehikel des Weltverkehrs, Dampffahrt und Eisenbahnen, bei immer wachsender Vollkommenheit, die Hindernisse und Unterschiede des Raums beinahe zu vernichten; zwar scheinen die Geldmächte der Bankiers die Interessen und Schicksale der Völker unter einen gemeinschaftlichen Nenner bringen zu wollen; aber die geistigen Differenzen, die Resultate einer unermeßlichen Verschiedenheit der bildenden und bestimmenden Vergangenheit, lassen sich nicht eben so leicht ausgleichen und nivelliren.

Wenn wir in leichtem Umriß über den dermaligen Stand, den Geist und die Tendenzen der Literatur bei den drei Völkern berichten, können wir den geistigen Boden, auf welchem die Früchte der Literatur erwachsen, die geschichtlichen und politischen Verhältnisse und die Sprache nicht ganz unerwähnt lassen. Wir beginnen mit der französischen Literatur. Die erste Revolution von 1789 macht in den Schicksalen Frankreichs so sehr Epoche, daß man von ihr an auch eine neue Epoche, eine Revolution in der Literatur datiren könnte; aber doch verläugnet sich auch nicht die Identität des Geistes in der Literatur vor jener Zeit und von jetzt. Die Sprache, damals auch einigermaßen mit revolutionirt, hat diese Spuren noch am leichtesten verwunden, wiewohl auch sie in neuerer Zeit, besonders im Munde

der Romantiker, nach größerer Freiheit und Entwicklung strebt. Sie versucht sich jetzt in Bildung und Aneignung neuer Worte, in neuen Wendungen und Konstruktionen, vermag aber die in ihrem Wesen liegenden Schranken nicht zu überspringen. Man pflegt die französische Sprache als die vollendetste zum Behuf der Konversation zu bezeichnen; sie besitzt eine große Menge stehender, ausgebildeter Formen, welche die Führung eines gewöhnlichen Gesprächs, die Erörternng eines geläufigen Gegenstandes ohne großen Aufwand neuer Gedanken möglich machen; Klarheit und Präcision ist ihr Hauptgesetz und ihre Haupttugend; ein Gespräch, ein Aufsatz im Style der Konversation ist oft wie ein Komet mit viel glänzendem Nebel und wenig Kern; das Gefühl ihrer Mangelhaftigkeit aber drängt sich dem reicheren Geist auf, bei dem eine rasch hervorsprudelnde Fülle neuer Anschauungen und Gedanken zur Gestaltung strebt; da entsteht ein Ringen und Kämpfen mit der Sprache, wie man es bei manchen der begabtesten neueren französischen Schriftsteller wahrnehmen kann, die gern ihrer Sprache die wohlerkannten Vorzüge der deutschen und englischen Sprache mittheilen möchten. Für einen Hochverrath an der französischen Eitelkeit wäre es angesehen worden, wenn vor fünfzig oder hundert Jahren Franzosen gewagt hätten, anzudeuten, was sie jetzt öffentlich gestehen: die Armuth und Bedürftigkeit ihrer Sprache, und den Reichthum, den Rhythmus der deutschen!

Wir übergehen die ausschließlich gelehrte Literatur, sowohl die aufs classische Alterthum bezügliche, worin die Franzosen nicht sehr stark sind, als die orientalische, in Beziehung auf welche am meisten ein Zusammenwirken der Gelehrten aus den verschiedenen Nationen stattfindet. Die Expedition nach Aegypten hat den gelehrten, archäologischen Studien einen neuen, lange nachwirkenden Schwung gegeben. Auch von den Naturwissenschaften, die es mit dem Erfahrungsmäßigen, Sichtbaren und Berechenbaren zu thun haben und auf Kunst und Gewerbe ihre Anwendung finden, kann hier nicht die Rede seyn. Es ist bekannt, daß die französischen Gelehrten in den mathematischen und physikalischen Wissenschaften, Medicin u. s. w. durch großartige öffentliche Anstalten und Freigebigkeit unterstützt, Ausgezeichnetes leisten. Aber etwas näher muß eingegangen werden auf den Stand der Religion und Philosophie, da diese beiden Mächte mit dem Volksgeist und der Literatur im engsten Zusammenhange stehen.

(Fortsetzung folgt.)

Leone Leoni,

von G. Sand.

Wir geben unsern Lesern einen kurzen Auszug aus der unlängst erschienenen Erzählung Leone Leoni, von der unter dem Namen George Sand schreibenden französischen Dame (Madame Dudevant) und werden am Schluß Gelegenheit zu einigen beurtheilenden Bemerkungen finden.

Die Erzählung ist dem Spanier Don Aleo Bustamente als etwas von ihm selbst Erlebtes in den Mund gelegt. Wir werden ihn in der dritten Person aufführen.

In der Karnevalszeit, in einer unfreundlichen Nacht, befanden sich in einem der schönstgelegenen Gasthöfe an der Riva dei Schiavoni in Venedig Bustamente und Juliette. In tiefes Nachdenken versunken, Cigarren rauchend, schritt der Spanier lange in dem Zimmer auf und ab; Juliette lag, unwohl, in einem leichten Schlummer auf einem Ruhebett. Der Spanier hielt endlich in seinem Aufundabgehen inne, trat vor die Schlummernde und redete sie an: Juliette, willst du meine Frau werden? Sie schlug die Augen auf, sah ihn an und antwortete nicht; er wiederholte die Frage; ich habe es recht gut gehört, versetzte sie und schwieg wieder. Schmerzlich gekränkt schritt Bustamente wieder im Zimmer auf und ab, bis Juliette selbst ihn fragte: aus welchem Grund? — Deine Stellung in der Welt muß dir schmerzlich seyn. — Ich weiß, sagte sie, mein theurer Aleo, daß in der Welt die Mackel einer unauslöschlichen Bezeichnung auf mir haftet: ein unterhaltenes Mädchen! — Wie wollen sie auslöschen, Juliette, mein Name wird den deinen reinigen. — O Stolz der Großen, seufzte sie; wirklich du wolltest mich heirathen, Bustamente? O mein Gott, mein Gott! welche Vergleichung läßt mich dieß anstellen! — Das zärtlichtraurige Gespräch dauerte fort. Immer kam Juliette auf das Andenken des Mannes zurück, den sie geliebt hatte, und an den sie in Venedig Alles mahnte. — Bei Tod und Ewigkeit, sagte der Spanier, wir verlassen morgen diese geliebte Vaterstadt. — Sie können morgen Venedig und Juliette verlassen, versetzte sie mit eisiger Kälte, aber ich nehme von Niemand Befehle an und verlasse Venedig wenn es mir gefällt. — Ich glaube Sie zu verstehen, Mademoiselle, sagte entrüstet Bustamente, Leoni ist in Venedig! — Juliette war wie von einem elektrischen Schlage erschüttert. Was sagst du? Leoni in Venedig? rief sie halb wahnsinnig, und warf sich in Aleo's Arme; wiederhole was du gesagt hast, wiederhole seinen Namen, o laß mich wenigstens noch einmal seinen Namen hören! — Der Spanier war von Zorn und Eifersucht fast außer sich, Juliette sank beinahe bewußtlos zurück; die Erschöpfung und Gleichgültigkeit schienen den Sieg über die letzte Aufwallung der Leidenschaft davon zu tragen. Eine Versöhnung folgte. Gerührt von Bustamentes ihr aufgedrungener Großmuth und Zärtlichkeit, der sie sogar aufforderte, ihr schmerzenschweres Herz ganz vor ihm auszuschütten, offen und frei von Leoni zu sprechen, willigte sie ein, ihm die Geschichte ihres Lebens und ihrer Liebe zu Leoni zu erzählen.

Sie war die Tochter eines reichen Juweliers in Brüssel. Ihr Reichthum gab ihnen Zutritt in allen Kreisen der Gesellschaft; der Vater war sanft und nachgiebig, die Mutter vergnügungssüchtig und gutmüthig. Putz und Lustbarkeiten hatten in dieser Lage sie beinahe ausschließlich beschäftigt. Als sie sechzehn Jahre alt war, kam Leoni nach Brüssel und ward wegen seiner glänzenden persönlichen und geistigen Eigenschaften, wegen seiner gesellschaftlichen Talente allgemein gesucht, geehrt und nachgeahmt. Bald gab er Julietten, welche ihn anfänglich kalt behandelt hatte, augenscheinlich den Vorzug vor allen Damen; er kam in ihr Haus; er wußte die Kunst des Juweliers aufs glänzendste zu preisen und zu veredeln, er bestach durch seine Schönheit und die Feinheit seiner Sitten die Mutter, er gewann durch klug

berechnete Schmeicheleien die Gunst der vorsichtigeren Tante, so daß man darüber wegsah, daß er ein Spieler war, in der Voraussetzung, sein Vermögen gestatte ihm diese kostbare Unterhaltung, und die arglose Juliette selbst ward ihm bald mit der heißesten Zärtlichkeit zugethan. „Ich glaube," sagte sie, „kein Mann auf Erden hat die Liebe gefühlt und ausgesprochen wie Leoni. Andern Männern überlegen im Guten wie im Bösen, sprach er eine andere Sprache, hatte er andere Blicke, ein anderes Herz als sie. Ich habe eine Französin sagen hören, ein Blumenstrauß in Leoni's Hand habe einen würzigeren Geruch als in eines andern Mannes Hand, und so war es mit Allem. Er hatte einen Zauber um sich; ich konnte und wollte nicht mich ihm entziehen. Er sah seinen Sieg, er war stolz und glücklich dadurch. Er brachte mir schöne und sittsame Schriften. Die rührenden und leidenschaftlichen Erzählungen, die Ansichten einer idealen Welt erhoben meine Seele, aber verschlangen sie auch. Ich bekam eine romantische Stimmung — die unglückseligste, in die ein Weib versetzt werden kann!" Die Heirath wurde festgesetzt; Leoni's Papiere, die Nachweisungen über seinen Stand und sein Vermögen wurden allein noch erwartet; sie kamen nicht zur festgesetzten Zeit; die beiden Liebenden waren trostlos über die Verzögerung, und die nachsichtigen Eltern willigten darein, über diese Förmlichkeiten wegzusehen, und so wurde die Vermählung auf die nächste Woche festgesetzt. — Der Tag nach dem dieß beschlossen worden, war der Fastnachtdienstag. Mutter und Tochter waren zu einem prächtigen Fest geladen, auf Leoni's Wunsch maskirten sie sich als Türkinnen, die Tante Agathe als Jüdin, er selbst als Türke, Alle aufs reichste gekleidet und verschwenderisch mit den kostbarsten Edelsteinen des Juweliers geschmückt. Während des Balls setzte sich Leoni neben seine Braut und redete halblaut zu ihr mit einer Leidenschaft, daß jedes seiner Worte wie ein Funken ihr Herz entzündete. Plötzlich erstarb ihm das Wort auf der Lippe. Er ward blaß wie der Tod, und schien wie von einer Geistererscheinung erschreckt. Juliette folgte seinem Blick und sah einen jungen Mann, Henryet, der früher um sie geworben, den sie ausgeschlagen hatte und der jetzt von einer Reise nach Paris zurückkam. Auch ihr war der Anblick zuwider und sie ließ sich gern von Leoni in einen andern Saal führen. Sie kamen in einen Gang; aber Henryet folgte ihnen. Juliette die es bemerkte, sagte: Wahrhaftig dieser Mensch folgt uns wie ein böses Gewissen; ist es ein Mensch? Ich möchte ihn beinahe für eine gequälte Seele halten! — Leoni's Hand wurde, als er ihn wieder in seiner Nähe sah, kalt wie der Tod, er zitterte am ganzen Leib, klagte daß er an den Nerven leide und bat sie, ihn in ein Zimmer zu begleiten, wo sie allein seyn würden, ein Augenblick Ruhe werde ihn herstellen. „Indem er so sprach, zog er mich hastig nach dem Boudoir; er schien eher zu fliehen als zu gehen. Ich vernahm Schritte hinter uns; ich wandte mich um; ich sah Henryet, der uns näher und näher kam, als setzte er uns nach; ich glaubte er sey verrückt geworden. Leoni's Angst, die er nicht mehr verbergen konnte, verwirrte vollends alle meine Gedanken, eine Geisterfurcht ergriff mich, mein Blut erstarrte wie beim Alpdrücken, es war mir unmöglich noch einen Schritt zu thun. Jetzt erreichte uns Henryet und legte eine Hand, die mir wie von Metall schien, auf Leoni's Schulter. Leoni blieb wie vom Blitz getroffen stehen und nickte bejahend mit dem Kopf, als ob er in diesem entsetzlichen Stillschweigen eine Frage oder eine Forderung errathen hätte. Jetzt entfernte sich Henryet und ich konnte meine Füße wieder erheben. Ich folgte Leoni in das Boudoir und sank, so blaß und bestürzt wie er auf die Ottomane."

Leoni warf sich ihr zu Füßen, erklärte, er sey verloren, wenn sie ihn nicht bis zum Wahnsinn liebe; ein schreckliches Geheimniß, das er ihr nicht mittheilen könne, laste auf ihm; sie müsse auf der Stelle mit ihm fliehen, wenn sie nicht wolle, daß er sich tödte. Halb besinnungslos, willenlos gab sie ihre Einwilligung. Wir haben wenige Augenblicke zu verlieren, sagte Leoni; in einer Stunde müssen wir fort seyn oder deine Flucht ist unmöglich. Ein Falkenauge belauert uns. Aber wenn du willst, können wir es täuschen. Kehre in den Saal zurück, zeige deine Bewegung nicht; tanze wenn es nöthig ist, aber laß dich nicht wegführen. Wenn Henryet mit dir spricht, sey vorsichtig und reize ihn nicht, bedenke daß noch eine Stunde mein Schicksal in seiner Hand ist! — Er versprach sie nach einer Stunde in einem Domino abzuholen. So kehrte sie in den Saal zurück. „Ich hatte mir vorgenommen den Blicken meiner Mutter auszuweichen, ich fürchtete ihre Unruhe, ihre Zärtlichkeit und meine Gewissensbisse. Ich sah ihr Taschentuch auf der Bank liegen, ich nahm es vor mein Angesicht, bedeckte mir damit den Mund, verschlang es mit krampfhaften Küssen. Meine Gefährtin glaubte, ich huste wieder; ich stellte mich wirklich so an. Ich wußte nicht, wie die entsetzliche Stunde ausfüllen, die kaum erst zur Hälfte verstrichen war. Meine Tante bemerkte, ich habe starken Katarrh und wollte meine Mutter auffordern, heimzugehen. Ich entsetzte mich über diese Drohung und nahm eine neue Aufforderung an. Erst in dem Gewühl der Tänzer bemerkte ich, daß ich einen Walzer angenommen; ich walzte sonst niemals; aber als ich in demjenigen, der mich schon in seinen Armen hielt, das unheimliche Antlitz Henryets erkannte, hinderte mich die Furcht, mich loszusagen. Er riß mich hinein und diese rasche Bewegung zerrüttete vollends mein Gehirn. Ich fragte mich, ob alles das was um mich vorging, nicht ein Traum sey, ob ich nicht fieberkrank im Bette liege, oder ob ich wie eine Wahnsinnige mit einem Wesen, das mir Schauer einflößte, in einen Walzer hineingeschleudert sey? Dann erinnerte ich mich, daß Leoni mich abholen sollte. Ich betrachtete meine Mutter, die leichten Sinnes und fröhlich durch den Kreis der Walzenden hinzufliegen schien. Ich sagte mir, es sey unmöglich, ich könne so meine Mutter nicht verlassen. Ich bemerkte, daß Henryet mich in seine Arme preßte und daß seine Blicke mein dem seinen zugewandtes Antlitz verschlangen. Ich wollte schreien und fliehen. Da besann ich mich auf die Worte Leoni's: mein Schicksal ist noch eine Stunde in seiner Hand! Ich überwand mich. Wir blieben einen Augenblick stehen. Er sprach zu mir. Ich hörte nicht und antwortete lächelnd ganz zerstreut. Da fühlte ich Seidenstoff meine Arme und meine nackten Schultern streifen. Ich brauchte mich nicht umzuwenden, ich erkannte den kaum vernehmbaren Athemzug Leoni's. Ich verlangte an meinen Platz zurückgeführt zu werden.

In einem Augenblick bot mir Leoni im schwarzen Domino die Hand. Ich folgte ihm. Wir durchschnitten das Gewühl und entgingen, ich weiß nicht durch welches Wunder, dem eifersüchtigen Auge Henryets und dem meiner Mutter." In einem Augenblick darauf saßen sie in einer Postchaise und entflohen. Vierundzwanzig Stunden fuhren sie fort, ohne auch nur beim Pferdewechsel auszusteigen. Dann machten sie Halt in einem vom Weg abgelegenen, sonderbaren Hause. Hier wurden erst die reichen Ballkleider abgelegt und Juliette bat Leoni, der über seiner Besorgniß seine Zärtlichkeit beinah vergaß, die Kostbarkeiten zurückzusenden, welche sie wirklich in einen Koffer zusammenpacken sah. Nach kurzer Rast ging es weiter, und ähnliche Nachtlager empfingen sie noch mehrere Male. Je weiter sie kamen, je heiterer und zärtlicher ward Leoni. Sie erreichten Genf, ruhten sich aus und bezogen dann eine reizende Einsiedelei in einem Thale des Lago maggiore.

(Fortsetzung folgt.)

Viktor Hugo's

Vorwort zu den Dämmerungsgesängen.*)

„Alles ist in diesen jetzigen Tagen, in den Ideen wie in den Thatsachen, in der Gesellschaft wie im Individuum im Zustand der Dämmerung. Welcher Art ist diese Dämmerung? Was wird darauf folgen? Eine unermeßliche Frage, die wichtigste unter allen, die sich bunt durcheinander drängen in diesem Jahrhundert, wo ein Fragezeichen sich hinter Alles und Jedes drängt. Die Menschheit erwartet, daß, was am Horizont ist, sich ganz entzünde oder völlig erlösche. Mehr braucht man nicht zu sagen.

Was diesen Band betrifft, so will der Verfasser darüber auch nicht mehr sagen. Wozu auf den kaum sichtbaren Faden aufmerksam machen, der dieses Buch mit den früheren verknüpft? Es ist immer derselbe Gedanke mit andern Anfechtungen, dieselbe Welle mit andern Winden, dieselbe Stirne mit andern Falten, dasselbe Leben mit veränderten Jahren.

Er legt wenig Gewicht hierauf. Er läßt auch in seinen Werken das Persönliche nur deßhalb stehen, weil es vielleicht manchmal der Wiederschein von etwas Allgemeinem ist. Er glaubt nicht, daß seine Individualität, wie man sich heut zu Tage übel genug ausdrückt, sich der Mühe verlohne, in einem andern Sinne studirt zu werden. Zudem, welches Bild man sich auch davon entwerfen möge: es schimmert nur sehr dunkel in seinen Büchern hindurch. Der Verfasser ist weit entfernt zu glauben, daß alle Bestandtheile des vorliegenden im Einzelnen je als wirkliche Materialien zur Geschichte irgend eines menschlichen Herzens gelten können. Vieles in diesem Band ist bloße Träumerei.

Was vielleicht zu wiederholten Malen in dieser Sammlung hervortritt, was die herrschende Stimmung des Verfassers ausmachte, wenn er diese und jene Verse dieses Buchs hinwarf, ist der sonderbare dämmerhafte Zustand der Seele und der Gesellschaft in unserem Jahrhundert; dieses Uebel von Außen, diese Ungewißheit im Innern; dieses unsägliche Halbdunkel, das uns umgibt. Daher in diesem Buche die Hoffnungsrufe gemischt mit Angst, die Liebesgesänge von Klagen durchkreuzt, die Heiterkeit von Trauer durchdrungen, die Niedergeschlagenheit, die sich plötzlich zur Freude wendet, die Trostlosigkeit, die sich wieder aufrichtet, die duldende Ruhe, die innern Qualen, die kaum die Spiegelglätte des Verses von Außen bewegen, die politischen Stürme, mit kaltem Blut betrachtet, die religiöse Einkehr vom öffentlichen Platz in den Schoos der Familie, die Furcht, es möchte sich Alles verdunkeln und auf Augenblicke der freudige und aufbrausende Glaube an die Möglichkeit einer Blüthenerschließung der Menschheit. In diesem Buch, so klein neben so großen Gegenständen, sind alle Gegensätze: der Zweifel und das Dogma, Tag und Nacht, der dunkle Winkel und der helle Punkt, wie in Allem, was wir in diesem Jahrhundert sehen und denken.

Das letzte Wort das der Verfasser beizusetzen hat, ist dieß, daß in dieser Epoche der Erwartung und des Uebergangs, in dieser Epoche, wo die Erörterung so erbittert, so scharf abgeschnitten, so auf ein Aeußerstes gekommen ist, daß man nur noch die zwei Worte: Ja und Nein hört, versteht und beklatscht, er doch weder zu den Verneinenden noch zu den Bejahenden gehört.

Er gehört zu den Hoffenden."

Aus dem prélude, welches die Idee des Ganzen andeuten soll, geben wir einige Strophen:

Nach Morgen! Morgen! seht, dort richtet hin die Blicke,
Ihr Dichter, und den Geist! was gibt er euch zu schaun?
„Ach" gibt ihr Mund, der lang' geschwiegen ganz, zurücke:
„Geheimnißvollen Tag sehn wir dort drüben graun!

Geheimnißvollen Tag am schweigend ernsten Himmel,
Der schwach am Horizont hinter den Bergen glimmt;
Wie in der Schmiede Nachts aufspringt ein Gluthgewimmel,
Man sieht's von fern, eh' man der Hämmer Schlag vernimmt.

Wir aber wissen nicht, ob dieser Glanz im Weiten
Den Tag euch bringen wird, den goldnen Sonnenschein!
Denn, weil die Schatten dicht sich um uns rings verbreiten,
Mag, was uns Osten dünkt, vielleicht der Westen seyn.

Der Abend ist's vielleicht, mit Morgenfarben prangend!
Die Sonne, gegen die der Mensch sich betend neigt,
Die Sonne, deren Strahl man anruft so verlangend,
Vielleicht, daß diese Sonn' hinab, statt aufwärts, steigt."

---

*) Ueber die in mehrfacher Beziehung merkwürdigen chants du crépuscule wird, nach Mittheilung einiger Uebertragungen, das Urtheil französischer Kritiker nebst einigen weitern Bemerkungen gegeben werden. Anmerk.

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 2.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

13 Februar 1836.

Einige Lieder von Robert Burns. *)

1.

Die finstre Nacht bricht schnell herein,
Der Sturmwind heult; mit Regen dräu'n
Die trüben Wolken; schwärzlich stehn
Sie über diesen nackten Höhn.
Der Jäger wandert heim vom Moor,
Das Rebhuhn duckt sich unter's Rohr,
Und ich, das Herz von Sorgen schwer,
Geh' einsam hier entlang den Ayr.

Der Herbst beweint sein reifend Korn,
So früh schon von des Winters Zorn
Zerstört; am Abendhimmel sieht
Den Sturm er, wie er murrend flieht.
Kalt wird in meiner Brust das Blut,
Gedenk' ich der bewegten Fluth,
Und daß ich ziehn muß über Meer,
Weit, weit von deinen Ufern, Ayr!

'Sist nicht die Brandung, die das Land
Wild zürnend schlägt; nicht dieser Strand,
Mit Trümmern manches Wracks bedeckt;
Der kalte Sturmwind nicht — was schreckt
Den Sohn des Elends? — aber trägt
Mein wundes Herz nicht Fesseln? schlägt
Es krampfhaft nicht, und blutet sehr,
Da es sie bricht, dich meidend, Ayr?

Lebt wohl, ihr Schluchten und ihr Seen,
Ihr haidekrautbewachsnen Höhn!
Du grünes Thal, du stiller Pfad,
Die meiner Liebe Schmerz ihr saht! —
Freund! — Feind! — lebt wohl! ich segn' euch gleich!
Meine Lieb', mein Friede sey mit euch!
O, dieser Thränensturz sagt mehr,
Als Worte! — Lebe wohl, mein Ayr!

2.

Einen schlimmen Weg ging gestern ich,
Einen Weg, dem ich nicht wieder trau'!
Zwei süße Augen trafen mich,
Zwei süße Augen, lieb und blau.
Nicht war's ihr blond und wallend Haar,
Nicht war's ihr Mund, die Ros' im Thau,
Auch nicht ihre weiße Brust — es war
Ihr süßes Auge, lieb und blau.

Ihr Aug' hat mir das Herz bethört,
Ihr Auge, mit der dunkeln Brau;
O, tiefre Wunden, als ein Schwert,
Schlug mir dieß Auge, lieb und blau! —
Geduld, mein Herz, Geduld, Geduld!
Vielleicht — doch, weh' mir! weis't sie rauh
Mich ab, an meinem Tode Schuld
Ist dann ihr Auge, lieb und blau.

3.

Mein Lieb ist eine rothe Ros',
Die frisch am Stocke glüht;
Eine rothe, rothe Ros'! mein Lieb
Ist wie ein süßes Lied!

Mein Lieb, so schmuck und schön du bist,
So sehr auch lieb' ich dich;
Bis daß die See verlaufen ist,
Süße Dirne, lieb' ich dich!

Bis daß die See verlaufen ist,
Und der Fels zerschmilzt, mein Kind!
Und stets, mein Lieb, so lang mein Blut
In meinen Adern rinnt.

*) Man vergleiche über diesen ganz durch sich selbst gebildeten Dichter — the Scotch ploughman poet — Goethe Bd. XLVI, S. 243 ff.

Leb wohl, leb wohl, mein einzig Lieb!
Leb wohl auf kurze Zeit!
Leb' wohl! ich kehr', und wär' ich auch
Zehntausend Meilen weit!

4.

Mein Herz ist schwer, Gott sey's geklagt!
Mein Herz ist schwer für Einen;
O Gott, eine lange Winternacht
Könnt' wachen ich für Einen.
O Leid, für Einen!
O Freud, für Einen!
Die ganze Welt könnt' ich durchziehn
Für Einen!

Ihr Mächte, reiner Liebe hold,
O, lächelt mild auf Einen!
Schützt vor Gefahr ihn! bringt gesund
Zurück mir meinen Einen!
O Leid, für Einen!
O Freud, für Einen!
Ich thät? — o Gott, was thät ich nicht
Für Einen?

Bemerkungen
über
französische, englische und deutsche Literatur.
(Fortsetzung.)

Frankreichs religiöser Zustand ist ein Punkt von großem Interesse. Die französischen politischen Blätter haben sich in neuerer Zeit darüber gestritten: ob es eine Religion der Mehrzahl in Frankreich gebe? Der National meinte, eigentlich gebe es fast gar keine guten Katholiken in Frankreich, indem er, als Merkmal dafür, die Frage aufwirft: wie viele Franzosen wohl noch an eine Verwandlung der Hostie im Abendmahl glauben? aber die Gazette, freilich mit äußerlichen Merkmalen sich begnügend, rechnet her, daß doch sämmtliche Franzosen in der Kirche getauft und getraut werden und daher als Christen zu betrachten seyen. Diese Facta anerkennt auch Bazin in seinem Pariser-Bürger, aber er scheint eine andere Folgerung daraus zu ziehen, wenn er sagt: „Hat der Bürger von Paris auch Religion? Komische Frage! Er hat sich in der Kirche trauen lassen, er läßt seine Kinder daselbst taufen; er findet es passend, daß seine Frau am Sonntag in die Messe geht und sagt, wenn man ihm zusetzt: „die Religion sey für das Volk nothwendig." Die Gleichgültigkeit in der Religion ist ein charakteristischer Zug des heutigen Frankreichs und wird von Janin treffend mit den Worten bezeichnet: „Wer gebe sich heutzutage die Mühe, ein Atheist zu seyn?" Wollte man den schlummernden Gegensatz der glaubigen Ueberzeugung und der gedankenlosen Anbequemung an das Herkömmliche wecken und zur Schärfe und Entschiedenheit treiben, so würde auf jene Seite eine ziemlich schwache Minderzahl kommen. Zwar würde die vom Nationalconvent abgeschaffte Religion schon von Robespierre selbst wieder einigermaßen restituirt und durch Napoleon Frankreich wieder der römisch-katholischen Kirche angewöhnt; aber daß die Religion (freilich nur das Aeußere derselben) abgeschafft werden konnte, und daß sie ohne besondere Bewegung der Gemüther, aus politischen und Anstandsgründen, wieder hergestellt wurde, zeigt deutlich genug den Wärmegrad des religiösen Gefühls in Frankreich. Ist es wahrscheinlich, daß seitdem die ausgewurzelte Pflanze wieder in den Herzen angewachsen ist? Darf man vermuthen, daß für die, durch die verhaßte Restauration in der unpopulären hohen Geistlichkeit so begünstigte Religion viele Sympathien erweckt worden sind? Der Haß gegen die Restauration und die Aristokratie hat sich in vielen Gemüthern unauflöslich mit dem Hasse gegen den Klerus verflochten; und den von der Geistlichkeit in geistlicher Hinsicht so verwahrlosten, in leiblicher gedrückten Franzosen war es nicht so sehr zu verargen, wenn sich ihnen die Begriffe von Religion und Kirche in Eins verschmolzen, und sie, weil die letztere aufhörte ihnen als eine Wohlthat zu erscheinen, allmählich auch das Bedürfniß der ersteren verlernten. Lebendiger blieb der religiöse Sinn, in einer Unklarheit freilich, die gelegentlich zum Fanatismus stieg, im südlichen Theil Frankreichs, wo auch die Anhänglichkeit an die Bourbons sich am beharrlichsten bewährte. Dermalen zeigt die legitimistische Partei das meiste Interesse für die Religion. Zwar war die alte Aristokratie, der sie angehört, zur Zeit Ludwigs XIV, des Regenten und Ludwigs XV frivol genug, und Gönnerin und praktische Anhängerin der berühmtesten ungläubigen Philosophen; aber sie hatte doch von ihrer so vortheilhaften Allianz mit dem Klerus, von der standhaft festgehaltenen Idee des göttlichen Rechts und von den, anstands- und sicherheitshalben nie unterlassenen Ceremonien der Kirche gleichsam einen Keim von Religiosität beibehalten, der in den Tagen des Unglücks rascher aufschoß. Die Kirche hatte in den Tagen des Glücks auch ihren Beitrag zum Glanze des Hofes und der großen Welt beisteuern dürfen; in den Zeiten des Unglücks wurde der religiöse Glaube zum Depositär und Garanten der politischen Hoffnungen gemacht, abgesehen davon, daß in den Stürmen der Zeit manches Herz einen wirklichen Zug zur Religion empfinden mochte. Die Restauration riß in ihrem Sturz auch die wieder erstarkende Macht der Kirche mit sich fort. Die republicanische Partei repräsentirt die religiöse Gleichgültigkeit; die Politik ist ihre Religion — wenn es erlaubt ist die Bedeutung der Worte in solcher Weise abzuändern. Die religiöse Freiheit besteht ihnen darin, keine Religion zu haben. Die Doctrine sieht sich durch ihren Gegensatz gegen beide Parteien, der aber nicht ein gleich scharfer gegen beide Seiten hin ist, auf ein Mittleres angewiesen, sie will die Kirche nicht mehr zur ebenbürtigen Alliirten, möchte sie aber gern zur versöhnten und dienstwilligen Unterthanin haben, und sich ihrer gegen die Republik bedienen. Bedeutender als die gar bald lächerlich gewordene, auf Aktien zu gründende neue Kirche des Abbé Chatel ist der St. Simonismus, eine der merkwürdigsten Erscheinungen im Leben des französischen Geistes. Er hat in der That einen so schnellen Verlauf gehabt, daß es jetzt, so wenige Jahre nach seinem Aufblühen, schon nicht mehr zu früh ist, über ihn abzuurtheilen; er ist bereits der Geschichte anheimgefallen; statt eine Metamorphose der Gesellschaft zu bewirken, ist er ein bloßes

Meteor geblieben. Mißbräuchlich ohne Zweifel nannte sich der St. Simonismus eine Religion, wenn man irgend feste Merkmale dieses Begriffs zugibt, und dahin die Beziehung des Menschen zur Gottheit, seine Abhängigkeit von dieser rechnet. Der Gott des St. Simonismus ist die Menschheit, oder vielmehr das Abstractum eines Progresses der Menschheit zum Bessern durch sociale Reformen. Charakteristisch aber, besonders dem Christenthum gegenüber, ist: daß er den Fortschritt eben durch Abänderung der Formen, des Aeußern zu erreichen hofft und vorschreibt. Er hat eine Kirche, eine Hierarchie stiften wollen, ohne selbst eine Religion zu seyn; er wollte von außen wirken, statt von innen; er ist, wenn man einen Widerspruch als die passende Bezeichnung für ihn will gelten lassen: die Religion des Materialismus. Die Menschheit, nicht nach ihrer idealen Seite, sondern nach ihren physischen Zuständen ist ihm die Gottheit; seine Moral ist eudämonistisch, sein Cultus ist die Industrie. So viel Beachtenswerthes in dem, auch literarisch eine Zeit lang glänzend vertretenen St. Simonismus liegen mochte; durch die Ueberspannung der Ansprüche und den Pomp der Verheißungen wurde auch das Richtige ins Lächerliche gezogen, und dadurch, daß er in der Hauptstadt Frankreichs seinen Sitz nahm und sich unter die Protektion der Mode stellte, verlor auch das Ernstgemeinte seinen Ernst. Merkwürdig bleibt der St. Simonismus immer auch insofern, als er zeigt: zu welchem Niveau des religiösen Interesse's in Frankreich selbst solche sich erhoben, welche der Begeisterung und der Aufopferung — zwei Haupteigenschaften des Religiosen — fähig waren. — Der kirchliche Glauben wurde in Frankreich nicht, wie häufig in Deutschland, durch gelehrte und tiefer gehende Kritik angegriffen und zum Gegenstand eines wissenschaftlichen Kampfes gemacht, sondern durch frivole Aufklärung (wovon auch den Deutschen etwas zu Gute gekommen), durch Witz und Spott untergraben und erschüttert; die Revolution drückte nur noch das Siegel auf ein innerlich schon ziemlich vollendetes Factum. Statt mit Waffen die durch Gelehrsamkeit geschmiedet, durch ernste Philosophie gestählt worden wären, schlug der Verstand mit der Keule plumper Machtsprüche drein, indem z. B. ein Wunder für nichts Anderes galt als einen unsinnigen Aberglauben, oder führte durch Witz und Hohn einen vortheilhaften Krieg gegen die nicht sehr gut beschlagenen Vertheidiger der Orthodoxie. — Die Worte eines Glaubigen von La Mennais beweisen durch das rasch auflodernde (wohl mehr ästhetische) Interesse, das sie hervorbrachten, die Unbekanntschaft der Franzosen mit dem Original, von welchem die Sprache großentheils copirt ist, so wie durch den Mangel an nachhaltiger Wirksamkeit, daß auch dieser Samen nur auf den Weg gefallen ist, wenn er nicht überhaupt schon verdorbener Samen war. — Chateaubriand suchte in seinem Génie du christianisme das Christenthum dem ästhetisch moralischen Gefühle der Gebildeten zu empfehlen, durch Hinweisung auf dessen schöne Symbole, seine Poesie, seine Milde, seinen Geist — aber er steht nicht als ein begeisterter Prophet in der Mitte des Christenthums, sondern hat als eine gebildete, phantasiereiche Natur es sich zurecht gemacht; er gibt nicht den Geist des Christenthums, sondern zeigt seinen esprit an der Darstellung und Deutung desselben. — Die Religiosität der Protestanten in Frankreich ist inniger und daneben ihre wissenschaftlichen Bestrebungen in dieser Beziehung ernster geblieben, was wohl aus der allgemeinen Regel zu erklären ist, daß bei gedrückten, oder nicht gleich berechtigten Religionsparteien, die Kraft concentrirter, das Gefühl intensiver zu bleiben pflegt.

(Fortsetzung folgt.)

Leone Leoni.

(Fortsetzung.)

Hier am Lago maggiore führten Leoni und Juliette sechs Monate lang das friedlichste und glücklichste Stillleben, fern von aller Berührung mit der Welt. Zwei junge Eheleute bedienten sie. Bei schönem Wetter machten sie große Spaziergänge und befreundeten sich mit allen Schönheiten der daran so reichen Gegend; bei schlechtem Wetter arbeiteten sie zu Haus nach dem von Leoni jeden Tag entworfenen und streng eingehaltenen Plan. Leoni selbst besaß viel kleine Geschicklichkeiten in verschiedenen Handwerken; er malte und dichtete. Den Tag über sprachen sie sich dann wenig; nur einige süße Worte und Liebkosungen wurden gewechselt. „Aber mit dem Abend wurde Leoni körperlich abgespannt und geistig lebendig; das waren die Stunden, wo er am liebenswürdigsten war, und sie hatte er für die Ergießungen unserer Zärtlichkeit aufgespart. Ermattet von seinem Tagewerk, streckte er sich auf dem Moose zu meinen Füßen nieder, an einem köstlichen Plätzchen neben dem Hause, auf dem Abhang des Bergs. Von da sahen wir dem glanzvollen Untergang der Sonne, dem melancholischen Versinken des Tags, dem ernsten und feierlichen Eintritt der Nacht zu; wir wußten von jedem Stern den Augenblick seines Aufgehens und auf welchem Punkte jeder anfing seinen Glanz zu enthüllen. Leoni war mit der Astronomie ganz vertraut, aber Johannes besaß beinahe in gleichem Grade diese Wissenschaft der Hirten und gab den Gestirnen nur andere, oft poetischere und bezeichnendere Namen. Hatte sich Leoni an seiner ländlichen Gelehrsamkeit erfreut, so ließ er ihn den Kuhreihen auf seiner Pfeife blasen. Von fern hatten diese grellen Töne einen unbeschreiblichen Reiz. Leoni versank in eine Träumerei, welche der Ekstase nahe kam; und wenn dann die Nacht ganz angebrochen, die Stille des Thals nur noch durch das Klagegeschrei eines in den Felsen nistenden Vogels unterbrochen war, die Leuchtwürmchen sich im Gras um uns entzündeten, ein lauer Wind in den Tannen über unsern Häuptern säuselte: dann schien Leoni aus einem Traum sich zu ermannen oder zu einem andern Leben zu erwachen; seine Seele entzündete sich, seine leidenschaftliche Beredsamkeit schwoll mir ans Herz; er sprach schwärmerisch mit dem Himmel, dem Wind, dem Echo, der ganzen Natur, er nahm mich in seine Arme und überhäufte mich mit ausschweifenden Liebkosungen; er vergoß Thränen der Liebe an meinem Busen, und war er ruhiger geworden, so richtete er die liebreichsten und berauschendsten Worte an mich. O, wie hätte ich ihn nicht lieben sollen, diesen Mann der nicht seines Gleichen hatte in seinen guten und in seinen bösen Tagen? Wie war er schön, wie war er liebenswürdig! Wie stand die

braune Farbe von der Sonnenhitze seinem männlichen Gesicht so gut! Wie verstand er zu lieben, und wie es zu sagen! Wie verstand er das Leben zu beherrschen und es zu verschönern! Was er that, was er sprach, war recht, gut und schön. Er war edelmüthig, gefühlvoll, zart, heroisch; gern tröstete er die Armen, die an unsere Thüre klopften, in ihrem Elend oder in ihren Krankheiten. Er stürzte sich einmal in einen reißenden Strom, um mit Lebensgefahr einen jungen Hirten zu retten; er irrte eine Nacht unter den gräßlichsten Gefahren im Schnee herum, verirrten Reisenden zu Hülfe zu kommen, welche ein Nothgeschrei hatten vernehmen lassen. O wie, wie hätte ich ein Mißtrauen setzen können in Leoni! Wie hätte ich fürchten können für die Zukunft! Man nenne mich nicht leichtgläubig und schwach, die männlichste Frau wäre durch eine solche halbjährige Liebe überwunden worden. Ich war es ganz und gar, und die grausame Reue darüber, daß ich meine Eltern verlassen hatte, die Vorstellung von ihrem Schmerz ward immer schwächer und verlor sich allmählich beinahe ganz. O wie groß war sie, die Gewalt dieses Mannes."

Was jenes furchtbare Geheimniß betraf, so dachte Juliette an tausend romantische unglückliche Verwicklungen, wie sie solche aus Romanen kannte; ja sie fand in diesem undurchdringlichen Geheimniß einen Reiz mehr, und nur in der letzten Nacht, als sie beim herannahenden Winter wegen der Gefahren von Lawinen, ihren Sitz zu verlassen beschlossen hatten, war sie Zeugin einer sonderbaren Scene. Sie fand, als sie erwachte, Leoni nicht in der Kammer; sie kleidete sich, als er lange ausblieb, an und suchte ihn in der kalten Nacht. Sie belauschte ihn, ohne daß er es wußte, wie er einen Koffer aus der Erde grub; in unheimlicher Angst hatte sie zugesehen und eilte dann wie ein gescheuchtes Wild nach Hause zurück, ihm voraus. Er kam erst eine halbe Stunde später, aber sie träumte die ganze Nacht von diesem Koffer und sah eine Menge sonderbare Sachen aus ihm hervorgehen: bald Karten mit sonderbaren Gestalten, bald blutige Waffen, dann Blumen und Federn und Schmuck und dann Knochen und Schlangen und Goldklumpen, Ketten und Halseisen. Sie hütete sich aber wohl irgend etwas gegen Leoni zu äußern. Am folgenden Tage reis'ten sie ab, und nach Venedig. Hier bezogen sie am ersten Tag schon einen prachtvollen Pallast, der die Inschrift hatte: Palazzo Leoni, nachdem sie in einem ziemlich armseligen Hause zuerst abgestiegen waren. Hier hatte Juliette im Schlafgemach Leoni's den Koffer leer gefunden, und es sank ihr damit ein Stein vom Herzen, aber es war ihr eine Stecknadel mit großen Brillianten zufällig in die Hände gefallen, welche sie für eine Arbeit ihres Vaters erkannte. Sie fragte darüber Leoni, ob er auch gewiß die Kostbarkeiten ihrem Vater zurückgeschickt habe? Er versicherte dieß und entschuldigte das Zurückbleiben der Stecknadel durch Unachtsamkeit. In dem Palast ging das fröhlichste Leben an, von Tag zu Tag mehrte sich die Zahl der Gäste. Juliette hatte daran wenig Gefallen, aber Leoni schien sich sehr wohl dabei zu befinden. Man aß, trank, spielte, lebte in beständiger Zerstreuung. Ungefähr ein Dutzend der Freunde kamen jeden Tag, dieß waren fein gebildete Leute vom besten Ton; Leoni aber war die Seele und das Haupt von dem glänzenden Cirkel in Mode, Ton, Vergnügen und Aufwand. Juliette, unbefriedigt von diesem glänzenden Leben, gab es Leoni zu erkennen und äußerte ihre Sehnsucht nach dem Glück in ihrem Thal. Leoni gab ihr zu bedenken, daß der Wechsel dem Menschen nothwendig sey. Nach einer ihrer zärtlichen Klagen sprach er zu ihr: Meine Juliette, die Engel sind Kinder, und du bist das eine wie das andere, du weißt nicht, daß die Liebe das Geschäft der edelsten Vermögen der Seele ist, und daß man diese Vermögen schonen muß wie den Augapfel. Du weißt nicht, Kleine, was dein eignes Herz ist! gut, gefühlvoll und vertrauend hältst du es für einen ewigen Altar der Liebe; aber die Sonne selbst ist nicht ewig; du weißt nicht, daß die Seele müde wird wie der Körper, und daß man sie eben so pflegen muß. Laß mich machen, Juliette, laß mich das heilige Feuer in deinem Herzen unterhalten; es ist mir daran gelegen, mir deine Liebe zu bewahren, dich daran zu hindern, daß du sie nicht zu schnell verschwendest. Alle Frauen sind wie du, sie lieben mit solcher Hast, daß sie plötzlich nicht mehr lieben, ohne zu wissen warum! Erinnere dich an die Regentage in unserm Thale, wo ich mit einiger Strenge darauf drang, daß du dich beschäftigest, um dich vom Nachdenken abzuhalten und von der Schwermuth, welche die unausbleibliche Folge davon ist. Glaube mir, die allzuhäufige Prüfung seiner selbst und Anderer ist die gefährlichste Forschung; wir müssen dieß egoistische Bedürfniß abschütteln, das uns immer wühlen macht im eignen Herzen und in dem, das wir lieben. Die Zerstreuungen sind nur gefährlich für schwache und träge Herzen. Eine feurige Seele muß sie suchen, um nicht sich selbst zu verzehren; sie ist immer reich genug. Hier, siehst du wohl, haben wir Bewegung und Abwechslung nöthig. Die großen Paläste sind schön, aber trübselig; der Schaum des Meers nagt an ihren Fundamenten, und das klare Wasser, das sie zurückspiegelt, ist oft von Dünsten bedeckt, die in Thränen niederfallen. Dieser Luxus hat ein ernstes Gepräge, und diese Spuren von Adel, welche dir so wohlgefallen, sind nur eine lange Reihe von Todtenmalen und Leichensteinen, die man mit Blumen schmücken muß. Mit Lebenden anfüllen muß man diesen hallenden Palast, wo deine eigenen Tritte dich ängstigten, wenn du allein wärest. Geld muß man aus dem Fenster unter das Volk werfen, das nur die eisigen Brustmauern der Brücken zum Bett hat, damit nicht der Anblick des Elends uns nachdenklich mache mitten in unserm Wohlbehagen. Laß dich durch unser Lachen erheitern und durch unsern Gesang einschläfern, sey gut und unbekümmert; ich bestrebe mich dir das Leben zurecht und angenehm zu machen, wenn ich dir es nicht in einen Freudenbecher verwandeln kann. Sey meine Frau und meine Geliebte in Venedig; du wirst auf den Eisbergen der Schweiz wieder mein Engel und meine Sylphide werden!"

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch=Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 3.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

17 Februar 1836.

Aus Viktor Hugo's Dämmerungsgesängen.

Nro. XXIII.

Noch zu dein Thor, da aus dem Schoose
Der Nacht das Morgenroth schon bricht?
Zur Stunde, wo erwacht die Rose,
Erwachest du Geliebte nicht?

Sey taub nicht länger,
O Holde du!
Es ruft dein Sänger
Und weint dazu.

Horch! All' an deine Thüre kamen!
Der Morgen sagt: der Tag bin ich!
Der Vogel! Wohllaut ist mein Namen!
Mein Herz: die Liebe nenn' ich mich!

Sey taub nicht länger,
O Holde du!
Es ruft dein Sänger
Und weint dazu.

Ich lieb' das Weib, bet' an den Engel!
Mich zu ergänzen, Gott, schufst du
Mein Herz für ihr's, das ohne Mängel,
Mein Auge ihrer Schönheit zu.

Sey taub nicht länger,
O Holde du!
Es ruft dein Sänger
Und weint dazu.

Nr. XXIX.

Erfüllt sind alle unsre Stunden
Von Unruh und von Mißgeschick;
Es reißt, was fest du glaubst gebunden,
Sich wieder los im Augenblick.

Dahin sind Väter, Mütter gangen,
Wohin wir Alle müssen gehn;
Wir haben, welk, wie Blumen hangen,
Der Kinder Haupt sich neigen sehn.

Die Erde mit dem Hügelwalle,
Benetzt von deiner Seufzer Hauch:
Ach unsre Wurzeln hat sie alle
Und viele unsrer Blüthen auch!

Es sprechen, die einst lieb wir hatten,
Mit in der jetzt Geliebten Chor;
Es drängen frührer Zeiten Schatten
In unserm süß'sten Traum sich vor.

Wenn sich Entzückung trinkt der Zecher,
Wogt auch zugleich der Schmerz daher;
Das Leben gleichet einem Becher,
Der nie ganz voll wird, nie ganz leer.

Je weiter wir nach vorwärts dringen,
Je mehr umgibt uns Nacht und Graus;
Der trügerischen Hoffnung gingen
Selbst nachgerad die Mährchen aus.

Es prophezeit die Seigerstunde
Kein Glück mehr, das bevor uns steht;
Von keiner Seele nimmt man Kunde,
Die mit uns Eines Weges geht:

Drum muß aus dieser Welt sich schwingen
Dein Geist — auffliegen muß dein Traum!
Dieß Meer wird deine Perl' nie bringen!
Hier blühet nicht dein Balsambaum!

Hinaus magst auf die See du steuern,
Wenn Nachts der Himmel sterneleer;
Die Nacht liegt, wie der Tod, in Schleiern,
Wie's Leben bitter ist das Meer.

Der Schatten und der Abgrund zeigen
Ein Räthsel, welches löst kein Geist;
Gott selbst gebot, es zu verschweigen,
Bis er einst Alles sprechen heißt.

O! manches Aug' schon mußt' ermatten,
Eh's dieser Wogen Grund erspäht;
O! manches Auge sank in Schatten,
Das noch den Himmel nicht versteht.

Du steh' die Welt, wenn sie die Hülle
Der Nacht trägt, um Ein Körnchen Mohn!
Um Einen Tropfen diese Fülle!
Dieß Weltconcert um Einen Ton!

Hoch über allen Frauen thronen
Muß't Du! — dein Aug laß schweifend gehn,
Vom Himmel, wo die Seelen wohnen,
Zur Erde, wo die Gräber stehn!

Ueberblick
über
französische, englische und deutsche Literatur.
(Fortsetzung.)

Die Franzosen sind zu sehr geborne Philosophen, um die philosophischen Studien mit dem Eifer und dem tiefen Ernst zu betreiben, wie die Deutschen. Man höre einen Franzosen von seinen Lebensverhältnissen und seinen dadurch bedingten Ansichten und Grundsätzen reden, so kann er zum Schlusse mit großer Selbstzufriedenheit hinzusetzen: das ist meine Philosophie! Die natürliche Leichtigkeit, womit der Franzose bis auf einen Grad abstrahirt und verallgemeinert, ist gerade ein Hauptbinderniß, das ihn von tiefer eindringenden Abstractionen und von der Erfassung des Ideellen zurückhält; das gelegentliche Einstreuen abstracter Ausdrücke, das Anhalten und Sammeln der Rede in einer generalisirenden Phrase gefällt als pikant, logisch und geistreich; aber kehrt die Darstellung nicht gleich wieder zum Concreten, zum Sinnlichen und Factischen zurück, verweilt sie länger bei Begriffen, demonstrirt sie durch gründliche Deductionen statt durch schlagende Gegensätze; so klagt er über unbequeme, schwerfällige Metaphysik. Dadurch sind den französischen Philosophen die Gränzen gesteckt, innerhalb welcher sich ihre Forschungen zu halten haben. Ein Einsiedlerleben mit der Wissenschaft zu führen, liegt nicht im Geschmack des Franzosen; die Anerkennung des Publikums ist ihm, wo nicht Criterium der Wahrheit, doch der beinahe unentbehrliche Lohn seiner Bestrebungen; wie Numa Pompilius die Eingebungen der Nymphe Egeria seinem Volke mittheilte, so will in Frankreich auch der Philosoph mit den Resultaten seines Umgangs, mit der Wissenschaft als allgemeiner Wohlthäter hervortreten. Aber um ein größeres Publikum zu bekommen und zu fesseln, muß der philosophische Schriftsteller an die gewöhnliche Fassungskraft der Gebildeten anknüpfen, darf nicht viele gelehrte Kenntnisse voraussetzen, nicht über den Bereich eines mäßigen Nachdenkens hinausstreben. In diesen Gränzen haben sich auch die Beliebtesten und einflußreichsten Philosophen des 18ten Jahrhunderts, die Encyklopädisten, Sensualisten und Materialisten gehalten, wie Cabanis, Condillac, Holbach, welche ihre, die moralische und geistige Natur des Menschen und das Ideelle überhaupt verkennenden Systeme mit einem Scharfsinn und einer Feinheit entwickelten und vertheidigten, welche für sich schon als ein unwillkürlicher Beweis gegen ihre materialistischen Behauptungen gelten konnten. Durch sein Anknüpfen an die physikalischen Wissenschaften und die Erfahrung, durch vielseitige Gelehrsamkeit und durch die glänzende, lichtvolle Darstellung seiner Bekenner gewann das Locke-Condillacsche System, das die Sinne zu seinen Göttern machte, gegenüber von dem unverständlicheren, an das innere Bewußtseyn statt an die äußere Erfahrung sich haltenden, ohnehin veralteten Cartesianismus, bald ein ungeheures Uebergewicht und verlieh der natürlichen Ansichtsweise eines großentheils, wenigstens in den höhern Sphären, frivolen, leichtsinnigen und genußsüchtigen Volks eine wissenschaftliche Sanction. Von den mächtigsten Bundesgenossen in der Stimmung des Publikums unterstützt, eroberte der Sensualismus beinahe ganz Frankreich, der Naturalismus war das System der ausgezeichnetsten Männer der Revolution, sofern sie ihre Ansichten wissenschaftlich aussprachen. Diese Lehre ist so tief eingewurzelt, daß sie auch noch jetzt als sehr mächtig gelten muß, wie sie denn auch immer noch bedeutende Vertheidiger hat, z. B. Broussais. Aber auch wo sie nicht zum wissenschaftlichen Ausdruck kommt, haftet sie tief in der Gewohnheit und in den Gemüthern. In neuerer Zeit hat sich die deutsche Philosophie Bahn in Frankreich gebrochen: Frau von Staël pries sie an; B. Constant näherte sich der deutschen Weise; und V. Cousin studirte mit großem Eifer auf seinen Reisen nach Deutschland die Philosophie dieses Landes und verpflanzte, was ihm zusagte, nach Frankreich. Cousin findet viele Schüler, wie sich denn die französische Jugend mit großem Eifer fleißigen Studien, besonders im Felde der deutschen Literatur und Wissenschaft hingibt, und in jedem Falle ist und erweckt er eine beachtenswerthe Reaction gegen den alten Sensualismus; aber troß seines philosophischen Talents und seiner glänzenden Darstellung wollen ihn die deutschen Philosophen nicht als einen Ebenbürtigen, sondern als einen ziemlich willkürlichen Eklektiker betrachten, und die französische Sprache sträubt sich zur Zeit noch gegen die ihr aufgedrungene neue philosophische Terminologie. Mehr als die reine Speculation, sagt dem französischen Geist das angewandte Speculiren, die philosophische Betrachtung der Geschichte zu, wo der Geist nicht in „spanische Stiefeln geschnürt" ist, sondern sich in freierer Willkür ergeht. Geschichte, vorzugsweise die neuere, und Politik, an die Begebenheiten des Tags anknüpfend und auf sie angewendet, sind die Hauptdomänen des französischen Geistes in seiner ernsteren Richtung. Hier sind die Franzosen an ihrem Platz und in ihrem Recht. Sie sind das historische Volk κατ' ἐξοχήν des letztverflossenen halben Jahrhunderts gewesen; von ihnen sind fast alle Bewegungen in Europa ausgegangen; das Bewußtseyn hievon hat sich ebenso in den Selbstbespieglungen der ächten, in den mercantilischen Speculationen der falschen, im Werthe unendlich verschiednen Memoiren, wie in den gediegenen Geschichtswerken eines Mignet, Thiers, Thibaudeau u. A.

ausgesprochen. An der historischen Glorie des französischen Volks nimmt der Kammerdiener, der gemeine Soldat, der Scharfrichter Theil, und selbst Damen, niedrigen, hohen und höchsten Standes ergreifen den Griffel, um auch ihre Namen in die ehernen Tafeln dieser glänzenden Aera einzutragen; denn die ganze Nation ist durchdrungen von dem Gefühl ihrer welthistorischen „Mission.“ Worin die französischen Historiker am meisten glänzen, während die Deutschen, aus nahe liegenden Gründen, hier am meisten zurückstehen — das ist die Geschichte der Gegenwart. Mag hier auch häufig gegen die bekannte Anforderung an den Historiker, ohne Haß und Vorliebe zu schreiben, gesündigt werden und selbst die in gehaltenem Tone geschriebenen Geschichtswerke nicht mit der klassischen Ruhe eines Thucydides, der sein Leben hinter sich sah, verfaßt seyn, sondern mit der Tendenz von Männern, deren Ehrgeiz sich noch ein großes Ziel vorgesteckt hat, so ist doch auch dieß nicht so sehr zu verübeln. In einem leidenschaftlichen Zeitalter ist es kaum anders denkbar, als daß die Gegensätze der Tendenzen auch unter den Historikern einseitige Vertreter finden, und daß es einem spätern Geschlechte vorbehalten bleiben muß, die unparteiische Wahrheit aus den verschiedenen Fassungen herauszuziehen. So hat denn die Geschichtschreibung der Franzosen immer mehr eine politische als eine gelehrte Färbung; denn Politik ist der Hauptfactor in ihrem Leben geworden. Aber ihre Ansichten, die Ergebnisse ihrer Erfahrungen und ihres Nachdenkens, legen sie seltner in Schriften nieder, deren Erfolg und Verbreitung zweifelhafter bleibt, als sie sie in ihren Vorträgen in den Kammern aussprechen, und in den Journalen zerstreuen, wo ihnen eine große Anzahl Hörer oder Leser gewiß ist. Hier kommt ihren Rednern und Schriftstellern das nationale Talent des Deklamirens und Raisonnirens trefflich zu statten; in den Reden kann die Schärfe der Frage umgangen, in den raisonnirenden Artikeln das Gebiet der Erörterung willkürlich enger oder weiter gesteckt werden; aber die Folge davon ist, daß nie System gegen System in voller Rüstung auftritt, sondern Faction gegen Faction, und daß bei den beständigen Neckereien der Parteien, bei welchen öfters der eigentliche Zankapfel nicht die Doctrine, sondern der Besitz der Macht ist, die Kräfte vergeudet werden. Ohne Zweifel wird in den Discussionen und Reden, in den Artikeln der Journale manches treffende Wort ausgesprochen, manche Blöße des Gegners aufgedeckt, mancher Begriff mit Scharfsinn erörtert und analysirt, manche Consequenz angedeutet — aber es bleibt eine Verhandlung ohne Resumé, ohne Ueberblick; die geistreichsten Reden und Aufsätze sind die dem verzehrenden Tage dargebrachten geistigen Hekatomben, deren Opfer jeden Tag erneuert werden muß, weil es die strenge Göttin Eris nie versöhnt. Die Losung der politischen Schriftsteller ist die umgekehrte von der des Thucydides, der nicht ein Prachtstück für den Augenblick, sondern ein Denkmal auf immer gründen wollte. Mit theoretischer Aufstellung eines Systems befaßt man sich nicht mehr viel; wer sich für Politik interessirt, glaubt ohnehin ein solches fertig im Kopfe zu haben; Rousseau's Contrat social ist eigentlich immer noch das Evangelium einer Partei und die Menschenrechte ihre Losung; die Einen steifen sich auf den Besitz, die Andern appelliren an die Zukunft. Den Uebergang von der Geschichte und Politik zur schönen Literatur brauchen wir nicht zu machen; er macht sich selbst. Die schöne Literatur ist nicht das Elysium, wo die in der Politik und im Leben entzweiten Geister versöhnt und einträchtig wandeln, vor dessen Pforten sie ihre mörderischen Waffen ablegen: zwar im Ballet und in der Oper vergißt man zur Noth den Hader und schmelzen die Seelen der politischen Gegner in einem Meer der Entzückung zusammen; aber wo das Wort über die Lippen und aus der Feder kommt, in Dichtung und Roman, da scheint der Saft der Galläpfel in der Tinte schon eine Vorbedeutung von den Wirkungen des damit geschriebenen geistigen Products zu seyn, dem, wenn es von einer Seite mit Lob und Enthusiasmus empfangen wird, sich von der andern Mißgunst und Erbitterung entgegenstellen. In dieser Beziehung muß man einen doppelten Gegensatz in der französischen schönen Literatur unterscheiden. Der eine besteht darin, daß die Schriftsteller ihrer politischen Gesinnung nach auf der einen oder andern Seite stehen und die Poesie, die Kunstform, nur zum Mittel des Vortrags und der Verbreitung ihrer Ansichten machen; so ward von Barthelemy zuerst Napoleon gefeiert, dann sein Sohn, dann die Revolution und zuletzt Louis Philipp; so verspottete Beranger die Bourbons. Dieser Gegensatz berührt aber eigentlich nicht die Poesie selbst; die Frage ist hier nur, ob sich die gewählten Gegenstände für die Poesie eignen, und die faktische Entscheidung dieser, a priori nicht zu lösenden Frage, hängt ganz von dem Genie des sie behandelnden Dichters ab. Der zweite, wichtigere, Gegensatz ist derjenige, welcher das Wesen der Poesie selbst betrifft und in der neuern französischen Literatur durch die Namen Classicismus und Romanticismus bezeichnet wird. Die Geschichte und Bedeutung dieses Gegensatzes nimmt eine besondere Ausführung in Anspruch; hier nur das Allgemeinste!

(Fortsetzung folgt.)

Leone Leoni.

(Fortsetzung.)

Trotz dieser Trostrede Leoni's fühlte sich Juliette nachgerade vernachlässigt, und das Andenken an die Ihrigen erwachte wieder; und doch siegte immer wieder ein Blick von ihm über ihren Schmerz. Ein Gespräch aber, zwischen zwei Hausfreunden Leoni's, dem Vicomte Chalm, einem Emigré, und einem Marquis, das sie zufällig hörte, und worin von ihr und ihrem Verhältniß zu Leoni in den beleidigendsten Ausdrücken gesprochen wurde, erhöhte ihren Kummer. Sie beklagte sich bei Leoni aufs bitterste. Dieser beschwor sie solche übermüthige, leichtfertige Worte nicht so hoch anzuschlagen, und versicherte sie mit solcher Wärme seiner Liebe, daß sie sich tröstete. Statt daß jedoch Leoni seine Freunde zurecht gewiesen hätte, verfolgte vielmehr seit dieser Zeit der Vicomte Chalm Julietten beständig mit frechen Blicken und bei einem Gelage, wo sie unbemerkt ins Zimmer trat, bekam sie so viel zu hören, daß sie verzweiflungsvoll forteilte: von Schulden, von Falschspielen, von drohenden Gefahren und von dem Erlöschen der Leidenschaft Leon'is zu ihr. Dieß letzte war das Ein=

zige, was ihr ganz klar wurde, und was sie vornehmlich in eine gefährliche Krankheit stürzte, während welcher Leoni nur sparsam sich nach ihrem Zustand erkundigte. Sie beschloß abzureisen und theilte ihm ihren Vorsatz mit, so wie auch, daß sie gehört, was er bei jenem Gelage von ihr gesprochen. Leoni wurde von ihrer Festigkeit erschüttert; er schluchzte und weinte, er umarmte sie wie wahnsinnig und erklärte ihr, daß er sie nicht von sich lasse, daß er sie leidenschaftlich liebe. „Du weißt nicht, Juliette“ sagte er, „o du weißt nicht all mein Unglück! du weißt nicht, wozu mich die Gesellschaft von Verworfenen verurtheilt, wohin mich eine Seele von Erz, Feuer, Gold und Koth reißt, die ich vom Himmel und von der Hölle zusammen bekommen habe. Wenn du mich nicht mehr lieben willst, so will ich nicht mehr leben. Juliette, Juliette, Gnade, Verzeihung! ich fühle meine Seele zermalmt, wenn du mich verläßest.“ Alles war die Arme bereit ihm zu verzeihen, wenn er nur sie liebte; er gab diese Versicherung mit Entzücken. Er verabredete mit ihr, daß er nach Mailand reisen wolle, um dort Geld zu erheben; in acht, höchstens vierzehn Tagen komme er zurück um dann für immer mit ihr, wo sie wolle zu leben. Er reiste ab, aber er kam nicht zur bestimmten Zeit; statt seiner kamen Briefe welche die Frist seiner Zurückkunft immer weiter hinausschoben! und eines Morgens kam der Vicomte Chalm, der sich in den Pallast gedrängt hatte, im Auftrag Leoni's, wie er angab. Der Elende entwarf, unter dem Namen der Freundschaft, das ungünstigste Bild von Leoni, den er als einen völligen, studirten Heuchler schilderte, sprach von seinen zerrütteten Vermögensumständen, suchte sie für einen reichen, jungen Engländer, Lord Edwards zu gewinnen, versicherte sie, daß Leoni eine andere Geliebte habe — und gab ihr endlich einen Brief von Leoni, der ihn zu all diesem ermächtigte! Leoni schrieb in diesem Brief, er wolle es darauf ankommen lassen, ob Juliette, für die er eine unüberwindliche, thörichte Neigung habe, diese Probe bestehe. Aber Juliette, statt dem Vicomte zu Lord Edwards zu folgen, wie er wähnte, reis'te sofort nach Mailand ab, nachdem sie sich mit Gewalt von seinem Arme losgemacht und ihn in einen Kanal hatte hineinstürzen lassen. Sein Blick schwur ihr ewige Rache. In Mailand angekommen, hielt sie Leoni den Brief vor, der sich, todesblaß, dazu bekannte. Sie brach in die bittersten und schmerzlichsten Vorwürfe aus. Leoni, außer sich, suchte sie zu überzeugen, daß er nur um seinem Gewissen neue Vorwürfe zu ersparen, in jenen Plan gewilligt; „armer Engel, rief er aus, verdientest du die Genossin und das Opfer eines Verbrechers zu seyn, wie ich? Was hast du Gott vor deiner Geburt schon zu Leide gethan, unglückliches Kind, daß er dich in die Arme eines Verworfenen warf, der dich durch Schande und Verzweiflung tödtet! Arme Juliette, arme Juliette!“ Und wieder ließ sich die Bethörte durch die verzweifelnden Versicherungen seiner noch fortdauernden Liebe, welche die Trennung nicht ertragen könne, zum Bleiben bewegen; trotz dem, daß er ihr gestehen mußte, er unterhalte ein Liebesverhältniß mit der jungen, reichen, verwittweten Fürstin Zagarolo. Er betheuerte, daß er die Prinzessin, wenn er an Juliette denke, hassen und verabscheuen müsse. So blieb sie, aber im schrecklichsten Zustand. „Die fortwährenden Aufregungen schwächten meine Seele wie meinen Körper; ich verlor nach und nach das Vermögen richtig zu denken; Gut und Bös, Achtung und Verachtung wurden für mich leere Töne, Worte die ich nicht mehr verstehen konnte und die mich in Angst setzten wie unermeßliche Zahlen, die ich hätte zusammenrechnen sollen. Leoni hatte von jetzt an über mich eine mehr als nur moralische Gewalt; er besaß eine magnetische Kraft, der ich mich nicht mehr entziehen konnte. Sein Blick, seine Stimme, seine Thränen wirkten auf meine Nerven ebenso, wie auf mein Herz; ich war nur eine Maschine die er nach seiner Willkür bewegte, in jedem Sinne.“ Sie galt für Leoni's Schwester; sie ging wenig aus, während er die meiste Zeit bei der Fürstin zubrachte, mit der er sein Verhältniß nicht abbrechen konnte. Sie leerte den bittern Kelch der Eifersucht bis auf die Hefen. Sie beschloß schweigend zu sterben. Eines Abends, als sie aus dem Dom heimging, wo sie brünstig gebetet hatte, begegnete sie einem Manne, in welchem sie Henryet erkannte. Sofort erinnerte sie sich der Rolle, welche er an jenem Ballabend gespielt hatte; sie begrüßte ihn lebhaft und überhäufte ihn mit Fragen. Er schien gerührt — er brachte ihr die Nachricht, daß ihr Vater gestorben, ihre Mutter lange krank gewesen und noch jetzt trostlos und ganz verblüht sey, daß sie aber immer noch den Namen der geliebten Tochter im Munde habe und nur an sie denke. Henryet gestand ihr auf ihre Frage, daß er sie zu lieben und zu achten aufgehört habe, aber sie bedaure, zu jedem Dienst bereit sey und sie zu ihrer Mutter heimführen wolle. Sie bestellte ihn auf den andern Tag zu sich, und so schwach war sie, daß sie, als er kam, beinah Alles vergessen hatte, was sie mit ihm besprochen. Er schlug ihr wieder vor, sie heimzuführen, sie antwortete weinend: sie wolle es, aber könne es nicht. Jetzt entdeckte ihr Henryet, was er von Leoni wußte, voll Verwunderung, daß sie es bisher noch nicht erfahren hatte; er sagte ihr, daß er Leoni von Paris mit einem Wort, von Brüssel mit einem Blick fortgejagt, daß Leoni die Kostbarkeiten ihres Vaters nicht zurückgeschickt, sondern gestohlen, verkauft und in Venedig davon gelebt habe; er erzählte ihr Leoni's Leben, der, aus einer edlen venetianischen Familie stammend, eine glänzende Erziehung, aber unter einem durchaus unsittlichen Lehrmeister, genossen, sich durch große Reisen gebildet, viele Verbindungen angeknüpft, nach seines Vaters Tod sein Vermögen verschwendet und dann in Paris als falscher Spieler gelebt habe. Er habe mit einem seiner saubern Genossen, einem Marquis, dieß schändliche Gewerbe mit solcher Vorsicht betrieben, daß man lange nichts geahnt. Ein Freund Henryets wurde aufmerksam und übertrug, da er abreisen mußte, diesem die weitere Beobachtung, welche zur zweifellosen Entdeckung führte. Henryet gab sie nicht an, aber zwang sie unverzüglich abzureisen. Ihre gehorsame Unterwürfigkeit und ihr Schrecken bestätigten ihre Schuld.

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 4.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

20 Februar 1836.

Einige Lieder von Robert Burns.

5.

John Anderson, mein Lieb, John,
Als ich zuerst dich sah,
Wie dunkel war dein Haar, und
Wie glatt dein Antlitz da!
Doch jetzt ist kahl dein Haupt, John,
Schneeweiß dein Haar, und trüb
Dein Aug'; doch Heil und Segen dir,
John Anderson, mein Lieb!

John Anderson, mein Lieb, John,
Bergauf stiegst du mit mir;
Und manchen lust'gen Tag, John,
Zusammen hatten wir.
Nun geht's den Berg hinab, John,
Doch Hand in Hand! — komm, gib
Sie mir! in einem Grab ruhn wir,
John Anderson, mein Lieb!

6.

Mein Herz ist im Hochland, mein Herz ist nicht hier!
Mein Herz ist im Hochland, im wald'gen Revier!
Da jag' ich das Rothwild, da folg' ich dem Reh,
Mein Herz ist im Hochland, wo immer ich geh'.

Mein Norden, mein Hochland, lebt wohl, ich muß ziehn!
Du Wiege von Allem, was stark und was kühn!
Doch wo ich auch wandre und wo ich auch bin,
Nach den Hügeln des Hochlands steht allzeit mein Sinn!

Lebt wohl, ihr Gebirge mit Häuptern voll Schnee,
Ihr Schluchten, ihr Thäler, du schäumender See,
Ihr Wälder, ihr Klippen, so grau und bemoost,
Ihr Ströme, die zornig durch Felsen ihr tos't!

Mein Herz ist im Hochland, mein Herz ist nicht hier!
Mein Herz ist im Hochland, im wald'gen Revier!
Da jag' ich das Rothwild, da folg' ich dem Reh,
Mein Herz ist im Hochland, wo immer ich geh'!

7.

O, wär' mein Lieb' die rothe Ros',
Die auf des Schlosses Mauer glüht!
O, wär' ich selbst der Tropfen Thau,
Den man im Kelch der Rose sieht!

An ihrer Brust die ganze Nacht
Läg' ich, und schwelgt' in trunkner Lust;
Bis Morgens, wo der Tag erwacht,
Läg' ich an ihrer süßen Brust.

O, wär' mein Lieb ein Holderstrauch,
Wie der, voll Blumen jeder Ast!
O, wär' ich selbst ein Vögelein!
Auf seinen Zweigen hielt' ich Rast.

Wie wollt' ich trauern, säh' ich ihn
Entblättern des Novembers Wehn;
Wie singen, sähe blüh'nd und grün
Ich wieder ihn im Lenze stehn!

8.

Nun, wer klopft an meine Thür? —
Ich, mein Schatz! sprach Findlay. —
Geh' nach Haus! was treibst du hier? —
Gutes nur! sprach Findlay. —
Wie ein Räuber schleichst du doch! —
Raub' auch gern! sprach Findlay. —
Treibst vor Morgen Unfug noch; —
Allerdings! sprach Findlay.

Stånd' ich auf, und ließ' dich ein. —
Laß mich ein! sprach Findlay; —
Schlief' ich wohl nicht wieder ein! —
Kann wohl seyn! sprach Findlay. —
Wärst du bei mir im Gemach, —
Wär' ich's erst, sprach Findlay, —
Gingest du wohl nicht vor Tag; —
Freilich nicht! sprach Findlay.

Aber nimm, bleibst du die Nacht, —
Ja, ich bleib! sprach Findlay; —
Auf dem Heimweg dich in Acht! —
Fürchte nichts! sprach Findlay. —
Aber, was im Kämmerlein —
Auch geschieht, sprach Findlay; —
Halt's geheim, verschweig' es fein! —
Ganz gewiß! sprach Findlay.

F. Freiligrath.

Ueberblick
über
französische, englische und deutsche Literatur.
(Fortsetzung.)

Nach den vor der Revolution geltenden Begriffen wurde der Name der Poesie ausschließlich nur auf die Productionen in gebundener Rede angewendet, und vorzüglich behauptete die dramatische Poesie durch Corneille, Racine und Voltaire vor den andern Dichtungsarten den Vorrang. Diese wurden die classischen Muster und Meister, von deren Vorbild abzugehen durchaus unstatthaft war. Unverbrüchliche Regeln (die drei Einheiten) und eine besondere poetische Sprache bildeten sich; aber auch materiell wurde der Poesie das Feld abgesteckt und beschränkt, so daß theils in der Wahl der Stoffe, theils in der Composition und in der Ausführung stehende Normen eingeführt wurden, deren Beobachtung man als die Bürgschaft eines reinen und hohen Styls in der Poesie ansah. Aber die genaueste und ängstlichste Erfüllung der formellen und negativen Regeln vermochte doch nicht den nach herkömmlichem Schema zugeschnittenen Gestalten individuelles und ächtes Leben einzuhauchen; es wurden mehr die Abstracta gewisser Eigenschaften und Gemüthszustände daraus, als eigenthümlich redende und handelnde Personen. Alles wurde feierlich, steif und conventionell, der Etikette unterworfen. Da mußte die Poesie, der die besten und reichsten Lebensquellen systematisch abgeschnitten wurden, verkümmern; die Productionskraft, doch noch nicht stark genug, gegen den peinlichen und erdrückenden Zwang sich offen aufzulehnen und die lästigen, zum Theil goldenen Fesseln zu zerbrechen, welche auf der Poesie im strengern Sinne lasteten, warf sich auf andere Gebiete, den Roman, die Erzählung, wo man größere Freiheit genoß. Aber nach der Revolution (während derselben war für diese Interessen wenig Raum) empörte sich die Poesie, bestärkt und bereichert durch den ganzen Ideenreichthum der neuen Aera und durch die früher verschmähten, aber nunmehr mit Eifer studirten, gepriesenen und nachgeahmten poetischen Werke der Engländer und Deutschen. Während der Ruhe der Restauration gediehen vorzüglich die geistigen Interessen und Bestrebungen. Frau von Staël in ihrem Buch über Deutschland hatte die Aufmerksamkeit der Franzosen auf diese, von ihnen früh.r verachtete und allerdings erst in jüngerer Zeit aufgeblühte Literatur gerichtet, und ohnehin hatten die Revolution und die Napoleonischen Kriege den Verkehr befördert. Goethe besonders wurde in Frankreich eingeführt, auch Schiller, Jean Paul, Hoffmann und die beiden großen englischen Dichter, Shakspeare und Byron gewannen bedeutenden Einfluß. Aus diesen Elementen entwickelte sich der sogenannte Romanticismus, der jedoch von der deutschen Romantik der Schlegel, Tieck, Novalis, Arnims u. a. wesentlich verschieden ist. Diese Letztern strebten der deutschen Poesie in den verklärten Tendenzen des Mittelalters, verbunden mit einer begeisterten Naturanschauung, wieder eine nationale Basis zu geben; sie hatten deßwegen bei ihren Produktionen immer den Blick auch in die Vergangenheit gerichtet; Chateaubriand, der französische, legitimistische Edelmann, der Autor des génie du Christianisme war ihnen allerdings verwandt (während Lamartine skeptisch modern ist;) aber der Nachwuchs der französischen Romantiker, Viktor Hugo an ihrer Spitze, stellten theoretisch und faktisch ganz andre Grundsätze auf, mit denen, wie mit einer raschen Aufeinanderfolge von Productionen, sie gegen den Klassicismus zu Felde zogen. Die unbeschränkte Freiheit der Poesie in Wahl des Gegenstandes und der Form wurde proklamirt, die Wahrheit und Natur gegen die kalte Etikette in Schutz genommen, die poetische Sprache ihrer willkürlichen Fesseln entledigt. Aufmerksamkeit erregende Werke von Viktor Hugo ererschienen; Hernani drang siegreich durch und entschied den Sieg des Romanticismus, dem sich die glänzendsten jüngeren Talente anschlossen, während der Classicismus außer von Baour-Lormian meist nur von Kritikern gehalten wurde, deren Hauptwaffe gegen den Gegner die freilich nicht seltenen Lächerlichkeiten und Ausschweifungen des Romanticismus waren. Dieser hat, die mittelalterlichen Tendenzen meist ganz aufgebend, den Blick auf die Interessen der Gegenwart und der Zukunft gerichtet, und an die Stelle der christlichkatholischen die moderne und namentlich die französische Weltanschauung gesetzt. Seine rühmenswerthen Bestrebungen und Leistungen sind jedoch zum Theil vergesellschaftet mit großen Fehlern. Die Nachahmung der englischen und deutschen Muster, die nicht einmal immer glücklich gewählt sind, wird oft zur Karikatur, die Natürlichkeit zur Uebertreibung, die bald geschmacklos, bald sogar ekelhaft ist, und das Bizarre muß für originell gelten. Mehr und mehr schrieben die Dichter auch Prosa, was früher seltner der Fall gewesen. Der Roman, begünstigt durch seine ungebundnere Form, eignete sich alle die Gesellschaft und das Leben bewegenden Interessen, den ganzen Reichthum der Gegenwart an Ideen, Thatsachen und Bestrebungen an; deßhalb wandten sich die romantischen Dichter ihm besonders zu, und er mußte auch auf das Drama einwirken, das, um sich neben ihm zu erhalten, Allem aufbieten muß, und doch wird es, mit all den Hülfs- und Reizmitteln, welche die Bühne an die Hand gibt, Mühe haben, dem Alles an sich reißenden

Roman das Gleichgewicht zu halten. Viktor Hugo scheint für Vorwürfe, welche die Form des Drama nicht fassen konnte, die Romanform gewählt zu haben, hiermit gleichsam anerkennend, daß, was seine Phantasie zu geben hatte, die strengere poetische Form überschwelle.

Ueberhaupt dürfte als der Charakter der modernen französischen Poesie die Maßlosigkeit zu bezeichnen seyn, die sich kund gibt in willkürlicher Verbindung und Mischung aller Formen, in Karikirung der Charaktere, in Ueberspannung der Sprache, und oft in dem Wahnsinn der Erfindung; dadurch scheint sich die lange in Fesseln gehaltene Poesie für den erduldeten Zwang zu rächen, so wie die lange vernachlässigte ausländische Literatur jetzt auf eine oft unheimliche Weise in der französischen spukt. Eine solche Poesie steht im Zusammenhange mit dem dermaligen Zustande Frankreichs, der zwischen Aufregung und Abspannung schwankt und wechselt; die Aufgeregten, wenn sie überhaupt noch Geschmack an Poesie haben, verlangen von ihr eine, wenigstens augenblickliche, Ueberbietung der sie bewegenden Interessen; die Abgespannten bedürfen, um geweckt zu werden, kräftiger Eindrücke. Es steht dahin, ob der jetzt florirende und gährende poetische Realismus und Materialismus (keineswegs gleichbedeutend mit dem philosophischen, wiewohl vielleicht öfters mit ihm zusammentreffend) sich durch den Niederschlag seiner gröberen irdischeren Substanzen läutern und zur concreten Poesie verklären wird, zu jener Poesie, welche ächte Gestalten, mit Licht und Schatten, mit allen Attributen der lebendigen Wahrheit erschafft, aber nicht durch Wachsfigurenähnlichkeit überrascht und erschreckt; welche die schärfsten und tiefsten Gegensätze aufstellt, aber nur, soweit sie den Zauber besitzt, dieselben auch zu versöhnen; welche die Leidenschaften kennt und lebendig schildert, aber selbst mit nüchternem und beherrschendem Auge außerhalb des Kreises derselben steht.

(Fortsetzung folgt.)

Leone Leoni.

(Fortsetzung.

Henryet beschloß seine Erzählung damit, daß er ihr die Aussicht eröffnete, bald die Erbschaft der todkranken Fürstin antreten, ihre Kleider und Diamanten tragen zu können, da Leoni nur um ihres Reichthums willen und in der Hoffnung von ihr zum Erben eingesetzt zu werden, ihre leidenschaftliche Liebe erwiedere. — Schreckliche Krämpfe ließen Juliette nicht weiter hören. Leoni kam heim; er hatte gehört, daß ein Mann drei Stunden lang bei Julietten gewesen, und argwohnte, als sie auf seine Frage stumm blieb, daß es ein Geliebter sey. Mit kaltem Zorn ging er aus und mit einer Drohung. Sie lag in dumpfer Betäubung da. Um Mitternacht erwachte sie und sah an einem Tisch Leoni und den Marquis trinken. Aus ihrem entsetzlichen, gräuelvollen Gespräch nahm sie ab, daß sie von Henryets Anwesenheit wußten und mit Planen umgingen, sich seiner zu entledigen. Leoni wollte sich mit ihm schlagen, der Marquis ihn meuchelmorden. Ueber ihren verruchten Anschlägen, wobei der Marquis sich als Verführer mit der kältesten Bosheit aussprach, versank die Kranke in eine neue Betäubung. Sie glaubte, als sie wieder erwachte, nur eine Fortsetzung des vorigen Gesprächs zu hören, denn in dem Zimmer war Alles dasselbe; aber es lagen 24 Stunden dazwischen, und Henryet war in dieser Zeit ermordet worden, der Marquis hatte ihn niederstoßen wollen, aber floh, als es mißglückte, und Leoni tödete den Flamänder im Zweikampf mit Messern, zur Vertheidigung seines eigenen Lebens. Ein bei ihm gefundner Brief an die Mutter Juliettens zeigte die Reinheit seiner Absichten; bald werde er ihr ihre Tochter, die er bemittleiden müsse, so sehr er ihr Benehmen verabscheue, zurückbringen. Leoni ward darüber gerührt und klagte sich an; der Marquis spottete seiner mit teuflischem Hohn; ich gehe jetzt schlafen, sagte er, gute Nacht, mein Lieber! lege dich zu deiner Frau, aber wechs'le das Hemd, denn du hast das Blut Henryets an deiner Herzkrause! — Leoni näherte sich Julietten, die ihm mit schwacher Stimme entgegen rief: Mörder, Mörder, Mörder! und die Worte Lorenzo's wiederholte: Lege dich zu deiner Frau, aber wechs'le das Hemd, denn du hast das Blut Henryets an deiner Herzkrause! Leoni stürzte zu Boden; Juliette ward ohnmächtig; in seinen Armen erwachte sie wieder. Nie war er zärtlicher, nie seine Beredsamkeit hinreißender gewesen; er klagte sich sebst an als den elendesten der Menschen; nur Eines erhebe ihn in seinen eigenen Augen: seine unauslöschliche Liebe zu ihr! Er gestand alle Schändlichkeiten seines Lebens, aber in dieser Versunkenheit zeigte er ihr sein Vermögen zu lieben, die ewige Kraft einer Seele, in der die gröbsten Ausschweifungen, die gefährlichsten Proben das heilige Feuer nicht zu löschen vermochten. „Mein Lebenswandel ist niederträchtig, sagte er, aber mein Herz blieb immer edel; es blutet immer über seine Frevel; es hat so kräftig, so rein wie in der frühsten Jugend sich das Gefühl für Recht und Unrecht, den Abscheu vor dem Bösen, das es begeht, die Begeisterung für das Schöne, was es anschaut, bewahrt. Deine Geduld, deine Tugenden, deine himmlische Güte, deine unerschöpfliche, gottgleiche Barmherzigkeit können keinem Wesen zu Gute kommen, das sie besser verstände, sie heißer bewunderte. Ein Mann von strenger Tugend würde dies alles natürlicher finden und weniger schätzen; bei einem solchen wärest du nur ein braves Weib; bei einem Mann wie ich bist du eine erhabene Frau, und die in meinem Busen sich anhäufende Schuld der Erkenntlichkeit ist unermeßlich, wie deine Leiden und deine Opfer. Ist es nichts, geliebt zu seyn und das Recht zu haben auf eine unendliche Leidenschaft? Bei welchem andern Manne hättest du dieß Recht wie bei mir? Glaubst du, es gebe etwas Anderes im Leben als die Liebe? Ich glaube es nimmerwehr! Und glaubst du es sey etwas so Leichtes, darum, sie einzuflößen und sie zu empfinden! Tausende von Menschen sterben unvollendet, ohne eine andre Liebe gekannt zu haben als die der Thiere, und oft sucht ein Herz, das ihrer fähig wäre, umsonst sie zu äußern, und scheidet jungfräulich aus allen irdischen Umarmungen, um sie vielleicht im Himmel zu finden. O wenn Gott auf Erden es uns vergönnt, dieses tiefe, heftige, unauslöschliche Gefühl, dann Juliette! braucht man nicht mehr das Paradies zu wün-

schen und zu hoffen; denn das Paradies ist das Ineinanderschmelzen zweier Seelen in einem Kuß der Liebe; und was liegt daran, wenn wir es hienieden nur gefunden haben, ob in den Armen einer Heiligen oder einer Verdammten? ob er verflucht ist oder angebetet unter den Menschen, der den du liebst, was liegt daran, wenn er nur dich se'ig macht? Was hast du an mir geliebt von Anfang an? Wenn du mich jetzt hassest, so muß ich zweifeln an deiner frühern Liebe! Statt des Engels, des ergebenen Opfers, dessen vergossenes Blut tropfenweise über meine Lippen träufelt, seh' ich in dir nur noch ein armes, leichtgläubiges, schwaches Mädchen, das mich geliebt hat aus Eitelkeit und mich verläßt aus Selbstsucht. Bedenke, was du thust, wenn du mich verläßt! du verlierst den einzigen Freund, der dich kennt, der dich schätzt, der dich anbetet, einer Welt zulieb, die dich verachtet und deren Schätzung du nicht wieder erlangen wirst. Es bleibt dir nichts übrig in der Welt, mein armes Kind, als ich! und wenn du jetzt noch mich lieben und mir folgen willst: wisse, daß ich dich dann lieben werde mit einer Liebe, von der du keinen Begriff hast, und von der ich nie die leiseste Ahnung gehabt hätte, wenn ich dich regelmäßig geheirathet und friedlich mit dir im Schoße deiner Familie gelebt hätte. Bisher habe ich dich noch nicht so geliebt, wie ich das Vermögen dazu in mir fühle. Du hast mich bisher noch nicht geliebt als den, der ich bin; du schenktest deine Neigung einem falschen Leoni, an dem du noch etwas wie Größe, etwas Bestechendes sahest. Ich wünschte mir eine Seele, die mich kennte, wie ich bin, eine Freundin, die doch mich nicht verdammte, und ich flehte zum Himmel, daß du diese Seele seyn möchtest, denn dich liebte ich am höchsten auf Erden, ehe ich noch begriff, was alles uns noch übrig bleibe für einander zu thun, um uns wahrhaft zu lieben." Und noch übte seine, durch alle Niederträchtigkeit und Frevel unentstellte Schönheit, sein dunkles Auge, seine Zärtlichkeit die alte Macht über Juliettens Seele; sie vergaß Alles, auch Henryets Blut. Eine neue Periode des Glücks, eines größern Glücks sogar, als in jenem ländlichen Aufenthalt, begann für sie in der feurigeren Zärtlichkeit Leoni's. Seinen Umgang mit der Fürstin Zagarolo brach er beinahe ganz ab; eines Abends aber kam er in großer Bewegung heim, und verlangte unter tausend Liebkosungen von der Armen ein neues Opfer. Die Fürstin war argwöhnisch geworden, die angebliche Schwester Leoni's könnte seine Geliebte oder seine Gattin seyn; sie verlangte sie zu sehen, sie bei sich in ihrem Palast zu haben. Mit dem Gefühl eines, der zum Tode geführt wird, trat die willenlose Juliette den schweren und schimpflichen Gang an; die peinliche erste Stunde ging vorüber, die beiden Frauen gewannen sich lieb, und Juliette, obgleich oft von bitterer Eifersucht gequält, pflegte die arme Kranke in den Tagen des herannahenden Todes. Leoni sah hoffnungsvoll der Erfüllung seiner Aussichten auf die Erbschaft entgegen, als eines Tags der Fürstin ein Brief zugestellt wurde, nach dessen Lesung sie ohnmächtig hinsank. Leoni las den Brief; er war von dem Vicomte Chalm und entdeckte der Fürstin Leoni's Verhältniß zu Juliette. Leoni und der Marquis Lorenzo waren allein im Zimmer; Julietten schickten sie hinaus; eine schlimme Ahnung durchzuckte sie, daß sie sogleich wieder zurückkehrte, sie schüttete der Kranken die letzte Arznei ein, und in ihren Armen verschied sie. Leoni ward der Erbe ihres Vermögens. Auf eine Anklage wegen unzweifelhafter Vergiftung wurden er und Juliette verhaftet und untersucht, aber freigesprochen. Der allein schuldige Marquis hatte sich davon gemacht. Jetzt fing Leoni wieder sein verschwenderisches, leichtsinniges Leben an, und vernachlässigte wieder Julietten. Während Leoni den größten Theil des neuen Reichthums auf jede Art verschwendete, verseufzte sie ihr Leben in Scham, Kummer und Eifersucht. Ein Brief mit der Nachricht, daß ihre Mutter todkrank sey, rief sie nach Brüssel, sie eilte hin, erhielt die Verzeihung der Sterbenden, versank in einen stumpfen Trübsinn und dachte nicht mehr daran, zu Leoni zurückzukehren. Ihre Tante begegnete ihr mit trüber, schonender Milde. Sie sah sonst Niemand. Sie schauderte vor dem Gedanken, den einst so Heißgeliebten wieder zu sehen; sie besaß nicht mehr die Kraft zu lieben oder zu hassen. Nachdem sie, wie sie es nicht anders erwartet, lang ohne Briefe geblieben, kam einer an mit traurigen Nachrichten. Es war ein anderes, späteres Testament der Fürstin an den Tag gekommen, das nicht Leoni zum Erben einsetzte. Er sollte das Verschwendete ersetzen, und wurde ins Gefängniß geworfen. Juliettens Entschluß war gefaßt; mit der schweigenden Zustimmung ihrer Tante verkaufte sie Alles, was sie hatte, eilte nach Mailand, zahlte Leoni's Schulden und befreite ihn aus dem Kerker. Aber er war körperlich und geistig ganz heruntergekommen und beinahe wahnsinnig; es blieb ihnen nur wenig Geld übrig; sie gingen nach Florenz, und mit ihrer Hände Arbeit ernährte Juliette den Unglücklichen, Stumpfsinnigen, der sie beständig seinen Mißmuth über die jetzigen Entbehrungen fühlen ließ, ihr seine armseligen Kleider ze'gte, und ihr Vorwürfe machte: du kannst mir also keine andern schaffen? du willst mir keine andern schaffen? und solche Reden unzählige Male wiederholte. Sie verstand nicht den abscheulichen Sinn, der darin lag; er glaubte, sie wolle ihn nicht verstehen und mißhandelte sie aufs grausamste. Zwar bat er sie nachher fußfällig um Verzeihung, aber sie wich selbst am Ende solchen Aussöhnungen aus, welche seinen Nervenzustand nur verschlimmerten. Wenn sie bisweilen Nachts aufwachte, sah sie ihn mit düstrer Miene vor ihrem Bett stehen, und glaubte, er wolle sie töden. Endlich machte er einen teuflischen Versuch, sie dem Lord Edwards in die Hände zu spielen; Juliette sprang zum Fenster hinaus; Leoni und seine Mitschuldigen entflohen; Juliette wurde todkrank aufgehoben, und wäre in ein Hospital oder Irrenhaus gebracht worden, wenn nicht der Spanier Don Aleo Bustamente sich ihrer großmüthig angenommen und für ihre Herstellung alle ersinnliche Sorge getragen hätte, ohne ihre jammervolle Lage und ihre Ohnmacht irgend zu mißbrauchen.

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 5.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

24 Februar 1836.

James Hogg, der Ettrick-Schäfer.

Wir theilen über diesen kürzlich verstorbenen Naturdichter einige Notizen mit. Hogg war, wie er selbst gern erzählte, als Schäfer geboren, der Abkömmling von vielen Generationen von Schäfern — aber so niedrig seine Familie war, so blieb sie doch nicht verschont von Mißgeschick; sechs Jahre alt, mußte „Jamie der Poeter," wie man ihn nachmals nannte, sich selbst seinen Lebensunterhalt suchen, und verdingte sich zu diesem Behuf bei einem Pächter der Nachbarschaft zum Hüten der Kühe, eine Beschäftigung, die er als die niedrigste in Schottland schildert, die aber doch des Romantischen nicht entbehrte, wie manche Anekdoten aus seinem Jugendleben zeigen, wie z. B. folgende. „In diesem Sommer ward ich, erst acht Jahre alt, auf eine Haide ausgeschickt, mit einem rosenwangigen Mädchen, welche eine Heerde frischentwöhnter Lämmer zu weiden hatte, und ich hütete neben ihr meine unglückseligen Kühe. Da sie keinen Hund, ich aber ein treffliches Thier hatte, ward mir befohlen, mich ganz in ihrer Nähe zu halten. Nie wurde ein Befehl treuer befolgt. Tag für Tag hütete ich Kühe und Lämmer und Betty hatte gar nichts zu thun, als dazusitzen und zu nähen. Dann aßen wir alle Tage zusammen und nach dem Essen legte ich mein Haupt in ihren Schoos, deckte meinen Mantel (Plaid) auf ihre nackten Füße und suchte einen tüchtigen Schlaf zu thun. Eines Tages hörte ich sie vor sich hin sagen: armer Bursche! er ist todmüde! und da weinte ich, bis ich fürchtete, sie könnte meine warm herabrieselnden Thränen spüren. Ich wünschte, mein Herr, ein hübscher, junger Mann, möchte sich in sie verlieben und sie heirathen, und wunderte mich, wie er so blind und dumm seyn könne, es nicht zu thun. Aber ich dachte: Wäre ich er, so wüßte ich wohl was ich thäte." Als Pächter hatte er Unglück und mußte seinen Pacht aufgeben; er wandte sich nach Edinburg, wo er nach einiger Zeit glücklich durchdrang. Erst in seinem vier oder fünfundreißigsten Jahr wurde er als Dichter bekannt; so leicht ihm das Dichten ging, so schwer fiel ihm anfänglich, da er durchaus ohne Bildung geblieben war, das Schreiben. Seine Gedichte sind, nach dem Urtheile seiner Landsleute, nicht etwa nur als Kuriositäten bemerkenswerth, sondern von wirklichem, poetischem Verdienst. Wordsworth schrieb auf die Nachricht seines Todes folgende Verse:

Als ich zuerst, vom Moorland kommend,
Den Fluß von Yarrow gleiten sah,
Entlang dem nackten, offnen Thale:
Der Ettrickschäfer führt' mich da.

Als ich zuletzt an seinen Ufern
Hinwandelte, als schon begann
Der Hain sein Goldlaub abzuschütteln,
Ging der Border-Minstrel *) mir voran.

Nicht athmet mehr der mächt'ge Minstrel;
Unter Ruinen hält er Ruh;
Und Yarrow's Schäferdichter drückte
Der Tod die klaren Augen zu.

Nicht zweimal hat durch ihre Zeichen
Die rasche Sonn' gemacht den Kreis:
Seit alles Irdische von Coleridge
Erstarrt ist in des Todes Eis.

Der Sänger mit der Götterstimme,
Das geist'ge Auge löschte aus;
Und Lamb, der Fröhliche, der Edle,
Verließ sein einsam stilles Haus.

Wie Wolken um der Berge Gipfel,
Wie Wellen, die kein Zauber bannt,
So zog ein Bruder um den andern
Vom sonn'gen ins lichtlose Land.

---

*) Walter Scott.

Doch ich, vom Kindestraume früher
Erwacht, blieb hier noch, fast allein,
Und eine Stimme hör' ich flüstern:
„Wer wird der Nächstberufne seyn?“

O, Dunkel krönt das stolze Leben,
Wie London nie vom Rauch wird frei;
So sah ich es mit dir, o Crabbe!
Von Hampstead's Haide im Lebensmai.

Auch du dahin! mir ist, als ob du
Erst gestern starbst; doch unterdrückt
Sey jeder Seufzer um so reife
Früchte, zur rechten Zeit gepflückt!

Nicht mehr erdichtet Weh um Todte,
Um's Mädchen das die Lieb' verdarb:
Ein schärfrer Schmerz traf jetzt dich, Yarrow,
Und Ettrick weint mit um den Schäfer, welcher starb.

Ueberblick
über
französische, englische und deutsche Literatur.
(Fortsetzung.)

Nur der Kanal trennt Frankreich von England, und manchem Reisenden mag der Unterschied zwischen beiden Ländern im Anfang eben nicht bedeutend erschienen seyn — aber dennoch welche Kluft der Nationalität zwischen beiden Völkern! welche ganz abweichende Denk- und Anschauungsweise! England ist eine Insel, und schon dieß trägt viel aus. Seit Johann ohne Land haben die Engländer kein fremdes feindliches Heer auf ihrem Boden gesehen (denn Wilhelm von Oranien war von der Nation herbeigerufen worden); so konnte sich zu allen Zeiten die Kraft und das Streben auf die Ausbildung der innern Verhältnisse wenden, wodurch zwar allerdings viele innere Zerwürfnisse und Kriege herbeigeführt wurden, die aber doch nicht hinderten, daß das englische Volk, wie ziemlich allgemein zugestanden wird, sich der höchsten politischen Bildung erfreut. Das die Engländer vom Kontinent scheidende und sie demselben entgegensetzende Meer ist einerseits eine Bürgschaft der nationalen Unabhängigkeit — (denn die normännische Eroberung möchte sich nicht leicht wiederholen) — andrerseits legt es ihnen die Aufgabe nahe, sich seiner Herrschaft zu versichern. Zwei Eigenschaften bedingen die Herrschaft über das Meer: Kühnheit, um sich den Gefahren auszusetzen; besonnene Beharrlichkeit, um durch Aufmerksamkeit und Thätigkeit die Gefahren zu vermindern und zu besiegen. Kaltes Blut und Standhaftigkeit hat Niemand den Engländern abgesprochen, und wie vieler Erfindungen Mutter ist ihnen die See geworden! Die mathematischen und physikalischen Wissenschaften haben für den Engländer nicht, wie für den Deutschen, ein vorzugsweise theoretisches Interesse, sondern eine unermeßliche praktische Bedeutung, und es ist bekannt, daß manche ursprünglich von Deutschen gemachte Erfindungen erst in den Händen der Engländer recht fruchtbar und vervollkommnet wurden. Bei ihnen stehen die Wissenschaften in engstem Zusammenhang mit den Künsten oder höhern Handwerken. — Die Herrschaft über das Meer ist jedoch eigentlich nur Mittel zum Zweck, und dieser ist der Handel. Auch hier tritt wieder die Kühnheit in den Speculationen und die mit Scharfsinn verbundene Beharrlichkeit in den Erfindungen, welche zur Förderung der Industrie dienen, hervor. Die Engländer sind ein Handelsvolk, und man hat ihnen schon öfters einen moralischen Vorwurf darüber gemacht, daß sie ihrem Kram und Gewinn Alles nachsetzen, und ihnen die Großmuth abgesprochen, die man ihnen doch wieder in andern Beziehungen als charakteristische Eigenschaft zuschrieb. Es ist wahr, die Engländer haben nie, wie die Franzosen, ihren Entschluß angekündigt und Anstalten gemacht, allen Völkern die Freiheit zu bringen; aber wenn sie wirklich in einzelnen Fällen die auf ihre vorausgesetzte Großmuth gezogenen Wechsel nicht honorirt haben, so darf man ihnen dieß wahrlich weniger zum Vorwurf machen, als man die Leichtgläubigkeit derer beklagen muß, welche ein solches Vertrauen hegten und solche Ansprüche machten. Ein absoluter Monarch, oder auch ein souveränes Volk, mag großmüthigen Regungen nachgeben; aber ein verantwortliches Ministerium muß zwar redlich und treu, aber darf nicht mit Gefahr großmüthig seyn, wenn nicht auch der Vortheil auf dieser Seite liegt. Man entschuldige diese Abschweifung, die nicht ganz unwesentlich ist für den Nationalcharakter der Engländer, der doch auch seiner moralischen Seite nach in der Literatur in Betracht kommt; zwar nicht in den Gebieten der strengen Wissenschaft, wo nur die Intelligenz ihre Rolle spielt, wohl aber in der schönen Literatur, worin sich das geistige und gemüthliche Leben abspiegelt.

Ausgezeichnetes leisten die Engländer allerdings in den mathematischen und physikalischen Wissenschaften, in der Länder-, Völker-, Naturkunde, in Folge ihrer vielseitigen Berührung mit allen Völkern der Erde; für diese Fächer wird beständig ein unermeßliches Material herbeigeschafft, bearbeitet, geordnet; aber vielleicht gerade dieser immer neu zuströmende Ueberfluß des Stoffes hemmt und erstickt die Idee und das Bedürfniß einer auf die tiefsten Prinzipien zurückgehenden Naturphilosophie in dem Sinne, welchen die Deutschen mit diesem Worte verbinden, und wenn man über die schematisirende und mathematische Auffassung hinaus geht, so ist es meist, um eine religiöse Wendung und Betrachtungsweise einzuführen. Die eigentliche philosophische Speculation findet überhaupt in England neuerer Zeit wenige Jünger mehr; es ist, als ob sie an Berkeley's Idealismus ein für allemal das Gelüsten gebüßt und daraus die Ueberzeugung gewonnen hätten, daß es mit dieser Art der Speculation eitel Narrenwerk und Träumerei sey. Die Resultate von Hume waren ganz negativ, und er machte keine Ansprüche durch seine skeptische Philosophie der gewohnten Anschauungsweise Abbruch thun zu wollen; besser sagen den Engländern die physiologischen, psychologischen und pathologischen Untersuchungen zu, die doch gewissermaßen am Menschen, seinem leiblichen und geistigen

Wesen nach, festen Grund und Boden haben, so wie die praktische Philosophie, theils sofern sie die Moral, theils sofern sie Recht und Politik betrifft, zu ihren Lieblingsstudien gehört. Die politische Bildung findet an dem öffentlichen Leben einen nie versiegenden Reiz und eine immer offen bleibende Schule. Die politische Beredsamkeit der Engländer gilt für gediegener und körniger, ihr Raisonnement für schärfer und logischer, ihre historischen Entwicklungen für gründlicher, als bei den Franzosen. Man setzt gewöhnlich voraus, daß die Erziehung der Engländer von sehr wesentlichem Einfluß auf diese rühmlichen Eigenschaften ihrer Staatsmänner sey. Dieß mag zum Theil wohl wahr seyn, aber doch erheben sich in England selbst gewichtige Stimmen gegen die bisher in den Erziehungsanstalten übliche Unterrichtsweise. Die alten Sprachen nämlich machen einen Haupttheil des Unterrichts aus, und die vielen classischen Reminiscenzen in den englischen Reden und Aufsätzen können davon Zeugniß ablegen; Viele klagen, daß darüber andre Kenntnisse versäumt werden und verlangen im Schul- und Unterrichtswesen eine durchgreifende Reform. Darf man ihnen Glauben beimessen, so wären die großen Staatsmänner nicht eigentlich durch Erziehung und Unterricht dieß geworden, sondern sie wären in gewissem Sinn Autodidakten, freilich unter dem aufmunternden und fördernden Einflusse des Nationalgeistes und der nationalen Einrichtungen. In frühern Zeiten glänzten die englischen Philologen durch Gelehrsamkeit; aber in neueren Zeiten werden sie von den Deutschen sowohl hierin, als noch mehr in einer philosophischeren, tieferen Auffassung dieser Studien überflügelt. Kenntniß der Geschichte, besonders der vaterländischen, ist dem Engländer von Bildung unentbehrlich, auch haben sie ausgezeichnete Historiker, wie Gibbon, Robertson, Hume, Roscoe, Lingard.

An der abstruseren Speculation, wie sie in Deutschland seit einem halben Jahrhundert — blüht, finden die Engländer, wie gesagt, keinen Geschmack: während sie das Meer beherrschen, überlassen sie den Deutschen das Empyräum. Unrecht würde man ihnen jedoch thun, wenn man ihre Geistestendenz als materialistisch bezeichnete; sie ist vielmehr realistisch. Der französische Naturalismus und Sensualismus ist der Mehrzahl der gebildeten Engländer eben so anstößig und zuwider, als ihnen der deutsche Idealismus und Transscendentalismus leer und unfruchtbar erscheint. Sie wollen das Geistige so wenig herabsetzen, als sie es isoliren mögen. Dieß Verhalten der Philosophie ist zum Theil aus dem englischen Charakter, zum Theil aber auch dadurch zu erklären, daß sie sich in eine freiwillige Vormundschaft unter die Theologie gestellt hat, deren Zustand in England, was die Glaubensstrenge betrifft, den deutschen Orthodoxen als sehr beneidenswerth erscheinen mag. Das Stätige und Beharrliche liegt im englischen Wesen; daher die Anhänglichkeit an das Alte, das Hängen an der Autorität, sofern nicht der Nutzen einer Aenderung ganz klar in die Augen springt. In dieser Anhänglichkeit und Treue, hat die Theologie und die Religiosität einen Anhalt gefunden. Nirgends wird die Sonntagsfeier so streng beobachtet wie in England — (abgeleiteterweise auch in Nordamerika) und sogar der Handel muß an diesem Tage — der Religion Concessionen machen; nirgends ist die Frivolität in diesem Punkte verhaßter als dort. Die sogenannten Deisten und Freidenker haben keine großen Fortschritte gemacht. Aber abgesehen von den sonstigen Mißbräuchen und Uebelständen der Hochkirche, es ist hiedurch eine Stagnation in der Theologie, eine Verknöcherung eingetreten, die sonderbar absticht gegen die lebendige Entwicklung der deutschen Theologie; während hier die Philosophie die Theologie beständig in Athem erhielt und sie zum Fortschritt anspornte, hat in England die Dogmatik der sich ziemlich geduldig erweisenden Philosophie Fesseln angelegt. Wie die englische Reformation vom Throne, von der Willkür eines launenhaften Tyrannen ausging, statt, wie in Deutschland, aus dem Bedürfniß und dem Schoße des Volks sich zu erzeugen: so scheint das englische Volk den alten passiven Autoritätsglauben noch nicht ganz verwunden zu haben. Im Hauptfach der Theologie, in der Dogmatik, wird in England nichts Ausgezeichnetes geleistet, und während die politischen Redner so hoch stehen, zeichnen sich die englischen Kanzelredner selten aus. Nur das Feld der Kirchengeschichte wird mit Fleiß und Erfolg angebaut. England eigenthümlich ist die große Bibelgesellschaft, welche die Bibel in alle Sprachen übersetzen und drucken läßt, und also außer dem religiösen Interesse auch für die Sprachgelehrsamkeit von Wichtigkeit ist.

(Fortsetzung folgt.)

Leone Leoni.

(Fortsetzung.)

So weit erzählte Juliette in jener Nacht, und Don Aleo erklärte ihr die Gefühle, die sie ihm, der nie geliebt hatte, eingeflößt. Ein Weib, das so liebte und duldete, wie Juliette, war die Erfüllung seiner Ansprüche an eine Frauenseele. Was ihm den Muth gab zu dem Versuche sie zu trösten, war die Gewißheit, daß er sie aufrichtig und edelmüthig liebe. Aus ihrem Gebet um Vergebung für Leoni hatte er die Hoheit ihrer Seele, aus ihren Fieberphantasien ihre Liebefähigkeit erkannt. Ich hatte, schloß er, endlich das Glück, dein Leben und deinen Verstand zu retten, meine arme Juliette; seit dieser Zeit habe ich viel gelitten und bin sehr glücklich gewesen durch dich. Ich bin vielleicht ein Narr, daß ich mich nicht mit der Freundschaft und dem Besitz eines Weibes wie du begnüge; aber meine Liebe ist unersättlich. Ich möchte geliebt seyn, wie Leoni es war, und ich peinige dich mit diesem vollen Ehrgeiz. Ich habe nicht seine Beredsamkeit und seine bestechenden Eigenschaften, aber ich liebe dich. Ich habe dich nicht betrogen, ich werde dich nie betrügen. Dein Herz, so lange gehetzt, sollte endlich zur Ruhe kommen, indem es an dem meinigen schlummerte. Juliette, Juliette, wann wirst du mich lieben, so, wie du lieben kannst? — Jetzt und immer! antwortete sie; du hast mich gerettet, hast mich geheilt und du liebst mich. Ich war wahnsinnig, ich sehe es wohl, daß ich einen solchen Menschen liebte. Meine Erzählung hat mir die beinah vergessnen Schändlichkeiten wieder in die Seele gerufen. Du bist mein Freund, mein Bruder, mein Geliebter . . . Sag' auch, mein Gatte! ich flehe dich, Juliette! — Mein Gatte,

wenn du willst! sagte sie und umarmte ihn mit einer ihm ganz ungewohnten Zärtlichkeit, die ihm Thränen der Freude und der Dankbarkeit auspreßte.

Am folgenden Tage, es war der Dienstag der Fastenwoche, und überall ein reges Maskengewimmel, fuhr das Paar auf einer Gondel auf dem Canal der Giudecca. Sie schlossen sich, nebst mehrern andern Gondeln und Fahrzeugen einer schön geschmückten Barke an, worauf sich eine aufs reichste und glänzendste gekleidete Truppe von Masken befand. Besonders zeichnete sich auf diesem Schiff ein Mann aus, in einem langen Kleide von blaßgrüner Seide, mit breiten goldnen und silbernen Arabesken gestickt. Er stand aufrecht da und spielte die Guitarre; seine Haltung war so edel, sein Wuchs so schön, daß er wie geboren schien für prächtige Kleider. Bustamente machte Juliette auf ihn aufmerksam, aber diese, zerstreut und nachdenklich, sagte nur: ja, ja, herrlich! und sah kaum hin. Sie kamen dem Fahrzeug ganz nah und berührten es an der Stelle, wo der schöne Mann stand. Dieser beugte sich gegen Juliette hin, wie um sie zu erkennen, nahm seine schwarze Maske ab, die ein ausgezeichnet schönes und edles Angesicht enthüllte, und rief halblaut ihren Namen. Sie zitterte wie von einem galvanischen Schlage getroffen. Juliette! wiederholte er mit etwas stärkerer Stimme. Leoni! rief sie mit Entzücken. Der Spanier war wie im Traum, betäubt und besinnungslos. Juliette raffte sich auf und schwang sich, wie durch einen Zauber gehoben, hinüber auf das Schiff; ein wahnsinniger Kuß vereinigte ihre Lippen. Erst in seinem Quartier kam der Spanier wieder zur Besinnung, er fand sich allein; Juliette war mit Leoni verschwunden. Er wüthete und tobte wie ein Epileptiker. Am Abend erhielt er einen Brief von Julietten: Verzeihe mir, verzeihe mir, Bustamente! ich liebe, ich verehre dich; ich segne dich auf den Knieen für deine Liebe, deine Wohlthaten; hasse mich nicht! Du weißt, ich gehöre nicht mir selbst an, eine unsichtbare Hand waltet über mir und wirft mich wider meinen Willen in die Arme dieses Mannes. O mein Freund! verzeihe mir, räche dich nicht! ich liebe ihn, ich kann nicht leben ohne ihn. Ich kann ihn nicht am Leben wissen, ohne nach ihm zu verlangen, kann ihn nicht vorübergehen sehen, ohne ihm zu folgen. Ich bin sein Weib, er ist mein Herr, siehst du? es ist unmöglich daß ich mich seiner Leidenschaft und seiner Gewalt über mich entziehe. Du hast es selbst gesehen, ob ich seinem Ruf zu widerstehen vermag. Es war wie eine magnetische Kraft, die mich aufhob und mich an sein Herz warf; und doch war ich bei dir, meine Hand war in der deinigen, warum hast du mich nicht zurückgehalten? Deine Hand that sich auf, dein Mund vermochte nicht mich zurückzurufen; du siehst, alles dieß hängt nicht von uns ab. Es ist ein geheimer Wille, eine magische Gewalt, die diese seltsamen Dinge ordnet und vollbringt. Ich kann die Kette zwischen mir und Leoni nicht zerbrechen; es ist die Kugel welche die Galeerensklaven zusammenkoppelt, aber die Hand Gottes hat sie geschmiedet. O mein theurer Aleo, fluche mir nicht! ich bitte dich fußfällig. Ich flehe dich an, laß mir mein Glück. Wenn du wüßtest, wie er mich wieder liebt, wie freudig er mich empfangen hat! welche Liebkosungen, welche Worte, welche Thränen... ich bin wie trunken, ich glaube zu träumen. — Sie erzählte Leoni's Schicksale, sie bat Aleo ihr zu verzeihen und zu denken, daß das Schicksal sie hingerissen habe, das sie verschlingen müsse. „Untergehend,“ so schloß der Brief, „an den Klippen, an die es mich schleudern muß, werde ich deinen Namen wiederholen und dich anrufen als einen Engel der Gnade zwischen Gott und mir.“ — Troß der Bitten Juliettens dachte der wüthende Spanier auf Rache. Er hörte, daß Leoni und der Marquis Lorenzo sich, aber erfolglos, um eine berühmte Buhlerin bemühten. Er ging zu dieser, erfuhr, daß sie Leoni aus triftigen Gründen tödlich hasse, und fand sie bereit die Hand zu einer Mystification zu bieten. Er gab ihr ein Billet zum Abschreiben, worin sie Leoni einlud, zu einer bestimmten Stunde der Nacht an einem bestimmten Ort ihre Gondel zu besteigen um mit ihr zusammenzukommen. Der Gondolier der Misana und Bustamente in Schifferkleidung erwarteten ihn. Sie führten ihn auf den Lido. Bustamente hieß ihn aussteigen, nahm ihn eine Strecke weit mit sich hinein in das sandige Ufer und zwang ihn, ohne seinen Namen und den Grund zu nennen, troß seiner Weigerung, zum Zweikampf auf Leben und Tod. Leoni fiel, erschüttert fuhr Bustamente wieder zurück. Sie kamen an dem Dampfschiff vorbei, das eben nach Triest abgehen sollte. Aus einer Gondel stieg ein Paar auf der Leiter das Dampfboot hinan. Erstaunt und wie im Traume rief Bustamente dem Christofano. Ist das nicht der Baron Leone de Leoni, der mit einer Dame nach Triest abreist? Ja, Herr, antwortete dieser. Mit einem gräßlichen Fluch fragte der Spanier wieder: Ha und wer war denn der Mann, den wir heut Abend nach dem Lido führten? — Euer Excellenz wird das wohl wissen — der Marquis Lorenzo von . . . .

(Schluß folgt.)

Merkwürdige statistische Notiz.

In einem englischen Aufsatz über den Zustand des neuen französischen Drama, worin zehn Stücke von Viktor Hugo und A. Dumas beurtheilt werden, findet sich folgende Berechnung: Unter den weiblichen Personen in den durchgegangenen Stücken finden wir acht Ehebrecherinnen, fünf Buhlerinnen verschiedenen Rangs, und sechs Opfer der Verführung, von welchen zwei beinahe auf der Bühne entbunden werden. Vier Mütter sind in Liebe zu ihren Söhnen oder Schwiegersöhnen, und in drei Fällen kommt es zur wirklichen verbrecherischen That. Eilf Personen werden, mittelbar oder unmittelbar, von ihren Geliebten ermordet und in sechs von diesen Stücken sind die männlichen Hauptpersonen Bastarde oder Findlinge. Diese Masse von Gräueln ist zusammengedrängt in zehn Dramen von zwei Dichtern, die binnen drei Jahren in Paris geschaffen wurden.

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 6.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

27 Februar 1836.

Aus Viktor Hugo's

Dämmerungsgesängen.

XXV.

An deinen vollen Kelch durft' ich die Lippe setzen;
Es hat in deiner Hand mein blasses Haupt geruht,
Ich durfte mich am Hauch von deiner Seele letzen;
Im Schattendunkel sog ich ein die würz'ge Fluth.

Ich hört' aus deinem Mund die süßen Worte wehen,
In die zerfließt ein Herz, geheimnißvoll entzückt;
Ich habe weinen dich, dich dürfen lächeln sehen,
Geheftet Aug' in Aug', und Mund an Mund gedrückt.

Ob meinem Haupte sah ich einen Strahl — so helle!
Von deinem Stern, der ach! verhüllt bleibt immerdar;
Ein Rosenblatt sah ich in meines Lebens Welle
Versinken, das ein Raub an deinem Leben war!

Drum sprech' ich so jetzt an die flügelschnellen Jahre:
O eilet immer zu! ich bin ein alter Mann!
Mit euren Blumen fort, den welken! ich bewahre
Im Herzen eine, die kein Finger pflücken kann!

Wenn auch an meinen Kelch stößt euer Flug, der rasche,
Dem vollen doch entschwankt kein Tropfen Süßigkeit!
Denn meine Seele hat mehr Feuer als ihr Asche!
Mehr Liebe hat mein Herz als ihr Vergessenheit!

XXXVIII.

Wir tragen den Zweifel in uns!

An Louise B.

Dein Mitleid, edle Frau! nicht unsrem Unglück fehle!
Die Brust des Mannes beut ein Bild voll Weh und Grau'n;
Tief in dem Wasser läßt sich eine Schlange schau'n,
Und der Unglaube schleicht im Grunde unsrer Seele.

Du, welche nimmermehr mit boshaft bittrem Scherz
Zum Jammer trittst hinzu, der eine Seel' erfüllet,
Du, die du harmlos lebst, aufmerksam, doch verhüllet,
Du, durch dein Denken Mann, und Weib doch durch dein Herz!

Wenn du, o Muse, willst von mir, dem Dichter, wissen,
Warum ein dunkler Traum so rastlos um mich treibt,
Und meine Stirn bedeckt von tiefen Schatten bleibt,
Und ich gleich einem Zweig werd' hin und her gerissen;

Warum ich horche, wenn vorüberstöhnt der Wind;
Warum ich sinnend oft und trüb vom vor'gen Tage,
Noch eh der Morgen graut, der süßen Ruh entsage,
Noch eh' ein Vogel sich und eh' sich rührt ein Kind;

Warum, wenn das Geweb' des Nebels ist gesunken,
Ich, wie in einem Schloß, wo mir vertraut die Wacht,
Im Thale streif' umher, wo bald des Teppichs Pracht
Aus Blumen ich staun' an und bald der Sterne Prunken;

So sag' ich dir: ein Feind in meiner Brust mich neckt,
Der Zweifel, welcher scheucht zum düstern Forst den Matten;
Ein blind und taub Gespenst, gemischt aus Tag und Schatten,
Das Alles halb mir zeigt und Alles halb versteckt.

So sag' ich dir: daß ich allstündlich muß befragen
Den lallenden Instinkt in meiner Sinne Haft;
Daß ein Verneinungstrieb bekämpft die Glaubenskraft;
Der Geist hohnlächelt und am Herzen Thränen nagen.

Auch siehest du mich oft, wie leis' mein Mund nur spricht;
Den Bettlern gleich' ich da, die, Hunger in den Zügen,
Vor dem verschloss'nen Thor in dumpfem Traume liegen,
Und warten — aber der, der öffnen soll, kommt nicht!

Der Zweifel! furchtbar Wort, Schrift, deren Gluthgefunkel
Allüberall erscheint — im Morgenroth, im Bliß,
Und im azurnen Blau, der goldnen Sterne Siß,
Das für das Aug' so hell und für den Geist so dunkel!

Und das ist unser Schmerz! von Leidenschaft besiegt
Wir nimmermehr zur Ruh', die Euch beglückt, gelangen;
Wir, deren Wiege schon, am Abgrund aufgehangen,
Die Revolution mit schwarzer Fluth gewiegt.

Nur von Wahnglauben ist ein schlangenhaft Gewimmel
In unsrem Hirn, wo sonst kein Keim blieb unzerstört;
Wir tragen in der Brust, frech wider Gott empört,
Nur eine Leiche noch von unsrer Väter Himmel.

Und darum wandle ich so trüb und sinnend um,
Und gehe Nachts allein oft schweifen durch die Gassen,
Und horche überall, dem Zufall überlassen,
Zur Stunde, wo man sich vorbeigeht fremd und stumm.

Beglückt, wer lieben darf! Wer in der Nacht, der trüben,
Den Glauben suchend, doch die Liebe finden kann!
Die Lampe leuchtet ihm, bis hell der Tag bricht an;
Beglückt ein solches Herz! Halb glauben die, so lieben!

Ueberblick
über
französische, englische und deutsche Literatur.
(Fortsetzung.)

Wenn wir zum Gebiete der Literatur übergehen, wo die Schönheit mit ihrem Zauberstabe waltet oder walten soll, ziehen wir auch die Sprache, das Organ der Geistesschöpfungen, in Betracht. Für sich betrachtet, als todtes, rohes Material, ist die englische Sprache nicht gefällig und hat neben den Sprachen, welche aus Einem Guß sind, ein wunderliches Aussehen; die meisten oder alle romanischen Sprachen übertreffen sie an Vollklang und Wohllaut, und die verkürzende, die reinen Vokale trübende, die Consonanten abstumpfende Aussprache hat auch nicht viel Empfehlendes. Das Verschmelzen der germanischen und romanischen Sprache mit der alt-bretonischen, das barocke Englisiren mancher Wurzeln gibt der Sprache etwas Buntscheckiges, wenn man im Wörterbuch die aufeinander folgenden Wörter durchgeht, die aus allen Enden und Orten zusammengeschneit sind; aber man darf eben auch die englische Sprache nicht todt im Wörterbuch betrachten; man muß sie tariren in ihrer lebendigen Bewegung, in dem Redefluß des Staatsmanns, in den Schilderungen des Erzählers, in den süßen Hauchen des Dichters — und man wird ganz anders über sie urtheilen. Vom Geist ergriffen und beflügelt fügen sich die heterogensten Bestandtheile zu einem stark- und leichtgegliederten Ganzen zusammen; die Schätze zweier Sprachen verdoppeln den Reichthum der daraus gebildeten dritten, jeder Gedanke findet in der sich darbietenden Fülle von Ausdrücken seinen entsprechenden Leib; jedem Gefühl, sey es noch so markig-leidenschaftlich oder noch so ätherisch-zart, stehen die reichsten Mittel zu seiner Verkörperung zu Gebot, während die ohne den Gedanken reizlose Sprache nicht verführt, unnöthige Worte zu machen. Man kann im Englischen Alles und mit Wenigem Viel sagen.

Eine unrichtige Auffassung des englischen Volksgeistes im Ganzen hat das Gedeihen der Poesie und der schönen Literatur unter diesem Volke mit seinem nebligen Himmel und seiner praktisch-merkantilischen Tendenz unbegreiflich und im Erscheinen eines Dichtergeistes wie Shakspeare eine Ausnahme von der Regel, eine Anomalie finden wollen. Bei dieser Ansicht scheint man sich die Engländer so vorgestellt zu haben, wie die Holländer nahezu wirklich sind, als phlegmatisch bedächtlich und geistig-schwerfällig. Hinsichtlich des Phlegma darf man aber nur an das häufige Vorkommen der Schwermuth und des dadurch veranlaßten Selbstmordes in England erinnern. Von dem Phlegma aber zur Melancholie ist kein psychologischer Uebergang, vielmehr schließen sie sich einander aus; die gestörte und unterdrückte innere Lebendigkeit und Reizbarkeit führt zur Schwermuth. Sodann erinnern wir auch an das bekannte Prädikat: das lustige Altengland; eine solche Bezeichnung ist gewiß nie ganz grundlos; dieß Volk mußte haben, und hat, wenn man den Schilderungen von Volksfesten und ähnlichen Lustbarkeiten Glauben beimessen darf, noch eine reiche Ader gesunder Fröhlichkeit, die, wenn auch durch den Ernst und die Noth der Zeit, die weitgreifende Verarmung, durch niederdrückende Fabrikarbeit in den niedern, und ertödtende Ausländerei in den höhern Klassen zurückgedrängt, doch in einzelnen Geistern mit der lebendigsten und ergötzlichsten Fülle sprudelt. Das Auftreten von Naturdichtern wie Robert Burns und James Hogg zeugt aufs deutlichste von einem im Volke lebenden, tieferen Gefühl; denn solche geistige Phänomene sind nicht wie einzelne Meteorsteine die aus der Luft oder aus dem Mond fallen.

Ein übereilter Schluß ist es, aus der Vernachlässigung der eigentlichen Speculation im Sinne der Deutschen auf Mangel an Geistestiefe und Gleichgültigkeit gegen das Ideelle schließen zu wollen. Ein Vorzug und Verdienst des deutschen Genius bleibt es ohne Zweifel, die Philosophie so durchgearbeitet zu haben, wie sie gethan; es ist dieß gleichsam eine Richtung in die Höhe, während der englische Genius in die Breite sich ausdehnt, dabei aber der Tiefe keineswegs ermangelt. Die Philosophie geht auf das Begreifen der Welt, die Poesie auf Anschauung und concrete Darstellung der Welt; der Begriff geht weiter als die Anschauung, aber er hat nicht ihre Fülle, ihren bewußtlosen, sich

immer mehr aufschließenden Reichthum. Ein Dichter wie der riesenhafte Shakspeare spricht ein Volk frei von der Anklage des Mangels an Geistestiefe; noch heute sehen wir unsere Philosophen, zu Bekräftigung mancher ihrer Sätze, sich auf diesen Dichter berufen, der subtile metaphysische Probleme mit leichtem Munde, auf die ungesuchteste Weise aussprach, und Gedanken, nach deren Ausdruck die philosophische Sprache mühsam ringt, mit kecken und scharfen Zügen verkörperte. Und doch war er nicht philosophischer Dichter, wie z. B. Goethe im Faust; sein Zusammentreffen mit der Speculation ist völlig frei und absichtslos. Aber Shakspeare, wiewohl der Gipfelpunkt der englischen Poesie, ist doch nur die Vollendung einer poetischen Reihe; bei mehreren Dramen ist man im Zweifel über seine Autorschaft, zum Beweise, daß die Kluft zwischen ihm und Andern doch nicht so unermeßlich ist. In neuerer Zeit ist in Byron ein Dichter aufgetreten, der, wiewohl zerrissen von innerlichem Kampf und Zwiespalt, mit Absicht und Bewußtseyn die tiefsten Fragen und Ideen aus dem Gebiete der Philosophie angeregt, behandelt, zum Theil auch wohl parodirt, aber immerhin sein Interesse daran an den Tag gelegt hat.

Als eigenthümlicher Zug und Vorzug der englischen Poesie darf die concrete Auffassung und Darstellung genannt werden, welche die Mitte hält zwischen einem die Gestalten verkümmernden und aushöhlenden Idealismus, und einem die rohe Wirklichkeit aufnehmenden und copirenden Naturalismus. Die guten englischen Dichter wollen nicht mit lauter Licht malen, aber ihre kräftigen Farben sind geläutert, nicht schwer und trüb. In glücklicher Mischung scheint sich bei ihnen das philosophische Element (das Bewußtseyn des allgemein Gültigen) mit dem poetischen, dem Anschauen und Schaffen des individuell Wahren zu durchdringen. Eine unendliche Fülle von Objecten und Bildern wächst dem Engländer durch die Eigenthümlichkeit seines Landes, den Welthandel, das Meer, das öffentliche Leben, den die Erzeugnisse aller Zonen versammelnden Reichthum, durch die Reiselust und den abenteuernden Sinn vieler Volksgenossen zu. Wird durch dieß Alles der Dichtergeist gewiß nicht erzeugt, so wird er doch geweckt und genährt; die empfangende Anschauung bedingt doch immer großentheils die schaffende. Die Ausbreitung in die bunte umgebende Welt hält glücklich der, am Ende die Poesie auflösenden Vertiefung in sich selbst das Gegengewicht. Das Phantastische und Sentimentalweiche hat bei den Engländern doch immer noch Gestalt und Charakter, und das individuell Derbste immer noch eine prägnante Fülle. Für den Humor sind wohl die Engländer klassisch, durch Shakspeare und Sterne, denen sich Fielding, Smollet und A. anschließen.

(Schluß folgt.)

Leone Leoni.

(Schluß.)

Dieß ist der wesentliche, kurzgefaßte Inhalt einer Erzählung, die sich in ihrer Ausführlichkeit vollkommener und künstlicher abrundet, als diese Skizze errathen läßt. Keines Lobes bedarf die treffliche, fließende, geglättete und doch leidenschaftliche Sprache, die meisterhaften Schilderungen der Scenen und der Zustände. In ihrer Beschreibung der Aeußerlichkeiten und des Kostüms, so scharf und charakteristisch sie oft ist, nähert sich die Verfasserin nie denjenigen Schriftstellern, welche bei Schneidern und Modehändlern Unterricht genommen zu haben scheinen; die psychologischen Interessen überwiegen bei weitem die sonst oft mit so großer Vorliebe behandelten déhors. Der Zusammenhang, die Fabel ist einfach und leicht übersehbar; auch darüber daß der bei weitem größere Inhalt des Buchs einer Person als Erzählung Einer Nacht in den Mund gelegt ist, wollen wir nicht mit der Verfasserin rechten. Treten wir an die Charaktere hinan, so muß man zugeben, daß der Charakter Juliettens, der freilich mit dem Leoni's unauflöslich verschmolzen ist, trefflich gezeichnet und die Entwicklung vom jugendlichen Leichtsinn bis zum Heroismus des Unglücks und dem willenlosen Wahnsinn der Leidenschaft in einer meisterhaften Steigerung durchgeführt ist. Unbegründet würde die Bedenklichkeit seyn: woher dem leichtsinnigen Mädchen solche Kraft und Stärke kommen solle in solcher Lage? Die verborgenen Tiefen der Seele, die noch nie das Senkblei des Psychologen ergründet und gemessen hat, öffnen sich gerade am weitesten, wenn das Ungewöhnliche und Ungeheure hereinbricht, und sicherlich behauptet in Julietten neben den gewaltigsten Kraftäußerungen auch die weibliche Schwäche genugsam ihr Recht. Schwieriger ist der Charakter Leoni's zu fassen und zu beurtheilen. Ist er ein Betrüger, ein falscher Spieler mit Seelen wie mit Karten, oder ist alles an ihm falsch, treulos und frevelhaft, nur seine Liebe nicht? Uebt er eine bewußte willkürliche Macht aus über das Herz des Weibes, oder ist er durch denselben Zauber an sie gekettet wie sie an ihn? Alles erwogen, kann man nicht umhin, zu glauben, daß es ihm Ernst war mit seiner Liebe, daß die Schönheit und die hingebende Treue seiner Geliebten eine mächtige Gewalt über ihn hatten; aber doch war er mehr der Zauberer, von dem die Kraft ausging, die dann auf ihn selbst zurückwirkte. Fällt aber ein solcher Charakter in die Gränze der Möglichkeit? Im Eugen Aram hat Bulwer versucht, einen durchaus großartigen und edeln Charakter zu schildern, der sich doch aus gemeinen Beweggründen mit einem Mord befleckte; nur Wenige können in diesem Charakter Einheit, die Bedingung der Möglichkeit, finden; die Verfasserin des Leoni gibt zwar ihren Helden in jeder andern Beziehung preis, aber er soll doch liebend im edelsten Sinne und der Liebe werth bleiben. Geht je das Verbrechen, die systematisch betriebene Niederträchtigkeit wirklich so spurlos über die Stirn und das Auge eines Menschen weg? Kann die Liebe eine einzelne Provinz des Herzens einnehmen, welche in üppig prangender Fülle steht, während in den andern die Pest wüthet? Kann sie eine solche Oase in dem wüsten Sandmeere grünen lassen? Berücksichtigt muß werden, daß wir Leoni nur durch das Auge Juliettens zu sehen bekommen, das von ihm gleichsam bezaubert war, und um seinen Charakter erklärlicher zu finden, erinnere man sich daran, daß der Gegensatz der bewußten Heuchelei und der Unbefangenheit im Leben so gar häufig

ununterscheidbar verschwimmt. So mochte Leoni immerhin seine Liebe zu Zeiten für ächt und für den gesunden, den unverletzten und heiligen Theil seiner Seele halten, und wie er einerseits in der Sünde schwelgte, andrerseits noch mit etwas Edlem und Heiligem coquettiren. Darum getrauen wir uns nicht, über diesen Charakter kritisch abzusprechen, zu dem vielleicht der welterfahrnen Dame, die ihre Feder in ihr Herzblut zu tauchen scheint, ein Modell der Wirklichkeit vorschwebte. Auch die sogenannte poetische Gerechtigkeit in dieser Erzählung wird sich als unverletzt nachweisen lassen; denn daß die Hauptpersonen unversehrt von Venedig abreisen, ist keine Bürgschaft ihrer Straflosigkeit und ihres Glücks; in Juliettens letztem Brief sind die schwärzesten Ahnungen der Zukunft ausgesprochen, und ihr Entzücken selbst über den wiedergewonnenen Geliebten hat ungefähr so viel mit der Empfindung des Glücks gemein, als der rasende Tanz eines von der Tarantel Gestochenen mit der Freude eines schuldlosen Mädchens im Ballsaal. Leoni aber ist vorher schon so tief gesunken, daß er keiner nachträglichen Strafe mehr bedarf; das ihm aufgedrückte geistige Brandmal ist unauslöschlich. — So bliebe nur noch übrig, uns über die Idee dieser Erzählung auszusprechen, und hier können wir nicht umhin etwas länger zu verweilen. Der Roman enthält in einem gewissen Sinn eine Metaphysik der Liebe — aber in welchem Sinn! Leoni's Reden — im Auszug mitgetheilt — geben die Theorie, und Juliettens Hingebung bewährt sie. Die Liebe ist das einzige wahrhaft Seyende in der Welt, die höchste, einzige, anzuerkennende Macht des Lebens, das Ursprüngliche und das Letzte; die Liebe verlangt, macht möglich, und vergütet jedes Opfer; ihr Gegenstand ist nur das reine Selbst des Geliebten, ausgeprägt in der Persönlichkeit, aber unerreichbar jeder Befleckung durch zufällige Umstände und Thaten, immer sich selbst gleich, troß aller wechselnden Masken. Gleich dem Magnete wirkt sie durch eine Scheidewand hindurch; sie sieht im Dunkel, wie im Tageslicht, sie vernimmt den fast unhörbaren Hauch des Geliebten. Die Dialektik, womit dieß Alles ausgeführt ist, wäre einer Stelle in Platons Symposion nicht unwürdig; die Sophistik, womit bewiesen wird, daß bei der Liebe nichts ihr Fremdes, nicht Tugend noch Sünde, in Betracht komme, daß sie allein durch und in sich beseligend sey, ist bewundernswerth — aber entsetzlich! entsetzlich wie die dämonische Macht, welche sie über die Seele Juliettens erlangt und ausübt. Leicht wird man erinnert an die sonst aufgestellten Lehren von der Alles versöhnenden, Alles ausgleichenden und heiligenden Macht der Liebe — aber von diesen Sätzen ist jene Ansicht so weit entfernt als — wir möchten beinah sagen die Hölle vom Himmel. Jene erhabenen Attribute kommen der Liebe zu, welche erleuchteter, erwärmter, befreiter Wille ist, nicht derjenigen, in welcher der Wille sich gleichsam verstockt, nicht der Liebe, welche zum blinden, unwiderstehlichen Fatum für das Menschenherz wird. Die Götter der Alten waren menschlichen Leidenschaften und der Nothwendigkeit des Schicksals unterworfen; die heutige Skepsis macht die menschlichen Leidenschaften zu Gottheiten, erhebt sie zum Fatum und die von ihnen Beherrschten werden durch das verklärende Licht der Poesie dargestellt als die eigentlich Gottbeseelten, als höhere, zum tiefsten, innersten Geheimniß des Lebens hindurchgedrungne Naturen. Diese magnetisch zwingende, der Freiheit beraubende Liebe, die wie eine Woge, das Herz bald empor schleudert, bald in die Tiefe stürzt, negativ allmächtig, sofern keine Macht etwas über sie vermag, Verächterin des Himmels und der Hölle — ist nur einen Schritt weit entfernt vom Haß; Leoni verräth Juliette, und sie verabscheut ihn, während sie ihn gleich darauf wieder wahnsinnig liebt. Anerkannt wird von ihr selbst der dämonische Zug und Zwang; aber nirgends eine ihm noch überlegene Macht in oder außer ihr geahnt; sehend, aber willenlos eilt sie dem Abgrund zu. Das düstere Gemälde des Fatalismus der Leidenschaft hat keinen heiterern, beruhigendern Hintergrund. Wird es der Triumph der modernsten Poesie werden, Alles zurückzudrängen, um den Leidenschaften ganz freien Raum zu schaffen und dem aus ihnen sich entspinnenden Verhängniß alle Ideen von Vorsehung und sittlicher Weltordnung zum Opfer zu bringen? Die Kritik wird kaum hier mitzusprechen haben; es gehört dieß vor das Forum der Speculation; aber aufmerksam wird sie darauf machen dürfen, daß es bisher als der Ruhm der christlichen Weltansicht und Poesie galt, das Herbe des alten Fatums, das doch mit der Sittlichkeit in engem Zusammenhange stand, gemildert und verklärt zu haben. — Zur Vergleichung erinnern wir an zwei poetische Behandlungen derselben oder einer ähnlichen Idee: an das Gedicht Tristan und Isolt von Gottfried von Straßburg und an Kleists Käthchen von Heilbronn. Dort ist die Liebe des schönen Paars eine allerdings sündhafte und verderbliche und wird auch als solche behandelt; aber beide waren, außer dieser Sünde, edel und tadellos, und sie waren zu dieser verbrecherischen Liebe durch einen unwiderstehlichen Liebestrank entzündet. Läßt sich nun gleich dieß symbolisch deuten, so daß dadurch ihre Freiheit und Schuld nicht aufgehoben wird, so gibt doch der ganze Hintergrund eine andere Ansicht von ihrer Liebe, als dieß bei Leoni und Juliette der Fall ist; auch schweben die Personen jenes Epos in einem ätherischen Gewölk über der Erde, und man kann sie nicht berühren; dagegen die Personen des Romans auf dem bekannten Boden der Erde wandeln und uns durch ihre Gleichartigkeit und Fremdheit zugleich erschrecken. Im Käthchen hat Heinrich von Kleist die unüberwindliche Macht, den überwältigenden Zug einer treuen, bewußtlos entsprungenen Liebe poetisch dargestellt und gefeiert. Aber diese Liebe, wenn auch befremdend und wunderbarer als die Juliettens, ist in ihrer würdigen Wahl (oder Nöthigung) erfreulich und in ihrem Siege rührend; sie wird mit Schmerzen empfangen, aber zur Lust und Wonne verklärt; die Liebe in Leone Leoni beginnt in Leichtsinn und verschwindet in gräßlicher Nacht.

Beiträge bittet man an **Gustav Pfizer** in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 7.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

2 März 1836.

Das Lever.

(Von Alfred de Musset.)

O Herrin, es wird helle!
Dein Leibroß, Isabelle,
Begrüßt dich wiehernd; — schau
Auf der Piqueur' und Führer
Grünfarb'gen Aermeln ihrer
Stoßfalken schwarze Klau'!

Sieh, Pagen und Bereiter!
Der flücht'gen Stuten Leiter,
Ein unbewamster Troß,
Das Haupt, vom Busch umflogen,
So kommen sie gezogen
Mit Armbrust und Geschoß.

O, höre deiner schnellen
Windspiel' und Doggen Bellen!
Horch, Pfiff und Gertenhieb!
Zur Jagd! frisch in den Bügel
Den Fuß! ergreif' die Zügel!
Viel Glück zur Jagd, mein Lieb!

Und nun zuerst verhülle
Des schönen Busens Fülle
Mit des Habites Grün!
Laß, moorumspannt, mit seinen
Göttlichen Formen scheinen
Ein süßes Räthsel ihn!

Mit weißer Hand zu kämmen
Dein Haar, laß überschwemmen
Das dunkelbraune dich!
Dein Haar, früh aufgebunden,
Und in den Abendstunden
Gelöst durch dich und mich!

Frisch auf denn, meine Wilde!
Weithin durch das Gefilde
Tönt deines Thiers Gescharr!
Und wie den Speer ein Knappe,
So schwingt, in bunter Kappe,
Den Sonnenschirm dein Narr.

Und nun noch die gestickte
Schärp' um die goldgeschmückte
Jagdrobe wirf! geschwind!
Und in des Mantels Falten
Will tragen ich und halten
Dich, wie ein schlafend Kind!

F. Freiligrath.

Hylas.

(Nach dem Englischen.)

„Schöner Strom, o dürft' ich liegen
Schlummernd hier am Ufersaum!
Ach, auf dir mich hinzuwiegen
Lebenlang — ein süßer Traum!

„Blumen stehn berauscht in Düften,
Nie von Seufzerhauch erschreckt,
Harfen athmen in den Lüften,
Nie von Menschenhand geweckt.

„Und Gestalten um mich schweben,
Menschenaugen viel zu schön,
Und Gedanken in mir weben,
Lieblich wär's so zu vergehn."

Wo die Wasser sich erwählen
Sonnig aus krystallnem Schacht,
Nymphen dort auf Rosenpfühlen
Hatten ihres Zaubers Acht.

„Hylas, horch! der Fahrwind sauset,
Dem dein Segel schwellen muß;
Hylas, horch! die Brandung brauset,
Horch! des Schiffers Scheidegruß.

„Doch ein edler Schicksal fand dich,
Als je Tapferkeit gewann,
Doch ein tiefrer Zauber band dich,
Als gelöst hat je ein Mann.“

Und er neigt sich zu den Wellen,
Taucht die Marmorurne ein;
Heimweh', dunkle Angst gesellen
Sich zu glüh'nder Träume Reih'n.

Eng und enger wird die Kette,
Geisterschönheit spielt um ihn,
Schwindelnd nach dem Flutenbette
Blickt er, sinkt, und — ist dahin.

Ruht am Busen der Najade,
Und du suchst mit eitlem Fleiß
Nun im Hain, nun am Gestade
Deinen Liebling, Sohn des Zeus!

A.

Ueberblick
über
französische, englische und deutsche Literatur.
(Schluß.)

Der gegenwärtige Stand der schönen Literatur in England erscheint nicht sehr glänzend, da die zwei gefeiertsten neueren Träger derselben, Walter Scott und Byron, ihr durch den Tod entrissen, die andern Dichter meist verstummt sind, oder sich mehr mit Kritik, Philosophie oder religiöser Polemik beschäftigen. Den Brettern, die die Welt bedeuten, ist das wirkliche Leben in der Welt über den Kopf gewachsen. Dagegen erscheinen Romane in Menge, welche theils englische Verhältnisse und Sitten mit mehr oder weniger Beimischung von Poesie, ernst oder komisch behandeln, theils Abenteuer in der Fremde zum Gegenstand haben, wo entweder der Abenteurer selbst die Hauptsache ist, oder auch nur als der Faden gilt, woran sich Schilderungen fremder Natur, Sitten und historischer Thatsachen aufreihen, wie in Hope's Anastasius, in welchem Werke jedoch die Masse des Stoffartigen die Poesie nicht zu erdrücken vermochte. Die wohlthuende, mitunter einschläfernde Harmlosigkeit der Scottischen Poesie vermißt man in den neueren, aufgeregteren, pikanteren, aber minder kunstvollen Produktionen. Die Beurtheilung eines neuen Romans: der Vatermörder, beschließt ein kritisches Blatt mit der Bemerkung: „Wir wünschen allen solchen Schriftstellern den Gnadenstoß geben zu können; aber, wie unser Held, sterben sie von selbst, ehe wir die tödtliche Feder erheben können. Wir haben vielleicht diesem Werk zu viel Aufmerksamkeit geschenkt; aber die Abscheulichkeiten der schlechtesten französischen Schule dürfen nicht in unsere Literatur eingeführt werden.“ Aber die Tendenz dieser französischen Schule ist zum Theil veranlaßt durch Byron. Durch diesen großen Dichter ist die englische Literatur eigentlich in Verlegenheit gesetzt worden; er ist, oder war wenigstens, wegen seiner Auflehnung gegen das Herkömmliche, besonders wegen seiner angeblichen religiösen Frivolität (welche sonderbarer Weise namentlich durch seinen Kain bewiesen werden sollte) gleichsam geächtet, und doch wurden seine Gedichte verschlungen; man mußte sich wenigstens befähigen, sie zu verdammen. In der That sind sie durchaus englisch, freilich mit einem Zusatz rebellischer Freigeisterei, die mit den oben angedeuteten Gesinnungen dieses Landes zur Zeit noch unverträglich ist. Vielleicht kann man sagen, daß sich durch die Frechheit der Byron'schen Muse die zurückgehaltene Freiheit der Wissenschaft gerächt, und daß der gedankensprühende, strebende Dichtergeist ein gewisses Recht gehabt habe, den zurückgebliebenen, engherzigen, faulen Autoritätsglauben zu verhöhnen.

Die englische Kritik, in deren Dienst die gebildetsten und unterrichtetsten Männer stehen, und welche mehrere treffliche Organe hat, bewährt in Beurtheilungen, welche positive Wissenschaften betreffen, gewöhnlich vorzügliche Sachkenntniß und wirkt berichtigend und ergänzend. Im philosophischen und belletristischen Fach fehlt es aber auch in England an einem anerkannten Gesetzbuch, auf das sich die Richter beziehen könnten; der Kritiker muß sich daher seinen Standpunkt selbst nehmen und ihn vertheidigen. Die Kritiker zeichnen sich, während von Deutschen darin die Tiefe einer philosophischen Grundansicht vermißt werden könnte, durch Kenntnißreichthum, durch klare Auffassung, scharfe Bezeichnung, reichhaltige und belehrende Vergleichung und meist schöne, verständliche Sprache aus.

Hinsichtlich der deutschen Literatur beschränken wir uns auf wenige Andeutungen. Neben vielem Erfreulichen findet sich auch viel Bedenkliches. Alle Sphären der Literatur haben glänzende Leistungen aufzuweisen. Der unbestreitbare Ruhm des deutschen Genius ist es, in der Mannichfaltigkeit der Wissenschaften und Künste die Einheit der Idee festzuhalten. Die verschiedenen Tendenzen des menschlichen Geistes werden nicht auf eine äußerliche Weise, etwa durch Beziehung auf die socialen Verhältnisse, zusammengestellt; sie werden als Radien Eines Lichtes von einem geistigen Mittelpunkt der Anschauung aus erzeugt und die auf einander folgenden großen Philosophen Deutschlands haben, mehr oder weniger ins Detail eingehend, doch alle diesen Zusammenhang alles Wissens und Seyns anerkannt und die isolirenden Schranken der einzelnen Gebiete aufzuheben getrachtet. So ist Hegels Encyklopädie (und in ähnlicher Weise, doch mehr mit genialer Willkür die Phänomenologie des Geistes), was man auch von der Methode oder den Resultaten halten mag, ein ächt deutscher Versuch, das Universum des Lebens und des Geistes als ein organisches, dem Wissen, dem Gedanken zugängliches Ganzes zu umfassen. Aber schon Kant hatte, und ebenso auch Schelling, anerkannt, daß die Philosophie, um ihre Aufgabe zu lösen, allumfassend seyn müsse. Die Fernsicht macht den Geist ernst, im eigentlichen und im metaphorischen Sinn: der Ernst der deutschen Speculation hängt mit ihrer Universalität zusammen; während die französische Philosophie die Gönnerin und Pflegerin der Frivolität war, ist die deutsche die Feindin und das Ableitungsmittel derselben gewesen. Am wichtigsten wohl ist der Einfluß der Philosophie für die Theologie (besonders die protestantische) geworden, welche ebenfalls, wie jene, einen ganz geistigen Inhalt hat: eine Gleichartigkeit des Wesens, die

nothwendig zu einer Verschmelzung beider führen zu müssen scheint. Dieß bietet seit längerer Zeit schon das Schauspiel eines gewaltigen geistigen Ringens dar, indem die beiden Potenzen bald sich zu vereinigen scheinen, bald sich wieder loslassen, indem ein Theil der Kämpfer den Geist der Theologie in einem historischen Leibe zurückzuhalten, der andre ihn von seinem gröbern Stoff zu entbinden strebt. Dieser Kampf des Wissens und Glaubens, der zugleich ein Kampf des poetischen Gemüths mit dem philosophischen Gedanken ist, bildet ein Hauptmoment in der neuen deutschen Geistesentwicklung, und Deutschland hat sich gewiß nicht dieses Kampfes zu schämen, sondern nur die arrogante Leichtfertigkeit einiger vorlauten Unberufenen zu beklagen und zurückzuweisen, die unter dem Deckmantel dieses Streites Unfug trieben und eine nichtswürdige Frivolität als Ausweg und Ende desselben anrühmten. Um so mehr ist diese Erscheinung, die hoffentlich bald vorübergegangen seyn wird, zu bedauern, als der Kampf selbst schon zum Theil bitter genug geführt wurde, so daß es scheinen könnte: mit der Größe und Bedeutung des Gegenstandes wachse auch die Erbitterung der Gemüther. Der Gegensätze und Spaltungen sind ohnehin in Deutschland unendlich viele. Eine Eintheilung der gebildeten Deutschen nach den mannichfachen Gegensätzen und Schattirungen in Religion, Philosophie, Politik und Aesthetik würde, da jedes dieser Gebiete wieder mehrere Gegensätze unter sich begreift, eine Unzahl von Klassen geben, und eine jede Klasse am Ende kaum mehr als Ein Individuum enthalten. Diese Selbstständigkeit wäre erfreulich, wenn sie nicht in beschränkten Eigensinn und engherzige Intoleranz ausartete, wenn ein Band der Einheit die Getheiltheit der Ansichten und des Geschmacks überwände, ein gemeinsames höheres Interesse die Spaltungen wieder versöhnte.

Die Philosophie findet in Deutschland ihre Anwendung auf alle Wissenschaften und Studien; über Recht und Politik wird um so mehr philosophirt, je enger der Kreis für die Praxis gezogen ist. Die Naturphilosophie ist den Deutschen eigenthümlich. Die Geschichte wird, neben den fleißigsten gelehrten Forschungen, vielfach philosophisch behandelt; für die Philologie sind ganz neue Interessen und Gesichtspunkte aufgefunden worden; die Aesthetik und Kritik streben sich philosophisch zu begründen.

Für die schöne Literatur Deutschlands, welche erst seit etwa einem halben Jahrhundert in unglaublich schneller Entwicklung neu aufblühte, ist es gewiß ein beachtenswerthes Moment, daß sie mit dem Aufschwung der Wissenschaftlichkeit und der Philosophie gleichen Schritt hielt, während die klassische Periode der Poesie bei den Franzosen und Engländern viel früher fiel. In Deutschland verläugnen die ausgezeichnetsten Dichter, Goethe, Schiller, Jean Paul den Einfluß der Philosophie und die Berührung mit ihr in keiner Weise; Schiller besonders gab sich dem philosophischen Trieb und Bedürfniß hin und gestattete seiner Philosophie einen vielleicht zu großen Einfluß auf seine Poesie; Jean Paul polemisirte gegen Kant und rettete sich von der Philosophie zu Jacobi; Goethe machte zwar nicht die Philosophie zu seiner Nahrung, aber es ist unläugbar, daß er in der Atmosphäre gleichsam philosophische Luft einathmete. Die neueste deutsche Philosophie legte keinen geringen Werth darauf, Goethe als den Ihrigen anzusprechen und seine Uebereinstimmung mit ihr in seiner gesammten Auffassung der Welt nachzuweisen.

Ueber den Zustand der schönen Literatur in Deutschland ins Einzelne zu gehen, ist hier nicht der Ort. Die allgemeine Bemerkung können wir nicht unterdrücken, daß auf diesem Gebiet seit der classischen Periode Goethes und Schillers ein Rückschritt eingetreten zu seyn scheint, der, wir wollen es gern zugeben, vielleicht scheinbar ist und eine neue Entwicklung vorbereiten mag; denn das wagen wir nicht zu behaupten, daß im Einen oder Andern der deutsche Genius sein absolut Höchstes für alle Zeit erreicht habe, wohl aber, daß eine Frist verstreichen werde, ehe eine neue Aera anbricht. Diejenigen, welche sich für die Begründer und Heroen einer solchen jetzt schon ausgeben wollen, erwecken durch ihre Herabsetzung des Vergangenen und ihre Selbstanpreisungen kein günstiges Vorurtheil für sich und wenig Glauben an ihre Verheißungen.

Daß die gute Zeit der schönen Literatur hinunter sey, läßt sich behaupten mit Hinweisung auf das Verschwinden des großartigen und festen Styls der vornehmsten Heroen deutscher Poesie. Wir beziehen den Styl hier nicht bloß auf die Sprache, sondern auch auf die Komposition. Zwar rühmen Manche, daß die Deutschen seit neuster Zeit eigentlich erst recht schreiben gelernt haben — von den Franzosen nämlich; wahr ist es, geistreiche Manieren haben Platz gegriffen; aber sie ersetzen den ernsten und edeln Styl nicht, den sie übertreffen und verdrängen wollen. Der Styl Goethe's und Schillers, gediegen und gehaltvoll, hat das deutsche Publikum b e h e r r s c h t; die neue geistreiche Schreibweise s c h m e i c h e l t ihm. In der That ist es auch einigermaßen dadurch verwöhnt, so daß es nicht mehr sowohl das Schöne, als das Reizende sucht und in zärtlicher Genußsucht jede ihm zugemuthete Mühe und Energie scheut. Die Poesie soll häufig mehr Launen und Gelüsten befriedigen, als einem ernsten Bedürfniß genügen. Der feinschmeckende Eklekticismus von Seiten des Publikums verleitet auch die Autoren zu Umgehung der strengeren Kunstforderungen; eine poetische Produktion wird kaum mehr als ein Ganzes gefaßt und beurtheilt, sondern als der Rahmen eines möglichst geistreichen Quodlibet genommen; die Lektüre läßt kaum mehr einen bestimmten Eindruck zurück; sie streicht wie ein Schatten über das Gemüth hin und ein so durcheiltes Buch wird höchstens mit Einem Prädikat im Gedächtniß notirt. Dieß sind wohl unwidersprechliche Thatsachen. Prophezeyungen darauf zu gründen, fühlen wir uns jedoch nicht berufen und lassen dahingestellt, ob und wie diese Zerflossenheit in der deutschen Literatur sich concentriren, ob diese krankhafte, für Leser und Autoren schädliche Genußsucht sich heilen oder durch Uebermaß tödten werde?

Die Berührungen zwischen den drei Nationen in geistiger und literarischer Hinsicht haben sich seit etwa einem halben Jahrhundert ungemein vervielfältigt und verstärkt. Manches hieher Gehörige ist schon oben erwähnt worden. Sieht man sich nach Gesetzen der geistigen Mittheilung der Nationen an einander um, so scheint die erste Bedingung davon zu seyn: daß die Nationalität ihre ausschließende Strenge und Sprödigkeit aufgebe, um Fremdes schätzen zu lernen; sodann sollte man meinen: wo

größerer Reichthum ist, da wird ein Abfluß stattfinden dahin, wo Dürftigkeit, wo ein Vacuum sich findet; dieses Gesetz der Statik jedoch erleidet manche Modificationen, ja es läßt sich dagegen einigermaßen das Gesetz der Anziehung der Massen geltend machen.

Die in gewissem Sinn bornirte Nationalität der Franzosen erschwert ihnen ungemein das Hineinversetzen in Fremdes; wie lange galt ihnen Shakspeare als ein Monstrum! wie beschränkt und dürftig ist ihre Auffassung des Nichtfranzösischen! wie seltsam sind die Metamorphosen, die das angeeignete Fremde oft in ihren Händen, in ihrem Munde erleidet! Mit rühmlichem Eifer streben jetzt, wo sie fühlen daß sie zurückgeblieben, Viele, in das deutsche Geistesleben einzudringen und die Schwierigkeiten, welche ihnen ihre eigne Art und oft die Schwerfälligkeit und manche Unbequemlichkeit von unsrer Seite entgegenstellt, zu überwinden; aber oft machen sie nur gleichsam rasche Einfälle in die deutsche Literatur und ziehen sich bald mit der durch einen Handstreich gewonnenen Beute zurück, welche dann in einem schönen Triumphzug nach französischem Geschmack aufgeführt wird; wie schon erwähnt wurde, können es die französischen Philosophen den deutschen Meistern nicht recht zu Danke machen, und dieß gilt auch von vielen ihrer poetischen Bestrebungen. H. Heine, der sich berufen glaubt, die Franzosen in deutsche Wissenschaft, Philosophie, Poesie und Aesthetik einzuweihen, hat in der That dem französischen Verstand ein schlechtes Kompliment gemacht, wenn er voraussetzt, derselbe vermöge das Deutsche nur so appretirt, wie er gethan, zu genießen und zu verdauen. Er scheint sich in Erfüllung der schönen gedoppelten Mission zu gefallen: die Deutschen zu blamiren, indem er die Franzosen düpirt. — Was die Franzosen vom Ausland, besonders aus Deutschland annehmen, geschicht aus wirklichem, ernstem Bedürfniß und Trieb nach Bildung; während die Deutschen von den Franzosen mehr Unterhaltendes, zur Befriedigung der Genußsucht, herüberholen. In England scheint die Beschäftigung mit fremder Literatur als ein Gegenstand vornehmer Liebhaberei betrieben zu werden, da der stolze Britte für sein Bedürfniß der Belehrung oder der Unterhaltung nicht zu fremden Schätzen seine Zuflucht nehmen zu dürfen glaubt.

Blicken wir auf unsern Anfang zurück, so glauben wir mit gutem Grund die Ansicht aufstellen zu dürfen, daß eine Weltliteratur, nach welcher als einem Ideal hinauszuschauen Niemanden verwehrt werden mag, noch nicht sobald eintreten wird, und daß sie jezt, da noch so viel in den einzelnen Literaturen als unvollendet und Keim sich darstellt, keineswegs wünschenswerth wäre; vor der Hand genügt der lebendige Verkehr, welcher nicht ermangeln kann gute Früchte zu tragen, wenn er von geschickten Händen betrieben und geleitet wird.

Englisches Urtheil über Heine.

Das Quarterly Review enthält im Februarheft von 1835 einen Aufsatz über Heine's Buch: Zur Geschichte der neuern schönen Literatur in Deutschland, woraus wir Einiges mittheilen.

„Man hat oft in Zweifel gezogen, ob die Deutschen begründete Ansprüche auf Witz haben, und es schien bis in die jüngste Zeit ziemlich allgemein zugestanden, daß die Rettung der Nationalehre in dieser Beziehung einzig und allein auf Jean Paul beruhe, dessen Witzergießungen durch seinen Mysticismus leuchtend durchbrechen, wie Blitze aus Wolken. Seit den letzten fünf Jahren jedoch ist ein neuer Stern am literarischen Himmel Deutschlands aufgetaucht — unglückbedeutend in seinem Einfluß, schwankend in seiner Bahn, unstät in seinem Licht, aber über und über strahlend von einem Glanzfeuer, das bald alle Augen und Gläser ihm zuwandte. Heinrich Heine that sich auf als Dichter und Prosaiker — zuerst mit seinen Reisebildern,*) sodann mit seinen Beiträgen zur Literaturgeschichte seiner Zeitgenossen und gewann rasch auf eigne Faust den Ruf, einer der einsichtsvollsten, wo nicht witzigsten Schriftsteller seiner Zeit zu seyn. Wir sagen auf eigne Faust — denn nicht leicht ist Jemand so ausschließlich der Schöpfer seines Namens gewesen wie Heine; gleich bei seinem Auftritt zog er durch seine Keckheiten einen ganzen Schwarm Ankläger sich auf den Hals und durch seine schlecht verhehlte Verachtung gegen bestehende Religionen und Einrichtungen wußte er oft seinen eifrigsten Bewunderern die Rolle von Vertheidigern aufzudringen. Im gegenwärtigen Augenblick gilt er in den literarischen Cirkeln Deutschlands für förmlich vogelfrei; da ist seine Hand gegen Alle und Aller Hand gegen ihn. Doch wir glauben ihn im Besitz mancher schönen und edeln Eigenschaften; wir haben uns sagen lassen, er sey jetzt ernstlich darauf bedacht, sich ins Reine hervorzuarbeiten und hegen die beste Hoffnung, er werde binnen kurzer Zeit zur Einsicht der Verkehrtheit seiner bisherigen Wege gelangen. Das vorliegende Buch ist zwar zunächst für französische Leser bestimmt und gibt sich selbst als eine Ergänzung von dem berühmten Werke der Madame Staël über Deutschland, aber deßhalb paßt es nicht weniger für England; denn unsers Bedünkens stehen beide Nationen (den engern Kreis unsrer Eingeweihten natürlich ausgenommen) hinsichtlich der von Heine dargebotnen Mittheilungen auf der gleichen Stufe und betrachten noch immer gleicherweise Frau von Staël als ihre vornehmste Autorität in Allem, was auf die schöne Literatur und Philosophie Deutschlands Bezug hat. Aber es ist sonnenklar, daß mächtige Veränderungen eingetreten sind, seit sie schrieb, und es wäre leicht zu beweisen, daß sie höchstens eine oberflächliche Bekanntschaft mit den Gegenständen hatte, worüber sie so anmuthig plaudert." — Von dem Buche selbst werden mehrere Abschnitte im Auszug und mit einsichtsvollen Bemerkungen gegeben, aber am Schlusse beigefügt: „Es thut uns leid, sagen zu müssen, daß wir, obgleich Heine's Ader in diesem Buch weit nicht so frivol ist als in den Reisebildern, uns doch genöthigt sahen, einige der Stellen, welche uns der Mittheilung würdig schienen, zu verstümmeln."

*) Dieß ist nicht ganz richtig; das erste, was von Heine erschien, waren ein Bändchen Gedichte, dann seine dramatischen Versuche mit lyrischem Intermezzo.

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 8.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

5 März 1836.

Englisches Urtheil über deutsche Literatur.

Das Foreign-Quarterly-Review enthält in seinem Oktoberheft des vorigen Jahres einen Aufsatz, worin die kritische Thätigkeit und Wirksamkeit unsers Landsmanns, Wolfgang Menzel, besprochen und dabei auch die deutsche Literatur überhaupt beurtheilt wird. Zwar werden wir nicht Alles, was übers Meer herüberschallt, für ein unsre literarischen Fragen entscheidendes Orakel halten, und den englischen kritischen Ansichten nicht eben den Vorzug einräumen, welche man ihren Waaren zugesteht; aber immerhin verdienen die Urtheile wohlunterrichteter, theilnehmender und leidenschaftlos sich aussprechender Ausländer auch bei uns bekannter und dem Nachdenken und der Prüfung empfohlen zu werden. Wir heben daher Einzelnes aus dem Artikel aus:

„Die deutschen Schriftsteller überhaupt kann man in fünf Klassen eintheilen: Phantastiker, Mystiker, Systematiker, poetische Idealisten oder Männer von Phantasie und Empfindung, und endlich Eruditi, ὁπλῖται, Männer von gelehrter und wissenschaftlicher Bildung. *) Hoffmann, Chamisso, Fouqué sind die wohlbekannten Häupter der phantastischen Schule; Teufel, Gnomen, Sylphen, Undinen, Doppelgänger und Magnetismus sind ihr Lieblingsstoff; ein paar Siebenmeilenstiefeln oder eine Flasche Teufelselirier ist der Apparat ihrer Verzauberungen. Tauler und Jakob Böhme, Novalis, Friedrich Schlegel, Steffens, Jung Stilling, Görres sind die angesehensten Vertreter der mystischen Schule. Sie erheben sich um eine Stufe über die Phantasten, und enthalten unter vielem Kindischen auch viel wirklich Erhabenes. Ihre Ideen, obgleich nicht geeignet zur Klarheit durchgebildet zu werden, sind nie seicht, oft tief und nicht selten groß; sitzen sie nicht auf Jupiters Thron, so schweben sie doch auf den ihn umgebenden Wolken. Die Systematiker sind Männer von weitgreifendem Geist. Wenn sie närrisch sind — wie sie es nach englischen Begriffen oft wirklich scheinen — so ist doch in ihrer Narrheit „Methode.“ Ihr Mysticismus, wenn es Mystiker sind, ist kein verschwimmender Traum, kein Wolkengebilde, sondern ein tiefgehendes Princip, eine organisirende Macht, eine belebende Ausströmung. Schelling mag als der König dieser höhern Klasse von Mystikern gelten, und man darf wohl bezweifeln, ob der menschliche Geist sich je in einer erhabenern und imposanteren Gestalt offenbart hat, als in solcher brüderlichen Verschmelzung von Wissenschaft, Religion und Poesie. Strenger auf die Natur angewendet, erzeugt dieser systematische Mysticismus Männer wie Oken und Schubert, deren umfassender Geist in dem Streben, die Natur nachzukonstruiren, uns eine Ahnung, wo nicht die wirkliche Kunde, von ihrem geheimen Schaffen und ihren wunderbaren Entwicklungen zu geben scheint. Aber die Systematiker sind nicht alle Mystiker; Kant und Hegel sind nicht minder wunderbare Beispiele von der Macht und dem Umfange deutschen Geistes als Schelling; die klare Schärfe des einen und die abstrakte Logik des andern gehören gleichmäßig dem ausgebreiteten Gebiete deutscher Intelligenz an. Unsre vierte Klasse begreift die poetischen Idealisten. Schiller ist ein größerer, Körner ein kleinerer Stern dieser Gruppe. Jean Pauls weinende Helden sind nicht viel weniger gefeiert, als Werther und Siegwart. Im deutschen Geist ist eine tiefe Quelle von Empfindung, welche sich oft in Thränen ergießt, womit der robustere Britte nicht einverstanden ist; aber wenn bethränte Augen oft der Beweis von kindischem Wesen, so sind thränenlose oft das Zeichen von Selbstsucht. Hierauf folgen die Männer von bloßem Talent, welchen die sparsame Natur einen Funken des göttlichen Feuers versagte — diese sind überall zahlreicher, als die Männer von Genie; aber in Deutschland namentlich sind sie außerordentlich häufig und von besserem Kern als anderswo. Es gibt wenig oberflächliche Köpfe in Deutschland; was ein ehrlicher Deutscher thut, das thut er mit allen seinen Kräften, und läßt keinen Winkel der Erde ungeplündert, wo er Steine von rechter Größe und Schönheit für seine gelehrte Mosaikarbeit zu finden hofft. Deßwegen nannten wir die deutschen Gelehrten ὁπλῖται; es sind schwer bewaffnete Krieger, ausgerüstet mit der Kenntniß aller

*) Eine strenge Logik hätte wohl an dieser fünffachen Eintheilung Manches auszusetzen. Anmerkung.

Zungen und aller Weltalter. Wenn die deutsche Literatur sonst zu nichts gut wäre, so ist sie doch nützlich, ja unentbehrlich als ein Inder zur Literatur der ganzen Welt. — Sed quorsum haec! Unsre Absicht ist, zu zeigen, was Menzel ist, indem wir zuerst andeuten, was er nicht ist. Er gehört keiner der genannten Klassen an. Insofern man unter Germanismus bei uns Unsinn zu verstehen pflegt — sey es unwissender oder gelehrter, kindischer oder greisenhafter, gescheidter oder einfältiger, religiöser, philosophischer, poetischer, musikalischer, künstlerischer, politischer Unsinn — insofern ist, wir können unsern Lesern, die nicht ohne Grund die Ansteckung der Epidemie: genannt Teutomanie, fürchten, diese Versicherung geben, Wolfgang Menzel kein Deutscher. „Er schreibt wie ein Britte." Vom Negativen zum Positiven übergehend, müssen wir sagen: Menzel ist ein Mann von gesundem, kräftigem, scharfem und umfassendem Geist. Um Unbekanntes durch Bekanntes zu erläutern: er hat mehr Verwandtschaft mit Lessing, als mit irgend einem andern den englischen Gelehrten bekannten deutschen Schriftsteller. Er hat auch etwas vom Feuer und vom Sarkasmus Martin Luthers, und wenn wir ihn mit zwei in der Geschichte der deutschen Literatur so großen Namen zusammengestellt haben — versteht sich immer deductis deducendis — so haben wir dadurch genugsam angedeutet, daß wir es mit einem Geist von nicht gewöhnlichem Maße zu thun haben. Unser Autor ist Dichter, Kritiker, Historiker, Politiker, und wie alle deutschen Autoren, Philosoph. Nur in seiner Eigenschaft als Kritiker haben wir uns hier mit ihm zu beschäftigen; aber Niemand kann ein Blatt seiner deutschen Literatur lesen, ohne sich zu überzeugen, daß die Schärfe des Kritikers nur ein Werkzeug ist in der Hand des tiefen Philosophen, des glänzenden Dichters, des patriotischen Politikers."

„Die Literatur einer Nation ist nur die Abspieglung, oder vielmehr das Erzeugniß ihres Charakters, und wer den Sohn kennen lernen will, muß sich mit dem Vater bekannt machen. Und was ist der Nationalcharakter der Deutschen? Manche Leute wollen behaupten, sie hätten gar keinen, oder wenn sie einen haben, so bestehe er in einer Art von weiser Passivität, vermöge deren sie die Charaktere aller Nationen, welche auf der Bühne der Welt waren oder sind, in sich aufnehmen und sich aneignen. Wir sind, sagt Menzel, in den Augen vieler Leute Bären, und können nichts thun ohne einen ausländischen Tanzmeister. — Bedenkt man die Aufeinanderfolge der Gallomanie, Anglomanie und Gräkomanie, so wird man diese Beschuldigung nicht ganz ungegründet finden. Niemand wird behaupten, daß Shakspeare oder Milton Andere nachgeahmt; sie sind so durch und durch originell, so eigenartig wie Homer und Aeschylus; aber Wieland, so sagt man, war ein Franzose, Klopstock ein Engländer (eine Karikatur von Milton) und Goethe ein Grieche. Gewiß ist, daß in keinem Lande fremde Literatur so allgemein studirt wird, wie in Deutschland. Sieht man den Eifer, womit sie sich auf Shakspeare, Scott und Andere werfen, so könnte man sich einbilden, die Abgötterei mit Goethe und Schiller bestehe mehr in einer Art von Nationaleitelkeit, als in wirklicher Bewunderung von etwas wahrhaft Trefflichem an diesen Autoren. Eine Nation, die so viel fremdes Korn einführt, muß gewiß jämmerlich Mangel leiden an selbsterzeugter Nahrung. So argumentiren diejenigen, welche die deutsche Literatur verschreien, ohne sie zu kennen; sie vergessen überdieß, daß selbst wenn die Deutschen so entblößt von Originalität wären, wie sie sich vorstellen, eben dieser Mangel an Nationaleigenthümlichkeit, dieß Untergehenlassen des Charakters als Deutscher in dem des Menschen, einer Erklärung fähig ist, welche diesem Volksstamm höchlich zur Ehre gereicht." Es wird an Menzel gerühmt, daß er hierüber unparteiisch urtheile, und dann die Frage nach der Eigenthümlichkeit des deutschen Charakters wieder aufgenommen: „Daß sie gar keinen Charakter haben — wie der französische Abbé meinte, sie haben kein Genie — ist eine zu absurde Behauptung, um heutzutage noch Beifall zu finden. Sterne mag ein schwacher Nachahmer von Cervantes und Rabelais seyn, aber Jean Paul Richter einen schwachen Nachahmer Sterne's zu nennen — würde eine Unwissenheit und Anmaßung verrathen, ähnlich der Voltaire's, wenn er der Nebenbuhler des Aeschylus und der Richter Shakspeare's zu seyn vermeinte. Wer Originalität, Witz, Humor allen andern deutschen Autoren abspricht, muß doch gewiß alle diese Eigenschaften und noch viel mehr Richter'n zugestehen. Dieses Mannes Name allein genügt, um all den unwürdigen Neckereien und Spöttereien zu antworten, die man der deutschen Muse schnöderweise ins Antlitz geworfen. Wenn wir in Einem Mann allen Humor des Rabelais, ohne seinen Schmutz, alles Gefühl Sterne's, ohne seine Affektation, allen Verstand Kants, ohne seine systematische Steifheit, alle Schönheit Goethe's, ohne seine Kälte vereinigt finden, können wir sagen, die Nation, die einen solchen Geist besitzt, sey ohne Originalität und Erfindung? — Frau v. Staël hat längst den geeigneten Gesichtspunkt aufgestellt, wenn sie erklärte: Deutschland sey die Heimath des Gedankens. Die Deutschen sind eine Art von geistigen Schatzgräbern, intellektuellen Maulwürfen — und dieß ist einer der vielen Gründe, warum ihre Verdienste oberflächlichen Blicken so oft verborgen bleiben. Wie die Philosophen der Hindus Alles in Religion verwandeln, und für sie jeder Gegenstand der Natur nur eine Modifikation von Brahma, Wischnu und Siwa, der heiligen Dreiheit, und selbst wieder einer Modifikation des Einen, ewigen Brahma, ist: so können die Deutschen nichts thun ohne Metaphysik. Sie müssen ein Prinzip und eine Seele haben bei jedem Gegenstand, und die Gesammtheit der Natur und des Lebens hat für sie nur Werth als eine Offenbarung der innerlichen Gottheit, in der wir leben, weben und sind." — Ueber Menzels Behandlungsweise der Literatur wird gesagt: „Er nimmt einen umfassenden und weitgreifenden Standpunkt, um das mächtige vor ihm liegende Gebiet zu übersehen, und ist zu aufmerksam auf wichtige Resultate, um bei den ephemeren Erscheinungen zu verweilen, die, wenn gleich schön, nur eine Minute vor dem Auge flattern und dann ohne eine Spur ihres Daseyns verschwinden. Daher scheint er bisweilen zu rasche Sprünge zu machen, und mit unbegründeter Verwerfung das im Ganzen zu verurtheilen, was im Detail ohne Frage manche eigenthümliche und reizende Schönheiten aufzuweisen hat. Aber in einem Werke, das nicht die Geschichte, sondern den Geist der Literatur zu geben beabsichtigt,

ist diese die einzig thunliche, die einzig vernünftige Verfahrungsart. Nicht mit hübschen Gedichten, sondern mit großen Dichtern haben wir es hier zu thun. Es ist ein bekannter Ausspruch, daß die edelste Poesie oft in Prosa geschrieben ist; und auf die deutsche Literatur findet dieß seine besondere Anwendung. Ein poetisches Element geht durch alle Glieder dieses gewaltigen Leviathan hindurch. Wir müssen gefaßt seyn, Poesie zu finden in ihrer Metaphysik, Poesie in ihrer Theologie, Poesie in ihrer Naturphilosophie. Schelling, Oken und Görres sind keine kleinern Dichter als Goethe, Wieland und Schiller. Dieß bedenkend, wird man sich nicht mehr über die summarische Weise wundern, womit Menzel manchen angesehenen Namen von seinem literarischen Richterstuhl aus abfertigt. Sind es Männer von kräftigem Verstand, reinem Herzen, hochsinnigen Grundsätzen? Was haben sie gewirkt durch Wort oder That in dem großen Werke der Förderung und Entwicklung der Menschheit? Das sind die Fragen, auf welche jeder, der auf einen Platz auf Menzels deutschem Parnaß Anspruch macht, eine fertige und klare Antwort geben muß." Menzels Beurtheilung der ausgezeichnetsten Deutschen wird im Allgemeinen als treffend und billig anerkannt, mit Ausnahme von Voß und besonders von Goethe. „Wir verlassen das Scharmützel mit den untergeordneten Helden und begeben uns in die Hitze und das Gewühl des Kampfs. Wir müssen versuchen mit der quaestio vexata der deutschen Literatur, dem articulus stantis aut cadentis ecclesiae anzubinden. Wir sind zu Entscheidung der großen Frage aufgefordert, ob Goethe oder Schiller der König des deutschen Parnassus sey — und die zwischen ihnen getheilten Jünger der literarischen Welt harren mit gespannter Erwartung unserer Entscheidung, ob Goethe eine göttliche Schechinah, *) oder ein goldnes Kalb der Götzendiener sey."

„Wir sehen Menzel, gleich einem kecken alten Gallier, furchtlos auf den ersten Konsul des literarischen Senats losgehen, und rücksichtslos gegen seine ruhige, würdevolle, göttliche Haltung, ihn unehrerbietig am Bart zupfen. Himmel und Erde sind in tödtlich banger Erwartung, welche Strafe auf solche unerhörte Kühnheit folgen wird. — Das Wahre an der Sache ist, daß der große Goethe, — denn groß war er gewiß, nach dem Zugeständniß aller Parteien — so arg gepriesen und bewundert wurde, und die seinem Genie gebührende Bewunderung, sowohl in England als in Deutschland, in solche Maßlosigkeit thörichten Götzendienstes sich verirrte, daß eine gebieterische Nothwendigkeit das Aufstehen eines Mannes erheischte, der dem Geist der Literatur seine verlorene Unabhängigkeit wieder gewinnen und vor dem Auge der Menschen den Zaubernebel zerstreuen mußte, den ein allzuheißer Enthusiasmus erzeugt hatte. Die Minerva, welcher dieser Liebesdienst übertragen ward, ist Menzel, und kein Tauglicherer konnte hiefür gefunden werden. A. W. Schlegel hat einmal durch einige erbärmliche Witze und Pasquille **) die Glorie zu verdunkeln gesucht, welche um Schillers geheiligtes Haupt schimmert; aber wir glauben, die Stöße seiner Pfennigtrompete haben nie eine Wirkung gehabt, als daß sie ihren Bläser selbst lächerlich machten; und der Name Schillers steht noch glänzend da in unbefleckter Reinheit.

(Schluß folgt.)

*) Der heilige Geist bei den Hebräern.

**) Im Musenalmanach fürs Jahr 1832.

Aus Viktor Hugo's
Dämmerungsgesängen.

XII.

An Kanaris.

Warum sucht mein Gedanke wieder dich,
Erlauchter Grieche, deß sonst Niemand denkt
Als ich? Warum in dieser schwarzen Nacht
Bin ich allein hier, ernst und schwermuthsvoll,
Neu zu vergolden deinen Ruhm bemüht?
Indeß da draußen Redner, wuthentbrannt,
Zu Hunderten, nach Blicken angelnd, auf
Zur Bühne klettern — kehrt zu dir mein Geist,
Zu dir, ganz in Vergessen schon versenkt:
Weil groß du, ruhig, unter'm Lorbeer warst!
Uns, die wir singen, sind die Krieger werth,
Wie, ohne Zweifel, du die Dichter liebst;
Unsre Gesäng' entkeimen eurer That!
Geheiligt ist der Dichter, stark der Held.
Die tiefen Dichter, die kein Sturm erstickt,
Sind gleich des goldenen Siciliens Berg,
Deß Rauch gewiß du auf dem Meer geschaut;
Dem ries'gen Aetna gleich, der Flammen speit
Und Frucht trägt, haben in dem Busen sie
Die Lava und ums Haupt den Aehrenkranz.

Und dann — stets trieb mich meiner Seele Zug,
Wenn dieß Gemisch von Feuer und von Dampf,
Wenn diese Windsbraut, die Gott selber lenkt,
Die bald den Tag bringt, bald in Nacht uns stürzt,
Wich von des Helden und des Weisen Stirn,
Wie nach dem Sturme man zum Strande läuft:
So samml' ich gerne, die heraus er warf,
Sie, die vergessen, die gestorben sind.

Bedaure nichts! du hast das beste Theil!
Alt werden in Paris, das zankt und weint,
Das, von der Träume Glanz geblendet, singt
Wie eine launenvolle Buhlerin;
Sich drehn in dieser schalen Köpfe Kreis
Voll jeden Morgen, jeden Abend leer;
Wachsen, wie eine übersehne Frucht
Im dichten Laub versteckt; bewundert seyn
Von blöden Augen einen Tag und zwei;
Den Lärmen hören, den in diesem Schlund,

Der jeden Strom verschlingt, ein Name macht,
Den man ins Volk wirft; sich, wenn aufrecht noch
Ein Rest von Sitte steht aus alter Zeit,
Gewaltsam, der geschwollnen Woge gleich,
Auf dieses Bollwerk stürzen, einst voll Ruhms,
Durch Breschen, die der Presse Wuth gebohrt;
Bei Tag und Nacht die Wellen, ihr Gebraus,
Betrachten; mit nutzlosem Ruder selbst
Darein sich mischen; in der Nähe sehn
Minister, welche keuchend und gedrängt
Mit Stacheln, an der Staatsmaschine ziehn,
Das unbeholfne Fuhrwerk tief im Schlamm:
Wir sind die Pflugschar und die Stiere sie!
In jammervollen Dramen durch den Schlag
Der Leidenschaft aus Seelen Funken ziehn,
Die Herzen drücken, martern mit der Hand,
Bis tropfenweis' die Thränen draus gepreßt;
Mit Wortschwall füllen die Tribune, die
Geweiht dem Zungenkampf, – das Babel, wo
Verwirrung wieder in die Sprachen kam;
Die Mächt'gen necken; Alles, was sie thun,
Bespritzen mit ingrimm'ger Rede Schaum;
Thürangel seyn und Schlußstein des Gewölbes;
Wenn groß man ist und stark: dann jeden Tag
Giftspei'nde Schlangen finden auf dem Weg,
Die man erdrücken muß; ein Stamm im Gras
Und in dem Zwerggewühl ein Riese seyn:
Dieß Alles wiegt, o edler Sohn der Fluth,
Nicht auf das Glück, zu schweben auf dem Meer,
Dem furchtbar'n, das die Argo schwimmen sah,
Und des Columbus Sieg — darein das Blei
Hinabzusenken mit dem zack'gen Fuß,
Und durch Cigarrendampf am Horizont
Versinken sehn Korinth und Megara!

O säh'st du uns, du Sohn des Archipels,
Wenn den Rappell der Presse Hammer schlug,
In stürm'scher Hast uns schaaren um ein Recht,
Das man zerstören will; o sähst du uns,
Blind folgend Jedem, der uns führen will
Und gegen Zwerge die Sturmglocke zieht,
Auf ein Gesetz eindringen wie ein Sturm;
Auf diese kind'schen Kämpfe und Trophä'n —
O welche Blicke der Verachtung du
Auf dieses Alles würf'st — der schüttelnd nur
Die Eisen bricht! du, dessen Arm bei Nacht,
Im Spiel, sammt ihren Schwarzen, Ytsch Oglans,
Und nackten Frau'n die Kapudan-Paschas
Zum Morgengruß auf in die Wolken sprengst!

Geh'! kümmert das Vergessen derer dich,
Die du verlachen würdest, wenn von nah
Du ihre Hände, ihre Seelen sähst!
Was gelten Herzen dir von Wachs, von Stein?
Gedächtnisse von Staub und Asch' erfüllt?
Der Steuerpächter, der, des Volkes Last,
Sich, einem Schwamme gleich, voll saugt mit Gold?
Der Kaufmann auf den Rechentisch gestemmt?
Der junge Lüstling, deß Gesicht nichts sagt,
Entmannten Herzens, der bewundernswerth
Vornehme Frau'n nur findet in Paris
Und theure Pferde; was bekümmert's dich,
Daß dein vergessen hat Europa, wo
Der Mann und das Ereigniß — Alles wird
Zertreten von des Pöbelhaufens Fuß;
Paris, das jetzt erwacht und jetzt entschläft,
In wüstem Traum entgegenseh'nd dem Tag;
London, wo das Spital dem Rennplatz weicht;
Rom, das die Schale nur von Rom noch ist,
Die Kön'ge, die Tribunen, Alle, die
Dein Hellas halten unter'm schnöden Joch,
Gefirnißte Vandalen, Fremde, blond
Und blaß, die landen an dem Heimathstrand
Der rauchen Palikaren — zu erneu'n
Volk, Sitte, Monumente, Alles, ach!
Mit Bildung zu beschenken Griechenland
Und abzukratzen was ein Phidias schuf!

Und dann, wer weiß, ob du bescheidnes Herz
Dich nicht am Ende selbst vergessen hast?
Was ficht's dich an, so lang am Hafen steh'nd
Du einem Britten einen Platz verkaufst,
So lang, am Strand du wälzen, ordnen läss'st
Die Ballen, die seit lang' des Kaufmanns Traum!
So lang mit frohem Lächeln du empfängst
Deine Gesellen, Schiffsherrn von Korinth
Und Argos. Möglich, daß im Augenblick
Ein griechisch Weib, das schwarze Lockenhaar
In eine türk'sche Binde eingezwängt,
Fruchtbare Mutter — alter Eltern Kind —
Auf dich ihr Feueraug' geheftet hält,
An Nauplia, Ipsara, Chios denkt,
An's ganze Meer, voll von Kanaris' Ruhm!
Wie einen König staunt sie fern dich an —
Spricht nicht zu dir — sie betet still für dich!

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 9.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

9 März 1836.

Die Fudges in England.

Unter dem Titel: Die Fudges in England, Fortsetzung von der Familie Fudge in Paris, hat Thomas Moore, der berühmte Dichter der irischen Gesänge, der Lalla Rookh, der Liebe der Engel, der in neuerer Zeit ein polemisches Werk gegen den Protestantismus schrieb, eine kleine Sammlung von satyrisch-komischen Gedichten herausgegeben, welche sich auf die religiös-politischen Verhältnisse Englands und Irlands beziehen, und worin er, wie sich von selbst versteht, sich seiner katholischen Glaubensgenossen gegen die protestantische Geistlichkeit, besonders die zelotischen Frömmler, annimmt. Die Eigenthümlichkeit der englischen Sprache im Komischen setzt einer treuen Uebertragung dieser Gedichte wohl unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen, aber eine Angabe des Inhalts, mit gelegentlicher Uebersetzung einiger Zeilen, ist doch vielleicht dem Leser willkommen.

Ein zusammenhängendes Ganzes bilden eilf Briefe, über welche wir hier berichten.

1. Brief von Patrik Magan, Esq. an den Ehrwürdigen Richard — — Pfarrer von — — in Irland. Der Schreiber meldet seinem Freunde die Ankunft der Miß Biddy Fudge, einer frühern Bekanntschaft von Paris her, die, aus einem leichtfertigen phantastischen jungen Ding, das sie damals war, mit ihren Bändern in allen Regenbogenfarben schillernd, nunmehr, auf die Mahnung der Zeit hin sich in eine Fromme umgewandelt habe, und durch den Tod ihres Vaters im Besitz eines großen Vermögens, nur auf einen Ehemann warte. Ein Kirchenmann, aber von der Hochkirche, wäre willkommen; Socinianer und Katholiken haben nichts zu hoffen. Er räth seinem Freund als Werber aufzutreten:

Denk, Freundchen! das wär für 'nen Geistlichen ein Fang!
Statt daß tausend Seelen dir jetzt machen bang,
Dürft'st du dann nur für Biddy's Seelenheil sorgen
Und könntest dafür ihren Geldbeutel borgen.

Der Grund, warum er dem Freunde diesen uneigennützigen Vorschlag mache, sey — eine Nichte der Miß Fudge, die ihm, einem romantischen Luftschlösser-Bauer, durch ihre wunderbare Schönheit mit ihren Seraphsaugen sein Herz gestohlen. Leider habe auch diese göttliche kleine Hexe ihre Fehler, spreche gelehrt, lasse Verse drucken und sey wahnsinnig auf Almanache hinein. — Der Freund möge ja nicht die alte Gans mit den goldenen Eiern hinaus lassen. Als einen weitern Sporn, zu kommen, setzte er ihn in Kenntniß, daß der Theaterdirektor die Kirchengaukler von Exeter Hall für nächste Woche bestellt habe, und gewiß habe noch nie eine lustigere Gaukler- und Bajasbande zum Ergötzen der Christen solche Burzelbäume gemacht, obgleich zu fürchten stehe, daß ein Hauptbajas, L — ke, nicht kommen werde, weil er den Punch (Polichinell) zu Haus spielen müsse. Aber gewiß trete doch Murtagh als Buffone auf.

(Fortsetzung folgt.)

Ballade an den Mond.

Von Alfred de Musset.

(Versuch einer Nachbildung von F. Freiligrath.)

Den Mond durch Nebel scheinen
Hoch über'm Thurme sieh',
Wie einen
Punkt über einem i!

Mond, welch ein Geist auf Pfaden
Des Dunkels führet licht
Am Faden
Profil dir und Gesicht?

Nachtaug' mit dunkelm Scheine!
Von Cherub welch ein Duns
Durch deine
Blechmaske schielt nach uns?

Bist du, mit deinem rothen
Gesicht, 'ne dicke Spinn',
Die Pfoten:
Und armlos rollt dahin?

Bist du, fast möcht' ich's sagen,
Die Uhr voll Rost und Ruß,
Die schlagen
Der Höll' die Stunden muß?

Frug eben jetzt um Kunde
Sie deine Stirn, was Zeit
Und Stunde
In ihrer Ewigkeit?

Frißt dich ein Wurm, wenn enger
Nun dein geschwärzter Kreis
Und länger
Sich ausdehnt silberweiß?

Wer neulich Abends hatte
Ein Auge dir geraubt?
Traf Latte,
Traf Baumast dir das Haupt?

Durch meiner Scheiben Gitter
Ersah ich deines Horns
Gezitter,
Als wärest du voll Zorns.

Geh, Mond! nicht länger schwebe,
Du Sterbender, einher!
Ach, Phöbe,
Die Blonde, fiel in's Meer!

Soll ewig es sie halten? —
Du bist ihr Antlitz nur;
Voll Falten,
Trägt es des Alters Spur.

Gib uns zurück die Reine,
Die Jäg'rin auf der Bürsch,
Im Haine
Verfolgend früh den Hirsch!

Ha! unter den Platanen
Zu sehn im Dickicht hier
Dianen,
Die Hunde neben ihr!

Das schwarze Reh, verstöret
Die Felswand flieh'nd hinan,
Es höret,
Es hört sie zitternd nahn.

Nach setzt der flücht'gen Beute
Durch Wald und Thalgrund heiß
Die Meute,
Geführt vom feuchten Schweiß.

Ha! Phöbe'n, Phöbus' Schwester,
Ertappt im Bad zu schau'n,
Wo Nester
Die wilden Schwäne bau'n!

Sie, die bei Nacht auf Lieder
Und Mund dem Schäfer sinkt,
Wie nieder
Ein Vogel leicht sich schwingt!

O Luna! welchen Schimmer
Und welcher Schönheit Zier
Auf immer
Verleiht dein Lieben dir!

Froh bringt, wer dir begegnet,
Dir seines Dankes Zoll,
Und segnet
Dich, wachsend oder voll.

Dich liebt der Hirt, am Raine
Ausruh'nd bei frischen Quell'n,
Weil seine
Hund' ängstlich dich anbell'n.

Dich liebet auf Kauffahrer
Und Kriegsschiff der Matros',
Lacht klarer
Nachthimmel seinem Floß;

Die Dirne dich, die wählig
Am Saum des Holzes zieht,
Hellkehlig
Läßt schallen sie ein Lied.

Und unter deinem blauen
Aug' reget sich das Meer; —
Zu schauen,
Wie an der Kett' ein Bär.

Und, regn' es oder schneie,
Was jede Nacht komm' ich
Auf's Neue,
Hieher zu setzen mich?

Ich komm', daß ich dich scheinen
Seh' über'n Thurme hie,
Wie einen
Punkt über einem i.

Englisches Urtheil über deutsche Literatur.

(Schluß.)

„Nicht so wirkungslos, besorgen wir, sind die Pfeile, oder vielmehr die Streiche geblieben, welche Wolfgang Menzel von Zeit zu Zeit gegen das olympische Haupt des deutschen poetischen Jupiters gerichtet. Menzel war nicht der Mann dareinzuschlagen, ohne zu wissen, auf was er schlage; seine Worte sind wie wohlgezielte Hammerschläge. Wir dürfen also nicht erwarten, Goethe mit ganz heiler Haut aus diesem gewichtigen Kampf hervorgehen zu sehen — wenn auch die Krone auf seinem Haupte bleibt, so glänzt sie doch für Menzel-erleuchtete Augen, nicht mehr mit göttlichem, sondern nur noch mit menschlichem Licht. Goethe bleibt immer noch ein großer Mann, ein glänzendes Exemplar der Menschheit; aber er ist nicht mehr der einzige große Mann, den Deutschland oder Europa besitzt. Er ist, nach Menzels Ansicht, ein Mensch und bloß ein Mensch; kein Halbgott, viel weniger ein Gott, die letzte und größte Menschwerdung des poetischen Brahma. Wir geben die Quintessenz von Menzels Anti-Goetheismus aus der Geschichte der Deutschen" (S. 776). Nach diesem Citat heißt es weiter: „Das heißt gewiß die Vorwürfe nicht sparsam zugemessen; aber der Leser bedenke, daß es Menzel ist, der angreift, und Goethe, der angegriffen wird. In den Kriegen der Giganten, sagt Jeffray in Beziehung auf Lord Brougham, gibt und empfängt man nothwendiger Weise gewaltige Streiche! Goethe's Bewunderer waren zu zahlreich und zu laut, um von etwas angerührt zu werden, was ihnen wie bloßes Partei-Geflüster erschien. Ein erklärter und offner Krieg war nothwendig, um der langbegründeten Alleinherrschaft des Goetheismus die Spitze zu bieten, und nur ein kecker und furchtloser Anführer konnte den ursprünglichen Namen eines Rebellen in den eines Helden und Patrioten verwandeln. Um uns nicht in eine vage und unbestimmte Deklamation zu verlieren, mögen die von Menzel und seinen Freunden gegen Goethe vorgebrachten Anklagen auf folgende Punkte zurückgeführt werden:

1. Goethe war kein Politiker.
2. Er war kein Patriot.
3. Er war selbstsüchtig und egoistisch.
4. Er besaß keinen Enthusiasmus.
5. Er hatte keine Religion.
6. Er hatte keine Moralität.
7. Er affektirte ein vornehmes und majestätisches Wesen und glaubte Ansprüche auf die Verehrung der ganzen Welt zu haben.

Art. 1. Zugegeben! „Goethe ließ es am Beobachten, sein Zeitalter am Handeln fehlen," sagt Falk. Nicht Jedermann kann ein Politiker seyn, wollte auch eine allgemeine Stimmrechts-Bill mit Gewalt Alle dazu machen. Zugleich können wir jedoch die Bemerkung nicht unterdrücken, daß dieser Mangel an Interesse für Politik übel mit der Universalität und Vielseitigkeit zusammenstimmt, von der wir neulich so viel hören müssen. Goethe sagt zwar selbst: Wir sind ans Leben, nicht an die Betrachtung gewiesen: aber sein Leben ist eine fortdauernde praktische Widerlegung dieser Maxime. Ein Mann der That muß Theil nehmen an der Politik. Goethe war kein Mann der That, deßhalb auch kein Politiker. Was für träumerische, passive, gehaltlose Geschöpfe sind seine Helden! Was ist Werther? Ein Siechling. Was ist Faust! Ein Träumer, und der nicht einmal selbst träumen kann, sondern den Teufel für sich träumen läßt. Was ist Meister? Eine Milchsuppe, ein Einfaltspinsel, der Spielball der Umstände.

Art. 2. Zugegeben als Corollarium zu Art. 1, doch mit der Bemerkung: non omnia possumus omnes. Es lag nicht in Goethe's Wesen, von der Begeisterung eines Körner und Arndt entzündet zu werden, weil er kein Auge für das Politische hatte. Es wäre lächerlich vom Künstler verlangen: er solle alles das auch selbst s e y n, was zu b e s c h r e i b e n seyn Beruf ist.

Art. 3. Ganz und gar geläugnet! Einen liebreichern Mann als Goethe, Jean Paul vielleicht ausgenommen, gab es nicht. Davon ist die Art, wie er sich über Herder, Voß, Schiller — Männer die in vielen Stücken seine Antipoden waren — aussprach, der hinreichendste Beweis. Goethe liebte die Natur und die Kunst mit einer sonst nie vorkommenden Innigkeit und Treue. Und wer das thut, kann nicht selbstsüchtig, nicht egoistisch seyn.

Art. 4. Geläugnet! Goethe besaß Begeisterung, aber eine ruhige und klare, keine lärmende und stürmende Begeisterung. Er hatte einen Enthusiasmus für das Schöne in der Natur und das Schöne in der Kunst als Nachahmung von jener. Für das Große, Erhabene, Gewaltige, Furchtbare hatte er keine Neigung; seine Stärke ist die Stärke der Ruhe, und sein Erhabenes ist das Erhabne der gesammelten Beschaulichkeit. Der Mangel der Begeisterung kann gleich stark gegen die gesammte Kunst und das Ideal der Griechen geltend gemacht werden. Nur in den niedern irdischen Regionen toben die Stürme und streiten die Winde; oben ist alles heiter, ist Alles göttlich.

Art. 5. Dieser Punkt wird, in den uneingeschränkten Ausdrücken, worin die Anklage gefaßt ist, geläugnet. Zugegeben aber wird, daß die Religion nicht das Element war, worin sich Goethe heimisch fühlte.

Hier finden sich wieder die Ausposauner des vielseitigen Meister-Geistes von Deutschland im Widerspruch mit sich. Wir konnten nie jene außerordentliche Entwicklung der Religionsbeule an Goethe's Schädel finden, wovon Carlyle und so Manche unsrer germanischen Illuminaten so geheimnißvoll reden. Franz Horn, der mit intoleranter, kritischer Anmaßung behauptet: nur ein ächter Christ könne ein guter Dichter seyn, hat große Mühe zu entdecken, wo Goethe's Christenthum liegt, und da der „theure, theure Mann," den er als den ersten Dichter nach Shakspeare verehrt, durch irgend ein Mittel in die orthodore Schaar eingeführt werden muß, sieht er die geheime Sonne von Goethe's christlicher Frömmigkeit in der schönen indischen Le-

gende: der Gott und die Bajadere, strahlen. *) Der Kritiker Shakspeares hat Recht, wenn er aus diesem Gedicht den Schluß ableitet: in Goethe's Herzen sey eine Saite gewesen, die, wenn auf die rechte Weise berührt, in christlicher Weise zu tönen hätte lernen können. Aber wenn er weiter gehen will und diesen poetischen Proteus genau in die Form des christlichen Evangeliums zu zwängen denkt, wird er sich seltsam getäuscht sehen. Der lächelnde Engel wird sich stracks in einen lüsternen Faun verwandeln und das von oben reizende Weib von unten sich als unsaubres Meerungeheuer erweisen.

Art. 6. Dieser Punkt ist in einem Sinn wahr und in einem andern falsch. Goethe war kein Moralist, aber deßhalb war er kein unmoralischer Mensch. Keines seiner Werke ist geschrieben mit der Absicht eine moralische Lehre einzuschärfen, aber deßwegen predigen sie doch nicht die Unsittlichkeit. Ihm erschien das Gute immer und allein unter der Verkörperung des Schönen, und das Rechte erschien ihm unter der Gestalt des Natürlichen. Die Worte: Pflicht und Soll standen nicht in seinem Wörterbuch, sondern er setzte an ihre Stelle: Schönheit und Ist. Er konnte nicht den Menschen der Natur entgegensetzen, wie Schiller, Tiedge und die Kantischen Poeten. Jedoch ist nicht zu läugnen, daß in einigen seiner Werke eine gewisse Hinneigung zum Epikuräismus liegt, wovor die Jugend Deutschlands und Europa's gewarnt werden sollte.

Art. 7. Hierauf ist kürzlich zu antworten: Goethe hätte müssen mehr als ein Mensch seyn, wenn er ganz unverändert geblieben wäre bei den tiefen Huldigungen, die seinem Genius nicht von Deutschland allein, sondern von ganz Europa gezollt wurden. Hiemit verlassen wir Goethe. Daß Menzel ihn unterschätzt, dessen halten wir uns ganz gewiß, daß Carlyle ihn überschätzt, ist eben so gewiß; aber was seine wahre Größe ist, möchte noch lange in Frage bleiben."

Nach Anführung der Charakteristik Schillers fährt das Review fort: „Der Dichter des Wallenstein ist offenbar der magnus Apollo unsers Autors und seine unbeschränkte Verehrung Schillers wird ohne Zweifel manchen überkritischen Geistern eben so ungegründet erschienen als seine unbedingte Verwerfung Goethe's. Rücksichtlich des letztern haben wir schon unsre Ansichten ausgesprochen; aber wir bemitleiden die beschränkte Engherzigkeit dessen, der nach Berechnungen des Verstandes die Bewunderung abmißt, die einem Geist wie Schiller gebührt." —

„Wir glauben bei dieser Gelegenheit ein Wort zu seiner Zeit gesprochen zu haben, wenn wir den englischen Ohren die Anti-Goethe'schen Philippiken Menzels zu hören gaben. Gewiß ist, daß auf die, zu Ende des letzten Jahrhunderts so vorherrschende Kotzebue-Manie, nach einer Zwischenzeit von vierzig Jahren die Goethe-Manie folgte; die deutsche Epidemie ist unter einer neuen Form erschienen, und wenn schon das Kalb, das wir jetzt anbeten, ein goldnes seyn mag, während der frühere Gegenstand unsrer Verehrung nur ein übergoldetes war — so beten wir doch, wenn an Menzels Ansichten etwas Wahres ist, einen Götzen an, und je früher der mystische Nimbus von der Stirne dieser Pseudo-Gottheit schwindet, desto besser! Wir fürchten jedoch nicht, daß Goethe's Ruhm auf einem Fundamente beruhe, das selbst von Menzels kräftigem Arme erschüttert werden könnte. Wir protestiren nur gegen den ungemessenen Götzendienst, der mit einem fremden Genius getrieben wird, von welchem selbst seine heißesten Bewunderer zugeben, daß er in manchen Beziehungen nicht ganz zu begreifen sey. Wir besorgen das: Omne ignotum pro magnifico finde hier seine Anwendung, und es laufe viel kindische Mystifikation und leerer Wind mitunter bei dem, was man über Goethe gesprochen und geschrieben hat. Jedenfalls kann das Studium von Menzels Schriften unsern deutschen Gelehrten nichts schaden; wenn seine Behauptungen nichtig sind, wird er bald beseitigt seyn; wenn er die Wahrheit redet, muß man ihn anhören. Wir empfehlen die Uebertragung einzelner seiner Schriften als einen ersprießlichen Zeitvertreib für einige unsrer jungen Gelehrten. Die Geschichte der Deutschen verdiente diese Ehre wohl; *) und sicherlich würde der Uebersetzer eines solchen Werks, wenn gleich er weniger unternähme, mehr fördern, als so manche der Monomanisten unsrer Zeit, die sich mit den Uebersetzungen von Goethe's Faust abarbeiten, als wäre dieß nothwendig zu ihrem Seelenheil. Wir kommen vielleicht ein andermal auf diesen Gegenstand zurück."

Erfreulich muß es für uns Deutsche seyn, Fremde mit solchem Interesse und solcher Sachkenntniß von unsrer Literatur sprechen zu hören, und wie man aus dem Obigen abnehmen kann, gehört der Verfasser nicht einmal zu den eigentlichen, begeistertsten Deutschthümlern in England (bei denen freilich wohl oft der Enthusiasmus größer seyn mag als die Einsicht), vielmehr sucht er der Teutomanie einigermaßen entgegenzuwirken und scheint erfreut darüber, an einem Deutschen selbst einen Bundesgenossen gefunden zu haben gegen den bewundertsten Dichter der Teutomanen, gegen Goethe. Da der Britte der deutschen Nation viele Gerechtigkeit widerfahren läßt, dürfen auch wir ihm den Nationalstolz nicht verargen, der ihn zu veranlassen scheint, gegen die große Verehrung eines Fremden Opposition zu machen. Wären wir nicht von den redlichen Absichten des Verfassers vollkommen überzeugt, so könnten wir beinahe versucht seyn, in der Erhebung Jean Pauls über Goethe — „alle Schönheit Goethe's ohne seine Kälte," — ein sehr gewandtes Manöuvre zu erblicken, wodurch dem jetzt gefeiertsten Ausländer ein Nachfolger gegeben werden sollte, der sich doch wohl weit weniger zu behaupten vermöchte, als sein Vorgänger.

*) Bekanntlich ist Fr. Horn in neuerer Zeit noch von Göschel weit übertroffen worden in dem Bestreben Goethe zu christianisiren. Anmerk.

*) Die Geschichte der Deutschen wird in der That schon in England übersetzt. Anmerk.

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 10.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

12 März 1836.

H. L. Bulwers Parodie der neuen Schule in Frankreich.

H. L. Bulwer in seinem neuerschienenen Werke: Die Monarchie der Mittel-Klassen, kommt in dem Kapitel, worin er die leichte (oder schöne) Literatur Frankreichs betrachtet, und A. de Vigny, Merimée, V. Hugo, Paul de Kock beurtheilt, auf andre neue Erscheinungen zu sprechen:

„Ich komme jetzt an eine Schule — wenn man es eine Schule nennen darf — welche zu keiner der bisher geschilderten Klassen gehört. Sie hält sich nicht an die Geschichte, sie schildert nicht die Sitten, sie enthüllt nicht das natürliche Geheimniß des menschlichen Geistes. Die Gegenstände ihres Götzendienstes kommen insofern dem Gesetze der Juden nach, als sie weder von Dingen auf der Erde, noch von Dingen im Himmel über der Erde, noch von Dingen im Wasser, unter der Erde, hergenommen sind. Es sind Geschöpfe, wie wir sie bei Tag nie sahen und bei Nacht nie träumten, außer etwa unter dem Einfluß eines unglücklichen Alpdrückens — in Träumen, unzusammenhängender und regelloser als gewöhnlich.

Alle Haltung des Charakters, alle Durchführung des Plans, aller Anstand der Sitten, Alles, was die Novellisten der spätern Zeit zu beobachten sich bemühten, bemühen sich die Romanschreiber von dieser ausschweifenden Sekte zu mißachten und zu verletzen.

Eine ruhige Kritik über eine solche Literatur zu schreiben, wäre unvernünftig. Ich habe deßhalb durch Benutzung eines nicht neuen, aber meist mit günstigem Erfolg angewandten Mittels, mit der Leichtigkeit oder Leichtfertigkeit, welche sie verdienen, diesen Unsinn und diese Unziemlichkeiten zu charakterisiren versucht, die sich in eine gewisse Berühmtheit gesetzt haben; und ich muß die Leser — welche aus den beigefügten Anmerkungen ersehen, daß ich die vorkommende Sprache und Situationen beinahe wörtlich aus solchen jetzt bewunderten Romanen entlehnt — bitten, bei den folgenden Blättern mir nichts zuzuschreiben als den Wunsch: solchen Mangel an Natur, Geschmack und Anstandsgefühl mit aller wohlverdienten Rüge und Lächerlichkeit zu überschütten.

Personen. *)

Leone Leoni (ein Betrüger).
Galeerensklave (ein Moralist).
Prinzessin Claudia.
Hofmeisterin der Prinzessin Claudia.
Barnave.
Töchter Sejans.
Kapitän Brulart (Seeräuber und Edelmann.)
Amaury.
Die Freiheit.
Ein junger Mann mit einer Haut.
Die Kathedrale von Augsburg.
Die Kirche Notre-Dame.
Satan.
Teufel, Gesandschafts-Secretäre u. s. w.

Die Scene ist ein buntes Durcheinander von Schweizerhütten und schlechten Häusern — von Seeräuber-Schiffen und türkisch geschmückten Boudoirs — von Gräbern und Bankett-Sälen. Im Hintergrund Venedig, von Felsen umgeben; und die Morgue eingefaßt von Rosenlauben.

Leone Leoni tritt auf. — Leoni trägt ein langes Gewand von blaßgrüner Seide, mit breiten, goldnen und silbernen Arabesken gestickt. Von der entgegengesetzten Seite tritt auf ein Galeerensklave in Ketten.

Galeerensklave, (mit verschränkten Armen und nachdenklicher Haltung.) Wer, Herr, seyd Ihr?

*) Alle diese Personen sind den beliebtesten Romanen des Tages entlehnt, tragen ihre eigene Tracht und bedienen sich, wie man aus den Anmerkungen ersehen wird, beinahe wörtlich ihrer eigenen Sprache. Statt der Anführung des französischen Textes werden hier die mit den Originalen wörtlich übereinstimmenden Stellen durchschossen gedruckt.

Leoni. Ich Herr! Ich bin ein Mann, mit außerordentlichen Fähigkeiten begabt. Ich besitze alle Talente, alle verführerischen Eigenschaften. Wenn ich einem Concert anwohne, singe und spiele ich besser als alle Musiker. Wenn ich an einem Abend mich bequeme, in einen kleinen, geschlossenen Kreis zu gehen, bereichere ich durch die schönsten Zeichnungen die Albums der Damen. Ich skizzire in einem Augenblick die anmuthigsten Porträts und die bittersten Karikaturen. Ich improvisire und deklamire in allen Sprachen. Ich kenne alle Tänze Europa's und tanze sie alle mit entzückender Vollkommenheit. Ich habe Alles gesehen, Alles beurtheilt, Alles begriffen, kurz (sich das Kinn streichelnd) ich habe im Universium gelesen wie in einem Taschenbuch.

Galeerensklave. Ah, ich erkenne Euch aus Eurer Schilderung, Ihr seyd der Inhaber eines Spielhauses in St. James-Street. Ich bin ein Philosoph und ein Moralist.*) Das kann Keiner werden, der nicht hart am Galgen streifte. Oh! (mit Begeisterung) Die Wonne der Tugend! das reine, unvergleichliche Glück des seligen Zustandes der Seele, die in dieß irdische Elysium sich versenkte . . (Der Galeerensklave geht unter dem Sprechen sehr schnell auf der Bühne hin und her, vergißt sich ganz und bedient sich des blaßgrünen seidnen Rocks von Leoni als eines Taschentuchs.)

Leoni. O Julie! O, mein Rock!

Galeerensklave (melancholisch, und wie plötzlich erwachend aus einem angenehmen Delirium). Verzeihung, Herr; ach! das Reden von der Tugend machte mich glauben, ich sey wieder auf den Galeeren.

Hofmeisterin (tritt auf, eine schöne junge Prinzessin führend; zu dem Galeerensklaven). Herr, Ihr scheint ein ehrlicher Mann, thut uns einen Dienst!

Prinzessin Claudia (mit Enthusiasmus). Ja, Herr, thut mir einen Dienst!

Galeerensklave. Madame, ist, was Ihr verlangt, auch gewiß mit strenger Tugend vereinbar?

Hofmeisterin. Ganz gewiß! } zugleich.
Prinzessin Claudia. Ganz gewiß! }

Galeerensklave (eine Hand an die Stirn legend, mit der andern seine Ketten aufhebend). So sprecht, Madame!

Hofmeisterin (mit großer Würde). Herr, meine Pflicht gegen die Eltern dieser jungen Dame, meine Pflicht gegen sie, aber mehr als Alles, meine Pflicht gegen mich selbst nöthigt mich Euch zu sagen, daß meine Schutzbefohlne wünscht verführt zu werden. **)

Galeerensklave (den Kopf schüttelnd). Verschont mich, meine Damen. Ich bin ein St. Simonianer und schwor gestern dem „Vater" Enthaltsamkeit für einen Monat.

Prinzessin Claudia. Vielleicht, Herr, dieser andere Herr (auf Leoni deutend) — —

Leoni (die Hand voll Juwelen ausstreckend). 150,000 Franks, wenn Ihr Lust habt. Das zahlte mir meine geliebte Julie, nicht einen Pfennig weniger.

(Während die Hofmeisterin und die Prinzessin sich berathen, tritt ein gut aussehender junger Mann ein, mit einer Brutus-Perrücke und Spitz-Stiefeln; an der Hand führt er ein paar junge Damen in einem Negligé aus der Zeit des römischen Kaiserreichs unter Tiberius.)

Hofmeisterin (auffahrend). Oh, Monsieur Barnave, ist's möglich, seyd Ihr es?

Barnave. Ihr habt es gesagt, Madame.

Galeerensklave. Und diese jungen Damen? (Bei Seite) Operntänzerinnen sollt' ich meinen, ach! dann müssen sie tugendhaft seyn.

Barnave. Die jungen Damen sind die Töchter des Sejanus. *)

Hofmeisterin. Guter Gott, Herr Barnave, wie kamen Sie zu den Töchtern des Sejanus?

Barnave. Ach, Madame, ich sehe, Sie kennen meine starke Seite nicht! Solche Dinge begegnen mir immer. Ich spazierte in den Tuilerien, mich für die Nationalversammlung vorbereitend; Jemand berührte meinen Arm; ein Andrer hätte geglaubt es sey seine Geliebte; aber nein — die Wahrheit ging mir plötzlich wie ein Licht auf: das, sagt' ich, sind die Töchter des Sejanus!

Prinzessin Claudia (mustert mit aufmerksamen Blicken die Töchter des Sejanus, zur Hofmeisterin). Sind das die Töchter, die — —

Barnave (es hörend). Ganz recht, Mademoiselle. Zu vergleichen die letzte Ausgabe meiner Memoiren. p. 273.

(In diesem Augenblick wird die ganze Bühne in Bestürzung versetzt durch die Erscheinung eines großen, furchtbar aussehenden Mannes, mit blassem Angesicht, einer langen, dünnen Nase, schwarzen, dichten Augenbraunen, hohlen Wangen und einem großen, viereckigen Kinn, bedeckt von einem etwa zollangen Bart, dünnen blassen Lippen und einem klaren, blauen Auge von unerträglichem Stechblick. Sein gemeines blaues Hemd, mit einem Strick um den Leib befestigt, ist voll Löcher, seine nackten Beine sind braun und behaart, auch seine Hände sind mit Koth überzogen, aber ihre Länge und Schmalheit verräth, daß seine Vorfahren mit großem Ruhm gegen Karl V fochten.)

Leoni (in ihm einen Bekannten erkennend). Ah, seyd Ihr's, mein theurer Freund! Erlaubt mir, meine Herren und Damen, meinen werthen Freund, den Grafen von * * *, sonst auch Kapitän Brulart genannt, vorzustellen.

---

*) Siehe Lelia, der Charakter Trenmors, des Galeerensträflings.

**) Siehe Lelia, den Auftritt zwischen Stenio, der Hofmeisterin und der Prinzessin Claudia.

*) Siehe Barnave von Janin.

Kapitän Brulart (mit einem homerischen, oder mephistophelischen, oder vielmehr hyänenartigen Gelächter).*) Ha! Ha! Ha!

Prinzessin Claudia. Was für schöne weiße Zähne der große, schmutzige Herr doch hat!

Kapitän Brulart (sein Haupt erhebend). Bei allen Schädeln die ich zerschmettert, (er tritt vor), bei allen Gurgeln die ich abgeschnitten, (er faßt die Prinzessin ins Auge), bei allen jungen Damen die **) — — (Hier wird die Prinzessin, die, schon anfangend zu erröthen, die Augen niedergeschlagen hatte, mit Heftigkeit in die bescheidnen Arme des Galeerensklaven geschleudert durch einen blassen, interessant aussehenden, kleinen Herrn mit grüner Brille, der keuchend, schnaubend, rennend, auf die Bühne stürzt.)

Galeerensklave. Es ist Amaury!

Amaury. Die Schatten sind dicht, das Volksgewühl mir fremd, die täuschenden Lampen des Abends blenden ohne zu erhellen; kein gefürchtetes Auge sieht mich. Ich verliere mich, ich finde mich wieder. Die engsten Gassen, die bevölkertsten Straßen, mit Schlingen und Fallen angefüllt, sind für mich am einladendsten. Ich entdecke sie mit Sicherheit; ein verhängnißvoller Instinkt leitet mich. Das sind weitschweifige, seltsame, unentwirrbare Wege, ein verschlungenes Labyrinth, wie das der verdammten Wollüstlinge. Ich komme immer wieder an dieselben Straßenecken. Es ist, als ahnte ich die tiefsten Gräben aus Furcht hineinzufallen. Und doch kehre ich wieder zurück und betrachte die Gefahr, mit dem Wesen eines Menschen, der davon flieht. Tausend Gegenstände, wie Honig oder wie Koth, drängen mir unterwegs sich auf, tausend tödliche Bilder erreichen mich; ich trage sie mit fort in meinem zuckenden Fleisch; ich renne vorwärts und renne zurück wie ein gehetzter Hirsch, die Stirne voll Schweiß, die Füße zerschmettert, die Lippen dürr — — ***)

Hofmeisterin. Armer junger Mann! Warum ist er in solchem Gedränge?

Amaury. Madame, ich bin der Wollust ergeben; ich renne ihr nach, ich bin ihr nachgerannt eben jetzt, durch alle schmutzigen Gassen und alle schmutzigen Winkel von Paris. Ich betrachte jene schmutzigen Gassen, ich betrachte jene schmutzigen Frauenzimmer welche sie bewohnen; Gott behüte mich, daß ich mehr thäte als sie betrachten — nein! Madame, ich habe meine Tugend nicht verloren.

Galeerensklave. Oh! Amaury ist tugendhaft!

(Schluß folgt.)

*) Atar Gull, p. 182.

**) Atar Gull, p. 181.

***) Volupté.

Die Fudges in England.

(Fortsetzung.)

2. Brief. Miß Biddy Fudge an Mrs. Elisabeth — —.

Meine Liebe! Die Post geht — und schrecklich geschäftig
Mit heil'gen — und weltlichen Dingen dazu —
Drängt Geist- und Fleischliches mich also heftig,
Daß ich wahrlich selbst nicht recht weiß, was ich thu'.
Dieß Köpfchen, fürwahr, ist verworren ein bißchen,
Und getheilt zwischen Welt und dem Himmel, o Lieschen!
Erstlich — alle die neuen Moden ich sah,
Die fürs Frühjahr Miß Gimp, unser Liebling, hat da —
Aermel trägt man (das scheint mir sehr klug) à la folle —
Bezaubernde Hütchen, gar schalkhaft, von Moll,
Und die Häubchen von Tüllspitzen — glaubst du gar nicht,
Wie die stehn meinem sündigen armen Gesicht!
Ich setz' eine auf, wenn's der Herr lenkt in Gnaden,
Heut Nacht zu Fitzwigram's, wohin wir geladen.

Die Stoffe ganz himmlisch: — mit Freuden ich's sage,
Daß die Gimp auch gottseliger wird alle Tage,
Hat schon süße Erfahrung — der sündigen Heiden
Gemeinschaft beginnt sie gemach zu vermeiden.
Sie hat so ergriffen das göttliche Wort,
Seit herein ist ihr letzter Waarentransport.
Welches Glück, wenn die Putzmach'rin, redlich im Handel
Theilt mit Einem „im neuen Leben den Wandel!"

Was den Segen betrifft und das geistliche Heil,
So wird es mir über Verdienste zu Theil.
Ich armes, schwaches, sündiges Wesen
Bin doch von dem Herrn zu den Seinen erlesen u. s. w.

Aber jetzt hat sie auch Trauriges zu berichten. Im December habe sie einen frommen Bedienten und eine fromme Köchin angenommen:

Nie durchdufteten je die süßen Gerüche
Der Lehre in solch reichem Maße eine Küche!

Niemand habe dem frommen Diener so eifrig zugehört bei seinen Bußpredigten, als die Köchin, die, während sie sündige Seelen aus dem Fegfeuer erlösen lernte, die Pfannenkuchen habe ins Feuer fallen lassen. Aber dieß predigende und psalmensingende Paar, erkorne Gefäße der Gnade, seyen mit einander entlaufen und haben mitspazieren lassen, was nur in die Gefäße habe hineingehen wollen, die Traktätchen, zwei Familienbibeln.

Und ach! aus der unverschloss'nen Schublade
Mein hübsch Morgen-Manna im Taschenformate!

Sie sey bedacht gewesen, das abgegangene Paar zu ersetzen und sey auf beiliegende zwei Anzeigen gestoßen in dem gottseligen Blättchen, wo die Heiligen ihre weltlichen Bedürfnisse zur Anzeige bringen, *) und wornach zu schließen, daß die Zahl der Heiligen unendlich zunehme:

*) Das evangelische Magazin, worin folgende Annoncen: „Gesucht wird von einer frommen Pfandleiherfamilie ein thätiger

Wer mag sagen, wie weit wir im Heile noch kommen,
Wenn der Geist in ganz London so ist entglommen!
Und der Himmel so hoch in der Mode, daß kaum
Im Handel und Wandel das Ird'sche hat Raum!

Die Nachschrift meldet, daß die Annoncen verlegt, aber die Dienstleute gefunden seyen, die Köchin, eine entschiedne Fromme, beklage mit Pathos das Ueberhandnehmen der französischen Küche und französischen Sündhaftigkeit in England und wünsche sich für den Sonntag nichts als Thee und das Evangelium; der Bediente habe seinen jungen Herrn in Cambridge verlassen, weil ihm die Moralität des Trinity-Collegium mißfallen. Einiges aus ihrem Tagebuch ist beigelegt, indem freilich neben dem Himmlischen auch manches Irdische sich finde:

Um zwei ein Besuch von Herrn Magan —
Gar ein hübscher, junger, artiger Mann;
Und obgleich ein Hibernier, scheint er mir,
Wie wunderbar! ganz so gebildet wie wir!

Ich habe gar viel die letzte Nacht
Ueber des jungen Mannes Seelenheil nachgedacht,
Und ich denke, sobald meine Nichte ist fort,
Ich rede mit ihm darüber ein Wort.

Glücklich würde es sie machen, wenn sie die Bekehrung dieses jungen Mannes bewirken könnte, und überglücklich, wenn es des Himmels hoher Wille wäre, daß Er und Sie (ein Erröthen befalle sie bei dem bräutlichen Wort) sich heirathen sollten „im Herrn." Das Alter zwar sey verschieden; aber die Rechnung nach dem natürlichen Alter sey auch nicht die wahre. Das Alter des Christen zähle man von seiner Wiedergeburt an; nach dieser Rechnung sey sie selbst erst ein Jahr alt und der liebe Magan, wenn es wirklich so weit komme, ein neugebornes Kind der Gnade.

Vom Freitag. Sie haben eben, glücklicherweise mit Herrn Magan allein, angefangen, ihn über seine Begriffe von der Erbsünde auszuforschen, als sie durch ihre Nichte Fanny unterbrochen worden.

Und so ging die schöne Rede zu Grund
Vom Fleisch und vom Teufel, die ich hatte im Mund.

Schließlich wundert sie sich, daß Herr Magan dem närrischen Kind, der Fanny, so viel Aufmerksamkeit widme.

3. Brief. Miß Fanny Fudge an ihre Cousine Kitty — —.

In diesem Brief ist eine Poesie der Miß Fanny: an ihren Schatten, oder: Warum? Was? Wie? eingeschlossen, nebst einer Zusatzstrophe von einer dritten Hand, worin ihre, melancholisch sehnsüchtigen Fragen parodirt sind. Diese sey von Herrn Magan, der sich mit ihrer Tante verschworen, ihren poetischen Genius niederzudrücken. Sie wisse sich mit Lord Byron zu trösten. Der Tante könne sie diese Geringschätzung ihrer Poesie wohl verzeihen — aber der schöne, junge Magan! das sey arg! Sie glaube, sie hasse ihn.

Er ist so beleid'gend! nichts schont seine Zunge!
Keine Schriftstellerinnen, weder alte noch junge!

Der Freundin vertraut sie ein Geheimniß an, das sie nur zuverlässigen Leuten mitzutheilen bittet: daß die mit einer Hand bezeichneten Verse in der Zeitung der Grafschaft von ihr herrühren. Die schlechte Presse mache aber gräuliche Schnitzer hinein: In einer Ode auf den Frühling habe man aus: Thautropfen von frisch aufgequollnen Rosen, gemacht: Thautropfen von frisch aufgequollenen Nasen. Doch es scheinen auch hellere Sonnen. Im nächsten Jahr liefere sie Beiträge in einen Almanach! Sie habe neulich mit einem ältlichen Dandy getanzt, der auch schon etwas, sie wisse nicht was? geschrieben;

Von belles lettres sprachen wir während der Quadrille,
Von Gedichten beim Tanzen, von Prosa stand man stille;
Wir besprachen uns über der Aufklärung Gang
Und vereinten uns in einem raschen en avant.

Dieser Mann habe ihr erklärt, sie sey dazu geboren in Taschenbücher zu schreiben:

„Laß Andere glänzen in Englands Annalen!
Dein sey, Jungfrau, ein Platz in seinen Annualen!"

Beim Abschied habe er ihr noch die Honorarbedingung ins Ohr geflüstert:

Wenn ich recht gehört, Kitty! Nie hätt' ich geglaubt
Daß solchen Guineenschatz enthalte mein Haupt!
Für sich selbst schon ist das Dichten beglückend
Und bekommt man noch Geld dafür — o wie entzückend!

Ueber den galanten Mann habe sie auf ihre Erkundigung gehört, daß er lebende Autoren herausgebe, als wären es nachgelassene Werke; bescheidnen Autoren beiderlei Geschlechts leihe er seinen Beistand, schreibe Vorreden zu ihren Büchern und ziehe so das Verdienst ans Licht.

Sie werde abgerufen, um bei ihrer Tante eine Predigt anzuhören, wahrscheinlich gegen das Tanzen, dem ihre Tante ganz und gar abhold sey, so daß sie unähnlich dem Herodes, der das schöne Tanzen seiner Tochter mit einem abgeschlagenen Haupte belohnt, vielmehr allen Tänzerinnen den Kopf abreißen möchte. — Die Nachschrift meldet: die Predigt habe nicht von Tanz, sondern von dem nahen Ende der Welt gehandelt, das Einige auf 1840, Andere auf 1848 setzen:

Von beidem wär' mir das letzte noch lieber,
Denn die Zeit meines Flor's ist ja dann doch vorüber.

(Fortsetzung folgt.)

Bursche als Lehrling." „Gesucht wird, als Hausmädchen, eine junge Person, in richtiger Erkenntniß der Wahrheit erzogen." „Gesucht wird, ohne Verzug, ein Mann von entschiedner Frömmigkeit, zum Gehülfen bei einem Bäckergeschäft." Anmerk.

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 11.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

16 März 1836.

Aus Viktor Hugo's Dämmerungsgesängen.

XXXII.

An Louis B.

Die Glocke.

Der Wandrer, Freund! der dir wohl ist bekannt! deß Herz
Ganz blutig offen liegt, verlegt von manchem Schmerz,
Den einsam düstern Thurm hinan die Schritte lenkte,
Als nieder auf die Welt sich schwer der Abend senkte,
Den Thurm, wo mit Granit sich der Gedanke mengt,
Wo sich das Herz stillt, wo das Nest des Vogels hängt!
Die Wendeltrepp' hinan stieg er von morschen Stufen,
Wo manchen Mauerriß des Nordens Winde schufen!
Er sah die Dächer nicht und nicht der Menschen Fluth;
Er stieg bis zum Gewölb, das auf den Bogen ruht,
Wo stumm die Glocke, sie die Schöpfrin heil'ger Schauer,
Ein ehrner Vogel, schläft in einem eich'nen Bauer.
Welch ungeheure Form! der Hammer — welch Gewicht!
Ein hart gewunden Seil sich um die Riesin flicht;
Das Auge, das hinan zur düstern Kuppel irrte,
Sah, wie von Schatten sich stets Kreis in Kreis verwirrte;
Die Ränder, weich, bewegt der Zitterschein umflog,
Und innen Alles schwarz. Von Zeit zu Zeit doch zog
Aus diesem dunkeln Schoos, wo noch die Luft erbebte,
Ein Ton, als ob darin ein Rest von Klang noch schwebte.
Man hörte ein Geräusch anklopfen an der Wand,
Als ob in Sprachen, die das Ohr nicht recht verstand,
In diesem Dunkel, wo sie legionweis schliefen,
Die Klänge, halb erwacht, schon stammelten und riefen;
Geräusch — zu leis fürs Ohr, das nur die Seele hört,
Denn auch im Schlaf, wenn Blitz und Zischen aufgehört —
Raucht doch noch der Vulkan und seufzet noch die Glocke,
Besorgt, daß ihr Metall nie im Gebete stocke.
So wenig volle Ruh die Glocke je gewinnt,
Als auf dem Meer die Well' und in der Luft der Wind.

Echo des Himmels! nah der Erd' ist deine Stätte!
Dein Strafton redet mit dem Donner in die Wette!
Der Stadt ersetzest du, was er ist für das Meer!
Gefäß voll Klang, das sich gießt in die Lüfte leer!

In diese Glocke, die so streng, so ernst erhaben —
Ach, jeder Wandrer hat drein seine Spur gegraben!
Unheil'ge Worte rings in dem Metall man trifft,
Wodurch gekreuzt, zerstört der Taufe heil'ge Schrift;
Am schönverzierten Knauf sah man noch eine Krone —
Zerkratzt von Messern jetzt, gemeuchelt auf dem Throne.
Ein jeder Schnitt ins Erz, das Gott hat selbst belebt,
Auch seine Furche ein, aus der kein Keim sich hebt.
Da hatten sie gesä't: ein Leben der voll Lüste,
Verlorne Wünsche der — Zeichen in sand'ger Wüste —
Der Sinnenliebe, die im Kothe wühlet gern —
Und Weltsinn Allesammt — die Aehre ohne Kern!
Unheil'ges jeder Art die Heilige entstellte,
Wozu sich noch der Rost, wie bittrer Spott, gesellte,
Wo Gottes Namen stand, grub Einer seinen ein;
Wo Ja! der Priester sprach, da schrieb ein Andrer: Nein!
O schnöder Frevel den der flücht'ge Wandrer stiftet!
Womit dem Kommenden die Andacht er vergiftet!

Da, während dem die Luft am Himmel trieb ihr Spiel,
Die Achsen auf dem Weg zuleuchteten ihrem Ziel;
Die Blumenauen aus den würz'gen Balsam hauchten,
Die Menschen lärmten, grau die schwarzen Dächer rauchten:
Fühlt' er, im Angesicht des Denkmals von Metall,
So wie ein Baum fühlt, wenn ein rascher Vögelschwall
Auf seine Zweige fliegt, die hin und wieder schwanken —
Umflattert seine Stirn von schwärmenden Gedanken.

I.

Allein im dämmrigen gezackten Zinnenthurm,
Von wo dein Hauch bewegt die Dächer, wie ein Sturm:
O Glocke, aufgehängt in des Gewölbes Reiche,
Das oft erschüttert ward von deines Hammers Streiche:
Im Schatten schläfst du jetzt, und unter deinem Dach
Ist nichts von Glanz zu schau'n, so lang dein Ton nicht wach!
O, weil ein Geist, der's wagt zu dir empor zu steigen,
In Schweigen selbst versenkt beschaut dein ernstes Schweigen:
Fühlst du, durch den Instinkt, deß unbegriffne Macht,
Sich, was verschwistert ist, einander kennen macht,
Daß in der Stunde, wo der Abend sich verlebet,
Dir eine Seel' ist nah, die tief wie du erbebet,
Die oftmals auch wie du gibt feierlichen Ton,
Und bei der Liebe klagt, wie du bei Gottes Thron!

II.

O in der Jugendzeit noch unbewölktem Morgen,
Als mein Gewissen noch vor Scham und Schuld geborgen:
Ward mir auch in's Metall der Seele, unentweiht,
Geschrieben, so wie hier, des Ursprungs Herrlichkeit!
Inschriften heil'gen Sinn's trug sie auch zweifelsohne!
O meine Mutter! war nicht drauf auch eine Krone?
Doch stürmten Fremde auch, anmaßend, zügellos,
Die auf der Sinne Pfad stets auf das Herz gehn los,
Die, wenn Zufälle sie in unsere Nähe bringen,
Durch alle Stufen Bahn sich zum Gemach erzwingen,
Die oft am heil'gen Ort sogar dem Menschen nahn,
Die, ach! ihn, statt für Gott, entzünden für den Wahn —
Die Leidenschaften — weh! Barbaren ohne Schonung,
Die stürmten frech herein in meiner Seele Wohnung —
Grabstichel ward ein Dolch, und auf das blanke Erz —
(Das Wort, das heil'ge, drauf verspottete ihr Scherz!)
Ward Irrthum, Blasphemie, Hohn, Frevel eingegraben, —
Wie Fremde dein Metall befleckt, besudelt haben.
Wo Gottes Namen selbst, das Heiligste der Welt,
Kaum so unlesbar ist und kaum so arg entstellt!

H. L. Bulwers Parodie der neuen Schule in Frankreich.

(Schluß.)

Die junge Prinzessin (schmollend). Und waret Ihr nie in Liebe, Herr?

Amaury. Liebe, Mademoiselle! (die eine Hand in der Hosentasche, die andere auf dem Herzen.) Liebe! wer von Euch allen — verliebte Sterbliche — wer unter Allen, auch den Beglücktesten, hat nicht, selbst in der Stunde der selig gekrönten Wünsche, Ermüdung und Ekel empfunden? Wer von Euch allen hat nicht in den entzücktesten Augenblicken der Lust sich nach etwas Höherem oder Gemeinerem gesehnt? hat sich nicht launenhaften, ihn anders wohin ziehenden Wünschen hingegeben, und zu den Füßen seines Idols, auf balsamischen Terrassen, nicht nach einer derben Abwechslung verlangt? Aber was seh' ich? (er betrachtet mit lebhafter Bewunderung eine hereinpolternde, etwas schmutzige Weibsperson, mit Lorbeer begränzt und in der Hand eine Flasche jenes demokratischen Fluidums, blauer Wein genannt.)

Barnave. Es ist die Freiheit! (Die Freiheit taumelt vor und singt ein Lied, wovon man folgende Strophen versteht:)

Die Göttin — Freiheit ist ihr Name —
Ist keine zarte, vornehme Dame,
Die bei einem Geschrei in Ohnmacht sinkt,
In Schlössern wohnt und die Wangen schminkt.

Seht hier ein Weib gar stämmig und kräftig,
Mit harter und breiter Brust,
Die über das Schlachtfeld schreitet
Und am Kampf hat herzinnige Lust.

Ihre dumpfe Stimme ist heiser und hoh;
Gegerbt und braun ihre Haut;
Und groß ist ihre gebräunte Hand,
Männlich, feurig ihr Auge schaut.

Sie erfreut des Pulvers schwefliger Dampf,
Gern hört sie Trompeten dröhnen!
Sie ergötzt sich an des Aufstands Geschrei
Und an der Sturmglocke Tönen.

Ihre Liebhaber aus dem Volk sie erwählt;
Sie drückt an die rauhe Brust
Nur Männer von ihrem Riesengeschlecht.
Sie ruht nur in Armen mit Lust
— Wenn die Schlacht gewonnen ist — die in Koth
Getaucht, von vergoss'nem Blut sind roth. *)

Kapitän Brulart (seine Hände betrachtend). Bei Gott sie meint mich! Hier, Madame (er zieht eine kleine Phiole heraus), thut mir die Gefälligkeit und nehmt das eine Ende von diesem in den Mund und ich nehme das andere in den Mund — oh Wonne! wir vergiften uns zusammen! **)

Die Freiheit (voll Entzücken). Ja, wir wollen uns mit einander vergiften!

---

*) Auch nach einem französischen Original, dessen letzte Zeilen so lauten:

Qui ne prend ses amans que dans la populace
Qui ne prête son large flanc
Qu' à des gens forts comme elle, et qui veut qu'on l'embrasse,
Avec des bras rouges de sang.

**) Atar Gull.

(Kapitän Brulart und die Freiheit umarmen sich zärtlich, und theilen sich auf die angegebene Weise in die kleine Flasche.)

Die Freiheit Ich bin vergiftet.

Kapitän Brulart (ein Stück von der Flasche aus dem Munde nehmend). Ha, ha! seht Ihr, mein Fläschchen hat einen falschen Boden gehabt, sie hat das falsche Ende bekommen. Ha! ha!

Galeerensklave. Ach! ach! die Freiheit ist vergiftet. Weh, weh!

(Hier stimmt ein ungeheurer Schwarm Höflinge und Gesandtschafts-Secretäre aus kleinen Büchern hervorschreitend, die man auf einem kleinen Ständer sieht, einen freudigen Chorus an.)

Die Freiheit ist vergiftet!

(Mitten unter dieser, durch den plötzlichen tragischen Tod der Freiheit verursachten Verwirrung tritt ein junger Herr, mit einem Stück Haut *) in der Hand, vorwärts.)

Hofmeisterin. Ich sehe — seinen jungen Zügen ist nebelhafte Anmuth aufgeprägt; in seinem Blick sind verrathene Bestrebungen und getäuschte Hoffnungen. Die düstre Fühllosigkeit des Selbstmordes gibt seiner Stirne eine tödtlichkrankhafte Blässe; ein bitteres Lächeln zieht den Winkel seines Mundes in leichte Runzeln, aber ein verborgner Geist blitzt in der Tiefe seiner, durch die Erschöpfung einer Orgie verschleierten Augen. **)

Galeerensklave. Wie, wenn ein berühmter Verbrecher auf den Galeeren ankommt, die Galeerensklaven ihn mit Ehrfurcht empfangen: so mögen alle anwesenden Personen, mit Gräueln vertraut, einen unsäglichen Schmerz, — eine Wunde begrüßen, deren Tiefe sie durch den Instinkt ahnen, und einen ihrer Fürsten an der Majestät seiner Tracht erkennen. Freunde, Landsleute und Mitromanschreiber, betrachtet diese traurige Physiognomie!

Prinzessin Claudia (betrachtet den jungen Mann mit der Haut und seufzt). Du hast viel gelitten, armer Engel!

Der junge Mann mit der Haut (sieht um sich her den Kapitän Brulart, den Galeerensklaven und die Hofmeisterin). Gott sey Dank! Hier gibt es nichts zu wünschen (er nimmt ein Maß heraus und mißt seine Haut) um ein Haarbreit eingeschwunden, seit ich meine Wohnung verlassen; und nur weil ich wünschte meine Füße nicht in der Gosse zu benetzen! Oh! Oh!

*) Peau de Chagrin. Der Plan dieser Erzählung ist dieser: ein junger Mann, der sich ertränken will, findet eine magische Haut, die ihm die Gewährung aller seiner Wünsche schaffen soll, aber, so wie er in den Besitz eines neuen Wunsches kommt, einschrumpft. So wie sie einschrumpft, schwindet auch sein Leben, und wie sie ganz geschwunden ist, stirbt er.

**) Balzac Peau de Chagrin.

Die Prinzessin (hervor stürzend). *) Ich habe nur noch so viel Athem, um zu sagen: Ich bin die Eure! O nie, Engel meines Lebens, war ein Mann so schön!

Der junge Mann mit der Haut (mit heiserer und dumpfer Stimme.) Flieh, flieh! Was dich heilen, würde mich tödten! O Prinzessin Claudia, wenn ich dir einen Kuß gebe, gebe ich den Geist auf. Ja, ich sterbe.

Prinzessin Claudia. Sterben! Und kannst du sterben ohne mich? so jung und so schön! und sterben! Sterben? aber ich liebe dich! (mit tiefer Bruststimme) Sterben! (sie nimmt seine Hand) Kalt! ist es ein Traum?

Der junge Mann (hält das Stück Haut empor und zeigt es der Prinzessin). Nein! laßt uns einander Lebwohl sagen!

Prinzessin Claudia (mit der Miene der Ueberraschung). Lebewohl?

Der junge Mann mit der Haut. Ja, das ist ein Talisman; er erfüllt meine Wünsche und stellt mein Leben dar; sieh was noch davon übrig ist! Wenn du mich noch länger so ansiehst, so muß ich wünschen — und wenn ich wünsche — es ist nur noch dieß kleine Stückchen übrig, sieh nur! —

(Die junge Dame, die Haut in die Hand nehmend und sie über eine der Lampen im Orchester haltend, prüft mit Aufmerksamkeit das Angesicht ihres Geliebten und die letzten Ueberreste des einschrumpfenden Talismans; aber der Jüngling, wie er sie so schön sieht vor Entsetzen und Liebe, ist nicht mehr Herr seiner Gedanken.)

* * * * * * *

(Unter Orgelton treten ein — die Kirche Notre-Dame und die Augsburger Domkirche.) **)

Die Augsburger Domkirche. In der That, meine liebe Notre-Dame, Eure Pariser Gegend ist so abscheulich mit Menschen vollgedrängt und so schmutzig, daß mein neues Kleid über und über bespritzt ist, und meine seidnen Schuhe ganz mit Koth bedeckt, aber da sind Eure edeln Landsleute, die all mein deutsches Entsetzen aufgeregt haben. Ich denke, wir sollten ihnen eine Predigt halten!

Notre-Dame. Ja! laßt uns ihnen eine Predigt halten!

Augsburger Domkirche. Oh Ihr verführerischen Diebe und tugendhaften Galeerensklaven!

Notre-Dame. Oh Ihr vertrauenswerthen Hofmeisterinnen und keuschen Prinzessinnen!

*) Peau de Chagrin, woraus das Folgende genommen ist.

**) Dieß menschliche Auftreten dieser beiden schönen Kirchen, so wie ihre einfachen und interessanten Reden verdanke ich dem erhabenen Dichter des Ahasverus, auf welchen ich alle Herren und Damen verweise, die sich mit der Sprache und dem Benehmen von Sternen, Kometen und Gebäuden bekannt machen möchten. (Vergl. über diese wunderlichste Ausgeburt des französischen Romanticismus Ausland 1834, Nro. 281 ff.)

Augsburger Domkirche. Oh! Ihr Barnave und Ihr Töchter des Sejanus!

Notre=Dame. Oh, Ihr Brulart, der Ihr Euch Graf D*** nennt!

Kapitän Brulart (zieht mit einer Hand eine Pistole aus dem Gürtel und entblößt mit der andern seinen Hirschfänger). Sacre dieu, was wollen die alten Hexen? (Er schießt die Notre=Dame nieder und durchstößt die Augsburger Domkirche, gähnt dann, wischt sein Schwert ab und ruft) Welch ein fürchterlicher Traum!

(Satan tritt auf, gefolgt von einer Anzahl Teufel mit großen Besen.)

Galeerensklave (auf die Kniee sinkend). O Gott! O Satan! O Himmel! O Hölle!

Leoni (schlägt die Inful vom Haupt der Notre=Dame und eilt auf eine Fallthüre zu). Ich gehe nach Venedig.

Barnave (zärtlich eine kleine Wassernixe anblickend, die ihm eben ein Paar saubere wollene Strümpfe eingehändigt). Verflucht sey, wer zuerst darauf verfallen, aus dem Gräßlichen ein Gewerbe und einen Handel zu machen! Verflucht sey die neue poetische Schule mit ihren Henkern und Gespenstern; sie haben mein ganzes Wesen umgekehrt; und da, während ich die moralische Welt in ihren geheimnißvollsten Einflüssen beobachtete, habe ich ganz übersehen, daß die hübsche kleine Jenny eine Frau geworden!

Die Hofmeisterin (die Prinzessin an der Hand zu Satan hinführend, im unterthänigsten Ton). Diese junge Prinzessin, mit Genehmigung Eurer Majestät. . . .

Brulart (zieht seinen Stammbaum aus der Westentasche und beginnt ein Selbstgespräch).

„Seyn oder nicht seyn, das ist hier die Frage!"

Satan. Nicht seyn, Schurke – da (zu den Teufeln) kehrt diesen Staub von der Bühne weg. *)

Chaos.

So wie ich es hier geschildert, ist Vieles von der leichten Literatur in Frankreich — eine Art Phantasmagorie; nicht ohne Talent, aber ohne alles das, was das Talent ergreifend und achtbar macht.

E. Sue wäre kräftig, wenn er nicht überschwänglich seyn wollte, Balzac anmuthig und rührend, ränge er nicht nach Finessen und entwürdigte er sich nicht durch Unanständigkeit. Janin ist gewandt, witzig, glänzend, aber in seinen größern Werken ohne Zusammenhang; und mit seinen Launen schäkernd, gleicht er dem Schmied, der, wenn er kräftig auf dem Amboß gearbeitet, inne hält, um sich an den springenden Funken zu ergötzen. G. Sand, oder um eine Maske fallen zu lassen, die Niemand mehr berücksichtigt, Madame Dudevant, ist in jeder Hinsicht eine außerordentliche Person und gewinnt, indem sie die Rüge des Kritikers verdient, zugleich seine Bewunderung. Ihr Styl ist der beredteste unserer Zeit, und obschon hin und wieder durch moderne Ziererei entstellt, häufig genug mit der antiken und geweihten Färbung begabt, welche Rom seinen Heiligen, Judäa seinen Propheten verlieh. Ihre Werke sind zwar, als Ganzes betrachtet, falsch und unnatürlich — aber sie enthalten Stellen voll Natur, Beredsamkeit und Wahrheit — Abschnitte, gereift unter den Herzenserfahrungen ihrer schönen und kühnen Verfasserin.

*) Ahasverus von Edgar Quinet.

Es ist weit anziehender, die Ursachen und Wirkungen dieses seltsamen Mißbrauches des Talents zu erforschen, als bei der Kritik der daraus hervorgegangenen Schriften zu verweilen. Welchen Ursachen haben wir denn nun diese außergewöhnlichen Erzeugnisse zuzuschreiben und welche Wirkungen werden sie ihrerseits wieder hervorrufen?

Fürs erste, der populäre Styl, welchen die Geschichte und andere auf Belehrung abzweckende Werke angenommen, hat die Zahl der leichten Leser vermindert, und Viele der Nüchterneren und Besserunterrichteten derjenigen Klasse entfremdet, an welche der Romanschreiber sich in der Regel wendet. Die Folgen freier Einrichtungen trugen auch dazu bei, den Gebieten der schönen leichten Literatur eine beträchtliche Anzahl von Köpfen zu entziehen, von denen, vermöge ihrer Talente und ihrer Stellung im Leben, zu vermuthen war, sie würden, so lange der Romanschreiber auf sie als einen einflußreichen Theil seiner Leser zählen mußte, seine Auswüchse mäßigen, seinen Geschmack verbessern.

Auch sind verheirathete Frauen in Frankreich weit mehr durch die Gesellschaft oder durch Besorgung der Angelegenheiten ihrer Ehemänner in Anspruch genommen, als bei uns, und die Unverheiratheten leben, in den gebildeten Klassen, weit eingeschränkter und zurückgezogener.

Junge Leute also und unterhaltene Geliebte machen einen sehr großen Theil des Publikums für Werke der Dichtung aus; und demgemäß sind für diese meist solche Werke geschrieben. Darum drücken sie nicht die Sitten oder Gefühle der Gesellschaft aus; auch bestimmen sie nicht die Sitten und Gefühle. In alten Zeiten thaten sie beides, weil sie damals für Personen höheren Standes geschrieben waren, welche, die Ideen und Gewohnheiten ihrer Zeit bestimmend, sie auch an sich darstellten. Aber diese Personen sind jetzt ernsthafter beschäftigt. Die populäre Literatur darf nicht immer als Kennzeichen des nationalen Geistes betrachtet werden; und, so seltsam es lauten mag, darf man behaupten: weil Frankreich ernsthafter, unterrichteter und beschäftigter geworden, deßwegen hat es jetzt eine leichte Literatur, welche auf den Geschmack des Publikums kein günstiges Licht wirft."

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch=Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 12.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

19 März 1836.

Aus Viktor Hugo's Dämmerungsgesängen.

III.

Die Glocke.

Doch kann der Glocke dieß, kann's meiner Seele schaden?
Wenn beide Gottes Geist zu seinem Dienst wird laden,
Sie anrührt und gebeut: jetzt tönet und jetzt singt!
O dann mit Einemmal von allen Seiten dringt
Aus der bewegten Brust, gefüllt mit dunkeln Schatten,
Durch alle Flecken, die sich drauf gelagert hatten,
Von Asche nicht und Rost, von keinem Wust besiegt,
Was Großes hell hervor, das durch den Himmel fliegt!

Das Hosianna wird dieß seyn der Kreatur!
Und dein Gedank', o Herr! und dein Wort, o Natur!
Ja, was mit Schluchzen sich, mit Blitzen sich reißt los,
Wie aus dem Eis die Fluth, wie Sturm aus Meeresschoß,
Wie aus Aurora's Urn' ausströmt des Tages Schimmer:
Es wird, was dann entströmt und stille stehn wird nimmer,
So lang die Glocke schwebt, aufrecht die Stirne ragt:
Der große Wohllaut seyn, der Alles, Alles sagt!
Ja, Alles! stilles Leid, der Menge wildes Toben,
Des Sinkenden Geschrei und deß, der sich erhoben;
Die Zwiesprach, wo der Mensch mit Leidenschaften ringt;
Der Täuschung Lebewohl, das sie zum Abschied singt;
Der Hoffnung Untergehn, das Schiff, bedeckt vom Schaume,
Das Weib in seinem Gram, die Jungfrau in dem Traume;
Die Tugend, die sich groß säugt an des Unglücks Brust,
Und die zur Riesin wächst in Leiden- und Verlust;
Den dampfenden Altar, um den sich Gläub'ge drängen;
Die Mutter, die am Arm hat ihre Kinder hängen;
Die Nacht, die Tag um Tag die Welt in Schweigen hüllt,
Indeß das Meer allein noch unbotmäßig brüllt;
Der Sonne Sterbegluth! gestirnte Dämmerungen;
Die Zeit, wo Sonn, und Mond ihr Licht in Eins geschlungen;
Die Well' und das Gebirg, nennend mit Einem Mund
Den großen Namen, der ist aller Stimmen Grund;
Das räthselhafte Lied, das unter Flügelschwingen,
Man hört vom Adlershorst zum Nest der Schwalbe dringen;
Den Kreis an dessen Ziel der Mensch so frühe steht:
Von Glauben, Reinigkeit, von Liebe und Gebet;
Und jenen Strom von Licht und Gluth, der nimmer endet,
Den an die Welt der Mensch und Gott der Seele spendet!

IV.

O dann, wenn dieses Lied tief in die Seelen fällt,
Wird in der Stadt das Volk, der Landmann auf dem Feld,
Der Weise, der sein Ohr hinneigt den innern Stimmen,
Vor dem die Ewigkeit die Stunden läßt verschwimmen —
Sie werden schweigend knie'n; das Kind läßt Spiel und Scherz,
Läuft zu der Mutter hin und deutet himmelwärts.
Dann fühlet Jeder, wie ein Balsam lind sich senket
Auf sein geheimstes Leid — dieselbe Schale tränket
Die Massen und das Herz, das in der Stille krank
Sein Weh geduldig trug, mit gleichem Lebenstrank;
Die Jungfrau, die im Leid saß an der Quelle Saume,
Entsagt bei diesem Klang dem wehmuthsüßen Traume;
Dann kommen All' herbei; Wittwen mit ihrem Gram:
Was gut, was schwach, was bös — der Krämer, der den Kram
Dicht an dem Säulengang des Tempels aufgeschlagen,
— Giftschwämme, die am Fuß der Eichen Wurzeln schlagen. —
Es kommt der Gläubige, der sich voll Demuth bückt,
Und Alle hören zu, bald schauernd, bald entzückt,
Wie man am Meere träumt, wenn dumpf die Wellen toben,
Der Seele von Metall, die laut aufstöhnt dort oben!

V.

Du Hymne der Natur, der Menschheit Lobgesang,
Der, vom Echo geschwellt, forttönt mit Riesenklang,
Ernst, nie gehört sonst, froh, verzweiflungsvoll, erhaben!
Bald in den höchsten Höh'n, im Abgrund bald begraben!

Du Hymne, die jetzt tief in Wohllaut sich versenkt,
Jetzt, wie die Wog' im Sturm zum Himmel auf sich lenkt!
Gesang, den man vernimmt auf Bergen und auf Fluren,
Gesungen und geweint von allen Kreaturen!
Der in dem Flusse schäumt und der im Walde rauscht,
Zu jener Stunde, wo der Wandrer forscht und lauscht,
Wenn an der dunkeln Schlucht, am Himmel, dunkelbläuer,
Auftaucht des Schäfers Stern, zusammt des Hirten Feuer.
Hymne, die Morgens sich vom Wasser dunstend hebt,
Die Nachts im Vogelnest entschlummernd sich begräbt!
Wort, das die Glocken sich von Mund zu Mund erzählen
Und welches, reich an Trost, die Seele sagt den Seelen!
Endlosen, mächt'gen Psalm, den alle Sprachen schwach
Mit ihrem Wörterschatz stammeln und lallen nach,
Und dessen heil'gen Sinn mit Einem Wort beschriebe,
Wer sagt: ich bete an! und wer da sagt: Ich liebe!

Und dieser hohe Psalm voll siegender Gewalt,
Der höher in der Brust als in den Lüften schallt,
Der Seel' und Glocke wird er alle Fesseln sprengen
Und ihres Wohllauts Schoß aufthun zu tiefern Klängen!
Anstimmen beid' ihn dann, mit Stimmen wunderbar,
So wie der Murmelbach im Walde rein und klar,
Keusch, wie der Liebe Wunsch, die noch sich selbst verborgen,
Jungfräulich wie das Lied, das anhebt jeder Morgen.
Geweiht dem höchsten Dienst, nichts Andres tönen sie
Als nur Begeisterung und Lieb' und Harmonie.
Dann wird nicht das allein, was lesbar noch geblieben
Vom heil'gen Wort, das einst der Fläche eingeschrieben;
Nein! alles auch, was je in ihr beflecktes Erz
Mit rost'gem Nagel grub profaner Fremden Scherz:
Es werden Hohn und Spott, die frech die Seelen morden,
Die Krone, die zum Gräu'l, zur Mißgestalt geworden,
Das Alles, fern davon den Einklang zu zerstören,
Erhöhn den prächt'gen Ton mit leisen Klagechören;
Ja jede Läst'rung, die das göttliche Metall
Geschändet hat, verliert den Mißton in dem All;
Was aus dem Zweifel quillt und widerspenst'gem Triebe,
Zählt als ein Tropfen mit in diesem Strom der Liebe;
Damit der Lobgesang entschalle voll und rein:
Wird nichts Befleckung mehr, Metall wird Alles seyn!

VI.

O, was für ein Triumph ist, Gott, dieß für dein Walten!
Welch Schauspiel für das Aug', deß Strahlen uns erhalten,
Wie unaussprechlich groß! So süß fürs Menschenherz
Wie für des Engels Geist und dich, dem fern der Schmerz:
Daß, wenn für eine Zeit Sünde befleckt ein Wesen,
Durch deines Geistes Hauch es wieder kann genesen,
Und dich besingt, nicht mehr der alten Schuld bewußt,
Die Lästrung an der Stirn, die Liebe in der Brust!

In solcher Art ergoß mit ungehemmter Schnelle
Dem Fremdling auf dem Thurm sich der Gedanken Welle,
Die durch das Schluchzen wuchs, das aus dem Herzen kam;
Die Nacht, die stille, die als Schwester liebt der Gram,
Hatt', als er unten war, schon ganz die Welt umgeben;
So zog er seines Wegs; das wechselvolle Leben
Zog, hin zu Tagen von noch ungewognem Loos,
In der Ereignisse geheimnißvollen Schoß
Den Mann mit wunder Brust, deß Seele leicht zum Raube
Dem Sturm des Schicksals wird; die bald sich beugt zum Staube,
Bald sich empört, wenn sie der Hammer trifft — der Schmerz;
Im Seufzen schwaches Glas, im Widerstand ganz Erz.

Die Fudges in England.

(Fortsetzung und Schluß.)

4. Brief. Patrick, Magan, Esq. an den Ehrwürdigen Richard — —.

Er meldet ihm die Ankunft des Mortimer O'Mulligan (Sullivan), früher Murtagh geheißen, der aus Irland komme mit jammervollen Klagen über das Märtyrerthum der dortigen (protestantischen) Geistlichkeit, in Folge der Verweigerung des Zehnten. Dieser Mortimer sey zu Miß Fudge, zu einer frommen Versammlung gebeten. „Gebet um halb acht und Thee um acht Uhr." Die Einladungskarten dazu seyen mit Cherubim geziert. Um so mehr möge sich Richard beeilen, damit nicht jener ihm die Miß wegschnappe. Er für seine Person sey ganz beschäftigt mit der Liebe zur Nichte, aus der er leider das Versemachen nicht hinausbringen könne. Schlimm sey, daß sie beide zusammen nur zehn Pence besitzen.

Im 6ten Brief schildert Larry O'Branigan, ein irländischer Bauer, dermalen in England, seinem Weibe Judy in Mullinafad seine Schicksale seit der Nacht, wo er seine liebe Hütte verlassen. Der Grund seiner Entfernung von der Heimath war der Tod des Ferkels, dessen Erlös zu Bezahlung des Pachtzinses dienen sollte — der armen Julianna, an welchem Namen, wie der abergläubische Irländer vermuthet, das von der ganzen Familie tief betrauerte gute Thier wahrscheinlich gestorben sey. Vor Hunger so dünn wie ein Brett, sey er in Bath angekommen, wo er sein Brod damit verdient, daß er alte Damen über die Straße getragen und hierin habe es ihm keiner gleich gethan.

Aber das Glück hat zwei Handhaben, sagt man, mein Schatz!
Auch das meinige hat sie — doch am unrechten Platz!

Er habe das Unglück gehabt, als er eben recht fröhlichen Gedanken nachgehangen, eine alte Gräfin mit Muff, Federn und Allem in den Koth fallen zu lassen, worauf er sich schleunig davon gemacht. Jetzt sey er in einer Stadt, deren Namen er selbst nicht recht wisse; aber seinem Weib werde das Herz im Leibe hüpfen, wenn sie höre, was ihrem schönen Larry gleich am ersten Tag begegnet: er habe den ehrwürdigen Mortimer O'Mulligan, seinen Milchbruder, aufgefunden, und dieser, ebenso erfreut über das Zusammentreffen, habe ihn sofort zum Kam-

merdiener angenommen. Die einzige Schattenseite an der Sache sey: daß Murtagh vor einiger Zeit Protestant geworden —

— — — warum? ich errathen nicht kann;
Er muß es wohl wissen, doch mich geht's nicht an;
Was ich weiß, ist: katholisch waren beide wir als Kinder,
Und ich bin es jetzt noch, nicht mehr und nicht minder.

Die Uebereinkunft sey zu beiderseitiger Zufriedenheit abgeschlossen worden, indem Murtagh (oder jetzt: Mortimer) ihn mit schlauer Miene gefragt: Natürlich sey er ein Protestant? was er, Larry, eben so schlau bejaht habe. Seitdem seyen sie die besten Freunde.

Nächsten Dienstag werde sein Herr eine Predigt oder Rede oder etwas dergleichen halten, wie im Anschlagzetteln verkündigt werde.

6. Brief. Miß Biddy Fudge an Mrs. Elisabeth. Aufforderung doch eilig herbeizukommen, ehe der theure Mann abreise,

Welcher strahlt in der vielfach schimmernden Glory
Des Orangemans, des Frommen, Er-Papisten und Tory!

Seine Rednergaben seyen außerordentlich: Ein herzbrechendes Bild entwerfe er von dem Zustand der armen irischen Kirche, für welche sich die ganze Welt erheben sollte:

Umsonst daß man sagt den unsinnigen Radikalen,
Die sich weigern, 1000 Pf. einem Pfarrer zu zahlen,
An Orten, wo man Protestanten nie sah:
„Vielleicht werden doch noch geboren allda!
Und wenn sich's begäbe: wie schad' um die Seelen,
Wenn Pfarrer und Küster zur Taufe dann fehlen!
Klar ist's, daß wenn keine Pfarrei mehr besteht,
Solch ein Embryo der Kirche zu Grunde dann geht,
Und während den Kosten berechnen die Thoren,
Gehn kostbare Seelen dem Heile verloren!"

Die Gegenpartei sey ganz verstockt! sie wollen gar nicht einsehen, welcher Beweis von Liberalismus der protestantischen Kirche es sey, daß sie, wenn schon Feindin des Papstthums, gegen das katholische Geld gar nichts habe, und ihre Heiligen sogar auf Kosten der Katholiken in den Himmel eingehen. Der ehrwürdige Mortimer habe in seiner Rede selbst Irwing übertroffen. Er habe die ganze Geschichte der irischen Kirche durchgegangen und handgreiflich gezeigt, wie eigenthümlich und einzig in ihrer Art schon ihre Entstehung, wie im Widerspruch mit dem Instikt, mit dem Gesetz, mit der Macht der Natur und Vernunft ihre ganze Existenz stehe, wie sie Jahrhunderte lang mit Widerwillen, Widerstand, Verachtung, Haß und Verwünschung kämpfend, doch sich behauptet habe — aus welchem Allem er den Schluß gezogen: daß diese Kirche von den Gesetzen der Natur ausgenommen sey, daß die Vernunft vor diesem Mirakel verstummen müsse.

Nie gab's einen sieghaftern bündiger'n Schluß,
Der die Feinde der Kirche zu Schanden machen muß.

Beigelegt sind wieder Auszüge aus dem Tagebuch, worunter Folgendes:

An die ind'sche Mission den Beitrag für heuer;
Zwanzig Pfund! eine schwere Frömmigkeitssteuer!
Von den indischen Sachen, womit wir uns brüsten,
Sind am kostbarsten wohl die Kompanie-Christen,
Und das Schlimmste, daß unsre Bekehrten zumeist
In ihrem Glauben aufgeben den Geist.
So ist, was man ihnen an Lehren gespendet,
Wie schrecklich, o Liebe! — ist Alles verschwendet!
Und was sie verzehrten an Rum und an Reis,
Dafür zahlen wir armen Heilgen den Preis!
Doch wachsen uns immer noch Einige zu:
Der Report zählt sechs Christen in Cunnungcadoo u. s. w.

Das Tagebuch vom Freitag erzählt einen sonderbaren Traum, worin ihr der Genius der Ehe erschienen, in jeder Hand einen Bräutigam führend — die Herren O'Mulligan und Magan. Der schöne Magan, mit Engelsflügeln, war ein Wesen, ganz zum Bezaubern, aber auch der gefiederte O'Mulligan, als ältlicher Seraph, sah nicht übel aus.

O Lieschen! du kennst mich und stellst dir wohl vor,
Den, welchen von beiden ich mir erkor.
Doch, entsetzlich zu sagen, als ich, ganz bang,
Es möchte entfliehen der reizende Traum,
Nach Magan haschte: entschwand er wie Schaum —
Und ich hatte, daß Gott sich meiner erbarme,
O'Mulligans Kopf, Flügel und Alles im Arme;
Der Engel war weg, zu der Sterne Azur,
Und mir blieb der ältliche Cherub nur.

Der 7te Brief, von Fanny Fudge an Miß Kitty, enthält wieder eine unregelmäßige Ode, das Verlangen nach schlummernden Blumenseelen, nach den ersten Meereswellen, nach Hellafeuer aussprechend, die aber plötzlich abbricht, weil die Schreiberin durch ihre innere Bewegung abgehalten ist, fortzufahren. Sie schwebt nämlich in Erwartung ihres Schicksals, das die Postkutsche bringen soll: ob sie leben oder sterben, d. h. ob sie unbekannt bleiben, oder unsterblich werden wird? Sie hat — ein Buch herausgegeben, betitelt: Weh, Weh!

Die Hälfte der Kosten für Papier und für Druck
Gewann ich durch meine Ersparniß an Schmuck,
Ich achtete nicht der Garderobe Schmutz,
Und verwandte das Geld zu der Muse Putz.
Und wer, liebe Kitty, thät' so nicht mit Wonne?
Was ist gegen des Ruhmes Duft eau de Cologne?

Sich selbst mit dem Ruhm begnügend, labt sie sich an dem Gedanken, welche Quelle des Reichthums für den Verleger das Buch werden müsse.

Um 5 Uhr wird der Brief ergänzt; Alles steht trefflich! die herrlichsten Lobsprüche sind angekommen; zwei Proben werden beigelegt. In der Morningpost wird das Werkchen anempfohlen als treffliches Mittel gegen schlechte Verdauung, indem darin die besten Ingredienzien, Blumen, Süßigkeiten und Narkotisches von einer höchst einsichtsvollen Hand gemischt seyen, so daß das Buch als höchst elegant, leicht und gefahrlos gepriesen

werden müsse, das Court-Journal enthielt eine Anekdote, daß ein Lord im Geheimerath das Buch noch ungeheftet gelesen.

Der 8te Brief ist vom Bob Fudge an Mortimer O'Mulligan. Er entschuldigt sich gegen den Hochwürdigen, daß er wegen des Zipperleins ihn nicht in *** sehen und sprechen könne. Nach dem, was ihm seine Schwester Biddy schreibe, hoffe er, sie würden sich in Allem gut verstehen, und er erklärt ihm offenherzig, in der Zuversicht, diese Offenherzigkeit werde nicht für Unhöflichkeit genommen werden: er habe von Jugend an Irland — zum Teufel gewünscht, welchen Wunsch der patriotische Irländer hoffentlich mit ihm theilen werde, denn immer und immer habe man das Geschrei hören müssen: Irland verlangt das und das. Gottlob daß man ihm noch nicht Alles verwilligt, und daß, wenn die Britten Männer seyen, man auch das Verwilligte zurücknehmen könne. Die irländische Sache habe den nachtheiligsten Einfluß auf seine Gesundheit:

Ich meine, daß die katholische Frage
Mir in der That in den Magen schlage!

Alles gehe täglich schlimmer; alle Sekten bekomme man nach und nach auf den Hals, die Quäker selbst werden Redner und Gesetzgeber — und dann gar auch Juden! er werde krank, wenn er an den Gräuel denke: Bursche, die keinen Schinken mit Erbsen essen — Gesetzgeber einer großen Nation! Statt der Accise werde man bald die Circumcis-Steuer bekommen. In der That glaube er, daß das tausendjährige Reich herannahe, da die Strafe für die Reformbill doch nicht lang ausbleiben könne. Doch gebe er noch nicht alle Hoffnung auf, daß der Torysmus sich noch einmal erheben werde, obgleich derselbe dermalen so wenig als er selbst ein Bein habe darauf zu stehen. — Mitten im Ausmalen dieser glänzenden Hoffnungen wird er vom Zipperlein unterbrochen, und sein Sekretär vollendet den Brief durch die Nachricht, daß der Squire „in martialischem Eifer" sich habe aufraffen wollen, aber unfähig sich im Gleichgewicht zu erhalten, unter den Tisch gefallen sey. Uebrigens sey Alles wohlbehalten geblieben: Tisch, Stuhl und Krücke — nur des Squire's Kopf habe ein wenig Noth gelitten:

Doch darob ist unsere Unruh' nicht groß,
Denn sein Kopf hält gar wohl aus einen Stoß.

Der 9te Brief von Larry O'Branigan bringt seiner Frau schlimme Botschaft. Bitter beklagt er, in die Dienste eines Mannes getreten zu seyn, der kein O, das Zeichen altirischer Herkunft, vor seinem Namen habe, während er selbst von einem Geschlecht abstamme, welches älter sey als die Sündfluth. Er habe seinen Abschied genommen wegen der Schmähungen, welche Murtagh und Andre gegen die Papisten ausgestoßen, als wären es eitel Mörder, Meineidige, Schurken und von ihren Priestern selbst zu Mord und Todtschlag aufgemuntert; dabei hätten sich die Redner beständig auf den Doktor Dens berufen. Er selbst habe dagegen sprechen wollen, aber im Augenblick wo er sich erhoben, seyen ihm alle Gedanken rein aus dem Kopf entschwunden, und ein zweiter Versuch zu reden sey ebenfalls mißglückt. Was er jetzt mit sich und seinem Hunger anfangen solle, wisse er selbst noch nicht.

Im 10ten Brief setzt Mortimer einen Freund in Kenntniß von dem Märtyrerthum neuer Art, welches ihn und seine Gleichgesinnten treffe: sie seyen Märtyrer des Hohns, des Spottes und Gelächters und diese Qualen seyen, da sie die Seele angreifen, weit ärger als Daumenschrauben und Folter. Ein St. Sebastian könnte von den Pfeilen des Spotts erschossen, ein St. Laurentius auf dem geistigen Roste gebraten werden. Auch sey durchaus keine Hoffnung, daß die Emanzipation widerrufen, eine neue Keite geschmiedet, eine neue Zwangsbill dekretirt werde. O glückliche Zeit! ruft er aus, wo man Wölfe und katholische Pfaffen auf gleiche Weise hetzte und auf jeden Kopf fünf Pfund setzte! Ach und diese Zeit werde nie wiederkehren! Jetzt habe er in diesen betrübten Zeitläuften keine andre Wahl als:

Der Held, erschöpft vom Kriegsalarm
Sucht Ruhe in der Schönheit Arm;
Der müde Taggott sinkt mit Lust
An der silberfüßigen Thetis Brust,
Und mich führt meine alte Kutsche
Hin zu der reichen geliebten Miß Fudge!

Eine den Glanz seiner Aussichten etwas trübende Bedingung sey, daß er den Namen seiner Dame annehmen und sich Mortimer O'Fudge schreiben müsse.

Im 11ten Brief schreibt Magan seinem Freund Richard, daß sich Mortimer mit Miß Biddy vermählt, und er mit Miß Fanny davongelaufen sey, nachdem sie ihm zuvor alle ihre Poesien habe aufopfern und geloben müssen, nicht mehr über die Prosa hinauszugehen. Larry, der sich einige der verurtheilten Poesien ausgebeten, sey in seinen Diensten, und der kürzlich verstorbene Großoheim Fanny's habe, mit Uebergehung von Biddy Fudge, all sein Vermögen jener vermacht.

An Uebertreibungen kann es natürlich in einer Sache, wie das Verhältniß der protestantischen Kirche zum katholischen Irland, auf beiden Seiten nicht fehlen; entschuldbarer sind solche gewiß in einem komischen, wiewohl zugleich sehr ernst gemeinten Gedicht, als in prosaischen Anklagen und Verdächtigungen. Die Streitfrage selbst stellt sich immer bedeutender heraus, wenn auch die Poesie in den Kampf hineingezogen wird. Ueber die politische Seite des Streits ist hier nichts zu sagen; den Zweifel könnte man aufwerfen: ob sich der Gegenstand zum Vorwurf der Poesie und namentlich zu komischer Behandlung eigne? oder vielmehr, da die letzte Frage durch das besprochne Gedicht faktisch beantwortet ist: ob diese komische Weise dem Ernst und der Würde der Sache angemessen sey? Th. Moore hat in ernsten Dichtungen sein warmes irisches Herz bewährt, es wird ihm über die Veränderung des Tons kein Vorwurf zu machen seyn, und auch die protestantischen Kritiker Englands anerkennen die Gerechtigkeit der von ihm verfochtnen Sache, so wie die witzige Art, womit er es thut.

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 13.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

26 März 1836.

Ahasverus. Napoleon.

(Von Edgar Quinet.)

Quinet, ein eifriger Freund ausländischer, namentlich auch deutscher Literatur, welcher Herders Ideen zu einer Philosophie der Geschichte der Menschheit ins Französische übertragen hat, beschenkte in letzter Zeit seine Landsleute mit den zwei obengenannten größern Gedichten, über welche wir hier berichten wollen. In der Vorrede zu dem kürzlich erschienenen Napoleon spricht sich der Autor so aus: „Die Leser werden erkennen, daß trotz der Verschiedenheit des Gegenstandes dieß Gedicht gewissermaßen die Ergänzung des früheren bildet und daß beide zusammengehören. Ahasverus stellte, nach der Absicht des Verfassers, seinem Gegenstand gemäß die Poesie der Vergangenheit, der Weltgeschichte, des ewigen Menschen dar, in welchem alle Menschen untergehen und der die Menschheit heißt. Das auf ihn folgende vorliegende Gedicht gehört der Poesie der Gegenwart an; zu seinem Gegenstand hat es den individuellen Menschen, den Helden, Napoleon. Diesen beiden Bruchstücken wird später ein dritter Theil folgen, der den Sinn der vorangehenden vervollständigen soll. Bis dieser vollendet seyn wird, bleibt das bescheidene Denkmal, welches der Verfasser zu gründen unternommen, mehrfachen Angriffen bloßgestellt, von welchen manche und namentlich die Beschuldigung einer irreligiösen Tendenz, hätten abgewiesen werden können, wenn das die verschiedenen Fragmente verknüpfende Band gleich von Anfang an hervorgetreten wäre."

Ahasverus beginnt, wie Faust, mit einem Prolog im Himmel. Der ewige Vater verkündigt den um ihn versammelten Heiligen seinen Entschluß, eine neue Welt zu schaffen. „Ihr wißt es, die Zeiten sind erfüllt. Wenn das Weltall müde ist seines ersten Tages, wirst du, mein Engel Gabriel, den Arbeiter in meinem Weinberg mit dem Flügel berühren und erwecken. Ich hab' es Euch gesagt: die Erde war schlecht, ich will morgen eine andere schaffen. Ich will dießmal den Menschen schaffen aus einem bessern Thon, ich will ihn besser härten. Aber um Euch vorzubereiten, daß Ihr die neue Welt besser hütet, will ich, daß hier in ewigen Figuren das Gute, das Böse, alle Thaten und das erfüllte Schicksal der Welt, in welcher Ihr gelebt habt, vor Euch dargestellt werde. Entschleiern soll sich Euch das Geheimniß, welches ich verbarg mit meiner Hand in den Schluchten der Felsen und im Himmel. Meine Seraphim werden vor Euch das furchtbare Mysterium aufführen; Alles wird darin vorkommen; jede Zeit, jedes Jahrhundert, die ich abschüttelte, eines nach dem andern, wie die Falten meines Mantels, werden sich durch sie in ihrer eigenen Sprache aussprechen. Das Schauspiel dauert beinahe sechstausend Jahre."

Der erste Tag begreift die Schöpfung. In der ersten Scene werden redend eingeführt das Meer, die Schlange, der Leviathan, der Vogel Vinateyna und der Fisch Makar, alle frischgeschaffen, übermüthig im Gefühl ihrer Kraft. Sie schauen sich um in der Höhe und in der Tiefe. Der Leviathan spricht es aus: Wir sind allein! Nicht da, nicht dort, nicht in der Höhe, nicht in der Tiefe ein Wesen außer uns — so sind wir die Götter! — Die andern stimmen ein; nur das Meer behauptet, daß es noch ein gewaltigeres Wesen gebe: Ich sprach mit ihm, als Ihr kamt. Leviathan, er hat ein Schwert, das stärker ertönt als deine Schuppen; Vogel mit goldenem Schnabel, er hat größere Flügel als du; tausendköpfige Schlange, er hat giftigere Bisse als die deines Mundes. Vor dem Tag, die ganze Nacht hat er meine Fluthen vor sich hergetrieben, wie der Seelöwe seine Jungen vor sich hertreibt. Er hat mich geweckt, als Alles schlief; er verschwand als die Sonne aufging. — Aber die andern Wesen beharren darauf: Wir sind Gott!

Zweite Scene. Die aus dem Schlaf ins Daseyn erwachten Giganten und Titanen vermessen sich in unsinnigem Uebermuth ein ewiges Reich, eine unvergängliche Stadt zu gründen. Aber Gott zückt sein Schwert zur Vernichtung gegen sie.

Dritte Scene. Der ewige Vater gebeut dem Ocean: lösche aus die Erde, wie ein falschgeschriebenes Wort in meinem Buch! — Der Ocean: Ich beeile mich. Schon ist auf dem Gipfel der Erde nur noch der Thurm eines Königs übrig, wo er bei Goldgeschirren tafelt. Eh' eine Stunde vergeht, dringt

meine Fluth in seinen Saal! — Unter seinen Füßen sitzt der König an der Tafel und spottet der Fluth, welche die Sklaven verschlinge, aber, von seinen Wachen aufgehalten, sein Königreich nicht betreten dürfe. Die Satrapen schmeicheln ihm: wenn das Meer käme, so würde es nur dem König der Könige die Füße küßen, oder ihm ein Diadem, aus seinen Perlen geflochten, bringen. Das Gelag, der Gesang gehen fort, unter dem vernehmbaren, aber nicht beachteten Seufzen und Schluchzen des Volks. Der Ocean klopft an und bricht herein; der König bittet um Barmherzigkeit, bietet ihm seinen Königsmantel an, der aber dem Ocean zu klein ist, seinen goldenen Becher, seine Krone — alles vergebens; der Ocean setzt sich auf den Thron, trinkt den übrigen Wein und führt vermessene Reden, bis der ewige Vater ihn unterbricht: Genug jetzt, Schaum-Majestät, Wassertropfe, der du bist, schon allzusehr berauscht! Da, benage zu deiner Qual dieß entwurzelte Kraut, mit Moos bewachsen!

Scene vier und fünf. Die auf dem Gipfel des Himmalaya versammelten menschlichen Stämme theilen sich. Der erste folgt dem Fluß Ganges. Dieser verkündigt ihnen: Unter den Feigenbäumen und Pompelmusen Indiens habe ich schon mein Thal gegraben, daß Ihr dort Euch ausbreitet. Wie ich es jeden Tag erfüllte mit meinen Gewässern, werdet Ihr es erfüllen mit Thränen, mit Schweiß, mit Hymnen und Gräbern. Euer Name wird keimen in den Jahrhunderten, wie der Lotus keimte in meinem Schlamm. Eure Götter werden sich um Euch her versammeln, ähnlich den Muscheln meines Strandes. In Euern Träumen werden sie sich ausbreiten, wie die Frucht Amlaka in einer Herbstnacht. Der zweite Stamm nimmt zum Führer den Vogel Greiff in das Land Iran. Den ermattenden Kindern kommen Peris zu Hülfe, tragen sie, und verheißen ihnen die Gründung von Städten wie Persepolis und Ekbatana. — Der dritte Stamm folgt dem Vogel Ibis nach Aegypten. Eine Frau spricht: Nun ist er stille gestanden unter den Weihrauchstauden, unter den Gummibäumen. Warum hat er uns nicht in Arabien gelassen und auf dem Gras der Oase? Da hat er uns verstreut am Nil, wie Straußeneier, auf dem schlammigen Ufer, wo der erste Sturm uns vernichten wird. Der Fluß schleppt in seinem tiefen Bett fahle Gespenster dahin; das Thal spaltet sich unter unsern Schritten wie ein Grab; der Ibis versteckt seinen Kopf unter dem Gefieder und schläft ein auf dem Gipfel wie ein Hieroglyphe des Todes. Dieß Land ist voll trauriger Ahnungen. Gib uns, flehen sie zum Ibis, deine Flügel, um schneller in die ewige Nacht zurückzukehren. Der Ibis erwiedert: Baut Euch zuerst Gräber in Pyramiden, um Euch alle darin einzuschließen, wie der Wurm in der Muschel; in ihrem Schatten werdet Ihr entschlafen; ich setze mich oben darauf, wie die Eule in der Nacht auf das Zelt des Arabers. Ich will dich erwecken, wenn es Zeit seyn wird hineinzugehen, Volk Aegyptens. Die Wüste ist in regungslosen Schlaf versunken. Und auch du, schlafe gleich der Wüste! Schon machen deine steinernen Sphinxe sich ihr Lager im Sand zurecht. Auf deinen Obelisken schließt der Sperber der Berge die granitnen Augen. Und du auch, Sperber des Thals von Aegypten, senke dein Haupt unter den Flügel bis zu den Zeiten, welche kommen werden. Geräuschloser werden deine Jahrhunderte, eins nach dem andern, vorübergehen, als der Athem einer entschlummerten Sphinx.

Scene sechs. Eine Nacht im Orient. Die Sterne besprechen sich darüber, den Menschen, ihren Schicksalsgenossen, durch Blumen und Flüsse Träume zuzusenden. Ein Priesterchor singt: So lange die Schritte des Gottes der Götter sichtbar sind im Grase von Eden und Caschmir, verfolgen wir ihre Spuren auf den Höhen der Berge. Nicht die Sonne und nicht das Herz des Menschen hat seinen Athem getrunken zu dieser Stunde. Wie der Araber aufsteht bei der Nacht, um den Thau der Wüste zu lecken vor dem Mittag, so erheben wir uns in den frühsten Tagen der Welt, um in unsere Urnen zu schöpfen den Gedanken des Ewigen, ehe seine Quelle vertrocknet. Tropfenweis fällt er von den Sternen und von dem Himmelsgewölbe und von jedem Palmenblatt; berauschen wir uns in seinem Naß wie in einem köstlichen Weine. O ihr Völker von Indien, von Chaldäa und Aegypten, nehmt der Reihe nach und trinket aus dem Kelch des Ewigen, den er voll zurückgelassen, als er von seinem Gastmahl wegging.

Scene sieben. Gesang der Sphinxe. Alle hundert Jahre, wenn ich Hunger habe, nage ich die Akanthus-, Dattel- und Granatblätter ab, die man für mich in die Säulenkapitäle gemeißelt hat; wenn ich dürste, lecke ich die Opferplatte ab; wenn der Sturmwind mich verfolgt, krieche ich in meinen Stall in meiner großen Pyramide von Gizehl. Um uns besser die Zeit zu vertreiben, lehren wir unsere Kleinen an unserer Brust noch brüllend die Hieroglyphen an den Mauern lesen. Beim Gipfel des Obelisken, beim Schnabel des Ibis, beim Flügel der schwebenden Schlange, beim Fühlhorn des Scarabäus — unsere Weisheit ist größer als die Weisheit der Königin von Saba! — Wie schnell verfließen die Tage, wenn man ewig ist! Seit wir so sprechen, sind schon mehr als tausend Jahre verflossen. Jedes Wort unseres Mundes dauert ein Jahrhundert; jeder Athemzug ist ein Jahr! — Wie die Stadt Theben vorbeigeht, fangen sie an zu bellen und geben der Stadt, welche fragt, ob kein Bote für sie von Saba oder vom Taurus gekommen, den Rath noch tausend Jahre zu schlafen.

Scene acht. Die tausend Jahre der Sphinx sind verflossen; die Städte Theben, Babylon, Ninive, Persepolis, Saba, Baktra, Palmyra erwachen und besprechen sich. Die Stadt Babylon spricht: Hört mich, meine Schwestern; da wir hier versammelt sind, was dächtet Ihr dazu, wenn wir aus allen unsern zusammengehäuften Göttern einen Einzigen machten? Was sagtet Ihr dazu, wenn wir wie ein Metallgießer der in seinem Schmelztiegel rührt, alle unsere Idole, unsere ehrnen Widder, unsere Sperberschnäbel, Kupferamulette und goldnen Schlangen untereinander in meinen Zauberkessel würfen, um Ein Idol daraus zu machen, das nur Einen Namen hat? Wir hätten dann nicht mehr auf unsern Armen so viel kleine Penaten zu tragen, die wir unterwegs verlieren. Ein gränzenloser Koloß, so groß wie die Welt würde uns überallhin folgen, wie ein Mensch; mit Einem Schritt würde er unsere Meere und unsere Jahre umspannen. Baktra, beeile dich, wirf in meinen Kessel vorüberziehend, deinen Centauren von Bronze; Persepolis, wir

die goldenen Füße der Drachen von Iran herein; Memphis, raffe zusammen die Schuppen deines Krokodils u. s. w.

Auf die Frage, wie der neue Gott zu benennen sey, wer es wisse? antwortet die jetzt auch herankommende Stadt Jerusalem: Ich! hört mich! ich bringe eine neue Botschaft. Meine Propheten waren auf meinen höchsten Thurm gestiegen. Diese Nacht, vor Tagesanbruch haben sie mir gerufen, um in Bethlehem einen Gott zu sehen, verborgen in der Krippe eines Stalls; er trägt einen Heiligenschein um das Haupt; ein zartes Kind ist er, die Städte beschließen ihm zu huldigen; sage ihm, tragen sie der Stadt Jerusalem auf, wir wollen morgen, vor Tag, ihm drei Magier-Könige als Gesandte schicken. Grüße auch von uns die Jungfrau, die in Linnen gekleidet ist, die er liebt, und die zwei Engel, die Palmen tragen.

Scene neun. Die drei Könige nehmen Abschied von ihren Frauen, Greiffen und Reichen und treten, unter Gesprächen mit dem sie führenden Stern die Wanderung an. Löwen und Adler speisen und tränken sie unterwegs. Oft meinen sie die Stadt erreicht zu haben, wo der Königssohn sich finden soll, aber immer heißt sie der Stern weiter gehn, bis er endlich, als sie schon wähnen, er habe sich verirrt, ihnen gebeut Halt zu machen, vor einer kleinen mit Stroh bedeckten Hütte, auf deren Dach kleine Vögel sitzen.

Scene zehn. Die Vögel wecken und besingen das Kind. Sie verkündigen die Ankunft von Königen. Die zugleich ankommenden Hirten erklären in einem Chorgesang ihre Armuth. Der Engel Rahel spielt auf einer Violine mit drei Saiten, deren eine dem gehört, der in den Wolken thront, die zweite der Mutter, die dritte dem Kind. Mit wem, so singt der Engel, hat sich deine Mutter vermählt, daß du so arm bist? Mit einem Weber ohne Arbeit, einem Leinwandspinner ohne Rocken, oder mit einem Tischler? Zum Lebensunterhalt hat ihr Weber das Himmelszelt gewoben; ihr Spinner hat an seiner Spindel die Sonnenstrahlen gesponnen; ihr Tischler hat unter seinem Schirmdach Golgatha gezimmert. Weine nicht, Gott der Erde! der Falke fliegt fort, auf dem höchsten Berggipfel Quellwasser zum Trinken für dich zu suchen; die Biene ist bis in den Himmel, ihren Bienenkorb, geflogen, um ihren goldnen Honig für dich zum Mahle zu holen, und der Löwe Juda's peitscht sich mit dem Schweif, um dir schneller die gesegneten Feigen zu bringen. — Die Jungfrau Maria ruft den Vater des göttlichen Kindes an um Nahrung und Kleidung. Singt, sagt sie zu den Nachtigallen, nicht so früh, ihr jungen Störche, erhebt Euch nicht so bald. Ich habe meinen Herrn in Schlaf gesungen, ich will ihn auch erwecken. Laß ihn, laßt ihn noch schlafen. Ich habe Basilika gesäet in seinem Garten und ich fürchte, er möchte, wenn er aufwacht, Thränen pflücken. — Gespräch des Kindes mit der Mutter von seinem Vater, von dessen Wohnung, Macht und Reichthum. Wenn er so reich ist, sagt das Kind, wird er uns auch schöne Votschafter schicken. Da sind sie schon, antwortet die Mutter.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Viktor Hugo's
Dämmerungsgesängen.

XIII.

Er war nicht zwanzig Jahr; mißbraucht hatt' er,
Was man nur lieben, was beflecken, was
Zermalmen kann — mit schonungsloser Hand
Hatt' Alles er verwüstet. Eine Schaar
Schamloser Lüste, folgend seiner Spur,
Verließen ihr unsauberes Gemach,
Wenn ihrer Mau'r vorbei sein Schatten strich.
Bei Orgien, Tag und Nacht, erschöpfte sich
Sein Saft, wie Wachs an Kerzen sich verzehrt.
Der Sommer floh — im Winter saß er stumpf
Bei Glucks und Mozarts Opern brütend da.
In jene Wellen taucht' er nie sein Haupt
Die strömen aus Homers und Shakspeare's Mund.
Er glaubte nichts; er hatte keinen Traum;
Die Langeweile gähnt' an seinem Bett.
Es kläffte mürrisch, unfruchtbar, sein Spott
Stets hinter etwas Großem neidisch her.
Er machte sich zum Mittelpunkt des Alls;
Die Liebe kauft' er, Gott hätt' er verkauft,
Natur, Meer, blauer Himmel, Sternenheer,
Die Lüfte, die beschmeicheln jedes Herz —
Sie hatten nichts für seinen schlaffen Geist.
Er liebte nicht das Feld. Langweilig war
Ihm seine Mutter; trunken und entnervt
Verzagt' er: Was beginnen? Ohne Haß
Und ohne Liebe, und o Jammer! stets
Vorm Schluß des Tages angewidert, schon
Vom Morgen — warf, als eine Abends sich
Eine Pistole fand in seiner Hand,
Dem Himmelsdach er seine Seele zu,
Wie man ein Glas wirft an des Saals Gewölb.

Feig warst du, junger Mann! und schwach und schlecht;
Um dich nicht klagen wir! Weiht Thränen man
Dem Lolch, wenn ihn der scharfe Pflug zerschnitt?
Doch mit aufricht'gem Schmerz betrauern wir
Die, der ein solcher Sohn zu eigen war,
Sie, deine Mutter, die, ein schwaches Weib
Gekrümmten Rückens, ohne dich, das Haupt
Beschwert vom Alter schon, sich senken fühlt,
Die den gewiegt, der sie jetzt zieht ins Grab.

Wir klagen nicht um dich — doch klagen wir
— Und heilig bleibt sie uns in ihrer Schmach —
Um jenes trübe Kind, das, rein unlängst
Und zart, in dem Mansardenstübchen sang,
Wo sie dein Gold bestach, von dem sie sich
Als einer neuen Sonne blenden ließ,
Daß fern die Noth, sie nah das Glück gehofft.
Verstümmelt und zertreten seht ihr Herz
Sie preisgegeben jetzt der Menge Hohn;

Sie weint um den entflohnen Blüthenduft;
Auf hartem Grund ihr Blumenscherben brach.

Wir klagen, hohler Schatten! nicht um dich,
Du Ziffer, die nie mitgezählt als Zahl!
Um deinen Namen, rein sonst, jetzt entehrt,
Um deinen Vater, welcher längst verscharrt,
Ehrwürd'ger Krieger unsers alten Heers!
Den du, ins Grab gesenkt, in seinem störst!
Um deine Diener, Freunde, alle sie,
Die dich umgaben, thöricht sich gesetzt
In deinen Schatten; die ihr Mißgeschick
Unselig in das deinige verschlang;
Um Alles, was du, launenvoll, zerstört,
Den Hund, der den Lieblosen hat geliebt!

Du finstrer Stolzer — dessen Herz nichts trug!
Der kraftlos lebte, ohne Segen starb!
Deß Daseyn nichts war als ein wenig Lärm,
Den man kaum sah — geh hin in deine Nacht!
Recht ist's. Man löscht drum keine Fackel aus!
Stürz' in den Strom — sein Spiegel rührt sich nicht.
Einer Idee ist dieß Jahrhundert voll,
Mit mächt'gem Schritt eilt auf sein Ziel es los;
Dein Grab macht es nicht straucheln auf der Bahn!
Man hört's nicht, wenn sich deine Pforte schließt:
Geh hin! Was fandest du? Was trug dir ein
Die Laune, so erfüllt? dem Wollüstling
Das Grab! dem Eiteln — die Vergessenheit!

April, 1831.

Gewiß! — ein solcher Tod — ob oder nicht
Bekannt — er trägt nichts dem Jahrhundert ein,
Und nimmt ihm nichts. Man redet kaum davon
Und tritt beiseit. Wenn aber wachsend stets
Unter dem schwermuthvollen Himmelsdach
Der blinde Selbstmord schwarz sein Flügelpaar
Ausspannt, wenn unter seinen Schatten er
Mit jedem Augenblick mehr Seelen nimmt:
Wenn überall, vorgreifend Gottes Ruf,
Er Häupter, voll von Licht, und Herzen voll
Von Feuer, wegrafft — wenn ein Robert, der
Des Flammenpinsels Führer, hielt verhüllt
Mit heitrer Miene seiner Seele Sturm,
Vor Tagesabschluß wegwirft den Pokal,
Daraus er nur der Liebe Schaum geschlürft;
Wenn Castlereagh, die Bremse, welche stach
Napoleon, der Britte dessen Blut
Aus Sparta's und Carthago's Stoff gemischt,
Den Stahl ins Herz sich senkt und stirbt — enttäuscht,
Von Macht ersättigt und an Trug erschöpft;
Wenn Rabbe Gift in seine Wunden gießt,
Wenn wie ein Hirsch, von Hunden wild gehetzt,
Gros keuchend, alt, schwach in den Strom sich stürzt,
Um seiner Neider Meute zu entgehn:
Wenn den Familien dieser Todessturm
Abschüttelt Vater, Tochter, Mutter, Sohn —
Wenn man zum Grab den Greis sich drängen sieht,
Dem doch so lang die Sonne schön gedünkt,
Die Gattin, die den heim'schen Herd verläßt,
Den Schüler, der in alten Büchern las,
Und all die schönen Kinder, ach, zu früh
Gereift! die noch die Menschen nicht gekannt,
Die in Paris zum Himmel oft erhebt
Ein goldner Traum; und die sich tödteten,
Wenn von der Höhe ihres Traums von Ruhm,
Von Tugend, Liebe, Freiheit jählings sie
Herab in die Gesellschaft sind gestürzt!
Dann beten Fromme, und der Denker sinnt.
Ach, allzurasch wohl ist der Menschheit Schritt!
Wohin will dieß Jahrhundert? wohin rennt
Der Geisterschwarm? Gefunden ist noch nichts,
Und nichts begriffen. Daß die Hoffnung sinkt
Empfinden Viel' hienieden, und das Haupt
Zerschmettern sie an Grabsteinkanten sich,
Wie auf dem Estrich Abends man ein Ei
Zerschmettert, dem, bebrütet, nichts entkeimt.
O Jammer des Jahrhunderts voller Müh',
Wo Alles sich zersetzt! Was ist die Kur
Für diese Krankheit, und was ist ihr Grund?
Ist's, daß Vernunft den Glauben schwinden macht,
So wie die Sonn' am Horizont versinkt?
Daß man beim Menschenwerk an Gott nicht denkt?
Daß aufstieg eine allzudicke Nacht
Im Herzensschreine, den die Welt nicht kennt,
Die nur dein Licht, o Jesus! hellen kann?
Sturmtriefende Matrosen, ist es Zeit
Daß ihr Altäre baut, die Häupter beugt?
Soll man zurück die alte starke Zeit
Sich wünschen, wo die Lebenden geglaubt
Was die Begrabnen glaubten? Tage, wo
Ernst war die Frömmigkeit, fruchtbar die Kraft;
Wo sonnenhell die offne Bibel schien!

O düster drängender Gedankenschwarm!
O dunkle Räthsel! Fragen voll Gefahr!
Ihr macht, daß, unbewußt oft stehend still,
Tiefsinnend durch die Stadt der Dichter irrt,
Zur Stunde, wo auf Niemand mehr man stößt
Als späte Schwärmer, zweifelhaften Blicks,
Und die Nachtrunde, die, Gespenstern gleich,
Durch alle Straßenwinkel tappend späht.

September 1835.

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 14.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

2 April 1836.

Zur Beurtheilung der Dämmerungsgesänge.

Aus zwei französischen Beurtheilungen der Dämmerungsgesänge von Viktor Hugo theilen wir hier unsern Lesern das Interessanteste mit, woraus man abnehmen kann, theils welche Stellung Viktor Hugo in der französischen Literatur einnimmt, theils mit welchem Eifer die Kritik derzeit in Frankreich betrieben wird.

Bonzenot, in der Revue de Paris, gibt eine kurze Uebersicht der Geschichte Viktor Hugo's. „Ich wünschte auf achtungsvolle und genaue Weise die Stellung der heutigen Kritik gegenüber von Herrn Hugo zu erklären; eine neue und schwierige Stellung, die aber mit Offenheit anerkannt, mit Ruhe und Würde erwogen werden muß. Die Tage sind fern, wo Herr Hugo, ein junger glühender Neuerer, Fuß an Fuß kämpfte gegen eine feindselige Kritik, gegen eine Literatur, welche Meisterin des Bodens war. Gott weiß, welche Kühnheit es erforderte, den Angriff zu wagen, welches Talent, den Sieg zu erringen! Aus diesem mühseligen Kampf schöpfte Hugo die Hartnäckigkeit und den unbeugsamen Stolz, der ihn jetzt taub macht gegen die wohlmeinendsten Räthe und unwillig über die bescheidensten Ausstellungen. Der erste Theil der literarischen Laufbahn Herrn Hugo's erklärt die zweite Hälfte seines Lebens. Heftig eingeengt und angefochten wurde diese große Seele, und von da an versäumte er keine Gelegenheit, seinem Unwillen in bittern Klagen Luft zu machen. Der Dichter war jedoch keinen Augenblick unentschlossen; er bezeichnete die rothen Billets zum Hernani mit dem bedeutsamen Wort hierro! er kündigte der Kritik stolz an, daß er ihr das Recht nicht zuerkenne, den Dichter wegen seiner Phantasie zur Rechenschaft zu ziehen und ihn zu fragen, warum er diesen Gegenstand gewählt, diese Farbe gerieben, von diesem Baum gepflückt, an dieser Quelle geschöpft habe. Diese Sprache war fest und schön; es war die Sprache eines Galilei, eines Columbus, eines Mirabeau — die Sprache eines Mannes von Geist und Herz, der sich in sich zurückzog, da er sonst keine Zuflucht hatte und sagte: Hier bin ich!

Heute ist Viktor Hugo allmächtig; sein unzweifelhaftes Talent kann nicht mehr in Frage gestellt werden; sein Name wächst mit jedem Tag. Er gebietet, und man gehorcht; er spricht, und man hört zu. Die Schauspieler, welchen man jährlich 200,000 Francs gibt, daß sie die Stücke von Molière, Racine und Corneille aufführen, schicken Deputationen, ihn um den Angelo zu bitten. Er verschränke zwei Reimpaare, so schicken die Echo's der Presse in Paris und in den Departements von einem Ende Frankreichs bis zum andern sie einander zu. Nicht weniger als acht Auflagen bedarf es, den ersten Hunger des Publikums zu stillen; wir sind die Themse herabfahrend einer Ladung Stahlstiche begegnet, welche die riesenhafte Epopöe Notre-Dame von Paris in die bescheidenste Bibliothek einführen werden. Was uns endlich als das charakteristischste Zeichen einer außergewöhnlichen Natur und geistigen Potenz erscheint, Viktor Hugo hat seine Fanatiker, *) seine Anbeter, seine Vertheidiger gegen und wider Alle; er ist der sichtbare, sterbliche und sündige Gott dieser hoch- und treuherzigen Schaar, deren Enthusiasmus wir ehren, ohne ihn theilen zu können. Wir gehören zu dem Heere der rastlos Arbeitenden, welche Viktor Hugo tief bewundern, ohne irgend sich seinem Einfluß zu unterwerfen; für welche das Genie und der Ruhm des Autors von Notre-Dame unbezweifelte Thatsachen sind, und die, hievon ausgehend, von diesem Mann, unserm Zeitgenossen, mit eben der Kaltblütigkeit und Unparteilichkeit sprechen, als gehörte er einem frühern Jahrhundert an. Diese Generation, sage ich, verfolgt mit einem religiösen Erstaunen den Gang des großen Dichters; manchmal entfließt eine Thräne ihrem Auge, manchmal spielt ein ironisches Lächeln um ihre Lippe; aber im Lobe wie im Tadel bemüht sie sich, denselben Ernst beizubehalten; sie weiß, welche Sprache man reden muß mit den Mächtigen der Erde, sey ihre Krone von Gold oder von Lorbeer."

---

*) Unter den Opfern des Selbstmords, dessen Umsichgreifen Viktor Hugo in einem der von uns mitgetheilten Gedichte beklagt, war vor einiger Zeit auch ein junger Mann, welcher verordnete, auf seinen Grabstein die Worte zu setzen: — Welcher an Viktor Hugo glaubte!

Als das Bemerkenswertheste an diesem neuen Werke Viktor Hugo's bezeichnet der Kritiker die Identität der Gedanken und der Form, wodurch es sich an seine frühern Produkte anschließe. „Alles um uns und in uns verwandelte sich," ruft er aus, „dieser Mann allein ist derselbe geblieben!" Nur in den Herbstblättern und dem Drama Angelo habe der Dichter seine Eigenthümlichkeit, die Ueberschwänglichkeit der Gedanken und des Ausdrucks, jedoch nicht zu seinem Vortheile, verlassen, wiewohl gerade diese Produkte sich eines großen Beifalls erfreuen.

Die chants du crépuscule zerfallen in drei Klassen: Politische, philosophische und Liebesgedichte. Hinsichtlich der ersten fragt Bouzenot: „Haben diese heftigen und leidenschaftlichen Poesien, welche Herr Hugo historisch genannt wissen möchte, wirklich den Ernst, die Wahrhaftigkeit, die Kraft, welche erfordert wird, um kühn vor die Nachwelt treten zu können mit vollkommen glaubwürdigen Zeugnissen, um zum Beispiel die Stelle der Reimchroniken zu vertreten, welche für die römischen Patricier die Geschichte der ersten Jahre der ewigen Stadt aufbewahrten? Wir glauben nicht! Die politische Poesie darf nie eine besondere Thatsache, eine vorübergehende Krise darstellen, (?) sie muß so viel möglich den Geist einer Epoche auffassen, die Ereignisse verklären." Ueber die Liebesgedichte macht der Kritiker dem Dichter in der Annahme, daß sie sich auf ein Ereigniß seines Lebens beziehen, einige Vorwürfe, enthält sich aber, den Schleier des Geheimnisses lüften zu wollen. Dann fährt er fort: „Wir kommen zum dritten Theil dieser Sammlung, zu demjenigen, der ihr den Namen gab, dem philosophischen Theil. Unser ausgezeichnetster Kritiker, der Schriftsteller, der es am besten versteht, alle Geheimnisse des menschlichen Herzens zu entwirren, die verborgensten Gemüthsbewegungen zu analysiren, Herr Sainte-Beuve, hat zuerst aufmerksam gemacht auf den Zweifel, der zuerst unbestimmt und instinctartig, dann mit den Jahren anschwellend, von Täuschungen sich nährend, sich allmählich ins Herz der Dichter einschlich, deren Glauben der allergesundeste und stärkste schien; den Zweifel, diese Krankheit des Jahrhunderts; den Zweifel, der sich mit eigenen Händen zerfleischt und von seinem eignen Wesen zehrt; den Zweifel, der seine Strafe in sich selbst findet — denn, wenn man Gott vorstellen kann unter dem Bild der vollkommnen Ruhe, der unbeweglichen Kraft, so müßte man den Zweifel darstellen mit den Eigenschaften der unablässigen Bewegung, der immer unruhigen Schwäche. Der Zweifel bemächtigt sich der höchsten und heitersten Geister. Gestern war es Herr von Lamartine, der von seiner Reise im Orient nur die religiöse Gleichgültigkeit davongetragen hat; morgen Herr von Vigny, der Soldat mit dem feinen Benehmen, der Schriftsteller mit dem glänzenden, wie ein Degenknauf ausgefeilten Styl, der sich auf die Ehre beruft als einzige noch bestehende Tugend, als einzige Religion ohne Symbol und ohne Bild, inmitten so manches gefallenen Glaubens; heute endlich ist es Viktor Hugo selbst, der Mann der Form im höchsten Sinn, der Maler der äußern Natur, der düstern, ewigen, unbeweglichen Wirklichkeit, der plastische Dichter, dessen Vers sich so gefällig abrundet, Herr Viktor Hugo, der Neuerer, der Apostel, der Prophet — auch er zweifelt! Jeden Tag verschwindet ein Stern vom Firmament; jeden Tag gibt wieder Einer von den Hirten der Menschen, wie der alte Homer sagen würde, den Beruf auf, sie forthin zu leiten. Ob er sich mit dem Stahl tödtet, wie Leopold Robert, oder durch den Zweifel — gilt gleich! Jedem steht die Wahl frei, sich selbst seine Art des Selbstmordes zu wählen. Benützt dann Eure Tugend dazu, die Tiefen der Wissenschaft zu durchforschen; verlaßt die Vergnügungen Eures Alters und gebt Euch den Nachtwachen des Studirens hin; widmet allem Großen und Schönen eine innige Verehrung; umringt mit Eurer Bewunderung die Männer, welche Gott durch ihren Geist zu Königen machte! ... und das Alles, um eines Tages auf dem Grund der Wissenschaft, der Religion, des Enthusiasmus ... den Zweifel zu finden! O Elend der menschlichen Natur! O fluchwürdige Täuschung!

Ja die Philosophie Viktor Hugo's läuft darauf hinaus: daß wir den Zweifel in uns tragen; daß sich eine vollständige Entscheidung vorbereitet. — — —

Aber nein! ich kann es nicht glauben; der Zweifel ist nicht das letzte Wort Viktor Hugo's; immer entschlüpfen diese gewaltigen Seelen auf irgend einer Seite unsern Kinderkritiken; immer gehen sie durch irgend eine große That über unsre enge, bürgerliche Moralität hinaus; und die arme Kritik, nichts mehr verstehend von diesem kühnen, unregelmäßigen, blitzesprühenden Gang des Künstlers, schließt sich ein in die melancholische Betrachtung von so viel Tugend und Talent, verbunden mit so viel Irrthum und Sonderbarkeit. So hat es Herr Hugo in seinen Liebesgedichten gemacht, welche einen solchen Duft von Poesie ausathmen, daß, um ihn verurtheilen zu können, man sie nicht lesen dürfte; so entgeht er den Anklagen des Skepticismus in dem prachtvollen Gedicht: die Glocke." Nach Anführung einer Stelle daraus fährt er fort: „Das ist es, was ewig die Dichter erheben wird über die Moralisten; Goethe, Byron, Shelley, Viktor Hugo über Labruyère, Massillon, selbst den großen Rousseau, daß, wenn auch Leidenschaften vermengt mit Irrthümern, Sünden, Lästerungen ihre Seele in jedem Sinn beflecken und auf dem jungfräulichen Metall das eingegrabene Wort auslöschen mögen, daß sie sich doch wieder finden gegenüber der Natur, der Welt, ihrem Gedanken, daß sie den Hügel besteigen, am Ufer des Meeres wandeln und der triumphirende Psalm und die Siegeshymne, die Hymne der Natur und der edeln Menschheit, aus ihrer Brust hervorbricht, das geblendete Volk überströmt und mit gleichem Licht ihre Feinde wie ihre Bewunderer überschüttet."

„In diesem Augenblick ist das Buch in Aller Händen. Wir fragen die ernsten Staatsmänner: Habt Ihr in diesem durchsichtigen Spiegel die Dramen wieder erkannt, worin Ihr eine Rolle spieltet? Wir fragen die Frauen, die keuschen Gattinnen, die reinen Jungfrauen: Ist diese Liebe wahr, natürlich, geziemend? Wir fragen die jungen Leute mit glühender und unbefangner Seele: Ist dieser Zweifel nach Eurem Geschmack? Werdet Ihr, zweifelnd, die Mühseligkeiten eines arbeitsamen Lebens ertragen, die Euch vorbehaltnen großen Aufgaben des Geschicks vollziehen? — Die Staatsmänner, die Frauen, die jun-

gen Leute werden antworten: Wehe dem, der eine Hoffnung betrogen, eine Tugend niedergetreten, eine Täuschung zerstört hat — aber vor Allem Achtung dem Dichter, der immer über unser Lob und unsern Tadel erhaben ist." Die andere Beurtheilung in der Revue des deux mondes ist von Sainte-Beuve, und wir theilen auch aus ihr das Wichtigste mit. Gleich der Anfang derselben, über das Verhältniß der eigentlichen, strengen Poesie zur Prosa ist zu beachten: „Es ist immer ein Glück, wenn die von der Muse begabten Männer wieder auf die reine Poesie, das Gedicht zurückkommen. Diese Form des Ausdrucks für die Phantasie und das Gefühl behauptet, falls man ihrer in hohem Grade mächtig ist, eine unbedingte Ueberlegenheit über die andere Form, die Prosa; sie ist so geeignet, das was sie sich aneignet, unsterblich zu machen auf eine einfache Weise, den Aufschwung der Seele gleichsam in einer ewigen Plastik zu fixiren, daß so oft ein großes und wahres poetisches Talent auf dieß sein natürliches Idiom zurückkommt, eine gespannte Erwartung eintritt bei allen musikalischen und harmonieliebenden Seelen, ein freudiges Aufwachen der Kritik, welche die Kunst empfindet, und vielleicht, bekennen wir es, ein kleiner übelverhehlter Verdruß der Leute von Geist, die nur dieß sind."

Viktor Hugo habe in dieser Gattung der strengern Poesie nie gefeiert: „Nach den Orientales, einem Werk voll glänzender Reife und Sonne, geboren so zu sagen im August seiner Jugend, kamen die Feuilles d'Automne wie ein allmählicheres Product, mehr im Schatten gereift und schmackhafter. Die Chants du crépuscule zeigen jetzt eine andre Färbung. Es ist, wie der Name anzeigt, eine schon dämmernde Stunde, die Hoffnung schon im Sinken, der überhandnehmende Zweifel, der sich verlängernde Schatten auf dem Wege — und bei all dem, durchschimmernd durch diese trübseligen Anschauungen, die einzelnen Süßigkeiten, welche dieser reizenden Tageszeit eigen sind; die anrückende Nacht, aber die Nacht, welche der Gram wie eine Schwester liebt. Diesen persönlichen und innern Eindrücken hat der Dichter durch eine symbolische Analogie den Zustand des Jahrhunderts selbst vermählt, das auch in einer Art von Dämmerung schwimmt — einer Dämmerung, die vielleicht nicht, wie für das Individuum, die des Abends ist — denn die Menschheit hat mehr als Eine Jugend." Sainte-Beuve anerkennt das Glückliche dieser Kombination des Individuellen mit dem Allgemeinen, verschweigt aber auch den Zweifel nicht, ob das ausdrückliche Ausgehen auf diese Parallelisirung nicht die Folge haben müsse und bei diesen Dichtungen wirklich gehabt habe, daß manches Gemachte sich eingeschlichen. „Hat Viktor Hugo den bezeichneten Uebelstand ganz vermieden? Sind nicht in der Komposition dieser Gedichte manche absichtlich so dunkel gehaltene Schatten, manche Lichter, die fürs Auge empfindlicher sind, als die Seele des Dichters von Natur sie zu sehen gewohnt ist?"

„In seinen frühesten politischen Oden hatte Herr Hugo mehr als irgend Einer seiner lyrischen Vorgänger die Probe einer unbefangenen, auf das Talent gestützten Ueberzeugung, einer freiwilligen und reinen Begeisterung abgelegt. In der Folge, als diese frühern monarchischen und ritterlichen Gesinnungen sich verflüchtigt, setzte er die Reihe der Oden oder politischen und socialen Dichtungen fort, mit gereifterem Gedanken, wahrhaft auf den Fortschritt gerichtet, ehrlich und unabhängig, unterstützt von einer unvergleichlichen Einbildungskraft. Aber in allen diesen neuen Stücken, lobenswerth hinsichtlich des Gedankens, großartig in ihrer Form, auf den Ball im Stadthaus, auf das Anwachsen des Budgets; in dem Gebet an Gott wegen der neu beginnenden Revolutionen; in dem Rath an das Königthum, Almosen zu geben wie in den Zeiten des heiligen Ludwig; in dieser oft grellen Mischung von monarchischen Reminiscenzen, von christlicher Phraseologie und St. Simonistischen Wünschen ist es unschwer, trotz des schimmernd aufgetragenen Firnisses etwas Künstliches, Gemachtes, Erlerntes zu erkennen; diese ganze Abtheilung macht mir den Eindruck einer prachtvollen, aber ausdrücklich für eine Scene berechneten Koulisse."

Unter den gekommenen Poesien (im Gegensatz zu den gemachten) zeichnet der Kritiker besonders die XXIX aus: Erfüllt sind alle unsere Stunden, über welche er sagt: „Sie hat, unseres Erachtens eine melancholische Schönheit, eine träumerische Tiefe und eine zarte Innigkeit, wie sie der Dichter bisher nicht erreicht hatte. Kein Wort darin stört, kein Ton ist im Mißklang mit dem Grundton. Alles ist da traurig ohne Verzweiflung, alles religiös ohne falschen Schmuck. Der Eindruck dieses Gedichts scheint mir vollkommen musikalisch; je öfter man es liest, desto tiefer wird man davon ergriffen. Beim zehnten Mal empfindet man es noch inniger, und die unwillkürlichen Thränen fangen wieder an zu fließen."

Als die Perle der Sammlung bezeichnet auch Sainte-Beuve das Gedicht: die Glocke (bei dessen Nennung jedem Deutschen die Glocke Schillers einfällt, deren der Kritiker auch Erwähnung thut), und tadelt daran nur ein paar nicht ganz angemessene Ausdrücke, „aber abgesehen von diesen unbedeutenden und leicht zu hebenden Mängeln ist dieß Stück als Ganzes ein Gedicht, das (etwas Seltenes bei einer gewissen Mode der Lyrik) das Feierliche und das Wahre, das Prachtvolle und Tiefempfundene in sich vereinigt. Es gibt die beste und gründlichste Antwort auf die vielbesprochene Frage: ob die großen Dichter, die uns erschüttern und die Welt mit solchen Tönen erfüllen, das innerlich theilen, was sie aussprechen? ob die großen Talente etwas haben, das unabhängig ist von der Ueberzeugung und sittlichen Handlungsweise? ob die Werke nothwendig dem Menschen gleichen? ob Bernardin de St. Pierre wirklich so zart und evangelisch gewesen? wie es mit der Sittlichkeit Byron's und so vieler Anderer stand? Ja ursprünglich im ersten Augenblick nach dem Guffe des Metalls, unmittelbar nach der Glockentaufe, gleichen sich der Mensch und sein Werk, die Reinheit des Tons entspricht der des Instruments. Dann kommt die Eitelkeit und verunstaltet und zerkratzt mit ihrem scharfen Griffel die bisher jungfräuliche Oberfläche, dann kommt die Gottlosigkeit, die Unreinheit mit den schändlichen Bildern; und doch, wenn die Glocke von gutem Guß ist, ist ihr Metall nicht davon angegriffen; doch gibt sie, sobald sie zu läuten anfängt, wieder denselben frommen, vollen, berauschenden Ton, der denjenigen, welcher sie in ihrem unbewegten Zustande beobachtete, überrascht und beinahe ärgert."

Aus Veranlassung einiger Verse auf Anakreon spricht sich dieser Kritiker über Viktor Hugo dahin aus, daß er die liebenswürdige Einfachheit der Griechen weder zu würdigen verstehe, noch sie, und das zu seinem großen Nachtheil, nachzuahmen strebe; er habe nichts von griechischer Organisation an sich und beinahe alle Fehler im Einzelnen, die man ihm vorwerfen könne, rühren von der in seinem Wesen liegenden ungestümen Heftigkeit (principe violent) her, welche den Werth einer glücklichen Mäßigung, einer sorgsamen Harmonie verkenne, übertriebene, widerliche, oder allzusehr ins Detail verfolgte Bilder liebe, wie z. B. daß die Töne aus der Orgel hervorquellen, wie Wasser aus einem Schwamm.

„Der hohe, erdrückende Glockenstuhl," schließt diese Beurtheilung, „wohin er die Glocke verlegt hat, mit welcher er sich selbst vergleicht, stellt aufs glücklichste die Hauptansicht und den Mittelpunkt seines Werks dar: auf allen Seiten ein weiter Horizont, eine reiche Landschaft, lachende Hütten, aber auch, je mehr man sich nähert, unförmliches Mauerwerk und sonderbare, dichtgedrängte Dächer."

Sonderbar sticht gegen diese Urtheile das einer Engländerin, der Mistreß Trollope, über Viktor Hugo ab, welche behauptet, einstimmig mit der tiefsten Verachtung von der neuen Schule überhaupt reden gehört zu haben, und insbesondere von Viktor Hugo sagt: sie habe nie mit einer Person von reinem moralischem Ruf und von gebildetem Geist gesprochen, welche ihm nicht selbst jenen Grad von Ruf verweigert hätte, den ihm die besten englischen Kritiker noch beilegen. Frankreich scheine sich seiner zu schämen. Man werde in seinen Werken nicht Eine Person finden, mit der man sympathisiren könnte, nicht Ein Gefühl, Eine Ansicht, welche eine entsprechende Saite im eigenen Herzen weckte. —

Die mitgetheilten französischen Urtheile und die übersetzten Proben setzen den Leser in Stand sich selbst über die Unbefangenheit und Urtheilsfähigkeit dieser englischen Kritikerin eine Ansicht zu bilden. Wir haben nur Weniges beizufügen. Gewiß tritt das, was man Viktor Hugo mit Recht zum Vorwurf macht: die Uebertreibung der Charaktere, die Unnatürlichkeit der Situationen — das Excentrische überhaupt — der Natur der Sache nach weit weniger in lyrischen Gedichten, wo die Individualität des Dichters die Scene und die Verwicklung bildet, als im Roman und im Drama hervor, und die beschränkende Form bewährt sich hier als wohlthätiger Zügel einer wilden Einbildungskraft, eines nicht ganz geläuterten Geschmacks. Wenn aber die poetische Gattung hier die Möglichkeit gewisser Fehler abgeschnitten hat, so verläugnet sich doch das Princip dieser Fehler auch in der Lyrik nicht; die Maßlosigkeit, welche sonst Charaktere und Situationen mehr oder weniger entstellt und verdirbt, bemächtigt sich hier des Gefühls in der Art, daß es nicht intensiv gesteigert, sondern extensiv aufgebläht und angeschwellt wird und häufig deklamatorische Ausbrüche gebiert, welche weit mehr Rhetorik als Poesie haben. Bei den politischen Gedichten (deren Mängel von den französischen Kritikern angedeutet sind, und wovon wir, als minder ansprechend, nichts mittheilten), mag dieser rhetorische Schwung entschuldigt werden, denn er kann als der Lebensathem einer gewissen Art solcher Produktionen gelten, aber nicht bei den elegischen und philosophischen. Bei den letztern ist an sich schon der Gedanke ein bedeutend mitwirkender Faktor; um so mehr aber muß in der Ausführung und der Darstellung das Ungesuchte, Freiempfundene allen rhetorischen Schematismus verdrängen; und bei den elegischen, sentimentalen zerstört das stark hervortretende rhetorische Element ohnehin den Glauben und Eindruck von der Wahrheit und Natürlichkeit des Gefühls. Mit Recht rühmt Sainte-Beuve Nr. XXIX als rein von diesem Fehler, während das Gedicht: die Glocke, mehrere eigentlich störende, deklamatorische Auswüchse enthält, welche die wahrhaft schöne Idee des Ganzen mehr verdunkeln als hervorheben. Es ist, als ob der Dichter geglaubt hätte, es einem so schönen Stoff schuldig zu seyn, ihm eine beträchtliche Ausdehnung zu geben. Viktor Hugo's lyrische Poesie gleicht oft weniger einer aus seinem eignen Herzen entsprungenen Quelle, als einem außer ihm hinströmenden Fluß, in welchen er seine Gedanken und Bilder hinwirft; es ist nicht der spiegelhelle Bach eines Dichterlebens und Dichtergemüths — es ist der oft trübe Strom der Zeit, des Jahrhunderts.

Die alten bekannten Gesichter.

(Von Charles Lamb.)

Ich hatte Gespielen, ich hatte Gefährten
In den Tagen der Kindheit, in der fröhlichen Schulzeit;
All', all' sind sie fort, die alten bekannten Gesichter.

Ich habe gelacht, ich habe geschwärmt,
Spät getrunken, spät gesessen mit meinen Genossen;
All', all' sind sie fort, die alten bekannten Gesichter.

Ich habe geliebt; — wie war sie schön! —
Ihre Thür ist verschlossen; nie seh' ich sie wieder;
All', all' sind sie fort, die alten bekannten Gesichter.

Einen Freund hatt' ich; wer hatt' ihn besser?
Undankbar verließ ich ihn plötzlich; verließ ihn,
Zu denken der alten bekannten Gesichter.

Wie ein Geist durchschritt ich das Thal meiner Kindheit;
Eine Wüste schien mir die Welt, die durchirren
Ich mußte, zu suchen die alten Gesichter.

Mein Freund, du mehr als Bruder, o, wärst du
Geboren im Haus meines Vaters, so könnten
Wir reden von den alten bekannten Gesichtern;

Wie einige starben, mich andre verließen,
Wie man andre mir nahm; -- ach, alle schieden!
All', all' sind sie fort, die alten bekannten Gesichter!

F. Freiligrath.

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 15.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

6 April 1836.

Die Decembernacht.

Der Dichter:

Noch in der Schule, blieb einmal
Ich wach in unserm öden Saal,
Und wollte nicht vom Buche weichen;
An meinen Tisch setzt sich bei Nacht
Ein armes Kind, in schwarzer Tracht,
Mir gleichend, wie sich Brüder gleichen.

Trüb war und schön sein Angesicht,
Es las bei meiner Lampe Licht
Im Buch, das ich da hatte liegen.
Auf meine Hand die Stirn geneigt,
Blieb er, bis sich der Tag gezeigt,
Mit freundlich nachdenksamen Zügen.

Und fünfzehn Jahre war ich bald,
Da ging ich eines Tags im Wald,
Umwogt von Büschen und Gesträuchen;
Und in der Bäume grüner Nacht
Ein Jüngling saß, in schwarzer Tracht,
Mir gleichend, wie sich Brüder gleichen.

Um meinen Weg ich ihn befrug;
Die eine Hand die Laute schlug,
Und Rosen hielt er in der andern;
Gar freundlich, herzlich grüßt' er mich,
Und zeigte mir, halb wendend sich,
Den Berg, drauf los ich sollte wandern.

Zur Zeit, wo Liebe lohnt mit Pein,
Saß in der Kammer ich allein,
Mich selbst zu Thränen zu erweichen;
Am Feuer, das ich angefacht,
Ein Fremdling saß, in schwarzer Tracht,
Mir gleichend, wie sich Brüder gleichen.

Er schien mir düster und voll Schmerz,
Die eine Hand wies himmelwärts,
Die andre hielt ein Schwert umfangen;
Mitdulder schien er meiner Qual;
Ein Seufzer nur sich ihm entstahl —
Dann war er wie ein Traum zergangen.

Im Alter, wo man lebt mit Hast,
Bei einem Feste, zum Toast
Hob ich mein Glas nach Festesbräuchen;
Wie ich den Trinkspruch ausgebracht,
Saß da ein Gast, in schwarzer Tracht,
Mir gleichend, wie sich Brüder gleichen.

Zerfetzt ein purpurnes Gewand
Trug unter'm Mantel er, es wand
Unfruchtbar sich ums Haupt die Myrte;
Nach meinem streckt sein Arm sich lang,
Und als mein Glas an seinem klang,
Zerspringend in der Hand mir's klirrte.

Ein Jahr nachher — bei Nacht — ich lag
Vor'm Bette knieend, wo am Tag
Ich meinen Vater sah erbleichen,
Es hielt mit mir die Todtenwacht
Ein Waise, ganz in schwarzer Tracht,
Mir gleichend, wie sich Brüder gleichen.

Sein Auge war von Thränen naß:
Er war, wie Schmerzensengel, blaß;
Vom Dornenkranz sein Haupt umschlungen;
Entsaitet seine Laute ruht;
Sein Kleid war eingetaucht in Blut,
Sein Schwert war in die Brust gedrungen.

Ich prägte mir ihn ein so tief,
Daß wieder wach sein Bild mir rief

Ein jeder Vorfall meines Lebens;
Der Schatten, ob er Engel sey,
Ob Dämon — nie ließ er mich frei,
Und immer floh ich ihn vergebens.

Als später ich, vom Dulden matt,
Des halben Lebens trostlos satt,
Aus Frankreich zürnend mich verbannte,
Als Ungeduld mein Herz durchfuhr,
Und wandernd, Einer Hoffnung Spur
Zu finden, ich von Sehnsucht braunte.

In Pisa und am Apennin,
In Köln, wo grün der Rhein fließt hin,
In Nizza, an der Thäler Hängen,
In Florenz, im Palast voll Pracht,
In Brigues, in trüber Hütten Nacht,
Wo sich die Alpenriesen drängen;

In Genua, im Citronenhain,
In Vevay, grün belaubt vom Wein,
Im Havre, wo das Meer sich dehnet,
Und in Venedig, wo die Mau'r
Aufhält die See, die sich, voll Trau'r,
Auf diesem Grab zu sterben sehnet;

Wo in der Welt ich Aug' und Herz,
Blutend von einem ew'gen Schmerz,
Beschäftigt und ermüdet habe:
Wo läst'ge Langeweile mich
Ermatteten zog hinter sich —
Unmuthig, gleich als ging's zum Grabe;

Wo immer ich vom Durst gequält
Nach einer Welt, die uns verhehlt,
Nachhing des düstern Traumes Zuge —
Wo ich, des Lebens niemals froh,
Das immer fand, was stets ich floh —
Des Menschen Antlitz — voll vom Truge!

Wo immer ich den Weg entlang
Die Hände über'm Haupte rang
Und schluchzte laut gleich einem Weibe!
Wo immer mir, gleich einem Lamm,
Das unter seines Scheerers Kamm,
Die Seele nackt trat aus dem Leibe;

Wo immer ich den Schlaf gesucht;
Wo ich dem Leben hab' geflucht —
In allen Ländern, allen Reichen:
Hat sich in meine Näh' gemacht
Ein Unglückssohn in schwarzer Tracht,
Mir gleichend, wie sich Brüder gleichen.

Wer bist du denn, der mir in diesem Leben
Tritt in den Weg zu jeder Frist?
Ich sträube mich, dem Glauben Raum zu geben,
Daß du mein böser Engel bist.

Erbarmen leuchtet mir aus deinen Zähren,
Dein Lächeln ist der Duldung Pfand;
Dein Anblick lehrt die Schickung mich verehren,
Dein Schmerz scheint mir den meinen zu verklären;
Der Freundschaft dünkt er mich verwandt;

Wer bist du denn? mein Schutzgeist bist du nimmer!
Nie Warnung brachtest mir noch du!
Seltsam! Du kommst zu meinem Unglück immer,
Und meinen Leiden siehst du zu!
Seit zwanzig Jahren gehst du mir zur Seite,
Und noch ward mir dein Name nicht gesagt;
Wer bist du, den mir Gott gab zum Geleite,
Doch der sich niemals mit dem Frohen freute,
Der mich nicht tröstet — nur beklagt?

Noch diesen Abend erst sah ich dich wieder;
Trüb war die Nacht und voll von Pein.
Ans Fenster rasselte des Sturms Gefieder —
Ich lag auf meinem Bett allein;
Mein Auge fiel auf eine theure Stelle,
Von einem heißen Kuß noch feucht;
Ich dachte: wie ein Weib vergißt so schnelle!
Ich fühlte, wie mein Leben gleich der Welle,
Die sich am Felsen bricht, entfleucht.

Vom vor'gen Tage sammelt' ich die Briefe,
Ihr Haar und jedes Liebespfand;
Mir war, als ob ins Ohr mir all dieß riefe
Den Schwur, der einen Tag sie band!
An schaut' ich alle diese heil'gen Reste,
Bei welchen mir die Seel' entbrennt;
Thränen, dem tiefsten Herzen ausgepreßte!
Und die das Auge, das damit sich näßte,
Bis morgen nicht mehr anerkennt!

In Linnen barg ich, was von schönen Tagen,
Ein armer Rest, noch übrig war.
Hienieden dauert, mußt' ich bei mir sagen,
Nichts aus — als eine Locke Haar!
Tief ließ ich mich, wie Taucher in die Fluthen,
In die Vergessenheit hinab;
Die wühlenden Gedanken niemals ruhten;
Allein ließ ich der Seele Wunden bluten
Um meine arme Lieb' im Grab.

Von schwarzem Wachs wollt' ich das Siegel prägen
Auf das so köstlich flücht'ge Gut;
In ihre Hand wollt' ich es wieder legen —
Da brach hervor die Thränenfluth;
O schwaches Weib! von schnödem Stolz geblendet!
Die Reue sicher dich erfaßt!
Warum, o Gott, den Schein denn vorgewendet?
Warum das Weinen, Schluchzen all verschwendet,
Wenn du nicht lieb gehabt mich hast?

Ja, du wirst weich und Thränen dir nicht fehlen;
Doch zwischen uns drängt sich der Wahn;
Nun gut! Lebwohl! du wirst die Stunden zählen,
Wenn ich nicht mehr dir werde nahn.
Geh hin, geh hin! nimm im vereisten Herzen
Befried'gung deines Stolzes mit!
Ich fühle junges Leben noch im Herzen!
Es hat noch Raum für eine Menge Schmerzen,
Nach denen, die durch dich es litt!

Geh hin, geh hin! Natur die ewig blühet,
Hat doch nicht Alles dir geschenkt!
Ha, armes Kind, das sich um Schönheit mühet,
Nie an verzeih'nde Güte denkt!
Geh, geh! laß dich von deinem Schicksal finden!
Mit dir verlor nicht Alles ich!
Gib unsre alte Liebe preis den Winden!
Gott! — du, an die mich tausend Ketten binden
Du scheidest — warum liebst du mich? —

Da plötzlich sah ich sich geräuschlos heben
Aus düstrer Nacht eine Gestalt —
An meinem Vorhang einen Schatten schweben —
Auf meinem Lager macht' er Halt —
Wer bist du mit den trüben, blassen Zügen,
Gestalt voll Trauer und voll Weh?
Was nahst du mir auf deinen Wanderflügen?
Ist es ein Traum? Will mir mein Bildniß lügen,
Der Spiegel den ich vor mir seh?

Wer bist du Pilger denn, der ohn' Ermatten
Sich stets an meine Sohlen hing?
Warum fand ich dich immerdar im Schatten,
Wo nur mein Fuß vorüberging?
Wer bist du denn, mein einsamer Geselle,
Der stets mit dem Betrübten weint?
Dich sandte doch gewiß mir nicht die Hölle?
Wer bist du denn, mein Bruder, sag's zur Stelle,
Der nur am Kummertag erscheint?

Die Erscheinung:

Freund! Einen Vater haben wir!
Nicht ein Schutzengel bin ich dir!
Auch nicht der Menschheit böser Engel.
Und die ich liebe — fremd mir bleibt,
Wohin sie Wunsch und Schicksal treibt
In diesem Lande voller Mängel.

Ich bin kein Gott, kein böser Geist —
Du sagtest, wie mein Name heißt,
Wenn du als Bruder mich begrüßet;
Wohin du gehst, da werd' ich seyn —
Bis an dein Grab, und auf den Stein
Mich setzen, der den Hügel schließet.

Vertrauet hat mir Gott dein Herz
Wenn einbricht über dich ein Schmerz;
So komm zu mir mit deinem Grame!
Begleiten will ich allwärts dich
Doch nicht berühren kannst du mich
Freund! Einsamkeit — das ist mein Name!

Alfred de Musset.

Ahasverus. Napoleon.

(Fortsetzung.)

Scene eilf. Ein Löwe bringt ihm eine Krone, ein Greiff Goldsand und persische Leinwand, ein Adler Flaum und eine Weltkugel. Jetzt begrüßen und beschenken ihn auch die Magier mit köstlichen Gaben. Darunter ist ein Kelch. Maria warnt das Kind davor; es sey Galle und Wermuth an seinem Rand. Es sind nur Thränen, versetzen die Magier. Das Kind sagt: Meine Hände sind noch zu klein für diesen großen Kelch. — Im Innern der ihm dargebotnen Krone glaubt die Mutter Blutstropfen und Dornen zu sehen, es sind aber nur goldne Nägel. Beschämt durch die prächtigen Geschenke der Könige wollen sich die Hirten klagend und trauernd entfernen. Die Magier schildern mit glänzenden Farben die Herrlichkeit ihrer Reiche, wohin sie Christum einladen, und die Hirten bekennen die Mühseligkeiten ihres Looses. In unserem Lande, rühmen jene, geht die Sonne auf wie ein Magier-König, der auf seinen Thurm steigt, da blüht der Dattel-, der Citronenbaum. Das wohlriechende Harz wächst auf den Bäumen, der Weihrauch an den Stauden, die Liebe unter dem Zelt der Frauen. Die Hirten dagegen: In unserem Land geht die Sonne schlafen wie ein ermüdeter Schnitter, der seinen Taglohn verdient hat; da grünt die Fichte auf dem Gebirg und die Birke im Wald; da ist die Wolke schwarz, der Nordwind grollt, das todte Blatt wimmert an unserer Schwelle, die Strohhütte seufzt, die Grotte weint..., du wirst dursten und hungern, und wir haben nichts als unsere Hunde dich zu bewachen. — Aber das Christkind zieht das Land der Hirten dem der Könige vor.

Scene zwölf. Schmerzlich beschämt ziehen die Könige von dannen; sie haben ihre Scepter, ihre Kronen ins Wasser geworfen. Das Junge einer Taube von Judäa hat, ohne aus seinem Nest sich zu erheben, auf den Tod verwundet alle Falken Arabiens, die es angesehen. Ein Kind von Galiläa mit drei Hirten entkrönt alle Könige des Morgenlandes, seine Klage um die untergehende Herrlichkeit des Morgenlands schließt den ersten Tag.

Ein Intermezzo bildet ein Tanz der Teufel, welche die Schöpfung und bisherige Weltgeschichte kritisiren und für eine Stümperarbeit erklären.

Zweiter Tag. Das Leiden. Scene eins. Die Wüste klagt um ihren geliebten, einzigen Palmbaum, der aus Trauer über den, der dem Tod auf Golgatha entgegengeht, verdorrt und stirbt.

Scene zwei. Unter den triumphirenden Hohngesängen des Volks wird Christus aus den Thoren Jerusalems geführt. Ahasverus sitzt vor seinem Haus auf einer Bank. Christus spricht ihn an, nennt ihn mit Namen, bittet ihn um einen Trunk Wasser, um seinen Beistand das Kreuz einen steilen Pfad hinauf zu tragen, um einen Sitz auf seiner Bank. Alles schlägt der Hartherzige, der in ihm einen falschen Propheten sieht, ab. Wahrsager, geh mir aus dem Schatten, dein Weg liegt vor dir. Geh, geh! Christus: Warum hast du das gesagt, Ahasverus? Du wirst wandern bis zum jüngsten Gericht, mehr als tausend Jahr. Nimm deine Sandalen und Reisekleider; überall wo du hin kommst, wird man dich den ewigen Juden nennen. Du wirst nirgends einen Sitz finden, dich auszuruhen, noch eine Bergquelle, dich zu laben. An meiner Statt wirst du die Last tragen, die ich am Kreuz zurücklasse. Deinen Durst zu stillen, wirst du trinken, was ich in meinem Kelch übergelassen habe, du wirst der Mensch seyn, der nicht stirbt....

Scene drei. Ahasverus allein. Wo sind sie? Wo ist das Volk? Komm zurück, Jesus von Nazareth, höre mich! Laß mich noch einmal mit dir sprechen! Ich heiße Ahasverus, Sohn Nathans, vom Stamme Levi. Welchen andern Namen hat er mir gegeben? Wer weiß ihn, wer hat ihn gehört, wer erinnert sich seiner? Gras am Wege, sag' ihn nicht meiner Fußsohle, wenn du nicht willst ausgerissen werden! Stein an meiner Schwelle, erzähle ihn nicht meinen Sandalen, wenn du nicht willst daß ich dich zerschmettere! Furche meines anererbten Feldes, sag' ihn nicht meiner Pflugschar, wenn ich dich nicht umwühlen soll! Reisen, in die Ferne reisen, warum? Das Wasser meines Brunnens ist so frisch, mein Dattelbaum ist so schattig. Und wo würde ich wieder ein Land finden, wie Judäa? Morgen will ich, im Wein meiner Reben, die Erinnerung an den Kreuzträger ertränken. — Wie er in sein Haus treten will, begegnet er dem Todesengel Michael.

Scene vier. Dieser kündigt ihm an, wie und wohin er ohne Rast wandern müsse. Ahasverus. Ich fühle in meiner Brust wie eine Wunde deines Speeres; sage mir, was muß ich auf meinem Weg suchen, mich zu heilen? Michael. Du wirst einen Balsam suchen und Gift finden; du wirst deinen Traum suchen auf deinem Lager und die Wunde in deinem Herzen finden. Ahasverus. Ich fühle ein Gift auf meinen Lippen, das ich mit jedem Athemzug trinke. Wird es morgen noch so bitter seyn? Michael. Bitterer am zweiten Tag, als am ersten, am Abend als am Morgen; bitterer auf dem Boden als am Rande, bitterer wenn du rastest als auf der Reise, und auf dem Wege als beim Weggehen; bitterer in einem goldenen Becher als in der hohlen Hand. . . Ahasverus bittet nur noch ihm zu vergönnen, Abschied zu nehmen. Der Engel gewährt es; der Abschied ist auf lang. Wenn ich ein Mensch wäre, würde ich dich beklagen!

Scene fünf und sechs. Der Vater des Ahasverus, Nathan, und seine Brüder, Eli und Joel träumen von der Herrlichkeit ihres Hauses; der Vater hofft in Ahasverus noch den Messias zu sehen. Ahasverus tritt ein, mit einem Kelch in der Hand und von einer Krone von Finsterniß umwoben; die Lichter trüben sich, und der Mond scheint nicht mehr; Speise und Trank schlägt er aus und nimmt Abschied, um einen Bruder zu besuchen. Die Geschwister bitten ihn schöne Geschenke mitzubringen, Nathan glaubt, besonders wie er den Engel Michael rufen hört, sein Sohn gehe der Messiaswürde entgegen und gibt ihm seinen Segen. Nathan: Geh hin! wenn du der Messias bist, und wenn du einen Boten von einem Fürsten zugeschickt bekommen hast, solltest du nicht zurückkehren als ein König, um zu ruhen nach deinem Gefallen bis Mittag auf einem goldnen Lager? Ahasverus im Weggehen: Ja, ich werde zurückkehren als der König des Schmerzens, um zu schlafen in meinen Thränen, länger als bis zum Mittag.

Scene sieben und acht. Auf dem Geisterpferd Semeheb durchzieht Ahasverus, jammernd über seine Verlassenheit, die Welt und sucht Heilung für seine Wunde. Er kommt ins Thal Josaphat, wo er gern bliebe, weil es so ruhig ist und friedlich, aber das Thal weis't ihn ab; es hat keine Brunnen und Cisternen und keine Dattelbäume, und obwohl viele Heilkräuter, doch keines, das die Wunde des Herzens heilt, wenn der Stachel zurückgeblieben ist. Er bittet nur bis morgen bleiben zu dürfen, aber das Thal gebietet ihm zu gehen und nicht weiter zu reden da, wo die Todten schlafen. Das Echo verspottet und verhöhnt ihn und schickt ihn weiter, die Worte wiederholend, womit Ahasverus Jesum weggewiesen hatte.

Scene neun. Der Kaiser Dorotheus, auf den Mauern Roms stehend, erwartet angstvoll und zagend die Rückkehr seiner drei ausgesandten Boten und jammert über das Italien bedrohende Unheil. Er hört lautes Tosen und Geräusch. Die Boten kommen und melden, daß sie die Adler krächzen, die Wölfe heulen, Lawinen von den Alpen stürzen, Hirsche schreien, und die Donau zornig brausen gehört haben. Von Ferne vernimmt man die Gesänge der barbarischen Völker. Die Gothen reden von der Wölfin der Freia und der Esche Ygdrasil, von den Nornen und Walkyren, von Odin und seinen Raben. Die Heruler von Waffentänzen und Donauweibern und freuen sich auf die Südfrüchte. Die Hunnen singen von ihren Pferden und den Geistern, welche sie zum Laufe antreiben. Ein Kind Attila's fragt den Vater: Warum können unsere Rosse nicht anhalten? warum ist unser Schatten blutfarben? Sieh dort oben den Greis in der steinernen Blende! Sein Haupt neigt sich durch das Fenster; er singt während wir vorüberziehen, in der Hand hält er ein Buch, auf das sein Auge geheftet ist. — Attila befragt den Eremiten um ihren Weg. Dieser wundert sich, daß sie so spät kommen und mahnt sie zur Eile, und gebietet ihnen, die Städte zu entwurzeln, eh er die letzte Zeile in seinem Buch geschrieben habe.

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 16.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

9 April 1836.

Ergebung.

An Lamennais.

Wer ist's, der auf dem Markt als Lehrer sich verkündet,
Und der ein ganzes Volk zu gift'ger Wuth entzündet?
Der ihm von seinem Recht, statt seinen Pflichten spricht,
Sprich, Priester, uns vom Kreuz des Herrn — von Anderm nicht!
Ja, sprich zu uns vom Kreuz, gedrückt von dessen Bürde
Hinschritt auf Golgotha der Mensch von Götterwürde!
Vom Kreuze, welches dir und mir ist auferlegt,
Das jeder Niedrige und das der König trägt!
O, wenn dereinst dein Sieg die Fahnen wird entrollen —
Wenn, allzuoft getäuscht, wir nicht mehr glauben wollen:
Wie willst du trösten dann das Volk in seiner Wuth,
Das vor dich treten wird, bepurpurt ganz mit Blut?
Wenn dir die Mütter nahn, nachfragend ihren Söhnen,
Und vorwurfsvoll vor dir in ihren Qualen stöhnen:

„Wie gestern, so auch heut auf uns das Unglück ruht!
Und gestern war es Koth, und heute ist es Blut!
Staub hat den goldnen Traum, den du gezeigt, begraben!
Nur Eines steht noch fest — das Elend, hoch erhaben!
Bist du der Heiland nicht, gepriesener Prophet?
Sag an uns, o Prophet, wie's mit der Gleichheit steht!
Die Guillotine trinkt, wie in vergangnen Tagen,
Blut der Franzosen, die dem Hunger nicht erlagen.
Die Besten sind nicht mehr — du selbst, der's gut gemeint,
Verlorst den Heil'genschein; dein Nam' ein Nichts erscheint!
Die deinem Winke jüngst noch folgten, blind ergeben —
Die kennen dich nicht mehr — die fordern jetzt dein Leben,
Und durch die große Stadt eilt das Gerücht im Flug:
Der Freiheit Sache liebt der Priester nicht genug!"

Wenn du in solcher Noth das arme Volk wirst sehen:
Wirst du, wie Jesus, nicht den Thränen widerstehen,
Und weil dein menschlich Wort dann keinen Brodkorb füllt,
Sprichst du, in deiner Han idas Angesicht verhüllt:

„Ergebt Euch, Brüder drein! Ihr sollt bei Euch mich finden!
Der Bosheit überlaßt die Lästrung und die Sünden!
Die ganze Wahrheit jetzt vernehmt aus meinem Mund:
Es dreht die Menschheit sich in einem ew'gen Rund!
Das Uebel und das Glück mit nimmer müden Händen
Pflegt ewig die Natur in gleichem Maß zu spenden.
Zwei Worte schuf die Zeit: Sendung und Weiterstrebung,*)
Doch gibt's ein größres noch und dieses heißt Ergebung!
Stets schafft des Schicksals Hand, gleich einem Weizenfeld,
Die Menschen um und um in dieser jetz'gen Welt.
Der Schmerz ist das Gesetz, das gilt in diesem Reiche;
Stets wandelt sich die Form — der Stoff bleibt stets der gleiche!
Ueber's atlant'sche Meer die Schlange Schmerz sich schwingt;
Schaut, wie ihr gift'ger Ring Amerika umschlingt!
Der Mensch wird überall in allen künft'gen Tagen,
Sey frei er oder Sklav, vor Gottes Hauche zagen!
Mißtraut dem, der im Reich des Denkens König heißt!
Denn eiskalt ist sein Herz, wie glühend auch sein Geist;
Denn Alle sind sie stolz — und heute dieß erfahrt:
Bös ist des Stolzes Frucht, — der Liebe — guter Art.
Nicht Einer, der nicht gern, seines Systemes Größe
Zulieb, das beste Blut des Vaterlands vergöße.
Ungleichheit herrscht und wird stets herrschen auf der Erden; —
Nur vor der Ewigkeit wir wieder Gleiche werden!
O Brüder, denken wir in diesem ird'schen Thal
Des Oelbergs, wo den Schweiß mit Blut gemischt die Qual!"

Jetzt schweigt des Priesters Mund; bei einem großen Schlosse
Belausch' ich das Gespräch von einem Bubentrosse:
„Ach seit fünf Jahren geht's nun immer mehr zurück!
Es braucht ein Kaiserschwert, zu retten unser Glück!
Noth thut ein ehrner Zaum dem Volk, das kein Gebot
Mehr ehrt...!" — „Ich sage Euch: die Freiheit nur thut Noth!

*) Man entschuldige diese Uebersetzung von progrès.

Doch jene Freiheit, die langsam, mit sichrem Maße
Wie eine Priesterin hinwandelt ihre Straße!
Du Priester, Knaben ihr, deren Mund leis nur spricht —
Die heil'ge Freiheit — sie erkannntet Ihr noch nicht!
Du, du befleckst mit Blut die göttlichen Gewande,
Und ihr erstickt die Stimm' ihr durch schmachvolle Bande —
Ihr seyd nicht ihres Stamms! auf eurem Grab erhebt
Aus eurer Asch' ein Volk sich, groß und neubelebt!"

O Freiheit! Göttin du, so theuer meinem Herzen!
O wie die Rasenden dir schaffen so viel Schmerzen!
O wie begreifen sie so schlecht dein neues Reich!
Ich seh' dein Angesicht bethränt und jammerbleich.
Doch laß den Glauben nicht an unser Frankreich fallen!
In unsrer Mitte bleib trotz diesen Leiden allen!
Wenn auch das blinde Volk dir deinen Glanz entweiht:
Erwarte, Göttin, du mit Ruhe deine Zeit!
Wenn in Neapel oft sich Stürme wild erfrechen,
Des Himmels und des Lands Festglanz zu unterbrechen:
Verhüllt das Taggestirn ein Weilchen seinen Schein,
Es weiß doch: immerdar wird es die Sonne seyn!

Antoni Deschamps.

Ahasverus. Napoleon.

(Fortsetzung.)

Intermezzo des zweiten Tages. Ein Chor von Greisen spricht. Zuschauer dieses Mysteriums, Bürger Frankreichs, Kaufleute, Bürger! über Alles hat der Chor immer, während der Ruhepunkte, die weisesten Räthe ertheilt, besonders über die öffentlichen Angelegenheiten. So gründeten ihren Ruhm Aeschylus und Aristophanes. So will auch ich zum Schluß dieses Tages ohne Rückhalt Euch sagen, daß Vieles mir in Eurem Staat mißfällt: erstens Eure Leichtfertigkeit, zweitens Eure Eitelkeit, drittens Eure Habgier. — Dann wirft der Chor (oder der Dichter) ihnen vor, daß sie die zwei Einfälle der Fremden gelitten, daß sie nicht lieber Alles preisgegeben und aufgeopfert haben. Dennoch begrüßt er sein Land und spricht seine Wünsche für sein Gedeihen und seine Wohlfahrt aus — unter diesen Wünschen ist auch — das linke Rheinufer. Dann bricht von neuem der Jammer aus um das kaiserliche Frankreich. Die Schlußworte des Chors lauten so: das, Ihr Zuschauer, Bürger, Kaufleute, ist es, was ich zu sagen hatte Euch betreffend. Die Zeit drängt, und ich kann nichts weiter hinzusetzen. Diejenigen, welche anders zu Euch sprechen als ich, höret nicht an! entfernt sie aus Euren Versammlungen und Regierungen und betrachtet sie als Eure schnödesten Feinde; denn wenn Ihr andern Räthen folgt als den meinigen, werdet Ihr es bereuen und das Gemeinwesen wird untergehen; wenn Ihr dagegen thut, was ich Euch sage, so halte ich Euch für gerechte, ruhmeswerthe und vernünftige Leute.

Dritter Tag. Der Tod. Scene eins. Eine Stadt am Ufer des Rheins. Der Nachtwächter schickt eine Gesellschaft von Arbeitern heim, welche singen: Das jüngste Gericht wird unsere Qualen enden; er preist die Herrlichkeit des Rheins, verglichen mit andern Strömen, die er gesehen; der König Dagobert schaut zu seinem Thurm heraus und bespricht sich mit dem Nachtwächter über Hermann, Dietrich und Barbarossa. Der heilige Aloysius, durch das Gespräch geweckt, mischt sich auch darein, erklärt dem König seinen gehabten Traum und verkündigt das nahe Ende der Welt.

Scene zwei. Ein schwarzes Haus an einem Kreuzweg, der Tod unter dem Namen Mob, ein altes Weib, das sich an der Asche wärmt, Rahel, ein Mädchen das bei ihr ist (ein gefallener Engel). Mob. Ich habe diese Nacht einen großen Weg zurückgelegt; ich habe drei Stunden am Lager eines Papstes gewacht; ich bringe seine Mitra mit etwas Asche. Hier die Krone eines Herzogs, hier der Hermelinmantel eines Barons. Hebe sie auf in meinem Kasten, sammt dem Fläschchen, worin ihre Thränen sind. Ich bringe dir zu deinem Namenstag den Springenstrauß einer Neuvermählten, die ich an der Hand auf den Ball führte. O, was für ein Fest ist mein Leben, sobald ich nur die drei Stufen vor unserem Thor hinunter bin. — Mob erinnert Rahel an den Grund ihrer Verstoßung vom Himmel: daß sie nämlich bei der Verfluchung des Ahasverus für diesen eine Thräne gehabt habe. Rahel will beten; die Alte spottet darüber, als ein sinn- und fruchtloses Spiel, als eine thörichte Träumerei.

Scene drei. Ein Student mit Musikanten bringt Rahel ein Ständchen. Die alte Mob bedankt sich verbindlichst, bringt ihnen Wein — sie trinken und sterben alle.

Scene vier. Ahasverus sitzt auf dem Markstein vor dem Thor der Stadt. Sein Pferd liegt sterbend auf dem Weg ausgestreckt. Hast du, spricht er zu sich selbst, den Kreuzträger vergessen, der an deiner Thüre bei Jerusalem vorüberging? Sag', Ahasverus, was hast du gethan an jenem Tage? Du möchtest, daß es ein Traum wäre, ein tausendjähriger Traum, nicht wahr? Aber es ist kein Traum, so wenig als der Storch, der über deinem Haupt hinfliegt und sein Lager sucht; und du selbst, du bist nicht das Kind deines Traums. Fühlst du nicht dein Herz lasten in deiner Brust, gleich einem schweren Stein in der Hand eines Schleuderers? Und auch diese Stadt ist kein bloßes Phantom, gebildet im Schädel eines Todten. Poche an jede dieser Thüren; überall sind Menschen wie du; sie haben Augen, wie du, aber nicht um, wie du, eine ewige Thräne zu verschlingen, sondern um sich während des kurzen Lebenssommers in Liebesblicken zu baden; sie haben Lippen wie du, aber nicht um den Staub der Thäler und das erdige Salz zu kosten, sondern um das flüchtige Leben von den Lippen ihrer jungen Gattinnen wegzuschlürfen. — Ich habe Jerusalem wieder gesehen; als ich dahin zurückkehrte, erhoben sich die bleichenden Gebeine, um mich vorübergehen zu sehen. Mein Haus steht noch; das Fenster ist offen, das Thor ist mit dem Riegel verschlossen. Im

Garten sah ich mein leeres Grab. Ein Todesengel bedeckte es mit seinen seidenen Flügeln, um mich zu hindern, darin zu ruhen bei Tag und bei Nacht. — Sein Geisterpferd stirbt; auch Ahasverus wähnt zu sterben, aber seine Hoffnung wird getäuscht; die Bürger der Stadt laden ihn hinein.

Scene fünf. Rahel in ihrer Kammer wird von ihrem Vogel, ihren Nelken, ihrer Mandole gewarnt, sich vor dem angekommnen Fremden zu hüten.

Scene sechs. Der Platz des Heidelberger Schlosses.*) Mob, als alte Bäurin gekleidet, übergibt Rahel für einen Augenblick dem Ahasverus. Sie befragt ihn um sein Schicksal, sein Vaterland, aus seinen halbdunkeln Reden glaubt sie zu errathen, daß er ein Heiliger ist; sie preist ihn selig, daß er das heilige Land gesehen und bittet ihn um seinen Segen. Ahasverus ist von innerer Pein zerrissen, er hält es nicht mehr auf diesem Ort aus und eilt fort.

Scene sieben. Gesang der Feen. Ueberblick des Zustands der Welt. Ihr Entschluß Ahasverus' Qualen zu verdoppeln.

Scene acht. Rahel schläft in ihrer Kammer. Geister haben sich eingeschlichen, um ihre Gedanken zu zerstreuen und auf irdische Wünsche zu lenken. Wie sie erwacht und betet, flüstern sie ihr immer von dem Fremden, bis sie, geängstigt das Zimmer verläßt, in einem Garten sich zu erholen.

Scene neun. Rahel und Ahasverus gehen in Bertha's Garten spazieren.**) Ein Liebesgeplauder; Rahel fragt Ahasverus um sein Schicksal, seine Geschichte — er verspricht ihr die Erzählung davon auf den folgenden Tag und bittet sie: du zu einander zu sagen, wozu sie sich aber nicht entschließen kann; ich könnte die Augen nicht mehr aufschlagen.

Scene zehn. Ahasverus allein, fühlt sich durch die Liebe beglückt. Wandre nicht mehr weiter, Ahasverus! deine Wanderung ist zu Ende. Die verflossene Stunde ist eine Ewigkeit. Unter diesen frischduftenden Springen ist dein Himmel. Hier hat Etwas zu dir gesagt: ich liebe dich; nicht der Sturm über deinem Haupt, nicht der Ysop im Gesträuch, nicht der Staub auf dem Weg — nein! die Lippen eines Weibes mit menschlicher Stimme, mit Menschenworten. — Ach! hast du vergessen, daß diese Welt deines Herzens bei jedem Windhauch untergehen kann? Dieser Wassertropfen auf deinen Lippen vertrocknet. Heut oder morgen kann Rahel sterben. Von der Ewigkeit, welche deinen Busen verzehrt, gäbest du ihr gern die Hälfte — und du kannst ihr keine Stunde borgen! Sie kann dich nicht in ihren Tod — sie kann dich nicht in ihr Leben hineinziehen. Einsamer, verfluchter noch, wirst du deinen endlosen Pfad wandeln und die Dorngesträuche werden dich fragen. Wo ist denn die, welche dich lieben machte, und die dir mehr galt als Jahrhunderte und als Reiche?

Scene eilf. Langes Gespräch zwischen Ahasverus und Mob. Diese will dem Schwermüthigen zuerst ihre Arzneien, dann ihren guten Rath zu Heilung seiner Melancholie aufdrängen. Sie schlägt ihm vor: Poesie, Wissenschaft, Krieg, Religion, Liebesgenuß, den Tod — Selbstmord, Alles hat er entweder, aber fruchtlos, schon versucht, oder ist es ihm versagt.

Scene zwölf. Mob schwebt über die Welt hin und philosophirt: Glücklich wer in solcher Ferne das Schweigen der Gestirne vernimmt. Allzunahe verletzt die Harmonie die Nerven. Glücklicher, wer die Leyer des Unendlichen hört, wenn sie ihre drei Saiten gesprengt hat. Der Gedanke erhebt sich zum Geheimniß der Himmel. Alles ist gezählt nach Maß und Gewicht. Und doch schlägt überall das Nichts vor. Die Zero ist die heilige Zahl. Auf ihr ruht Alles. Ihre Form ist geheimnißvoll. Sie hat nicht Anfang, nicht Ende. Sie umschlingt ohne zu erfassen. Ohne zu seyn, erscheint sie. Aus dem Nichts Etwas machen, ist schwer — aber aus Allem Nichts machen — hier liegt das wahre Problem u. s. w.

Scene dreizehn. Rahel und Bertha unterhalten sich von ihren Geliebten. — Bertha ist, dem Ziel ihrer stillen Wünsche nahe, ganz Zufriedenheit und Ruhe, Rahel voll leidenschaftlicher Unruhe; ihre Freundin macht sie aufmerksam auf das seltsame Benehmen ihres Geliebten und die über ihn umlaufenden Gerüchte; aber Rahel hält fest an der Gewißheit seiner Liebe und beweist seine Frömmigkeit aus dem Eindruck, den vor Kurzem der Anblick eines Kreuzes auf ihn gewacht.

(Fortsetzung folgt.)

*) E. Quinet hat in Heidelberg studirt. Anmerk.

**) Hier tritt die Nachahmung von Goethe's Faust besonders stark hervor, namentlich darin, daß Rahel auch die Blumen durch Abblättern befragt, die aber reden können; die eine sagt: Himmel, Erde, Himmel u. s. w., die andere: Christ, Christ, Christ. Anmerk.

Coleridge über Goethe's Faust.

Coleridge,*) einer der namhaftesten englischen Dichter, daneben Philosoph, hat Schillers Wallenstein in der Art ins Englische übertragen, daß die Engländer dieß Drama gewissermaßen als ein naturalisirtes ansehen, ja sie meinen: Coleridge habe sein Original noch überboten. Jedenfalls ist Wallenstein in England sehr beliebt und berühmt geworden, und ein Kritiker ist der Ansicht: es sey dieß ein großartigeres und schöneres Drama als irgend eines von Goethe, obgleich er weit entfernt sey, Schiller für einen so großen Dichter als Goethe zu halten. —

*) Kürzlich gestorben.

Coleridge wurde aufgefordert auch den Faust zu übersetzen; aber nach sorgfältiger Prüfung dieses Werks lehnte er es ab. Hierüber berichtet eine kritische Zeitschrift: Coleridge glaubt — und vielleicht ist er der einzige Mensch, der ohne Anmaßung so glauben darf — Goethe's Faust sey etwas Verfehltes, das heißt, die Idee, oder das, was die Idee hätte seyn sollen, in diesem Werke sey ganz unvollständig und unkünstlerisch ausgeführt. Als das beabsichtigte Thema sieht er an: die Folgen des Vernunfthasses, oder des Hasses und der Verachtung der Wissenschaft, hervorgegangen aus fehlgeschlagenem, unerfülltem, ursprünglich heißem Durst nach Wissenschaft. Aber Liebe zur Wissenschaft, ganz und rein um ihrer selbst willen, würde nie einen solchen Vernunfthaß erzeugen, sondern nur eine Liebe aus gemeinen und unwürdigen Absichten. Im Faust ist weder Motivirung noch Fortschritt; er ist ein fertiger Beschwörer gleich von vorn herein; man spürt das incredulus odi von der ersten Zeile an. Die Sinnlichkeit und der Wissenschafsdurst sind nicht mit einander verknüpft. Mephistopheles und Gretchen sind trefflich; aber Faust selbst ist langweilig und inconsequent. Die Scene in Auerbachs Keller ist eine der besten; die auf dem Brocken ist auch schön, und alle Gesänge sind herrlich. Aber es fehlt dem Gedicht an Ganzheit; die Scenen sind nur Schattenspielgemälde und ein großer Theil des Werks ist sehr fade. — Dieß ist im Wesentlichen die Meinung, welche wir Coleridge über dieß berühmte Werk äußern hörten; über die Gerechtigkeit dieser Kritik haben wir weder Zeit noch Neigung uns auszusprechen; aber wir können nicht umhin, hier zu erwähnen, daß Coleridge, ehe er etwas von Goethe's Faust gelesen hatte, den Entwurf zu einem Werk von verwandter Idee gemacht hat. Coleridge's Vernunfthasser — Faust — sollte Michael Scott seyn. Er trat auf in seinem Collegium ihm ganz ergebener Schüler, enthusiastisch, glühend, glänzende Vermuthungen von Entdeckungen aussprechend, welche in späteren Zeiten erfüllt wurden, und ermunternd zum Studium der Natur und ihrer Geheimnisse, als dem Wege zu großer Macht zu gelangen. Er liebte die Wissenschaft nicht um ihrer selbst willen — wegen des in ihr liegenden überschwenglichen Lohns — sondern als ein Mittel zur Macht. Dieser Giftflecken verderbte von Anfang an seinen Geist. Die Pfaffen beargwohnen, belauern ihn, klagen ihn an; er wird verurtheilt und in einen einsamen Kerker geworfen. Dieß bildet den Prolog des Drama's. Ein Zwischenraum von vier oder fünf Jahren tritt ein, nach deren Verfluß Michael aus dem Gefängniß entflieht — als ein verbitterter, düstrer, elender Mann. Er will nicht, kann nicht mehr studieren; was hat all sein Studium ihm genützt? Seine Wissenschaft, so groß sie war, vermochte nicht ihn vor den grausamen Händen der Verfolger zu bewahren; er konnte nicht dem Blitz oder dem Sturm gebieten, ihre Wuth auf die Häupter deren zu richten, die er haßte, verachtete und doch fürchtete. Fort mit Gelehrsamkeit! fort mit dem Studium! den Winden preisgegeben alle Ansprüche auf Weisheit! Wir wissen nichts; wir sind Narren, Elende, reine Thiere. Jetzt läßt der Dichter ihn versuchen. Er läßt ihn träumen, gibt ihm Wein und führt die herrlichsten Frauen vor ihm vorüber, die er aber nicht erreichen kann. Gibt es denn keine Wissenschaft, wodurch solche Genüsse zu erlangen ständen? Dazu führt Zauberei! und so wendet sich Michael mit ganzer Seele der Zauberei zu. Manches schlägt ihm fehl, manches glückt ihm; seine Neigung und seine Wißbegier werden gleicherweise gereizt, und sein altes Verlangen nach Macht und geistiger Herrschaft über Andre lebt wieder auf. Endlich versucht Michael den Teufel zu beschwören, und der Teufel kommt auf seinen Ruf. Dieser Teufel sollte der Allerweltshumorist seyn, der durch beständige Zusammenstellung des Großen mit dem Kleinen in der Gegenwart des Unendlichen, Alles als eitel und nichtswürdig sollte erscheinen lassen. Michael zu lieb spielt er eine Menge Streiche. Michael jedoch ist elend; er hat Macht, aber keinen Frieden und fühlt täglich die Tyrannei der ihn umdrängenden Hölle. Umsonst glaubt er sich die unumschränkteste Herrschaft über den Teufel dadurch zu sichern, daß er ihm die ausschweifendsten Forderungen zumuthet; eine ist dem Teufel so leicht wie die andere. „Was jetzt, Michael?" fragt er jeden Tag mit immer gebieterischerer Unterwürfigkeit. Michael seufzt in seiner Seele; seine Macht wird ihm zum Fluch; Weiber und Wein stehen ihm zu Gebot, aber die Weiber scheinen ihm unwirklich und teufelsmäßig, und der Wein berauscht ihn nicht. Jetzt fängt er an den Teufel zu hassen und sucht ihn zu betrügen. Er studirt wieder und durchforscht die dunkelsten Tiefen der Zauberei, um ein Mittel zu entdecken, die Hölle zu hintergehen; alles umsonst. Manchmal wendet des Teufels Finger das Blatt vor ihm um, deutet auf ein Experiment und Michael hört ein Geflüster: Versuche das, Michael! Seine Bangigkeit nimmt zu, und Michael fühlt, daß er ein Sklave und verdammter Verbrecher ist. Der Hoffnung baar, stürzt er sich in alle Sinnenlust — im Taumel derselben sieht er Agathe und versucht sofort sie zu verführen. Agathe liebt ihn, und der Teufel erleichtert ihre Zusammenkünfte; aber sie wiedersteht Michaels Versuchungen und fleht ihn an, sich ihrer Achtung nicht unwürdig zu machen. Lange Kämpfe der Leidenschaft folgen, in deren Folge Michaels edlere Neigungen gegen seine Begierde aufgeboten werden und der Gedanke der Erlösung des verlornen Willens seiner Seele aufdämmert. Der Teufel merkt dieß augenblicklich, und zum erstenmal wird jetzt der Humorist ernst und drohend. Eine furchtbare Reihe von Kämpfen zwischen Michael und dem Teufel folgt, wobei Agathe hilft und leidet. Endlich, nachdem der Dichter seinen Helden allen denkbaren und undenkbaren Schrecknissen unterworfen, läßt er ihn triumphiren und gießt Frieden in seine Seele durch die gewonnene Ueberzeugung von der Rettung der Sünder durch göttliche Gnade. — Wir wollen, setzt der Kritiker hinzu, von dieser Skizze nur so viel sagen, was wahrscheinlich auch die wärmsten Bewunderer des Faust zugeben werden, daß Goethe manchen kostbaren Fingerzeig daraus hätte entlehnen können.

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 17.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

13 April 1836.

Kleinere Gedichte
von
Thomas Moore.

(Aus den Sammlungen: „Sacred Songs," „National Airs" und: „Ballads, Songs etc.")

1.
Miriam's Lied.

Und Miriam, die Prophetin, Aaron's Schwester, nahm eine Pauke in ihre Hand, und alle Weiber folgten ihr nach hinaus mit Pauken am Reigen.

Exodus.

Wandelt mit Pauken das Schilfmeer entlang!
Der Herr hat gesiegt — unsre Kette zersprang.
Singt, denn des Mächtigen Stolz ist gebrochen;
Sein funkelnder Heerzug, sein kriegrischer Troß —
Wie eitel ihr Rühmen! — der Herr hat gesprochen,
Und unter im Schilfmeer ging Reiter und Roß.
Wandelt mit Pauken das Schilfmeer entlang,
Der Herr hat gesiegt — unsre Kette zersprang.

Ehre dem Herrn! dem Eroberer Ehr'!
Sein Hauch unser Schwert, und sein Wort unser Speer! —
Siehe, wer meldet dem harrenden Volke
Den Fall seiner Tausende? Keiner entrann!
Der Herr sah hervor aus der feurigen Wolke,
Und warf in die Fluthen sie, Wagen und Mann!
Wandelt mit Pauken das Schilfmeer entlang,
Der Herr hat gesiegt, unsre Kette zersprang.

2.
Now let the warrior.

Nun schmückt die Rosse bunt zum Streit,
Nun stoßt in die Trompeten!
Denn des Ostens Volk soll bluten heut',
Und vom Krieg die Sonn' erröthen!

Der Helm der Christen ist der Sitz
Des Siegs; aus ihren Scheiden
Zuckt das Schwert, aus Westgewölk ein Blitz,
Verderben auf die Heiden.
O selig, wer im Kampfe fällt!
Im Himmel fortan steht seine Zelt!
Nun schmückt die Rosse bunt zum Streit,
Nun stoßt in die Trompeten!
Denn des Ostens Volk soll bluten heut',
Und vom Krieg die Sonn' erröthen!

3.
Oh! soon return.

Das Schiff zog eine Feuerspur,
Das Segel fing den letzten Blick
Der Sonne; — sie sprach weinend nur:
„O, kehre bald zurück!"
Wohl trieb mein Fahrzeug der Orkan
Durch manches Meer, seitdem ich schied;
Bald fuhr der Nordwind durch die Raa'n,
Und bald der laue Süd.
Doch wenn, wo es auch immer lag,
Das Meer bei'm letzten Sonnenblick
Roth flammte, hört' ich, wie sie sprach:
„O, kehr' zurück! kehr' bald zurück!"

Hab' je ich deiner nicht gedacht,
War jemals dir mein Geist nicht nah,
Dann war es mitten in der Schlacht,
Wenn der Tapfern Aug' mich sah.
Doch wenn auch im Gewühl des Streits
Der Liebe Macht mir ferne war:
Dem Ruhm verlieh nur sie den Reiz,
Der süß macht die Gefahr!

Und brachte dann der Sieg die Ruh',
Und flammte stolz des Kriegers Blick,
Dann wieder war's, als riefest du:
„O, kehr' zurück! kehr' bald zurück!"

4.

I saw the moon rise clear.

Der Mond ging kalt und hell
Ueber Schneegefilden auf;
Mein Rennthier trabte schnell;
Ich zeigt' ihm nicht den Lauf.
Leichtfüßig rannt' es grad'
Durch's Holz; — wohl weiß mein Thier,
Für mich ist nur Ein Pfad —
Der Pfad, der führt zu dir.

Des Winters langer Nacht
Vergißt das Herz so gern,
Hat der Sommer erst gebracht
Den großen goldnen Stern,
Der niemals untergeht.
So stieg meine Lieb' für dich!
Wie die Sommersonne stet,
Leuchtet sie ewiglich.

5.

There comes a time.

Es kommt eine Zeit, eine trübe Zeit
Für ihn, der manchen Tag
Geschwelgt in der Jugend Süßigkeit,
Der alle Blumen brach.
Wenn sein Herz zuerst entsagen muß
Seinen Träumen, bunt und hoch,
Dann wäre jäher Tod Genuß,
Denn was bringt das Leben noch?
Es kommt eine Zeit, eine trübe Zeit
Für ihn, der manchen Tag
Geschwelgt in der Jugend Süßigkeit,
Der alle Blumen brach.

Sinkt die Sonn' in Afrika, dann bricht
Plötzlich die Nacht herein;
So müßte, stirbt der Liebe Licht,
Auch vollbracht das Leben seyn;
Nicht, ein nord'scher Tag, durch die Dämm'rung trüb
Fortglimmen und verziehn,
Ein Feuer, von dem nur Asche blieb,
Ein Schimmern, doch kein Glühn!
Es kommt eine Zeit, eine trübe Zeit
Für ihn, der manchen Tag
Geschwelgt in der Jugend Süßigkeit,
Der alle Blumen brach!

F. Freiligrath.

Ahasverus. Napoleon.

(Fortsetzung.)

Scene vierzehn. Rahel und Ahasverus in der Kammer der erstern in süßen Gesprächen der Liebe. *) Rahel bekennt dem Geliebten, daß sie sich anfänglich ein Gewissen daraus gemacht habe, ihn so heiß zu lieben wie Gott. Daß sie aber jetzt von der Gottgefälligkeit ihrer Liebe überzeugt sey. Sie klagt ihm, wie sehr der Gedanke an seinen Tod sie beunruhige und fragt ihn: sage mir, glaubst du nicht, daß du auferstehen wirst, und wir uns wiederfinden werden auf immer im Paradies! Ahasverus: Wer kann schwören, meine Seele, daß nicht der Tod nach tausend Jahren seine Brust erkälten wird, und daß er nur die Erde aus den Augen zu wischen brauche, um an seiner Seite wieder das Bild der Angebeteten zu erblicken? Das Paradies bist du, der Weg, wo du gewandelt, die Blume, die du berührt hast, die Röthe, die deine Wange überfliegt — es ist da, wo du bist. — Nur Eines, sagt Rahel, fürchte ich noch: du liebest mich nicht genug um meiner Seele willen. — Ahasverus: Deine Seele, Rahel, heißt das nicht du selbst in Allem und mit Allem, was du bist? Wehe dem Tag, wo ich sagen könnte: das ist sie, und das ist ihre Asche! Glaubst du nicht, daß ein unsichtbarer Geist in deinen Locken wohnt, der sie in der Sonne glänzen macht? Glaubst du nicht, daß ein Geist deine Augenlieder niedersenkt und der jetzt die Thränen auf deinen Wimpern aufhält? Glaubst du nicht, daß es ein göttlicher Hauch ist, der deine Lippen zittern macht und dein Haupt unter einer Last von Liebe beugt? Wer weiß, ob du selbst etwas Anderes bist als ein Geist, nach welchem der meinige dürstet, als ein Schatten, den meinigen zu erfrischen, als ein Gedanke, um meinen Gedanken zu verschlingen, in ein Nichts vermengt mit Düften und Seufzern? Rahel: Du mein Gott, die Ohren sausen mir — mein Haupt thut mir weh — Alles dreht sich um mich — mich dünkt, während du zu mir sprichst, weine mein Crucifix an meinem Hals. Sieh nur — ist das Blut? — Umsonst sucht Ahasverus sie zu beruhigen. — Der Blutflecken wächst, seine Küsse sind bitter wie Wermuth — er erkennt die strafende Nähe Christi und bricht in Verwünschungen aus — er achtet in seiner Liebeswuth nicht die Bitten der flehenden Rahel . . .

Scene fünfzehn. Ein Klagegesang der Feen.

Scene sechzehn. Rahels Kammer. Halb wahnsinnig vor Reue und Scham stößt sie Ahasverus von sich, der wie sie wähnt, ein Dämon ist, welcher sie unter der Gestalt des Geliebten getäuscht hat. Endlich erkennt sie ihn wieder — sie will ihm einen Traum erzählen.

Scene siebenzehn. Mob tritt ein, voll Hohn, verlangt daß Ahasverus sich mit Rahel vermähle, aber sie dann wie eine Sklavin behandle.

Scene achtzehn. Das Straßburger Münster stellt in einem langen Monolog Betrachtungen über seine Entstehung, über die geheimnißvolle Bedeutung seiner Struktur, über die Zeiten an,

*) Hier wird man wieder auffallend an den Faust erinnert.
Anmerk.

die es verlebt hat, bis ihm endlich Christus auf einem der bunten Glasfenster Schweigen auferlegt. Der heilige Markus, ebenfalls auf einem Glasfenster, erbittet sich von Christus die Erlaubniß, dem jetzt beginnenden Todtentanz in der Kirche zusehen zu dürfen, welchen er schildert. Die Chöre der Könige, der Frauen, der Kinder klagen und jammern über die Täuschungen ihrer Hoffnungen auf den Himmel; tausend Jahre liegen sie, von Würmern zernagt, in den dunkeln kalten Särgen. Das Münster spricht: Tanzt, tanzt Könige und Königinnen, Kinder und Weiber! es ist nicht die Zeit zum Weinen. Die Ewigkeit lacht über Euch, gleich dem Winde, wenn er an Kreuzwegen mit welken Blättern sein Spiel treibt. Attila, Siegfried, Artus, Karl der Große beginnen von neuem um ihre verschwundene Herrlichkeit zu klagen, und endlich stimmt auch der Papst Gregor ein: die Todten versammeln sich um mich, daß ich Jedem den Antheil am Nichts gebe, der ihm zukommt. . . Wehe, Paradies, Hölle und Fegfeuer waren nur in meiner Seele vorhanden. Ich kann keine Wunde der Todten und Märtyrer heilen. Ich bringe nur ein Spinngewebe zurück denen, die ihre Kronen Christo weihten; ich bringe in meiner hohlen Hand ein Aschenhäufchen denen, welche ein Sternenreich im Ocean des Firmaments erwarteten. Die Kirche erklärt ihnen Allen, daß sie zu schwach wären für die Ewigkeit.

Scene neunzehn. Mob, Ahasverus und Rahel kommen in die Kirche. Mob unterhält sich spaßhaft vertraulich mit den Todten. Ahasverus fragt sie, ob sie Christus nicht gesehen, und bricht auf ihre wiederholte Versicherung, daß es keinen Christus gebe, in triumphirenden Jubel aus, da er jetzt seinen Fluch gelöst glaubt; Rahel ahnt das Schlimmste, fragt ihn, warum er Christum so fürchte und hasse, und ob er denn verflucht sey? Er beschwichtigt sie mit sophistischen Reden. Der Papst Gregor soll das Paar einsegnen; aber wie Ahasverus seinen Namen sagen soll, versagt ihm Zunge und Athem. Christus von seinem Fenster herab antwortet für ihn: Es ist Ahasverus, der ewige Jude; und ich, ich bin Christus, den Ihr gesucht habt in Euren Grüften. Geht zurück unter Eure Grabsteine bis zum Tag des jüngsten Gerichts. Die Todten und die Kirche verfluchen Ahasverus. Rahel bittet für ihn den Herrn um Gnade. Mob reißt sie mit sich aus der Kirche hinaus.

Das Intermezzo zu diesem Tag bringt den Dichter selbst auf die Bühne, den der Chor herbeiruft, weil sein Gebäude wanke und der Einsturz drohe. Der Dichter erzählt sein Schicksal: Unter einem blühenden Kirschbaume findest du mein Dach, das viele Schmerzen beherbergt hat. Auf der Treppe liest meine Mutter die Bibel Luthers; meine geliebte Schwester ist hinaus gegangen, wilde Maulbeeren zu pflücken für ihr Kind, im Gebüsch. Mein Haus ist klein, mein Lager ist hart und oft von Thränen benetzt. — Was wäre das Meer und die Sterne und die Wüste Syriens, um den Abgrund und die Langeweile meiner Seele auszufüllen! — Vom Chor dringender befragt, erwiedert er: Ich habe es verhehlen wollen für immer; und hätte mich nicht Einmal die Kraft verlassen, so hätte Niemand je es aus meinem Munde gehört. Es gibt ein Wort, das mein Mund nie aussprechen will, das meine Hand nie schreiben will in meinem Buch; es ist dasjenige, das alle Wesen mit Seufzen aussprechen, wornach die Königinnen unter ihren Baldachinen trachten, was zwei Seelen sammeln, wenn sie sich sehen, das die Frauen wohl kennen, das die schwankenden Sterne in ihren Sommerwachen mit ihrer Goldtinte schreiben, und das mein Herz zermalmt hat seit dem Maimorgen, wo ich es las. — Er fand eine Geliebte und verlor sie wieder. — Um mich zu zerstreuen, sah ich mehr als Einen Himmel, mehr als Eine Quelle, mehr als Eine menschenvolle Stadt. Kein Himmel ist so rein als ihre Augen, keine Quelle so tief als ihr Herz, keine Stadt am Festtag ist so bevölkert als die Treppe, welche sie täglich hinansteigt. — Ich glaubte an ihren Gott; ich blieb stumm, wenn sie redete, und küßte ihre Augen; und ich dachte nicht daran je von diesem lebendigen Gedicht herabzusteigen zu dem elenden Machwerk, womit meine Hand sich jetzt mit Verdruß beschäftigt. — Seine Wanderungen beschreibend, apostrophirt er auch Deutschland: Aber du, Deutschland, geh', ich will sagen, ohne zu lügen, wie du mir meine Liebe zu dir in Galle verwandelt, in schwarze Schlaflosigkeit, in schmerzvolle Tage. Erinnerst du dich noch, wie ich am Rand deines Weges lag, ohnmächtig geworden vor Schmerz? Wie schwarz, ach! war damals die Nacht im Grunde deiner Wissenschaft! Und gar deine Frauen sind hart, tausendmal härter noch als dein Himmel! Ihr Lächeln besteht aus Winterblumen; warum wollte ich seinen Honig kosten? Die Donau bleibt im Laufe stehen um ihre blonden Locken zu betrachten; ein Geheimniß schließt ihnen den Mund. Weißer als der blühende Mandelbaum werden sie schüchtern geboren und sterben schüchtern; ein einmal vom Wind ihnen zugetragener Gedanke flüstert schmerzlos ihr ganzes Leben über an ihr Ohr; wie eine Quelle im Schwarzwald ist ihr langsam dahinrollender Gang. Aber ihr zu bleiches Blut färbt nur schwer ihre Wangen mit einer süßen Erinnerung. — Im Bericht über den vierten Tag fassen wir uns kurz. Die Welt stirbt ab, Ahasverus irrt allein noch auf der menschenleeren Erde mit seinem Jammer umher, und ihm folgt die treue Rahel als Engel, welche für ihn betet und mit ihm seinen Kelch voll Galle theilt. In den Wolken besprechen sich die Evangelisten Markus mit seinem Löwen, Johannes mit seinem Adler. Die Thiere machen einen Besuch in der Welt und statten darüber Bericht ab. Der Adler erzählt von drei Kindern, die ihn um Schutz angefleht — Ludwig Capet (der Sohn Ludwigs XVI) Heinrich V und der König von Rom (Herzog von Reichstadt). Auf einer Insel sah er Napoleon. Bei seiner Rückkehr setzten schon die Engel die Posaunen an den Mund. Auferweckung der Todten. Die Städte erstehen — Athen — Rom, das sich gar sehr sträubt — Babylon. Die Reihe kommt an Paris: „Mein Kaiser, der von Helena gekommen, ist schon zu Pferd gestiegen. Er wird auf dem Hügel all unsere Jahrhunderte in Schlachtordnung aufstellen. Auf denn und sehen wir ihn an unserer Spitze, ob wir uns getäuscht haben, wenn wir unser Blut wie Wasser tranken, wenn wir das Rad unseres Kriegswagens in Schwung setzten und seit tausend Jahren die Schildwache bildeten auf dem Rand des hohen Thurms, den sich die Menschheit erbaute!" Albertus Magnus hat in seinem Laboratorium den Un-

tergang der Welt überhört! der Engel des Gerichts ruft ihn ab, wie er eben glaubt das große Räthsel des Lebens aufzulösen und verspricht ihm dafür das Geheimniß des Todes zu offenbaren. Vor dem halb zum Leben erwachten Dichter gehen die auferstandenen Frauen vorüber, welche durch Liebe berühmt geworden. Sappho, Heloise, die Königin Bertha, Gabriele de Vergy, *) Beatrice, die Gräfin Guiccioli, **) und die Dichtergebilde Desdemona, Julia, Clarissa, Mignon und A., aber der Dichter wartet auf eine noch süßere Stimme, welche sich endlich vernehmen läßt und ihn ganz erweckt. Rahel tauft mit ihren Thränen den immer noch auf der erstorbenen Erde umirrenden, sich nach einer überirdischen Liebe sehnenden Ahasverus. Mob sucht die in ihm auflebende Hoffnung auf Verzeihung und ein anderes Leben durch höhnische Ankündigung der allgemeinen Vernichtung zu ersticken. — Im Thal Josaphat geht das Gericht vor sich. Vor der heiligen Jungfrau erscheinen die wiedererstandenen Blumen und die Vögel und empfangen tröstliche Verheißungen. Den Bergen, die eine Stunde gezweifelt haben, erklärt der ewige Vater, daß er sich aus ihren Gipfeln eine steinerne Bank machen wolle. Das Wasser des Oceans, der auch gezweifelt, will der ewige Vater nehmen, um damit die Wunde und den Kelch des Sohns auszuspülen. Die Sterne haben in der Leidensnacht nicht genug geweint und haben auch gezweifelt; der ewige Vater nimmt ihnen ihre Strahlen, um sich ein Ohrgehäng davon zu machen. Den frommen Frauen gibt er den goldenen Hochzeitring, aus dem Gold aller Sterne gefertigt. Die Zeit, Mob, die Städte stellen sich; der ewige Vater spricht freundlich mit Babylon und Athen, obgleich er ihnen ihre Schulden vorrückt; die Reihe kommt an Rom; der ewige Vater redet sie an: du hast meinen Sohn getödtet auf Golgatha. Die Heiligen rufen wehe! über sie; aber von ihren Bitten erweicht, bitten sie dann um Gnade, aber der Richter spricht über sie ein strenges Urtheil. Die Völker des Mittelalters empfangen einen gnädigen Spruch. Dann kommen die Araber, die hier noch kämpfen wollen; dann die Franzosen, Deutschen und Engländer. Die Heiligen bitten den ewigen Vater nicht auf sie hinzuschauen, nicht auf ihre trunkenen Gesänge zu hören. Diese Völker suchen ihren Gott, den sie verloren haben, und erkennen den ewigen Vater nicht. Er heißt sie ihren Weg verfolgen, bis zum Abgrund, wo sie dann ein Pfad wieder zu Gott zurückführen werde. Die Könige suchen um neue Throne nach, aber der Ewige verweist sie aus seiner neuen Stadt. Auch Amerika und die Inseln des stillen Meeres stellen sich noch ein. Endlich kommt Ahasverus, von dem sich Alles mit Abscheu abwendet, von Rahel begleitet. Christus richtet über ihn, der ihn als seinen Herrn anerkennt, ihm erzählt, wie er auf der Erde rastlos umgewandelt sey, den Kelch der Qualen ausgetrunken habe und wie ihn jetzt das Anschauen Christi schon erquicke, so daß er zu neuen Wanderungen bereit sey. Rahel erbietet sich ihn zu begleiten. Dieses Wort Rahels hat ihn gerettet, Christus segnet ihn. Ahasverus bricht in begeisterten Dank aus. Der ewige Vater spricht zu Christus: Ahasverus ist der ewige Mensch. Alle andern gleichen ihm. Jetzt ist unser Werk beendigt und auch das Mysterium. Unsere Stadt ist geschlossen; morgen schaffen wir andere Welten. — Gesänge der Engel und Sterne.

*) Uhlands Dame von Fayel.

**) Die Geliebte Byron's.

Im Epilog klagt der ganz vereinsamte Christus über seine Einsamkeit. Er glaube kaum mehr an sich selbst. Seine Mutter sey todt, sein Vater alt. Die Ewigkeit kommt und leert seinen Becher, sein Leben aus. Die letzten redenden Personen sind: das Nichts und die Ewigkeit.

Hier endet das Mysterium Ahasverus.

Betet für den, der es schrieb!

(Schluß folgt.)

Die alten Balladen.

Als Walter Scott zum erstenmal James Hogg besuchte, sang des letztern Mutter ihm eine alte Ballade. Scott hatte seine große Freude daran und fragte sie: „ob die Ballade je gedruckt gewesen sey." Die Alte versicherte nein und erzählte ihm ausführlich, wie sich dieselbe mündlich von einem Familienglied aufs andere fortgeerbt. Dann aber warf sie Walter Scott vor, daß er ihre Gesänge und Balladen zuerst habe drucken lassen und sie dabei ganz verderbt (verhunzt) habe. „Sie waren zum Singen gemacht und nicht zum Lesen; aber Ihr habt jetzt den Zauber gebrochen und man wird sie nie mehr singen." Scott lachte herzlich, aber die alte Frau hatte richtig prophezeit; man sang diese Lieder, sonst die Kurzweil aller Winterabende, nicht mehr.

Humphry Davy, einer der ausgezeichnetsten Förderer der Naturwissenschaften, ist auch in Deutschland durch sein Werk: die letzten Tage eines Philosophen bekannt geworden. Von ihm sagt Einer der ihn kannte: Er war einer der vielseitigst begabtesten Männer seiner Zeit. Im Wissen stand er beinah ohne Nebenbuhler da; er war ein gefälliger und sinniger Schriftsteller, ein Dichter von guten Anlagen und sein Wesen war anmuthig und einnehmend. Von dem Verdienst seines Styls in Prosa sprach Walter Scott mit hoher Anerkennung in der Beurtheilung des Gedichts Salmonia. Southey sagt: er war ein außerordentlicher Mann; er würde sich in jedem Gebiet der Kunst oder der Wissenschaft ausgezeichnet haben, wohin er sich immer mit der Kraft seines Geistes gewendet hätte; er besaß alle Erfordernisse zu einem Dichter und es fehlte ihm nur an der Kunst. Auch Coleridge sprach mit Enthusiasmus von seinem poetischen Genius und schätzte ihn wegen seiner Neigung Gedichte zu entwerfen, die er aber nie zu Ende brachte.

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 18.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

16 April 1836.

Die Braut von Abydos,

von Byron.

Eine türkische Erzählung.

(Neue Uebersetzung.)

Hätten wir so treu nicht geliebt:
Hätten wir so blind nicht geliebt!
Sahn wir uns nicht, oder trennten uns nicht:
Blieb's uns erspart, daß das Herz uns bricht!
Burns.

Erster Gesang.

Kennt ihr das Land, wo Cypressen und Myrten
Von den Thaten, die dort geschehn, sind das Bild!
Wo, wenn Geyer krächzten, wenn Turteln girrten,
Bald Zärtlichkeit schmachtet, bald Frevelmuth schwillt!
Kennt ihr das Land der Ceder, des Weins,
Wo die Blume nie mangelt des farbigen Scheins,
Wo die Schwingen Zephyrs, belastet von Düften,
Matt hinweh'n über blühende Rosentriften?
Wo Citrone und Oelbaum von Früchten gebeugt;
Wo nimmer die Stimme der Nachtigall schweigt?
Wo der Erde, des Himmels Farbenpracht,
Wie verschieden, verwandt doch durch Schönheit, lacht,
Und das Meer prangt in tiefster Purpurtracht;
Wo die Jungfrau so sanft, wie die Rose, die sie bricht —
Und göttlich sonst Alles — der Mann nur nicht!
'S ist das Land, wo die Sonne beginnt ihre Bahn;
Kann sie lächeln bei Thaten, wie dort ihre Kinder gethan?
Wild, wie Liebesseufzer von scheidenden Seelen,
Ist ihr Herz — sind die Sagen, die dort sie erzählen!

Umringt von seiner Sklaven Schaar,
Die, schmuck und stattlich, immerdar
Gewärtig des Gebieters Wink,
Zur Wache treu, zur Botschaft flink —
Saß Greis Giaffir im Divan,
Sein altes Aug' gedankenvoll,
Obgleich die Stirn des Muselman
Das, was Geheimniß bleiben soll,
Nicht leicht verräth, und, kalt und fest,
Des Stolzes Schrift nur lesen läßt;
Doch Stirn und Wange mehr gesteht,
Als sonst sein Angesicht verräth.

Auf des Türken Gebot wird der Saal jetzt leer;
„Nun holt mir den Hauptmann der Haremwacht her!"
An Giaffirs Thron
Steht sein einziger Sohn,
Und der Nubier, erwartend des Herren Begehr;
„Harun, wenn all der harrende Troß
Hinaus ist durch das Thor vom Schloß
(Wenn schleierlos ein Auge sähe
Mein Kind Zuleika — dem Haupte wehe!)
Bring meine Tochter her zu mir;
Ich künd'ge an ihr Schicksal ihr.
Doch was ich sinne, sag' ihr nicht!
Ich will sie lehren ihre Pflicht!"

„Pascha! Vollzug folgt deinen Geboten!"
Mehr darf der Sklave dem Despoten
Nicht sagen — zu der Tochter Zelle
Macht er sich auf den Weg zur Stelle.
Der junge Selim bricht das Schweigen,
Mit unterwürfigem Bezeigen,
Bescheidner Miene, leise flehend,
Zu seines Vaters Füßen stehend;
Denn wenn vor'm Vater des Moslems Sohn
Zu sitzen wagt — ist Tod sein Lohn:

„Vater, mir bangt, du möchtest schelten
Die Schwester oder den Sklaven vergelten —

Die Schuld, wenn hierin Schuld soll seyn,
War mein — sey auch dein Zürnen mein!
Des Morgens Strahlen so scharf mich trafen,
Daß — mochten müde Greise schlafen! —
Ich konnt's nicht — und allein zu schauen
Die Morgenparadiesesauen,
Und keine Seele haben zum Tausch
Bei der Empfindung Wonnerausch —
That leid mir; wie mir auch zu Muth —
Die Einsamkeit thut nie mir gut.
Zuleika's Schlaf ich also brach,
Und wie du weißt, daß frühe sich
Des Harems Thor aufthut für mich,
Bevor die Sklaven werden wach:
Flogen wir zum Cypressenhain
Und sogen Erd', Meer und Himmel ein!
Da weilten wir, bezaubert zu lang'
Von Medschnuns Liebe, Sadi's Gesang, *)
Bis ich durch Tambourschlag die Kunde
Vernahm, daß nah des Divans Stunde;
Und, treu der Pflicht, auf leichten Füßen
Hieher flog um dich, Herr, zu grüßen.
Zuleika aber weilt dort noch —
Nicht zürne Vater! denke doch,
Daß Niemand naht dem stillen Garten
Als die Sklaven, die der Frauen warten!"

„O Sklavinsohn, sklavisch gesinnt
Einer ungläubigen Mutter Kind."
Der Pascha spricht — „in dir nie finde
Ich etwas, das den Mann verkünde!
Du, wenn du sollt'st den Wurfspieß schwenken,
Den Bogen spannen, Rosse lenken:
Dann siehst du — Grieche an Gemüth,
Wenn auch an Glauben nicht — in Ruh'
Geschwätziger Wasser Laufe zu,
Und gaffest, wie die Rose blüht.
O daß die Scheibe, deren Glanz
Dein träumerisches Aug' am Morgen
Durch ihre Pracht bezaubert ganz,
Dir könnt' von ihrem Feuer borgen!
Du, der du ruhig säh'st dieß Schloß
Zerstört durch christliches Geschoß,
Und Stambuls alte Mau'rn zu Grunde
Gestürzt durch Moskowiter-Hunde,
Und niemals noch erhobst den Arm
Gegen den schnöden Christenschwarm!
Geh! in die Hand, die ohne Kraft,
Den Rocken nimm statt dem Lanzenschaft!

Doch Harun — zu dem Mädchen eile!
Liebst du dein Leben — merk' mein Wort:
Wenn oft Zuleika so fliegt fort —
So wiß' — es treffen meine Pfeile!"

Selim hält jeden Laut zurück;
Zum wenigsten an Giaffir's Ohr
Drang keines seiner Worte vor;
Doch jedes Scheltwort, jeder Blick
Fuhr ihm ins Herz mit heißrer Qual,
Und spitzer als ein Christenstahl.
„Sohn einer Sklavin! feig gescholten!
Theu'r hätt' ich diese Schmach vergolten
Jedwedem Andern! — Sklavinsohn?
Und wer mein Vater?" — Die Gedanken
Ihm finster vor der Seele schwanken;
Den Zorn, geweckt durch solchen Hohn,
Die Blicke, Blitze sprüh'nd, verkünden,
Die langsam, mählig nur verschwinden.
Auf Selim blickt Giaffir vom Thron
Erstaunt — in seinem Aug' er las,
Wie schlimme Frucht sein Zorn hier trug,
Wie Aufruhr schon hier Wurzeln schlug;
„Komm her, du Knabe," spricht er; „Was?
Mir keine Antwort? was du sinnst —
Ich seh's; mir ahnt, was du beginnst!
Doch laß dir sagen: es gibt Thaten,
Wozu ich dir nicht möchte rathen;
Doch wenn sich dichter kraus't dein Bart,
Wenn männlicher die Kraft und Art:
Säh' gern ich Lanzen schwingen dich,
Und wär's vielleicht gar gegen mich!"
Er sprach dieß Wort mit spött'schem Ton,
Er blickte scharf in's Aug dem Sohn;
Doch Selim gab des Vaters Blick
Mit stolz erhobnem Aug zurück,
Daß Giaffir innerlich zu zagen
Begann — warum — durft' er nicht sagen!
„Mir ahnt, von diesem störrischen Knaben
Werd' einst ich viel Verdruß noch haben!
Ich liebte ihn von Kind an nicht,
Und wenig nur sein Arm verspricht;
Kaum wird er tüchtig sich erproben
Zur Jagd auf Reh' und Antilopen,
Viel weniger ihn der Kampf erfreut,
Wo Ruhm und Leben gilt der Streit.
Seinem Blick und Ton mißtrau' ich, klug,
Dem Blut auch — mir zwar nah verwandt;
Dieß Blut — er weiß nicht — doch genug!
Mehr binden muß ich ihm Fuß und Hand!
Er kommt wie ein Araber *) oder Christ
Mir vor, der ficht mit feiger List —

*) Medschnun und Leila — Romeo und Julie des Morgenlands. Sadi ist der moralische Dichter Persiens.

*) Die Türken verabscheuen die Araber (welche es hundertfältig vergelten) noch mehr, als sie die Christen hassen.

Doch horch! — das ist Zuleika's Ton!
Wie Hurisang rührt er das Ohr,
Kind deren, die mein Herz erkor,
Ist mehr sie mir als die Mutter schon,
Sie gibt mir Hoffnung und läßt mir die Ruh!
Willkommen, o meine Peri, du!
Süß, wie der Wüstenquell dem Munde,
Der Durstes starb die nächste Stunde —
So süß bist meinem Auge du!
Der Pilger, seines Lebens froh,
Dankt nicht dafür dem Himmel so,
Wie ich für deines that und thu'."

Schön, wie das Weib, das, als die Erste, fiel,
Vom Reiz der bösen Schlange angezogen,
Die ihrem kindischen Gemüth gefiel,
Forthin betrügend — weil sie selbst betrogen;
Blendend, wie der, ach! allzusel'ge Traum,
Vergönnt dem bilderreichen Schlaf des Kummers,
Wo, neubelebt uns unter'm Lebensbaum,
Entgegen tritt das Opfer ew'gen Schlummers!
Sanft wie Erinnerung, wenn theure Asche sie sammelt,
Rein, wie das Gebet, das der Mund eines Kindes stammelt —
War sie, die Tochter des alten Häuptlings, des rauhen,
Dessen Augen von Thränen — doch nicht des Kummers — thauen.

Wer weiß es nicht, wie schwach das Wort: zu malen
Nur Einen von der Schönheit Himmelsstrahlen?
Wer fühlt nicht, — bis vom vielen Anschau'n trunken
In selige Verblendung er gesunken —
Daß Wangengluth und Herzensschlag gesteht,
Holdseligkeit! deine Macht und Majestät?
So war Zuleika — und ein Zauberschein
Umglänzte sie — verborgen ihr allein;
Der Anmuth Reinheit und der Liebe Licht —
Der geist'ge Wohllaut um ihr Angesicht —
Das Herz, aussendend freundliche Befehle —
Und o das Aug' für sich war eine Seele!

Die schönen Arme sittsam faltend
Auf ihrer sanftgehobnen Brust,
Beim ersten Gruß sie entgegenhaltend
Dem Vater, um ihn zu umschlingen
Der sie empfing mit stolzer Lust,
Und hin sich gab den holden Ringen —
So kam Zuleika — Giaffir empfand,
Wie ihm sein Vorsatz halb entschwand;
Nicht daß der alte, rauhe Mann
Mit Wissen ihr ein Leid ersann;
An seinem Kleinod der Ehrgeiz zerrte,
Dagegen sich die Liebe sperrte.

(Fortsetzung folgt.)

Ahasverus. Napoleon.

(Schluß.)

Wahrlich! man könnte versucht seyn, die Schlußworte in einem ganz andern Sinn zu nehmen, als der Verfasser sie wohl meinte. Wir müssen die Nachsicht der Leser, die vielleicht, ohne unsere Schuld aus dieser Poesie nicht klug geworden, in Anspruch nehmen, daß wir sie so lange bei diesem sonderbaren Werk aufgehalten haben, von dem diese Inhaltsanzeige denn doch nur eine unvollkommene Vorstellung gibt. Aber wenn auch nicht durch seinen poetischen Werth, so doch durch seine Sonderbarkeit und durch das Charakteristische der sich darin kund gebenden Tendenzen schien es diese Ausführlichkeit, so wie eine weitere Erörterung zu verdienen. Es würde ganz und gar nicht schwer seyn, dieß ganze Gedicht durchaus ins Lächerliche zu ziehen, und man könnte auf gar Vieles den Spruch anwenden:

Nichts Trauriger's kann dem Menschen geschehn,
Als das Absurde verkörpert zu sehn!

Aber, wie Goethe sagt: dem Verständigen kommt fast Alles lächerlich vor, dem Vernünftigen fast nichts, so kann man auch dieser Poesie manche sehr ernste Seite abgewinnen. Mit den Aristotelischen drei Einheiten, überhaupt mit künstlerischen Anforderungen darf man nicht an dieses Werk kommen; auch nicht mit der Hoffnung des Genusses — es ist Alles unkünstlerisch, chaotisch, unerquicklich. Die Anlage des Gedichts im Ganzen ist von der Art, daß an eine Kritik derselben so wenig gedacht werden darf, als man den Canon des Praxiteles auf indische Götterungeheuer anwenden darf; aber auch die untergeordneten Gesetze — Entwicklung von Charakteren, Interesse des Dialogs und dergleichen — sind keineswegs beobachtet. Es sind fast lauter Monologen, und die Monologen selbst wieder sind abrupte Sätze, durch welche sich nur selten ein bindender Faden hindurchzieht. Die Diktion, die Bilder, die Schilderungen verschiedener Art sind oft treffend und schön, aber streifen gar oft ins Ungeheuerliche, und nicht leicht wird man mehr das Wort bestätigt finden: daß vom Erhabenen zum Lächerlichen nur ein Schritt sey; ja nur allzuoft bleibt Quinet unter dem Erhabenen, beim Lächerlichen stehen. Die Personifikationen von Städten, Kirchen, Statuen, der Zeit, vom Nichts u. s. w. würden wohl eher in ein humoristisches Schattenspiel in der Art unseres J. Kerner passen, als in ein ernst gemeintes Mysterium. Es werden wirklich darin der Einbildungskraft Dinge zugemuthet, an welchen nicht bloß eine occidentalische, sondern auch eine orientalische Phantasie muthlos erliegen würde, und wenn vielleicht auch manchmal ein Bild, eine Personifikation unter der Bedingung zulässig wäre, daß es nur als ein leicht gekommener, übermüthiger Einfall gelten sollte, worauf aber kein Werth gelegt wird: so werden dergleichen Metaphern ganz und gar widerlich, wenn sie bis ins kleinste Detail verfolgt werden, wenn sich der Verfasser Mühe zu geben scheint, durch eine minutiöse und lächerliche Ausmalung das Unangemessene und Hinkende ins grellste Licht zu setzen. Was soll man sich dabei denken: eine Stadt stiege

auf ihre Zinnen und Thürme? Was dabei, wenn die einzelnen Glieder des Meeres geschildert werden? Gerade bei dem Phantastischen, das hier so übermäßig reichlich eingemischt ist, vermißt man die urkräftige, lebendige Phantasie, es wird gewissermaßen nach Regeln, nach einem System personifizirt und metaphorisirt, während die ächte Phantasie über Regeln wegfliegt. Es ist nicht mehr die Sprache der gewöhnlichen Welt — sie geht überall auf hohen Stelzen, von denen sie dann manchmal plötzlich herunterstürzt. Die sogenannte poetische Prosa ist vielleicht bei der Eigenthümlichkeit der französischen Sprache für ihre Poesie sehr zu empfehlen, aber dann darf sie nicht, wie hier, ins Naturlose und Ungeheure ausschweifen, sondern muß ihren Vorzug in ihrer Präcision suchen. Die strengere, rhythmische, Form, an welche sich Quinet in seinem Napoleon band, hat ohne Zweifel viel dazu beigetragen, dieß Gedicht vor solchen Verirrungen zu bewahren, wozu die verführerische Ungebundenheit der Prosa eher Veranlassung gab. Daß übrigens Quinet diese Art der Sprache wohl zu handhaben weiß und mit Maß und Takt Großes hier leisten kann, darf wohl nicht bezweifelt werden.

Bisher ist die eigentliche Idee des Buchs noch nicht in Betracht gezogen worden; hat es einen solchen Lebenskern und wo steckt er? Der Verfasser sagt: Ahasverus sey die Menschheit — aber dieß erklärt nicht viel. Er sagt auch: dieß Buch sey das Werk der Verzweiflung — und diesem nach dürfte man sich wenig Hoffnung machen, eine gesunde Idee darin zu finden. Was man als die Absicht des Verfassers annehmen kann, dürfte vielleicht etwa so bezeichnet werden: er will eine gedrängte Anschauung der Geschichte der Menschheit nach ihren natürlichen und geistigen Momenten von der höchsten Perspective aus geben. Diese Idee, diesen Plan scheint er jedoch vielmehr erst in poetische Bilder übersetzt zu haben, als daß er ihm mit und aus diesen hervorgegangen wäre. Um seine Idee darzustellen, hat der Dichter die ganze Welt und den Himmel und Gott herbeigezogen; aber er scheint vergessen zu haben, daß, je größer die Bühne ist, desto kleiner die darauf Handelnden erscheinen, und daß umgekehrt die wahre poetische Größe auch die kleine Bühne zum Weltall ausdehnt. Er wollte ein Weltgedicht schaffen — er hatte das Vorbild Faust's im Auge. Aber nicht durch den Prolog im Himmel gerade ist Faust ein Weltgedicht geworden, sondern durch die irdischen, wahrhaft menschlichen Scenen. Aber Quinet hat das innerlich, intensiv Wirkende und Gewaltige durch das extensiv, äußerlich Ungeheure zu ersetzen oder gar zu überbieten geglaubt, das die Seele Anfangs überrascht und betäubt, aber sie, sobald sie daran gewöhnt ist, kalt läßt und langweilt. Die Scene, der Apparat, die willkürlich herbeigezogenen Gedanken und Bilder überwiegen immer weit das innere Interesse, das Charakteristische, die Entwicklung; die beiden Hauptsubjekte der Dichtung Ahasverus und die Menschheit, deren Repräsentant er seyn soll, lösen sich keineswegs in einander auf, wie man vermuthen könnte, daß es in der Absicht des Verfassers lag, sondern sie gehen gleichgültig neben einander her; Ahasverus, durch ein ganz eigenes Geschick von allen Sterblichen unterschieden, kann aber auch gar nicht ihr Repräsentat seyn, wie er nicht mehr mit ihnen zu fühlen vermag. Rahel, die ihn rettet (die personificirte Liebe), ist ebenfalls eine verunglückte, gesteigerte Nachahmung des Goetheschen Gretchens. Quinet ist nicht damit zufrieden daß sie ein Weib ist, sie muß ein gefallener Engel seyn — und der Grund ihrer Verstoßung aus dem Himmel ist — Mitleiden!

Theils im Ganzen, theils im Einzelnen macht sich eine außerordentliche Einwirkung fremder, besonders deutscher Poesie auf diesen Dichter bemerklich. Die vielen aus dem Faust entlehnten Züge sind schon angemerkt worden; aber vielleicht dieß Thema selbst, den Ahasverus, verdankt Quinet einem von Goethe gegebenen Wink, im sechsundzwanzigsten Bande seiner Werke. Goethe nämlich, welcher sich in seiner Jugend mit dem Christenthum und seiner Geschichte beschäftigte, ergriff, wie er sagt S. 309) den wunderlichen Einfall, die Geschichte des ewigen Juden episch zu behandeln, um an diesem Leitfaden die hervorstechenden Punkte der Religions- und Kirchengeschichte nach Befinden darzustellen. Anfang, Schluß und zerstreute Stellen wurden niedergeschrieben, aber es habe ihm die Zeit gefehlt die nöthigen Studien zu machen. Gewiß dürfen wir annehmen, daß Goethe, hätte er diesen Plan ausgeführt, sich nicht so ins Visionäre und Abenteuerliche verloren hätte. Außer der oft ungeschickten Nachahmung Goethe's ist für die Poesie sehr nachtheilig die starke Versetzung mit einer nicht gehörig verarbeiteten, und wie es scheint oft mit Namen sich begnügenden Gelehrsamkeit. Der Verfasser wollte alle Nationalitäten, Zeitalter und Religionen in sein Gedicht hereinziehen, was aber natürlich nur auf höchst oberflächliche Weise geschieht. Sein Gedicht gewinnt den Anschein wie das alte Rom unter den Kaisern, das sich mit allen Kulten und Göttern erfüllte, während es an keinen mehr glaubte; zwar verwahrt sich Quinet gegen den Vorwurf der Irreligiosität und verlangt, daß man die Vollendung des dritten zu seinem Cyklus gehörenden Gedichts abwarte; aber jedenfalls, wenn man auch anerkennen muß, daß ein gewisses religiöses Interesse sich beurkunde, ist eben so gewiß, daß dieses von einem religiösen Skepticismus sehr hart befehdet wird und daß wir gerade in dieser Beziehung nur zu sehr dem Dichter glauben müssen: sein Buch sey das Werk der, wenn auch sich sträubenden, Verzweiflung. Nicht der individuellen Gesinnung des Verfassers sowohl, als der Geistesstimmung des jetzigen Frankreichs gilt dieser Vorwurf; der religiöse Sinn scheint wieder da und dort auftauchen zu wollen, aber der geistreiche Luxus gerade, womit man ihn pflegt, als wenn er bei einfacherer Behandlung nicht gedeihen könnte, flößt keine große Hoffnung auf kräftige Entwicklung desselben ein.

Wir haben den Ahasverus weitläuftiger behandelt, weil Quinet ihn keineswegs desavouirt, sondern auf ihn zurückweist; über den jüngst erschienenen Napoleon können wir in mehrfacher Hinsicht ein günstigeres Urtheil fällen.

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 19.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

20 April 1836.

Die Braut von Abydos.

(Fortsetzung.)

„Zuleika, du mein holdes Kind!
Wie theu'r — muß dieser Tag dir sagen,
Wo ich dem Liebsten zu entsagen,
Mich selbst bezwingend, bin gesinnt,
Und dir verkünde: mit einem Andern
Sollst du in seine Wohnung wandern!
Mit einem Andern — der ein Held
Wie keiner sonst im Kriegesfeld!
Uns Moslem kümmert nicht das Blut,
Doch ist der Stamm von Carasman *)
Der unverwüstliche, voran
Der kühnen Timarioten Bande,
Die tapfer behaupten eroberte Lande.
Genug daß der, deß Braut du bist,
Von Bey Oglu der Vetter ist.
Sein Alter macht wohl kein Bedenken;
Ich möcht' dich keinem Knaben schenken.
Ich geb' dir reiches Heirathgut!
Vereint wird groß genug unsre Macht
Daß sie den Todesferman verlacht,
Der Andern stocken macht das Blut;
Wir zeigen wohl dem Ueberbringer
Wie man daran verbrennt die Finger! **)
Jetzt kennst du deines Vaters Willen;
Nicht mehr braucht dein Geschlecht zu wissen;
Zu lehren dich war ich beflissen,
Was dir geboten, zu erfüllen;
Den Weg zur Liebe dich zu führen
Wird deinem künft'gen Herrn gebühren."

Ihr Haupt das Mädchen schweigend neigt;
Und wenn ihr Auge perlt von Zähren
Welchen sie freien Lauf muß wehren,
Die Wange raschen Wechsel zeigt
Von Roth zu Blaß, von Blaß zu Roth,
Als ob, gleich Pfeilen, schnellen Tod
Die Worte in ihr Herz getragen:
Was sonst war dieß als magdlich Zagen?
So hold stehn Thränen schönen Augen,
Daß Liebe säumt sie wegzusaugen;
So süß die Wangen Schamroth kleidet,
Daß fast das Mitleid sich dran weidet! —
Der Vater fragte nicht — warum?
Und ahnt er's auch — er duldet's stumm.
Er klatscht dreimal nach seinem Roß,
Legt weg die köstliche Chibuke, *)
Schwingt rasch sich auf das Pferd — im Troß
Folgt Mograbi **) und Mameluke.
Mit seinen Delis ritt er aus,
Zu schauen tapfern Uebungsstrauß
Mit Damascenern, hell vom Glanze,
Mit Pfeil und hochgeschwungner Lanze.
Der Kislar nur mit seinen Mohren
Hält Wache an des Harems Thoren.
Das Haupt stützt Selim auf die Hand;
Sein Aug' ist starr hinausgewandt

*) Carasman Oglu oder Cara Osman Oglu ist der Hauptlandbesitzer in der Türkei, er beherrscht Magnesia; diejenigen, welche durch eine Art von Belehnung Land besitzen gegen die Verbindlichkeit zu Kriegsdiensten, heißen Timarioten; sie dienen als Spahis, im Verhältniß zum Umfang ihres Territoriums und stellen eine gewisse Mannschaft, gewöhnlich Reiterei, ins Feld.

**) Wenn ein Pascha zum Widerstand sich stark genug fühlt, so wird der einzelne Bote, der immer zuerst mit dem Todesbefehl ankommt, und bisweilen fünf oder sechs einer nach dem andern, als Ueberbringer der nämlichen Botschaft, auf Befehl des widerspenstigen Verurtheilten, erdrosselt; wenn er aber schwach oder unterwürfig ist, verneigt er sich, küßt des Sultans verehrungswürdige Unterschrift und wird in bester Manier erwürgt.

*) Chiboute, die türkische Pfeife, an welcher die Ambramundspitze und oft der Kopf, worin der Tabak, mit kostbaren Steinen besetzt ist.

**) Mograbi heißen schwarze Soldtruppen.

Auf die tiefdunkelblauen Wellen,
Sanft gleitend durch die Dardanellen;
Doch sah er nicht das Meer, den Strand,
Nichts von der Paschas Reiterschwärmen,
Die, auf den Häuptern den Tulband
Im Schlachtspiel durch das Blachfeld lärmen,
Wie sie in vollem Rossesrennen
Den Filz mit scharfem Schwertstreich trennen;
Er sah nicht, wie sie mit den Spießen
Nach ausgesteckten Zeichen stießen;
Er überhört ihr Allahschrei'n —
Sein Herz nimmt Giaffirs Tochter ein!

Kein Wort aus Selims Busen brach;
Ein Seufzer Zuleika's Herz aussprach;
Noch starrt er durch das Fenstergitter
Blaß, stumm und ruhig — aber bitter.
Zuleika's Aug', auf ihn gekehrt,
Ward durch den Anblick nichts gelehrt; —
Eins war — und anders doch, ihr Schmerz!
Ihr füllte sanftre Gluth das Herz;
Und doch dieß Herz in seiner Noth
Zu sprechen dem zagenden Kind verbot —
Und dennoch muß sie! — Wann es wagen? —
„Woher sein seltsames Betragen?
So haben wir uns noch nie gesehn!
So dürfen wir nicht von einander gehn!“
Dreimal sie das Gemach durchwandelt,
Belauscht sein Aug', das unbewegt;
Sie nimmt die Flasche, welche hegt
Die Perserrosen in Geist verwandelt,
Und spritzt die Wohlgerüche alle
Aus auf die bunte Marmorhalle.
Der Regen, welcher durch dieß Spiel
Des Mädchens, auf den Kaftan fiel
Von Selim, blieb ihm unbewußt,
Als wär' auch marmorn seine Brust.
„Wie, finster noch? Was fällt dir ein?
Kannst holder Selim so du seyn?“
Sie sah in reicher Fülle steh'n
Die schönste Blum' im Morgenland;
„Er liebte sie — wird er verschmäh'n
Die Gabe von Zuleika's Hand?“
Kaum hat der Einfall sie durchzückt,
Ist schon das Rosenkind gepflückt;
Im nächsten Augenblick die süße
Gestalt sich schmiegt an Selims Füße:
„Zu sänft'gen meines Bruders Gram
Die Ros' als Bülbüls*) Botin kam;
Zu Nacht, verheißt er, doppelt lang
Soll seyn für Selim sein Gesang;
Vielleicht Ein froher Ton gelingt
Einmal ihm, der sonst traurig singt;

*) Bülbül, die Nachtigall, ist im Persischen männlichen Geschlechts. Deutsch: der Sprosser.

Er hofft mit umgestimmten Tönen
Die Schwermuth Selims zu versöhnen!“

„Was! nicht die arme Blume nehmen?
O dann, fürwahr, muß ich mich grämen!
Du kannst mich anseh'n so mit Groll,
Und kennst mein Herz, wie's liebevoll?
O lieber Selim, mehr als lieb mir,
Fürcht'st, hass'st du mich? O Antwort gib mir!
Leg' an meine Brust dein Haupt voll Kummer,
Und küssen will ich dich in Schlummer,
Wenn Ruhe dir mein Wort, der Schlag
Der Nachtigall selbst nicht bringen mag.
Rauh, streng schien oft der Vater mir —
Doch lernen kann er noch von dir!
Nicht fühlt für dich er Vaterliebe;
Doch wirfst du weg Zuleika's Liebe?
Ha, ahn' ich recht? — des Pascha's Plan —
Der Vetter — Bey von Carasman
Mag wohl zu Deinen Feinden gehören?
Wenn dieß — laß mich bei Mekka schwören,
Falls Frauenschwur darf rufen an
Den Tempel, dem sie nie darf nah'n:
Nicht ohne daß du's gut genannt,
Reicht' ich dem Sultan selbst die Hand!
Meinst du, ich könnte von dir eilen
Weit weg? mein eignes Herz zertheilen?
Ach! risse man mich von deiner Seiten,
Wer sollt' mich lieben, wer mich leiten?
Kein Augenblick war und komme keiner,
Der meine Seele reißt von deiner!
Selbst Azrael*) mit dem Todesbogen,
Dem alles Sterbliche wird zum Raub —
Sein Pfeil, wenn einst er kommt geflogen,
Vereinige unsrer Herzen Staub!“

Er lebt — er athmet — fühlt und sieht!
Er hebt das Mädchen auf, das kniet;
Seine Starrsucht flieht,
Sein Auge glüht
Von Gedanken, die lang gewohnt im Dunkeln,
Von Gedanken, die jetzt strahlen und funkeln —
Wie der Strom, der zuvor
Unter Weiden gezogen,
Rauscht schäumend hervor
Plötzlich mit lichtschimmernden Wogen —
Wie der Donnerkeil bricht
Aus den Wolken, den grauen,
Flammt dieses Auges Licht
Unter den dunkeln Brauen!
Ein Schlachtroß beim Drommetengellen,
Ein Leu, bei wilder Meuten Bellen,
Ein Wüthrich, den im tiefen Schlaf
Ein schlechtgezieltes Messer traf,

*) Der Todesengel.

Wenn sichs um Todesabwehr handelt —
Fühlt sich nicht plötzlicher verwandelt,
Als Selim bei ihrer Rede empfand!
Jetzt sein Gefühl die Sprache fand:

„Jetzt bist du mein! ja mein für immer!
Im Leben laß ich, im Tod dich nimmer!
Jetzt bist du mein! vom heil'gen Eide,
Den du sprachst, sind gebunden beide!
Ihn hat die Weisheit eingegeben!
Was du gelobt, erhält zwei Leben.
O zag' nicht! deine Locke schon
Gilt meiner Zärtlichkeit eine Kron'!
Nicht würd' ich dir das leicht'ste Haar
An deiner holden Stirn verletzen —
Nicht um den Preis von allen Schätzen,
Die ruh'n in den Höhlen von Istakar!
Gar dunkle Wolken heut mir grollten;
Ich habe Giaffir's Zorn entgolten —
Er hat fast Memme mich gescholten!
Jetzt mangelt mir der Sporn nicht mehr
Zur Tapferkeit, und ich, den er
Sohn einer Sklavenmutter nannte —
Ha! tief in meine Seele brannte
Der Titel sich! — ich will ihm zeigen
Ein Herz, das, wenn's das Prahlen scheut,
Doch Trotz all seinen Worten beut,
Und das nicht seine Macht kann beugen!
Sein Sohn, fürwahr! Durch dich jedoch,
Bin ich's nicht, kann ich's werden noch!
Kein Andrer als wir zwei
Mitwisser vom Geheimniß sey!
Der Elende ist mir bekannt,
Der's wagt zu fordern deine Hand;
Es ist im weiten Moslemreich
Kein Andrer diesem Schurken gleich,
Deß Gut durch solche Schmach erworben
Und dessen Seele so verdorben!
Stammt er von Negroponte nicht?
Nicht Israel hat solch Gezücht!
Doch laß das jetzt — von unsrem Eide
Sprich nicht! — das Andre die Zeit entscheide.
Mir laß, und den Meinen, Osman Bei!
Gesellen hab' ich, kühn und treu!
Denk' nicht, ich sey der, der ich schien!
Ich habe Waffen, habe Freunde,
Ich lasse über meine Feinde
Herauf der Rache Wetter ziehn!"

„Nicht glauben, du seyest, der du scheinst?
Selim, ich weiß nicht, was du meinst!
Heut hab' ich hold dich, mild gesehn,
Jetzt kann ich dich nicht mehr verstehn!
Du kanntest längst gewiß mein Lieben —
Es ist sich immer gleich geblieben;
Dich sehn, dich hören, um dich seyn —
Die Nacht, ohn' andre Gründe, hassen,
Als, weil ich dann dich muß verlassen —
Leben mit dir, mit dir erblassen —
Stets bleibe diese Hoffnung mein!
Dir küssen Auge, Lippe, Wange
Wie jetzt — und jetzt — ha! mir wird bange,
Beim Allah! Feuer ist dein Mund!
In deinen Adern brennt ein Fieber,
Und meiner Wange Glühn gibt kund,
Daß es in mich auch strömt herüber!
Deine Gesundheit zu bewachen,
Dir Tröst'rin deiner Krankheit machen,
Mit dir all deine Güter theilen,
Doch nicht, sie zu verschwenden, eilen,
Dir auch mit Lächeln, ohne Klagen
Der Armuth Bürde helfen tragen —
Ja Alles thun — nur schließen nicht
Dein Auge, wenn es sterbend bricht,
Weil mir selbst nicht das Leben bliebe,
Zu leisten diese Pflicht der Liebe —
Nur hierauf ist mein Sinn gerichtet;
Bin mehr ich dir zu thun verpflichtet?
Doch Selim, sag' auch, was dich macht
So sehr auf Heimlichkeit bedacht?
Nicht denken kann ich mir den Grund,
Doch sey's so, wie's begehrt dein Mund,
Doch was von Waffen und Freunden er sprach,
Bin, zu begreifen, ich zu schwach.
Ich meinte, daß selbst Giaffir hören
Mich durfte mein Gelübde schwören,
Sein Zorn nicht würde das mir wehren,
Was ich gelobt; er würde mir
Gewiß die Freiheit leicht gewähren;
Und was ist denn zu tadeln hier,
Wenn ich so, wie ich bisher war,
Zu bleiben wünsche immerdar?
Was hat Zuleika sonst geseh'n
Seit der harmlosen Kindheit Stunden?
Auf was kann ihre Sehnsucht geh'n
Als dich, an den ihr Loos gebunden,
Der du der Kindheit Spielplatz theiltest,
Mit mir in einem Zwinger weiltest?
Die Zärtlichkeit — alt wie mein Leben,
Sollt' ich sie jetzt nicht mehr gesteh'n?
Was, um die Wahrheit aufzugeben,
Die unser Stolz war, ist gescheh'n?
Sich fremden Blicken auszusetzen
Wehrt Gott in unseren Gesetzen;
Nie ward auf Klagen ich betreten
Ob dieser Satzung des Propheten;
Ja, dieß Gebot sogar ich pries,
Das Alles nahm und Dich mir ließ!
Ein tiefes Grau'n mich übernahm,

Als von dem Mann ich mußte hören,
Dem ich als Weib sollt' angehören,
Und der mir nie vor's Auge kam.
Was soll ich dieß nicht offenbaren?
Warum willst du, ich soll's bewahren?
Ich weiß, des Pascha's Uebermuth
Vertrug mit dir sich niemals gut;
Gar oft um Nichts er mit dir grollte;
Denn sey's, daß er durch mich es sollte!
Ich weiß nicht: warum? doch ich empfinde,
Verheimlichung drückt mich wie Sünde!
Ist ein Verbrechen dieß Geheimniß —
Und so gemahnt's dieß schwache Herz —
O Selim, sag' mir's ohne Säumniß!
Befrei' mich von der Bangniß Schmerz!
Ha! sieh, dort naht der Tschokadar!*)
Mein Vater kommt mit seiner Schaar;
Vor seinem Auge muß ich zagen;
Warum? Kannst Selim du mir's sagen?"

„Zuleika, zieh du dich zurück
In dein Gemach; Giaffirs Blick
Begegn' ich; Viel gibt's zu verkehren
Von Steuern, Fermans, neuen Heeren;
Zeitung, die Schlimmes uns läßt hoffen,
Ist von der Donau eingetroffen;
Die Reihen des Veziers sich lichten;
Dafür ihm Dank mag der Giaur entrichten!
Doch unser Sultan spendet schon
Solch theurem Triumphe kärzern Lohn!
Doch höre! wenn zu Mahl und Rast
Den Truppen nach der Tages Last
Die Abendtrommel gibt das Zeichen:
Will unter dein Gemach ich schleichen;
Dann leis' verlaß dein Harem du;
Wir wandeln dann im Schutz der Nacht
Am Meer; nichts störet unsre Ruh;
Der Garten ist ummaur't, umwacht,
Kein Späher übersteigt die Mauern,
Uns auszuspüren, zu belauern;
Wagt's Einer: fehlt mein Schwert mir nicht,
Das that und thun wird seine Pflicht.
Dann hörest Du von Selim mehr,
Als du gedacht, geträumt vorher.
Nicht Furcht vor mir je nahe dir,
Vertraue ganz, Zuleika, mir!
Zum Harem ist, wie dir bekannt,
Ein Schlüssel stets in meiner Hand."

*) Einer der Diener welche vor den Vornehmen hergehen.

„Dich fürchten, o mein Selim! nie
Vernahm bis jetzt ich Worte, die — —"
„O zögre du nur nicht! ich habe
Den Schlüssel; manche reiche Gabe,
Und Hoffnung auf noch größre, macht
Mir wohlgewogen Harems Wacht.
Zu Nacht, Zuleika, wird dir klar
Mein Schicksal, Vorsatz und Gefahr —
Nicht bin ich, der zum Schein ich war!"

Ende des ersten Gesangs.

Die tausendste Nummer der Literary Gazette.

Das genannte Blatt wirft in seiner 1000sten Nummer einen Rückblick auf seine beinahe 20jährige Existenz. „Wir gestehen es, mit Stolz fordern wir das Publikum auf, einen Blick zu werfen auf die 20 Quartbände welche die gesammelte Masse unserer tausend Wochen enthalten. Welch ein Gemälde bieten sie dar von der englischen Literatur! kaum Ein Werk, das die Presse verließ, ist ungewürdigt geblieben, keines übersehen worden. Zu Anfang unserer Laufbahn wurden die schönen Künste von allen Blättern Londons nicht zehnmal im Jahre erwähnt; jetzt, so groß ist die Macht des Beispiels, sind sie so gewöhnliche Gegenstände der Unterhaltung als die politischen Tagesbegebenheiten. Die Wissenschaft war auf zwei oder drei dicke Journale beschränkt, die, wie Engel, nur selten erschienen. Jetzt wird jede Bewegung in jedem Gebiet rasch und mit Erfolg angekündigt und der Welt bekannt gemacht. Unsere nationalen, literarischen und wissenschaftlichen Gesellschaften, welche bei verschlossenen Thüren zusammenkamen, bis die Literary Gazette sie öffnete, sehen ihre Verhandlungen jetzt so regelmäßig berichtet wie die des Parlaments." Unter Anderm erklärt sich das Blatt bei dieser Gelegenheit gegen die Abschaffung (oder Herabsetzung?) der Stempeltaxe und behauptet: die Folge hievon würde allgemeine Herabwürdigung der Presse und Vernichtung ihrer heilsamsten und wesentlichsten Eigenschaften seyn.

In einer Anzeige des Buchs: der deutsche Student von A. v. S., in der Revue des deux mondes, meint der Kritiker, es werde darin, dem Verfasser selbst unbewußt, die Frage der Existenz der deutschen Universitäten diskutirt. Die Einschränkungen der Universitäten seyen im Interesse der Wissenschaften und des Gedeihens der Universitäten selbst. Auch die Sache der Revolution habe durch die Unterdrückung der Verbindungen nichts verloren. „Was auch die Zukunft der deutschen Universitäten und Deutschlands selbst, auf welches die Universitäten so großen Einfluß geübt haben, seyn mag; sehr interessant ist immer das Studium dieser Ausnahmssitten, dieser Mischung von Rohheit, von Feinheit, von mittelalterlicher Barbarei und hoher Civilisation, die sich in ihrer bizarren Originalität bis auf unsere Tage erhalten hat."

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 20.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

23 April 1836.

Die Braut von Abydos.

Zweiter Gesang.

Hoch peitscht den Hellespont der Wind,
Wie einst in jener stürm'schen Nacht,
Wo Aphrodite's Göttermacht
Den Jüngling, den das Königskind
Von Sestos bang erwartend wacht,
Vergaß zu retten aus der Fluth,
Darein ihn warf der Liebe Muth.
Oh! wie die Fackel, die einsam lodert
Vom hohen Thurm, hinaus ihn fodert:
Konnt' er nicht hören, nicht gewahren
Die Zeichen drohender Gefahren;
Ob auch der Windstoß quirlt das Meer,
Seevögel kreischen um ihn her,
Und oben Wolken, unten Wogen
Vom Wagestück zurück ihn zogen:
Sein Aug' sah nur das Licht der Lieben —
Den einzigen Stern, der wach geblieben;
Im Ohr klingt ihm nur Hero's Sang:
„Trennt, Wellen! Liebende nicht lang'!"
Die Sag' ist alt; doch stets aufs neue
Bewährt sich Lieb' in gleicher Treue.

Hoch geht der Wind, und Helle's Fluth
Wälzt sich, ein dunkler Strom, zum Meer;
Es deckt die Nacht, die schwer drauf ruht,
Die Ebene, die einst das Blut
Umsonst trank von der Helden Heer;
Den öden Raum von Priams Veste,
Die Gräber, seines Reiches Reste,
Deckt Alles — nur die ew'gen Träume nicht,
Die in des Barden Blindheit gossen Licht!

Oh, noch — denn ich bin dort gewesen!
Mein Fuß betrat die heil'ge Küste —
Mich hat jene brausende Fluth getragen —
O Sänger! mit dir träumen, klagen,
Durchstreifen der Vergangenheit Wüste,
Auf all den grünen Hügeln lesen:
Daß von heroischen Gestalten
Die Asche wirklich sie enthalten,
Wenn um den Platz, der nicht erträumt,
Dein breiter Hellespont noch schäumt —
Das ist mein Wunsch! Kalt wär' der Geist,
Der hier dich einen Fabler heißt!

Auf Helle's Strömung sank die Nacht,
Doch stieg an Ida's Berg noch nicht
Der Mond, der Alles sah mit an,
Was uns der Sänger kund gethan;
Jetzt keinen Kriegern Verdruß er macht,
Der Schäfer heißt willkomm sein Licht;
Die Heerden auf dem Hügel grasen
Deß, den der Pfeil des Paris traf;
Der Haufen aufgeworfner Grund,
Den Ammons Sohn umfuhr im Rund —
Von Völkerschaaren aufgeschichtet,
Wo Kön'ge ihr Gebet verrichtet —
Jetzt ist's ein namlos stiller Rasen,
Darin — wie eng der Raum zum Schlaf!
Und drüber flüstern Fremde nur
Den Namen — sonst fehlt jede Spur;
Sonst überlebt das Mal der Staub;
Dein Staub auch ward der Zeiten Raub!

Spät, spät erst Nachts, der Hirten Freund,
Des Schiffers Trost — der Mond erscheint.

Bis dahin weist dem schwanken Kahn
Kein Feuerbecken seine Bahn;
Die rings die Bucht erhellt, die Flammen,
Sie sanken nach und nach zusammen.
In dieser trüben Stund' ist wach
Die Lampe nur in Zuleika's Gemach.

Ja! von hier nur schimmert des Lichtes Glanz:
Auf ihrem prächtig seidnen Pfühl
Liegt der duftende Ambra-Rosenkranz,
Der holden Finger süßes Spiel —
Dabei, mit Smaragden übersä't,
(Wie konnte der köstlichen Juwele
So ganz vergessen ihre Seele?)
Ihrer Mutter heiliges Amulet,
Drauf Worte, die für dieses Leben
Trost und aufs andre Anspruch geben.
Bei ihrem Comboloio ruht
Ein Koran, geschmückt mit Farben voll Gluth,
Mit manchem schön unmalten Spruch,
Entnommen altem Perserbuch;
Und, stumm jetzt, über diesen Rollen
Die Laute, die sonst froh erschollen.
Um die kunstreiche Lampe, die golden glüht,
In Porzellan ein Blumenheer blüht.
Was Irans Webestuhl vollendet,
An Wohlgerüchen Schiras sendet —
Was Aug' und alle Sinn' entzückt —
Damit ist dieß Gemach geschmückt.
Und doch fühlt sie sich drin gedrückt;
Sie — Herrin dieser Feenpracht —
Was eilt sie fort und in so rauher Nacht?

Im köstlich schwarzen Zobelkleide —
Der höchsten Moslem Vorbehalt —
Daß des Himmels Sturm nichts thue zu Leide
Der Brust, die Selim den Himmel galt —
Durchs Dickicht wandeln mit leisen Tritten,
Sie hemmend oft, wenn ungestüm
Kam heulend entgegen des Sturmes Grimm,
Bis zum ebnern Pfad sie vorgeschritten,
Wo freier schlug ihr zages Herz:
So folgt die Jungfrau fort und fort
Dem Führer, welcher sprach kein Wort;
Wie könnte sie sich von Selim entfernen?
Wie könnt' ihr Mund ihn schelten lernen?

(Fortsetzung folgt.)

Napoleon von Edgar Quinet.

Wenn man etwa durch den Ahasverus auf die Vermuthung geleitet werden könnte, daß Quinet einem blinden poetischen Impuls folge, ohne klares Bewußtseyn dessen, was er leisten wolle, so überzeugt man sich aus der den Napoleon einleitenden Vorrede, daß er es durchaus nicht an Reflexion über die Poesie, ihre Verschiedenheiten und Bedingungen fehlen läßt — ja man könnte eher auf den Gedanken kommen, er werde in seinen Produktionen nur zu sehr durch gewisse vorgefaßte Theorien bestimmt. Aus seinem jedenfalls nicht uninteressanten Vorwort heben wir Einiges aus:

„Fragt man, mit welchem Recht ein Schriftsteller ohne ganz besondern Beruf den Gegenstand, an welchem ich mich jetzt versuche, zu behandeln gewagt habe, so antworte ich: die großartigsten Gegenstände sind nicht immer die schwierigsten für die Behandlung; die Obliegenheit des Dichters ist, die Poesie auszusprechen, nicht sie zu erfinden; die größten Vorwürfe — Gott, die Natur, der Held sind die gewöhnlichen Aufgaben der Gesänge für die bescheidensten wie für die berühmtesten Dichter. — Ein scheinbarerer Grund, dieß Werk ohne Prüfung zu verwerfen, würde sich auf die beinah allgemein zugestandene Annahme stützen, daß der französische Geist nicht für die Epopöe geeignet sey, daß die französische Sprache des heroischen Genius ermangle." — Dagegen beruft sich Quinet theils auf die französischen epischen Gedichte des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts, theils erinnert er daran, daß jene Ansicht sich auf Voltaire's Henriade gründe, welche freilich in einer dem Epos entfremdeten und ungünstigen Zeit gedichtet, kein ächtes Epos habe werden können — „in dieser Art der Poesie ist, wenn der Gedanke und der Wille der Gesammtheit nicht die Hälfte des Werks thun, das Werk selbst unmöglich." — „Aber seit der Zeit der Henriade hat eine Revolution statt gefunden und die Geschichte ist wieder heroisch geworden; wenn aber die Geschichte einen epischen Charakter angenommen, wird die Poesie es ihr nachthun." — „Wäre es nicht sonderbar, wenn das Volk, das für das heroischste in Thaten gilt, das einzige wäre, dessen Literatur des heroischen Geistes entbehrte? *) Dieser Geist ist in der That nichts Anderes in einer Nation, als das Bewußtseyn, das sie von sich selbst und ihrer Wirkung auf die Welt hat." Von dieser Nothwendigkeit überzeugt, unterzog sich der Autor dem Versuche eines epischen Gedichts, bescheidet sich jedoch, nur einer der bahnbrechenden Vorläufer eines glücklicheren epischen Dichters zu seyn. Um seiner Aufgabe möglichst nahe zu kommen, habe er sehr viele Schlachtfelder besucht und sich, so viel immer thunlich, von dem Charakter der Leidenschaften unterrichtet, welche jedes Volk zum Kampf mitgebracht.

Dem vielbesprochenen Unterschied des Dramas und Epos widmet Quinet eine weitläuftigere Erörterung. „Lange Zeit haben die Kritiker den Unterschied beider in dem Unterschiede der

*) Fehlte doch auch den Römern ein wahrhaft nationales Epos! Anmerk.

Erzählung und des Gesprächs bestehen lassen. Nichtsdestoweniger ist gewiß, daß beide Arten von Poesie oft ihre Formen vertauschen. Die Erzählung kommt so häufig im Drama vor, als der Dialog im Epos. Man muß also einen tiefern Grund ihrer Verschiedenheit suchen." „Es gibt zwei ewige Anschauungsweisen, in welchen die Poesie die Welt auffassen kann. Entweder bezieht sie, noch ihrem Ursprung (der Religion) nahe, das All der Dinge auf die Idee der göttlichen Wirksamkeit und Weisheit. Sie sucht die Einstimmung zwischen dem Schöpfer und dem Geschöpf auf, mit Zurückstellung des Widerstreits. Sie wird ergriffen von der Verkettung der Dinge und ihrer ewigen Ordnung; sie begeistert sich mit der Idee der Harmonie und der Vorsehung unter verschiedenen Namen; so nennt sie sich epische Poesie."

„Oder sie wird ergriffen nur von dem Widerspruch des Menschen mit der Natur, des Menschen mit Gott, des Menschen mit sich selbst. Sie sucht eben so eifrig die Fälle des Streites und Kampfes, wie die vorige die Ruhe und den Frieden; sie führt den Dialog oder vielmehr den nothwendigen Streit ein zwischen allen Gegenständen, die sie darstellt. Die Idee des Zufalls oder des Schicksals wird, statt der Idee der Gottheit, sie beherrschen. Die Götter selbst werden erst gegen das Ende erscheinen, bei der Auflösung, um desto deutlicher zu zeigen, daß sie beim übrigen Theil abwesend und fern gewesen. Sie wird vom Haß, von Mißgriffen leben, sie wird sich in dem Dunkel des menschlichen Herzens umtreiben; sie wird dramatische Poesie heißen." Historisch bewähre sich dieß, indem das Epos dem noch mehr vom ursprünglichen Geist der Religion durchwehten Orient angehört, das Drama dagegen sich bei den, Menschliches und Göttliches schärfer trennenden Griechen entwickelte. „Aus dieser Verschiedenheit des Ursprungs ergeben sich von selbst die besondern Gesetze dieser Dichtarten, die Verschiedenheit ihres Baues, ihres Geistes, ihrer Schönheiten und wenn man weit genug die Untersuchung fortführte, auch des Styls und der metrischen Formen." Ohne über diese tiefzurückgehende Ableitung und Charakterisirung der beiden verschiedenen Dichtarten zu urtheilen, bemerken wir nur, daß Quinet, wenn er statt des Gegensatzes von Erzählung und Dialog, der freilich allzu äußerlich ist, den der Erzählung und **Handlung** (welcher Begriff im Wort Drama liegt) aufgefaßt hätte, er schon zu einer befriedigenderen, unterscheidenden Bezeichnung der beiden Dichtarten gelangt seyn würde. Daß im Drama die Handlung der Anschauung dargeboten wird, führt eine unendliche Menge von Consequenzen mit sich, welche dann diese Art der Poesien modifiziren müssen. Alles Handeln ist zugleich ein Kämpfen, der Kampf erzeugt und nährt die Leidenschaften; daher im Drama diese mehr hervortreten, während im Epos das Medium der Erzählung schon mildert und beruhigt. Das durch die Anschauung der Handlung selbst bei weitem mehr gesteigerte Interesse verlangt einen entscheidenden Abschluß — eine Katastrophe, auf welche die ganze Entwicklung hindrängt; das ruhigere, sich öfters hebende und senkende Epos kann ohne eine Katastrophe abbrechen — gleichsam verklingen, ohne daß man sich unbefriedigt fühlte, obwohl es auch oft seiner ganzen Anlage nach zu einer Katastrophe führt — wie z. B. im Nibelungenlied. Im Roman, sagt Goethe (und mit einiger Modifikation wird dieß vom Epos auch gelten) sollen vorzüglich Gesinnungen und Begebenheiten vorgestellt werden; im Drama Charaktere und Thaten. — Hören wir Quinet weiter über das Epos sprechen: „Da die epische Poesie eigentlich die Poesie der Vorsehung oder das göttliche Gericht der Geschichte ist, so begnügt sie sich nicht die Gegenstände, womit sie sich beschäftigt, zu malen und zu zeigen; sie muß auch ihre Ursachen und Geheimnisse enthüllen. Daher für sie die Nothwendigkeit eines himmlischen Eingreifens, was man in der Sprache der Kritiker als das Bedürfniß des Wunderbaren bezeichnet. Diese Nothwendigkeit fühlte man so sehr, daß man den neuern Zeiten aus dem Grunde, weil ihnen das Wunderbare fehlt, die Möglichkeit des Epos absprach. Offenbar hat man hier den Schein mit der Wirklichkeit verwechselt. Ohne Zweifel muß die Epopöe der Gottheit voll seyn; man kann keinen Schritt darin thun, ohne die Gegenwart des Göttlichen zu fühlen. Aber nicht des (äußerlich erscheinenden) Idols bedarf das Epos, sondern der Gottheit. Nicht die göttliche Erscheinung unter der Form einer verkümmerten Persönlichkeit suche ich in dieser brachliegenden Dichtart. Was ich verlange, ist, daß die Thatsachen im Schooße des göttlichen Gedankens vorgehen, daß dieser Gedanke so zu sagen der Ort der Ereignisse sey. Eine weitere sich hieraus ergebende Folge ist diese: die epische Person muß in einem ganz andern Licht erscheinen als die dramatische. Dieselbe Person, von diesen zwei verschiedenen Gesichtspunkten aufgefaßt, würde sich, bei übrigens ähnlichen Verhältnissen, dennoch ganz verschieden darstellen. Im Drama erscheint der Mensch ausschließlich unter dem menschlichen Gesichtspunkt. Er ist die Beute aller Ungewißheiten des irdischen Lebens; er treibt sich um in den engen Gränzen der Zeit und der Geschichte, und je mehr der Dichter sich mit ihm in die Nacht versenkt, desto mehr wird er sich seinem Ziele nähern. Ganz anders bei der epischen Person; sie ist über die Geschichte hinausgeschritten, sie gehört einer höhern Region an; das drückten die Alten mit dem Namen Halbgott aus.

Die Idee ist uns geblieben, das Wort fehlt uns. Der Held ist in den Kreis und das Reich des Unabänderlichen eingetreten; er steht mit einem Fuß auf dem Olymp und an der Schwelle der Ewigkeit. Daher ist die Pflicht des Dichters ihn nicht bloß so reden zu lassen, wie er in der Wirklichkeit als Mensch geredet hat; er muß ihn nicht bloß Dinge sagen lassen, die nur sein Herz gedacht, aber sein Mund nie ausgesprochen hat: sondern er muß ihn auch das Geheimniß seines Lebens offenbaren lassen, welches ihm selbst unbekannt geblieben ist. Mit Einem Wort: er muß durch ihn die Vorsehung und den Weltgeist reden lassen, mehr als nur die Stimme einer einzelnen, willkürlichen Persönlichkeit. Die epische Person ist nicht allein eine bestimmte Person; es ist ein Typus, ein Jahrhundert, eine Epoche in ihr eingeschlossen und muß sich in ihr ausprägen. — Hiemit ist auch schon das Verhältniß von Epopöe und Geschichte angedeutet. Die Epopöe copirt die Geschichte nicht, sie widerspricht ihr auch nicht — sie bildet sie um. Sie bemächtigt sich der Erinnerungen der Welt als ewig lebendiger That-

sachen und verleiht ihnen eine neue Organisation. Die Pflicht des Historikers ist, sich in die Vergangenheit zu versetzen, sich mit ihr zu identificiren; die Pflicht des Dichters dagegen: dem, was nicht mehr ist, die Gestalt des Seyenden zu geben, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in einem einzigen Moment, im Moment der Kunst, unsterblich zu machen." Hierauf bezeichnet der Verfasser die für das Epos tauglichen Stoffe; nur diejenigen Ereignisse und Personen eignen sich für dasselbe, welche den Stempel der Nothwendigkeit und des göttlichen Willens an sich tragen. Der epische Dichter am wenigsten kann seinen Stoff schaffen, sondern muß die Wahrheit zu seiner Basis haben.

Nachdem er gezeigt, welche Form und Phasen das Epos bei den verschiedenen Nationen durchlaufen — im Allgemeinen die religiöse, die heroische, die philosophische Epoche — sucht er zu beweisen, daß auch die moderne Zeit des Epos fähig sey. Das Epos ist ja eigentlich nichts Anderes, als die Weltereignisse selbst, im Schoße des Weltgeistes sich entwickelnd, und ist mithin so unvergänglich wie die Natur und wie die Geschichte. Durch den Roman ist das Epos keineswegs ausgeschlossen und entbehrlich gemacht; der Roman hält sich an das Individuelle und wirft nur einzelne Blicke auf die Welt im Großen; das Epos ist universell.

In diesen Fragmenten einer Theorie finden wir deutsche Ansichten, namentlich die von Solger wieder. Solger sagt: „Im Epos wird der Stoff als vergangen aufgefaßt und zwar als absolut vergangen und somit schlechthin gegeben. Dieß ist der Sinn des Mythischen. Es kann daher kein rein historisches Epos geben. In späteren Zeiten, wo der Sinn für das Mythische verschwunden ist, muß sich der Dichter willkürlich auf einen mythischen Standpunkt versetzen. Dem Epos ist es wesentlich, daß alles Handeln darin einen göttlichen Ursprung habe. Es darf kein bloß Zeitliches seyn; denn es ist ein Handeln der Idee, wodurch diese sich ihre Wirklichkeit schafft. Darin liegt aber zugleich, daß das Epos nie reine Darstellung der Gottheit seyn darf. Das göttliche Princip muß als handelnd in der Wirklichkeit erscheinen u. s. w. —"

Wir lassen diese speculativen Erörterungen auf ihrem Werthe beruhen, erlauben uns aber die Bemerkung: daß solche ästhetische Theorien, wenn sie wirklich a priori aufgestellt werden, nie bis an die individuellen Produkte der Poesie und Kunst herunterreichen, daß sie aber in den meisten Fällen in Wahrheit von einem oder mehreren, dem Geiste des Aesthetikers vorschwebenden Kunstwerken oder Poesien erst abstrahirt sind und daher mit Unrecht auf Allgemeingültigkeit Anspruch machen. Ob übrigens Quinet nach diesen Grundsätzen gedichtet, oder zu seinem Gedicht erst diese Grundsätze aufgesucht habe, möge dem eigenen Urtheil eines Jeden anheimgestellt bleiben.

„In unsern Zeiten, fährt er fort, ist das Epos nicht mehr das ausschließliche Eigenthum eines Volks, es ist bei keinem ganz, aber ganz in allen. Wenn also alle Völker im socialen Gedicht auftreten und handeln, kann die Poetik, welche dieß Kunstwerk bestimmt, sich auch nicht streng an die jedem Einzelnen eigenthümlichen Gesetze binden. Der Dichter darf sich nicht mehr auf eine einzelne (poetische) Gesetzgebung gründen, sondern auf das Gesetz der ganzen modernen Welt. — Nun steht ein Theil der Völker noch auf der Stufe einer gewissen natürlichen Einfachheit, und bei ihnen ist die Poesie — das Volkslied. Andere aber stehen auf der philosophischen Stufe und herrscht die Kunstpoesie." Daher müsse der Dichter, welcher ein Bild der jetzigen Welt schaffen wolle, beides zu vereinigen suchen, das populäre und das philosophische Element. —

In Frankreich habe die Kunst drei Epochen durchlaufen — bis zum zehnten Jahrhundert war sie kirchlich, dann feudalistisch, dann monarchisch; so bleibe ihr nur noch die Phase der Demokratie. Jede dieser Perioden hatte ihren Helden; die erste Arthur, die zweite Karl den Großen, die dritte Ludwig XIV, die vierte (die demokratische!) Napoleon. —

Ueber die Person dieses seines Helden erklärt sich Quinet noch weiter: „Napoleon, mit welchem Auge man ihn auch ansehe, mit dem der Neigung oder des Hasses, entspricht der ersten Bedingung einer epischen Person, nämlich der: eine ganze Generation in sich zu absorbiren. Sein historischer Charakter besteht darin: die Entwicklung der Individualität in der modernen Zeit darzustellen. Das muß auch sein poetischer Charakter seyn. Die Poesie hat aber auch nicht bloß zum Zweck, Napoleon so darzustellen, wie er sich seinen Zeitgenossen zeigte. In diesem Fall wäre sie Geschichte und höbe sich selbst auf. Zwischen Napoleon und uns erhebt sich ein Element, das unmöglich unberücksichtigt bleiben kann. Dieß Element ist die Zeit, die uns von ihm trennt. Napoleon erscheint nothwendig heute uns in einem ganz andern Licht und in anderer Gestalt, als seinen Zeitgenossen. Wir, die wir ihn nicht gesehen, können uns nicht genau in die Stelle der uns vorangegangenen Generation versetzen, ohne der Poesie die Archäologie unterzuschieben. Die Formen, unter welchen die Vergangenheit den jetzt Lebenden sich darstellt — das ist für den Dichter die wahre Wirklichkeit. Uebrigens hat bereits jedes Volk in seiner Tradition sich seinen eigenen Napoleon zurecht gemacht. In Frankreichs Zukunft werden die Kriege der Revolution und des Kaiserreichs als das Heldenalter der Demokratie gelten; und ebenso, wie Karl der Große, in der Morgenröthe des Feudalismus, der Held der feudalistischen Poesie geworden ist, ganz auf gleiche Weise wird Napoleon der Held der volksthümlichen Poesie werden." — Was zu diesem zu bemerken wäre, versparen wir lieber auf den Schluß, wenn wir zuvor eine Skizze des Epos selbst mitgetheilt haben.

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 21.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

27 April 1836.

Die Braut von Abydos.

(Fortsetzung.)

Eine Grott' erreichten sie zuletzt,
Natürlich, doch durch Kunst erweitert,
Drein sie oft sich mit ihrem Koran gesetzt,
Sich oft durch Lautenspiel erheitert,
Und oft in kind'scher Träumerei
Bedacht: wo ihr Paradies wohl sey?
Wo der Frauen Seelen wohnen sollen,
Hat der Prophet nicht zeigen wollen;
Doch Selim's Himmel war gewiß!
Und mußte ihm das Licht der Sonne
Nicht trüben sich zur Finsterniß,
Wenn sie ihm fehlte — seine Wonne
In dieser Welt? — denn ohne sie
Wär' ihm der Himmel — Himmel nie!
O, wer macht' ihm das Herz so froh?
Liebt eine Huri halb nur so?

Doch, seit zuletzt sie weilte dort,
Schien ganz verändert ihr der Ort,
Sey's, daß, was sonst sie sah bei Tag,
Die Nacht entstellt ihr zeigen mag —
Ein matt, unheimlich Licht nur goß
Die Lampe in der Höhle Schoß —;
Doch mußt' ihr Auge in den Ecken
Seltsame Gegenständ' entdecken:
Da waren Waffen, mit welchen nicht
Der turbantragende Deli ficht;
Da Säbel, wo sich fremde Art
In Griff und Klingen offenbart —
Und Einer roth — durch Schuld vielleicht?
Wie färbte sonst ein Mord ihn feucht?
Ein Becher auf dem Tisch auch stand,
Drinn schwerlich sich Sorbet befand.

Was hieß dieß? Nach ihrem Selim sah
Zuleika; ist's Er es, der steht da?

Des Kaftans Pracht wich fremder Tracht —
Des Turbans ist die Stirn beraubt;
Statt seiner schlingt sich leicht geringt
Ein Shawl, ein rother, um sein Haupt;
Der Dolch, an dessen Griff der Stein
Leicht werth ein Diadem mag seyn —
Nicht strahlt mehr auf der Brust sein Glanz;
Er wich Pistolen, schmucklos ganz;
Die Kuppel einen Säbel hält;
Von seiner Schulter lose fällt
Der weiße Mantel — die Kapote —
Wie's trägt der wandernde Candiote;
Am Leib er, goldglitzend, die Jacke trägt,
Die panzergleich um die Brust sich legt;
Beinschienen unter seinen Knie'n
Von Silber Schuppenringe ziehn.
Doch, lag der Herrschaft Ausdruck nicht
In Haltung, Hand und Angesicht:
Stellt er dem Aug', das arglos war,
Als junger Galiongi sich dar. *)

„Daß ich das, was ich schien, nicht bin,
Sagt' ich — du siehst, nicht um zu prahlen!
Vernimm, was dir nie kam in Sinn!
Wenn's wahr ist — müssen's Andre zahlen!
Jetzt sey dir mein Geheimniß vertraut;
Du darfst nicht werden Osmans Braut.
Gestand's dein süßer Mund nicht ein:
Wie sehr dein junges Herz sey mein,
So konnt' ich, durft' ich dir nicht zeigen,
Was jetzt ich nicht mehr will verschweigen.
Nicht Liebe ist's, was jetzt ich meine —

*) Galiongi, so heißt der türkische Matrose.

In Gefahr und Noth ihre Treu' erscheine!
Keinem Andern gelobe Gattinpflicht.
Zuleika! ich bin dein Bruder nicht!"

„Oh! nicht mein Bruder! — Nimm's zurück!
Gott! Bleib' ich einsam in der Welt,
Um zu beweinen mein Geschick,
Deß erster Tropfen schon vergällt!
O! du willst mich nicht lieben mehr?
Drum schlug das Herz mir ungestümer!
Doch wiss', ich bleibe, was vorher,
Dir Schwester, Freundin, Zuleika immer!
Führt'st du vielleicht mich her zum Tod?
Hast du zum Zorn Grund? Diese Brust
Durchstoß', die willig sich dir bot,
Und büße deiner Rache Lust!
Viel besser ist, zu sterben mir,
Als leben und nichts gelten dir!
Vielleicht noch schlimmer! — mir wird klar,
Warum dein Feind stets Giaffir war;
Und ich bin Giaffir's Kind — um mich
Verachtete, verwarf er dich.
Nicht deine Schwester! Soll ich leben,
Mußt du deiner Sklavin Namen mir geben!"

„Meine Sklavin Zuleika? o ich der deine!
Besänft'ge, Kind, dein brausend Herz!
Dein Loos bleibt gekettet an das meine;
Dem Wort den heil'gen Schwur ich eine!
Sey Balsam dieß für der Liebe Schmerz.
Der Koransspruch auf der Klinge stärke
So meinen Säbel im Schlachtenwerke
Zu unsrer Rettung aus Gefahren,
Als diesen Eid ich will bewahren!
Der Name, dran dein Herz empfand
So süßen Stolz — Zuleika, wissen
Mußt du's — ist falsch; doch nicht zerrissen,
Erweitert nur ist jetzt das Band.
Unangesehn, daß mir den Tod
Die Feindschaft deines Vaters droht.
Mein Vater war dem Giaffir Alles,
Was bisher Selim galt für dich;
Boshafter Stifter seines Falles
Verschonte doch der Oheim mich.
Mich lullt' er ein mit tück'scher List,
Die mit Vergeltung schwanger ist;
Er zog mich groß — kein güt'ger Pfleger!
Nein! wie ein gift'ges Cainskind,
Wie einen jungen Leu'n der Jäger,
Belau'rt, den er geraubt, noch blind,
Der nagend an der Kette hängt
Und sie vielleicht einmal zersprengt.
In allen Adern gährt das Blut
Des Vaters mir — um deinetwillen
Will ich jetzt nicht die Rache stillen;
Doch bleiben — wäre mir nicht gut.
Zuerst hör', holdes Mädchen, an
Was Giaffir Gräßliches gethan:

Wie erst ihr Groll und Haß entbrannt,
Gilt gleich, und mir ist unbekannt
Ob Liebeseifersucht, ob Neid
Um Herrschaft angefacht den Streit.
Bei stolzen Geistern reißt ein Wort,
Ein Hauch des Friedens Schranke fort.
Stark war im Krieg Abdallahs Arm;
Noch singt von ihm der Bosniaken Schwarm,
Es zeugen Paswans Rebellenhorden,
Daß ihnen leid der Gast geworden.
Ich melde dir nur, wie er starb,
Und wie ihn Giaffirs Haß verdarb,
Und wie meiner Abkunft Offenbarung
Mich gestärkt zu meiner Freiheit Bewahrung.
Als Paswan nach langjähr'gem Kriege
(Erst galt's sein Leben, später Siege)
In Widdins Mauern sich verrammelt,
Hatten unsre Paschas sich versammelt.
Die Brüder unter den Edelsten waren
Und jeder führte seine Schaaren.
Der Roßschweif flattert frei im Wind,
Es wimmelt auf dem Plan das Heer.
Vertheilt schon alle Posten sind —
Gesteckt die Zelte — ach! eins bleibt leer!
Wozu viel Worte? der Todespokal,
Gemischt, gereicht nach Giaffirs Befehle,
Entsandte, unter bitterer Qual,
Zum Himmel rasch Abdallahs Seele.
Er saß im Bade, müd' und laß
Zurückgekehrt vom Jägerspiele,
Nicht ahnend, daß des Bruders Haß
Den Durst mit solchem Trank ihm kühle!
Ein feiler Sklav das Gift hertrug —
Er that einen Zug — und hatte genug.
Bezweifelst du, was ich dir sage,
Zuleika — Harun drum befrage!
Die That gethan — Paswan gedämpft,
Obgleich nicht ganz zu Grund gekämpft,
Macht Giaffir sich zu Abdallahs Erben.
Wie im Divan das Gold besticht
Zu Jedes Gunsten — ahnst du nicht!
Abdallahs Würden zu erwerben
Wußt' er, bespritzt von Bruderblut.
Zwar all sein schlimmerworbnes Gut
Verschlang fast dieser schnöde Kauf;
Bald half seinem Schatz er wieder auf;
Wenn du: Womit er's that? willst fragen,
Mag dir die Wüste Antwort sagen?
Den Bau'r in Lumpen frage: wie

Ihm wird vergolten Schweiß und Müh? —
Was den Tyrannen mein ließ schonen?
Warum er mich bei sich ließ wohnen —
Nicht weiß ich's. Seiner Schuld Betrachtung?
Und meiner Kinderkraft Verachtung?
An Sohnsstatt er vielleicht mich nahm
Weil ihm kein eigner Erbe kam;
Vielleicht das Werk von Launen, Ränken
Ist meine Rettung — muß ich denken;
Doch darf ich keine Ruh mir schenken;
Er kann nicht lassen den Uebermuth —
Ich nicht vergessen des Vaters Blut.

Feinde hegt deines Vaters Haus,
Treu sind nicht alle, die nährt sein Brod;
Spräch' mein Geheimniß ich nur aus:
Wär' seine nächste Stunde bedroht.
Es fehlt ein Haupt nur, sie zu leiten,
Die Hand nur hin aufs Ziel zu deuten.
Nur Harun ist — oder war bekannt
Die Sach'; er steht am Grabesrand;
Auf wuchs er in Abdallahs Schloß,
In deß Serail ihm war vertraut
Dasselbe Amt wie hier; geschaut
Hat er, wie Jenes Aug' sich schloß.
Doch was konnt' Einer — ein Sklave thun?
Ihn rächen? — ach, zu spät kam's nun;
Vom Tode retten seinen Sohn
Er wählte dieß —; als auf dem Thron,
Stolz über unterworfne Feinde,
Stolz über hintergangne Freunde
Giaffir im Triumph sich blähte:
Führt' er mich hülflos Kind ans Thor,
Stellte mich seinem Mitleid vor —
Ihm ward gewährt, was er erflehte.
Weß Sohn ich sey — das blieb verborgen
Vor Jedermann — am meisten mir!
Was hatte Giaffir zu besorgen?
Rumelien verließen wir,
Um hier in Asien zu bleiben.
Fern dem Land, wo der Donau Wellen treiben.
Harun nur folgt' uns in dieß Land,
Dem meine Abkunft war bekannt.
Der Nubier fühlt, daß das Geheimniß
Von Tyrannen eine Kette ist,
Von der sich des Gebundnen List
Strebt loszumachen ohne Säumniß.
Er hat mir dieß und mehr enthüllt,
So sehn wir stets das Wort erfüllt:
Daß Allah, der Gerechte, nicht
Von Schuld'gen wendet sein Gericht —
Werkzeuge, Schergen haben sie,
Mitschuld'ge — aber Freunde nie!
Hart alles dieß, Zuleika! klingt;
Ich hab' für dich noch schlimmre Klarheit;
Wie auch mein Wort an's Herz dir dringt:
Ich bin dir schuldig volle Wahrheit.
Du staunest über meine Tracht;
Die trug ich oft — trag' sie noch lange —
Der Galiongi, vor dem dir bange,
Dem dich dein Schwur zu eigen macht,
Ist Häuptling von Piratenhorden,
Deren Gesetz und Gewerbe ihr Schwert geworden!
Wollt' ich noch mehr dich hören lassen,
Du würdest ärger noch erblassen;
Die Waffen meine Leute bringen!
Nah sind die Arme, die sie schwingen.
Der Becher winkt den rauhen Lippen;
Nichts quält sie mehr, wenn hier sie nippen:
Mög' ihnen dieß der Prophet verzeih'n!
Ungläubige sind sie nur im Wein.

(Fortsetzung folgt.)

Napoleon von Edgar Quinet.

(Fortsetzung.)

Die fünf ersten der zweiundfünfzig Gedichte, aus welchen das Epos besteht, sind in einem anderen, kürzeren und leichteren Versmaß gedichtet als die spätern, welche meist aus Strophen von je drei Paaren Alexandrinern bestehen. Das erste Gedicht heißt:

Die Wiege.

Wenn ich ein Meeresvogel wäre
Mit goldnen Schwingen, ehrnem Schnabel;
Flög' ich inmitten des Gewitters,
Frankreich, auf deines Ufers Höhe,
Zu schau'n von fern die grünen Wellen,
Den weißen Corsicaner-Felsen,
Der einem Schiff gleich, das verpflichtet
Dem Kriegsgott, seine Anker lichtet.

Wenn ich das Laub des Waldes wäre,
Das einmal alle tausend Jahre
Verwelkt und in den Abgrund flattert;
Auf deinem Gipfel grünt' ich wieder
O korsische Eiche! säh' die Adler,
Wie sie in deinen Thälern horsten,
Und, wenn sie kaum das Ei gesprengt
Sie der Instinkt nach Blut schon drängt.

Wär' ich der Stern, der in den Nächten
Steht über'm Oceane leuchtend:
Würd' ich mich, halb entschleiert, heben
Ueber die Wellen, über Wolken

Und vor dem Morgenroth zum Himmel,
Und würde dann dem Ew'gen sagen
Den Namen, dessen voll mein Ohr,
Der aus dem Traum mich scheucht empor.

So bin ich nicht der Meeresvogel,
Bin nicht das Blatt das grünt im Winter,
Bin nicht der Stern in dunkeln Nächten —
Ich bin nur ein Gesang des Ruhmes;
Bis morgen will ich aufwärts klimmen
Die Stufen meines Eisenthurmes,
Wo vor dem Aug' die Bahn liegt da
Von Arcole bis Helena.

Will mit dem Echo, unaufhaltsam,
In sturmesschnellem Flug mich heben
Hoch über tausend Königreiche,
Und ihre Grüfte und Phantome,
Und Eylau's schaurbewegte Fichten,
Die Ulme von Belle-Alliance
Und, flügelspreizend, dann mich sonnen,
Gleich Schwalben, die ihr Nest gewonnen.

O höre du mich, Volk von Frankreich!
Ermanne dich in deinem Herzen!
Laß dein Geschäft ein Weilchen ruhen
Und höre zu mir, troß des Sturmes,
So wie ein Pilger in der Wüste
Halt macht, selbst wenn die Winde tosen,
Und nach dem Liede neigt sein Ohr
Des Hirten, der den Weg verlor.

Höre mich, morgenländ'scher Himmel!
Erinnerst du dich noch des Sternes,
Der Tag und Nacht am Firmamente
Gleich einem Schwert entschleiert glänzte?
O höre du mich, Asiens Wüste!
Erinnerst du dich noch des Leuen
Der Syriens Löwen übermannte
Und der Napoleon sich nannte?

Gedenkest du noch jenes Strandes,
Der wie ein Schwert um dich erglänzte?
O Meer von Corsica, bekenne:
Warum dem Roß gleich, das die Erde
Aufwühlt, warum mit zorn'ger Welle,
Vor dir herpeitschend deine Ufer,
Hast du die Berge aufgerührt
Und deinem Abgrund nachgespürt?

Warum hast seit der Schöpfungsstunde
Du unablässig fort gegraben
Dein Bett und deine tiefe Rhede,
Wo niemals deine Wellen schliefen?
Warum hast du dir deine Ufer
Erbauet aus zerbrochnen Masten,
Und aus Granit und Schiffbruchstrümmern,
Wie Vögel ihre Nester zimmern?

Was krümmtest du so deine Küste
Wie einen Binsenkorb, der schwimmend
Hin auf der Strömung gleitet, bis er
Am Fuß der Berge bleibet hängen?
Warum auf halben Bergesrücken
Hast du Gewitter aufgeschichtet?
Zu gründen eine Wieg' im Meere,
Die würdig eines Riesen wäre!

Erinnerst du dich, Meer der Stärke,
Rastloses Meer — du Volk von Frankreich!
Wie du in deinem Bett erwachtest,
Dich in des Ruhms Gewand zu kleiden?
Wie eine Frau mit nacktem Fuße
Aufsteht um Mitternacht — im Traume
Sah knieen sie einen Wahrsager,
An ihres Neugebornen Lager.

Warum, barfuß im Sturme, hast du
So ganz den Boden untergraben,
Wo Kön'ge ihre Zinnen bauten,
Daß: Wir sind todt! sie selber riefen?
Warum auf deinen schwanken Fluthen
Hast umgeworfen du den Nachen,
Wo Kaiser und wo Papst, sein Bruder,
Trieben als Ruderer und Ruder?

Warum zerschlugst du Königreiche?
Warum den reichen, vollen Himmel?
Warum der alten Könige Knochen
Wühltest du auf in ihren Grüften?
Zerreiß'st das Schweißtuch noch der Todten?
Und thatst's, um zornig aufgerichtet
Ein Spielwerk in die Riesenwiege
Zu werfen, das das Kind vergnüge!

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 22.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

30 April 1836.

Die Braut von Abydos.

(Fortsetzung.)

Was sollt' ich thun? Daheim in der Acht,
Mit meinem kühnern Wunsch verlacht —
Unangehört — denn Giaffirs Bangen
Ließ mich nicht Roß, nicht Speer erlangen —
Und doch — wie oft, wie oft, o Gott!
Ergoß im Divan sich sein Spott,
Als wäre ich zu feig, zu jung
Für Rossesführung, Säbelschwung!
Allein zog stets in Krieg er aus
Und ließ mich, unerprobt, zu Haus,
Unter Haruns Hut, beim Weiberschwarm,
Vom Ruhm enterbt, an Hoffnung arm,
Indeß dich, deren sanftes Wesen
Längst meiner Seele Trost gewesen,
Und mich unwiderstehlich bannte,
Wenn gleich mich diese Lieb' entmannte —
Beschirmen sollten Brusa's Mauern,
So lang das Kriegsspiel würde dauern.
Harun sah meines Geistes Kraft
Gelähmt von schnöder Trägheit Joch;
Er schloß mir auf, voll Angst jedoch,
Für kurze Frist die Kerkerhaft,
Mit dem Beding: zurück zu seyn
Eh Giaffir zöge wieder ein.
Umsonst ist's, wenn ich dir erzähle,
Wie wonnetrunken meine Seele,
Als frei zuerst mein Auge da
Meer, Erde, Sonn' und Himmel sah,
Als ob mein Geist hinein sich wühlte
Und ihre tiefsten Wunder fühlte!
Ein einzig Wort kann schildern treu
Den Wonnetaumel — ich war frei!
Nachließ um dich der Sehnsucht Pein;
Die Welt — der Himmel selbst war mein!

Das Fahrzeug eines treuen Mohren
Ward, mich hinauszuführen, erkoren;
Ich wollte schau'n die Inseln, glänzend
Des Meeres Purpursaum bekränzend;
Der Reihe nach besucht' ich alle; —
Doch, wie ich zu der Schaar mich fand,
Mit welcher treu im Sieg, im Falle,
Zu stehen, mich mein Eid verband —
Das zu berichten will ich sparen,
Bis den Erfolg du hast erfahren.

Zwar 's ist ein Volk — gesetzlos, wild,
Von Art rauh, von Gemüth nicht mild,
Und jeder Race, jedem Glauben
Den Zutritt gerne sie erlauben —
Doch offne Rede, rasche Hand,
Gehorchend ohne Widerstand —
Ein Muth, zu jedem Wagstück keck —
Gelähmt, verblendet nie von Schreck —
Freundschaft für Jeden, Treue Allen
Und Racheschwur für die, so fallen —
Macht sie zu Vollstreckern von Entwürfen,
Die mehr noch als mein Plan bedürfen.
Und Einige — denn ich kenne Alle,
Die höher tragen die Gedanken,
Und sonderlich bei wichtigem Falle
Hör' ich den Rathschlag kluger Franken —
Und Einige hegen höhern Plan —
Die Patrioten Lambro's sinnen:
Wie Freiheit wäre zu gewinnen?
Am Höhlenfeuer heben oft an
Berathungen, die in Träume schweifen,
Der Rajah's Ketten abzustreifen.

Und ich will's ihnen nicht verwehren,
Ihr Herz mit solchem Traum zu nähren
Von gleichem Recht — wie's nie sah die Welt;
Auch mir, auch mir die Freiheit gefällt!
Den Ocean möcht' ich, Noah gleich, befahren!
Zu Land — sey mein die Wanderung des Tartaren —
Ein Zelt am Strand und auf der Fluth die Galeere —
Nicht Stadt und nicht Serail ich mehr begehre!
Vom Roß getragen — von schwellenden Segeln gezogen,
Durch die Steppen dahin oder über schäumende Wogen —
Doch wohin mein Schiff schwimmt, der Berber jagt mit dem Herrn —
Dem Schweifenden immer leuchtest *du* als Stern.
Zuleika! theile, segne du meine Barke,
O Friedenstaube! damit meine Hoffnung erstarke!
Und, wünscht man hier den Frieden sich vergebens,
Sey Regenbogen mir im Sturm des Lebens,
Der Abendstrahl, deß Gluth die Wolk' erdrückt
Und purpurn uns das schönre Morgen schmückt!
Heilbringend, wie der Hall vom Muezzin,
Vor dem die frommen Mekkapilger knie'n:
Sanft wie der Kindertage harmlos Lied,
Das Thränen aus dem Born der Seele zieht:
Theu'r, wie der Heimath Sang Verbannter Ohr —
Kommt jeder Ton mir deiner Stimme vor.
Auf diesen Inseln ist für dich erbaut
Ein Sitz, wie man in Eden nur geschaut,
Und tausend Schwerter — Selim führt sie an —
Sind deinem Winke folgsam unterthan.
Um mich mein Volk — Zuleika mir zur Seite —
Bring' meiner Braut ich der Nationen Beute.
Des Harems üpp'ge Muße nicht beneiden
Werd' ich bei solchen Sorgen, solchen Freuden!
Mein sind, ich seh's, wohin mein Stern mich triebe,
Gefahren ohne Zahl — nur Eine Liebe!
Doch alles Leid mir dieses Herz vergütet,
Wenn's Schicksal grollt, Verrath die Freundschaft brütet,
Wie süß der Traum: wenn meine Sterne schwinden
Und alles wankt — dann dich noch treu zu finden!
Glaub', wenn, wie Selims *fest* ist deine Seele,
Daß *ihm* der deinen *Zärtlichkeit* nie fehle!
Gemeinsam machen Kummer wir wie Freuden —
Ich scheue nichts als — von einander scheiden!
Die Bande hat zum Hauptmann mich bestellt —
Freund unter sich, sonst Feinde aller Welt;
Doch folgen wir nur der Natur Beruf,
Die kriegerisch und kühn den Mann erschuf;
Schau! wenn Blutwerk — Erobrung ihn ermüden:
Macht er Einöden — und das nennt er Frieden!
Ich muß, gleich Andern, brauchen Kraft und List —
Der Grund ist mein, so lang mein Säbel ist.
Macht herrscht durch Theilung! — und ihr Doppelhalt
Ist das berühmte Paar: Trug und Gewalt.
Wir wählen *diese*; jener mag uns frommen,
Wenn uns der Städte Käfig aufgenommen;
Dort sänk'st auch du vielleicht — oft unterliegt
Ein Herz dem Säuseln, das den Sturm besiegt.
Und Weiber, eh'r als Männer noch, wenn Tod,
Unglück und Schande dem Geliebten droht,
Sanken verführt von prächtig-üpp'gem Schimmer —
Doch weg Verdacht! -- du Zuleika nimmer!
Das Leben bleibt stets ein gewagtes Spiel;
Nichts ist zu ernten hier — zu fürchten viel!
Zu fürchten, ja! die Angst dich einzubüßen,
Durch Osmans Macht und Giaffir's streng Beschließen.
Die Angst soll schwinden mit dem günst'gen Hauche,
Den *Lieb'* heut Nacht verheißt des Segels Bauche.
Nicht zagt das Paar, dem sie gelächelt zu;
Noch irrt der Fuß, doch ist ihr Herz in Ruh!
Du machst die Mühen leicht — den Nord erwarmen!
Es ist die Welt umspannt von unsern Armen.
Ja, laß den tauben Sturm die Maste packen,
Daß inniger dein Arm faßt meinen Nacken:
So ist der Ton, der meiner Lipp' entweht,
Kein Schrei der Noth — für dich nur ein Gebet.
Nicht Elementenwuth die Liebe trifft,
Der Menschen Kunst reicht ihr das stärkste Gift!
Dort bringen Klippen nur dem Lauf Gefahren!
Hier drohn Momente — *dort* ist Frist von Jahren.
Fort Graungedanken, die ihr mich versucht!
Jetzt, oder nimmer, ist vergönnt die Flucht.
Nur wen'ge Worte hab' ich noch zu sagen,
Du *Eins* — uns unsrer Feinde zu entschlagen;
Ja *Feinde* — wird wohl Giaffirs Haß je kleiner?
Ist Osman, der uns trennen will, nicht *deiner*?

Zurück ich kam — die Furcht ich nahm
Des Tods von meines Wächters Seele;
Ob ich nicht meinem Worte fehle?
Es hatten's Wen'ge nur vernommen,
Daß ich indeß herumgeschwommen
Grüßend im Meer das Inselnheer.
Seitdem ich schied von meiner Bande,
Nur selten mich entstehlend dem Strande:
Nicht Eine That sie unternimmt,
Eh' ich's gehört und zugestimmt.
Den Plan mach' ich, theil' aus die Beute
Und nehme oft auch Theil am Streite,
Doch schon zu lang' hörst du mich an;
Zeit drängt — es schwankt im Meer der Kahn,
Hier wetzt schon Haß und Grimm den Zahn,
Bis morgen zieht mit seinem Troß
Der Bräutigam Osman ins Schloß —
Die Nacht muß brechen deine Ketten;
Und wenn du willst das Leben retten
Des übermüth'gen Bey's, und *seines*
Vielleicht, dem du verdankest deines:
So fliehe mit mir jetzt zur Stunde!
Doch noch — obgleich mit Herz und Munde

Du dich mir selber zugeschworen,
Wenn Muth und Neigung du verloren
Durch das, was eben du erfahren:
Noch dein Gelübde zu bewahren:
Bleib' ich — dich nicht als Weib zu sehn,
Und trotzig der Gefahr zu stehn!"

Zuleika, stumm, erstarrt und bleich,
Stand, jenem Schmerzensbilde gleich
Der Mutter, die, als ihr nicht Eine
Hoffnung mehr blieb, gefror zum Steine;
Das Mädchen, stumm vor Schreck und Weh,
War eine jüngre Niobe.
Doch eh' ihr Mund sprach, ehe nur
Ihr Aug' zur Antwort blickte — fuhr
Fern an des Gartens Säulenthor
Flammend ein Fackelstrahl empor.
Noch einer und noch weitre — sieh!
„O du nicht mehr — und mehr als Bruder — flieh!"
Fern überall aus allen Büschen
Die furchtbar rothen Gluthen zischen —
Und nicht nur sie — mit nacktem Schwert
Ist jede rechte Hand bewehrt.
Sie trennen sich — sie spüren, kreisen
Mit späh'nder Fackel, blankem Eisen.
Der letzte, hoch den Säbel schwingend,
Ist Giaffir, seinen Grimm nicht zwingend —
Jetzt schließen sie fast die Höhle ein;
Soll sie das Grab für Selim seyn?

Doch der stand ungebeugt und kalt:
„Schnell kam es, und vorbei ist's bald —
Zu einem Kuß noch reicht die Frist
Zuleika! der mein letzter ist!
Nicht fern vom Lande
Harrt meine Bande;
Vielleicht erreicht doch das Signal
Ihr Ohr — ihr Auge trifft der Strahl —
Der Angriff war zu stürmisch — doch
Einen Versuch mehr gilt es noch!"
Vor trat er zu der Höhle Munde —
Seiner Pistole Echo dröhnte
Gewaltig donnernd in der Runde.
Zuleika zuckte nicht, noch stöhnte —
Betäubend fesselt Aug' und Herz
Ihr gänzlich der Verzweiflung Schmerz.
„Sie hören's nicht und wenn — zur Noth
Noch kommen sie zu meinem Tod,
Denn der Pistolschuß führte nur
Die Jäger schneller auf die Spur.
Abdallahs Säbel jetzt heraus!
Nie sahst du so ungleichen Strauß.
Lebwohl, Zuleika! Holde, gehe
Zurück! bleib drinnen! seinen Grimm
Reiz'st du zu ärgrem Ungestüm!
Nicht rühre dich, daß nicht etwa
Auch dir komm' Kling' und Kugel nah!
Fürchtest für ihn du? Mir geschehe
Im Leben und im Sterben Wehe,
Wenn Giaffir ich nach dem Leben stehe!
Nein, ob er gleich das Gift gemischt,
Mich: Feige Memme! angezischt;
Doch, ob ich zahm mich lasse finden,
Soll Jeder, außer ihm, empfinden!"

(Schluß folgt.)

Napoleon von Edgar Quinet.

(Fortsetzung.)

Das zweite Gedicht ist Madame Laetitia überschrieben. Die erste Strophe erinnert, nicht zu ihrem Vortheil, an den Anfang des „Klaggesangs der edlen Frauen des Asan Aga."

Hört', was ich drunten seh' im Thal —
Ist's ein alabasterner Pokal?
Nein, eine Pflanzung ist's von Reben!
Ein Adler von der Brut umgeben!
Nein, nicht ein Weinstock ist's, als Freier
Umschlingend die Akazia!
Bedeckt vom schwanenweißen Schleier,
Das ist Madame Lätitia!*)

Madame Lätitia bespricht sich weinend am Rocken spinnend, mit ihrem Gemahl über die Zukunft ihrer Kinder, besonders Napoleons (Napoléon est le plus sage) bei dem Verfall ihres Hauses. Soll der letztere Page eines Königs, soll er Diakonus des Papstes, soll er ein Seefahrer werden — oder ein Jäger? Ja ein Jäger! aber nicht von Gemsen und Hirschen — nein von Löwen und Leoparden, wie man sie auf dem Wappen sieht! Das Zigeunerweib. In der Nacht vor der Abfahrt des Sohns beruft die Mutter eine Zigeunerin, um ihr das Schicksal des Lieblings zu wahrsagen. Sie faßt die Hand des Knaben:

„Wie eine schwere ehr'ne Last
Fühl' ich die Hand, die ich gefaßt!"

Sie weissagt aus den Zügen seiner Hand in bildlichen Andeutungen seine Größe — aber auch das drohende Unglück — sie sieht die Pferde der Ukraine herannahen und das Unheil von Waterloo. Der Abschied. Seine Hoffnung ist, wohlbehalten zurückzukehren und seine Abenteuer zu erzählen. Die Republik. Begeistertes Lob der französischen Republik, ihrer Sitteneinfalt(!), ihrer Tapferkeit, Treue. Wenn sich die Thore des „volksthümlichen Zion" aufthaten, zogen eherne und granitn Bataillone heraus und Helden wie Desaix, Hoche, Marceau, und das Volk sprach: Wer wird morgen noch übrig seyn von ihnen? Wer ist der Stärkste unter ihnen, daß er unser Herr

*) Der Reim des Originals!

und König sey? — Denn, noch hatten sie nicht den jungen Corsen auf den Höhen des Apennins gesehen! **Das Lied von der Brücke von Arcole.** Der Dichter nimmt diese Schlacht als den Anfangspunkt von Napoleons Größe. Eng war die Brücke und gewaltig vertheidigt, schon wichen die Franzosen, da nahm ein Reiter die von den Nationen geliebte Standarde wie eine Braut in seine Arme und pflanzte sie siegreich auf. „Die Könige weinten; ihre lange Vergangenheit entflieht. Nachdem die Brücke über den Abgrund bei Arcole überschritten, ist der ganzen Menschheit der Pfad geöffnet.“ **Der Gesang der Todten.** Die in Italien Gefallenen erinnern sich ihrer Heldenthaten unter ihrem großen Feldherrn und fragen den nächtlichen Wanderer um Frankreichs und ihres Generals Schicksal. „Berausche mit dem Wein unsrer Schlachten Frankreich; wenn die Lebenden taub sind — die Todten werden dich hören.“ **Venedig.** Dem Sinken dieser einst so mächtigen Stadt ist ein schönes Trauerlied geweiht. Sie erlag dem Gewaltigen, dessen Bild hier entworfen wird:

Niemals erheiterte zum Lächeln sich sein Mund.
War jung er oder alt? — wie thät' ein Wort dieß kund!
An seine frühste Zeit Niemand jetzt mehr gedachte;
Wie bei Metallen, die man ausgräbt aus dem Schachte,
Man nicht ums Alter fragt bei Kupfer, Gold und Erz.
Gleich Aussehn trug bei ihm die Freude wie der Schmerz.

Zu den schönsten Abschnitten zählen wir die **Briefe von Napoleon und Josephine**, wo der Dichter auch nach sehr anziehenden Originalen arbeiten konnte. Wir theilen diese mit:

Josephine an Napoleon.

Inmitten unter'm Lärm der Pauken,
Wenn rings um dich die Kugeln fliegen,
Gedenkst du meines Namens noch?
Wenn unter eines Heers Gelärme
Du träumest — träumst du dann von mir?
Nein! nein! du träumst nur Dampf der Schlachten,
Kanonendonner, Königszelte!
Mit hundertmal mehr Liebe liebst du
Das Schwert, das an dir trieft von Blut,
Als deine Frau, die blaß und sprachlos
Hinter Gardinen nährt den Gram.
Hast deine Hochzeit du gehalten
Mit Arcole, mit Rivoli,
Mit Lodi's Kriegesjungfrau oder
Mit deiner Todten Grabgepränge?
Hast deinen Ring du angesteckt
Dem blut'gen Finger deiner Schlachten,
Um bis ans Grab sie mehr zu lieben
Als deine Brüder, deine Schwestern?
Kümmern dich meine bittern Thränen?
Sobald dein Stern am Himmel leuchtet,
Sagt man, daß du bei Nacht, bei Tage,
Seitdem ich hier als Wittwe traure,
Wie ein blutgier'ger Leu dich zeigest.
Wie ich mir wünschte, vom Balkone
Auf deinem Schlachtroß dich zu sehen
Vorüberziehn, wenn die Trompete
Mit goldnen Lippen ruft und schmettert!
Wenn eine Stadt, in Trauer ganz,
Vor dir die Schlüssel niederleget;
Wenn dann sich deine Schärpe lüftet,
Und wenn die italienischen Frauen,
Unter Orangenbäumen sitzend,
Rufen: Wie war er heute schön!
Ists wahr, daß deine langen Haare,
Die über deine Schultern fallen,
Hinschleppen in dem blut'gen Staube,
Gleichwie ein Busch auf einem Helm?
Wahr, daß im Schatten Rivoli's
Noch bleicher deine Stirn geworden,
Und daß der Durst und Schlachtenarbeit
Ganz abgemagert dein Gesicht?
Ich harre alle Nächte deiner,
Und zähle schlaflos jede Stunde;
Ich weine, einsam, alle Nächte,
Wenn ich den Südwind heulen höre.
Wann kommst du aus dem Krieg zurück?
Um weiter deinen Kampf zu führen,
Hast du denn deine alten Krieger
Wieder aus ihrem Staub erweckt?
Willst du bis an der Erde Gränzen
Bluttriefend, ohne Brod und Schuhe,
Diese mühseligen Gespenster
Nachschleppen deines Ruhms Gespenste?
Verziehst du, mich zu sehn, so lange,
Bis ich zu deinen Füßen sterbe?
Bis jeder Sieg um deine Schläfe
Häuft, statt des Stirnbands, eine Falte,
Bis du erdrückt erliegst der Bürde!
Bis eine Wunde macht erstarren
Dein Herz — das kälter noch als sie?
Bis, tief in Trauer, dich im Sarge
Die Grenadiere balsamiren?
Wenn du mich liebst — verlaß dein Heer!
Verlaß das Lager — Pulverdampf —
Ich träume — kann ich einmal schlafen —
Von Eulen nur und Todesvögeln.
Nicht mehr vermag ich dir zu sagen.
O komm zurück, sonst muß ich sterben!
Ich schreibe dir mit meinen Thränen.
Lebwohl! ich harre deiner Botschaft.

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 23.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

4 May 1836.

Kleinere Gedichte

von

Thomas Moore.

(Aus den Sammlungen: „Sacred Songs,“ „National Airs“ und: „Ballads, Songs etc.“)

6.

Hark! the vesper hymn is stealing.

Horch! wie über's Wasser hallend,
Klar die Vesperhymne klingt!
Näher jetzt und näher schallend,
Jubilate, Amen!
Ferner jetzt und ferner hallend,
Bis sie sanft dem Ohr verklingt,
Jubilate, Amen!

Jetzt, wie Mondscheinwellen, rollend
An das Ufer stirbt sie hin;
Jetzt, wie zorn'ge Brandung, grollend
Wächst die Fluth des Liedes kühn.
Jubilate, Amen!
Wieder horch! wie Wellen, rollend
An das Ufer stirbt sie hin;
Jubilate, Amen!

7.

Bei der Vorüberfahrt an der Todteninsel (Deadman's Island) in der St. Lorenz=Bay.

Seht unter dem finstern Gewölk ihr dort,
Das dunkle Schiff? rasch gleitet es fort.
Seine Segel sind voll, doch der Wind ist stille,
Und kein Lüftchen weht, das die Segel fülle.

O, was trägt das schaurige Fahrzeug? kann
Das Grab so still seyn? horch! dann und wann
Nur Todtengeläut und Leichenvögel
Und das Klappen der nebelbehangnen Segel.

Auf dem kalten Strande von Labrador
Liegt ein Wrack, die Masten zerknickt wie Rohr.
Dort, auf Bänken von Eis, im Mondenschein,
Wäscht die See der ertrunkenen Schiffer Gebein.

Dort war das Schiff; — eine Flamme, blau
Und zitternd, flackert um Mast und Tau,
Die ihr Licht auf so fahle Gesellen wirft,
Als je nur den Thau des Kirchhofs geschlürft.

Nach der Todteninsel saus't sein Kiel!
Nach der Todteninsel! dort ist sein Ziel!
Skelette reffen die Segel gewandt,
Nicht von dieser Welt ist am Steuer die Hand.

O, sause vorüber! o, segle schnell,
Du schreckliches Schiff! bald wird es hell,
Verbirg dich dem Morgen! sein Rosenschimmer,
Erblickt' er dich noch, würde blaß für immer!

F. Freiligrath.

Napoleon von Edgar Quinet.

(Fortsetzung.)

Napoleon an Josephine.

Wein' hinter der Gardine nicht!
Mein Herz in meinem Busen schlägt
Für dich nur! Ehern ist's im Kampf!
Im Kugelregen, wenn der Plan
Der Schlacht entworfen, und am Abend
Auf einem Feuerschlunde sitzend,
Denk' ich an dich. Dein Nam' erfüllt
Mein Herz, wenn mit der Todten Blut
Der Rasen seine Blumen netzt.
O nimmermehr sey eifersüchtig
Auf Arcole und ihre Schwestern!
Ihr Spiel ist nur ein Spiel von Kindern,
Von Jungfrau'n mit verschämten Wangen.

Mein Tagewerk ist kaum begonnen,
Und hinter mir schon liegt mein Ruhm.
Der Ew'ge gab in meine Hand
Den Hammer, der die Welt zerschlüge —
Und ich — an meines Weges Schwelle
Verliere meine Zeit und Kraft.
Da, wo ich meinen Pfad getreten,
Sank noch kein Reich in Trümmern ein.
Das Gras wächst über meinem Siege,
Im Nil, im Jordan tränkt' ich noch
Mein Roß nicht mit den Eisenhufen —
Und Philipps Sohn — in meinem Alter
Hatt' er erschöpft schon den Skamander,
Des Persers Diadem erbeutet,
Tyrus ihr Marmordach genommen
Und seinen Stolz dem Libanon.
Wenn jetzt zurück ich kehren wollte,
So lang' noch Ein Soldat mir folgt,
Der meine Asche dir kann bringen:
Du jagtest mich aus deinen Armen!
Aus meinem rost'gen Schwerte würdest
Für mich du einen Rocken machen!
Wenn Kinder deinem Leib entblüh'n:
Sie würden mich nicht Vater nennen,
Wenn ich nicht ihnen in der Wiege
Die Erde schon zu Füßen legte!
Ich las die Krieges-Aehren auf,
Die Cäsars Sichel in den Furchen
Italiens noch vergessen hatte.
Des Occidents bin ich jetzt müde;
Kraftlos ist seine magre Sonne
Um meines Genius blut'gen Baum
Für alle Zeiten einzuwurzeln.
Das Echo wird sobald hier matt;
Der Weihrauch ist so schnell verflogen,
Sein bittrer Wein berauscht so schnell.
Ein Blatt nur ist in seinem Buch,
Das Wind auf Wind mit jedem Tag
Mit sammt dem Namen seiner Herrschaft
Von dannen wehet und zerreißt.
Das Land, wornach mein Sehnen steht,
Das ist das weite Morgenland!
Da sind die hohen Pyramiden,
Sind Berge unfruchtbaren Sandes,
Sind alte Städte von Granit,
Wo sich sein Nest mein Adler baut.
Dort finden sich berühmte Brunnen
Um meine Schaaren zu erquicken.
Dort der schaulust'gen Wüste Echo,
Das von den Riesenschlachten spricht.
Mit elfenbeinernen Stirnen Sphinxen
Wachen zu meines Ruhmes Füßen,
Damit vorüberzieh'nde Böcke
Die ehrnen Zeh'n ihm nicht benagen. [!!]
Dort wölbt sich prächtiger mein Zelt.
Das, das ist meiner Träume Land!
Lebwohl! die Wüste such' ich auf,
Nicht mehr kann ich davon jetzt sagen.
Schick' deine Botschaft nach Aegypten
Mir zu, wo sich der Nil verliert.

Die folgenden sechs Gedichte versetzen uns nach Aegypten, wo die Muse unsers Dichters, an orientalischem Schwung und Bilderkühnheit sich ergötzend, besonders gern zu verweilen scheint. Die Pyramiden erwarten Napoleon und befragen den Abendwind um seine Ankunft. Die Paschas fordern einander zur Kriegsrüstung auf und träumen von großen Siegen. Ein Kameelhirt erzählt von Buonaberdi, dem Sultan ohne Turban, dessen Haremsfrauen vierzig Schlachten, dessen Eunuchen hundert Gefechte seyen und ermahnt den Löwen der Barbarei ihn zu zerreißen. Der Iman verheißt den Beistand Allahs zu Besiegung des Feindes — aber am Abend haben die Löwen des Nils ihre Mähne verloren, die Rosse von Assur knirschen nicht mehr ins Gebiß, die Turbane sind mit Staub befleckt und die Frauen stimmen den Klaggesang an. In dem Gedicht: die Wüste tritt Napoleon selbst auf.

Es schweigt das Land um Embabeh herum;
Der Schakal heult; auf dem gestreiften Stamm
Wiegt sich der Dattelbaum; im Morgenland
Sprach laut das Grab, die Brunnen sind erschöpft.
Am Fuß der Pyramiden lechzt die Wüste
Und sehnt zu trinken sich der Wolken Brüste.

Das Morgenland! der Stürme Welt! das Land
Des weiten Himmels, der Propheten Land
Hat unter eines einz'gen Mannes Tritt
Weithin gebebt, der Sinai erwacht,
Der Wurm der Wüste horcht, um zu vernehmen
Die Völker, die jetzt an die Reihe kämen.

Des Abendlands Trompete hat verjagt
Die Antilopen an des Moses Quell;
Empört hat sich der Jordan; Hiobs Roß,
Abschüttelnd unter Cedern seinen Staub,
Fühlt bei dem Kriegslärm sich sein Herz bewegen
Und spricht: Auf! ziehen Jakob wir entgegen!

Der Uebermuth von Tyrus ist gedämpft;
Das Schwert von Lodi, welches Syrien schlägt,
Sprengte der jüdischen Propheten Gruft;
Der Tag den sie verheißen, steigt wie Rauch
Aus ihrem weihrauchduft'gen Grabesschreine;
Rivoli's Aar zerstreut ihre Gebeine.

Die hirtenlosen Sphinxen, tief im Sand
Entschlafen, wie ein arbeitender Stier;
Erheben bei Abukir neu ihr Haupt;
Cambyses' Heere sahen sie aufs neu;
Der Vorzeit altes Räthsel ist zerschlagen,
Und nach der Zukunft Namen sie jetzt fragen.

Horch! in der Fern ruft eine Schildwacht an,
In weitrer Ferne von Gazellen nur
Bewohnte Städte, Götter von Metall,
Von Holz und Stein, viel todte Völker die
Der Aloe Wuchs mit ihren Leichen pflegen —
Mit leiser Antwort rufen ihr entgegen.

Arcole's Fahnen Asien begrüßt.
Es winkt ein Mann. Gehorsam seinem Wort
Verläßt der Ibis Pharao's sein Nest.
Der Tempel stürzt sein Dach auf sich herein.
Theben bricht seines Thors granitne Massen,
Um schneller das Erstaunen einzulassen.

Wie junge Löwen mit gesenkter Stirn
Und keuchend, leckten der Oasen Staub
Kanonen auf. An ferner Brunnen Rand
Hat Klebers Schwert, gebadet in dem Schlamm,
Der Horebpalmen Schatten aufgefunden,
Es harrt das Land aufs Loos der nächsten Stunden.

Die Stunde war's wo schläft der Dattelbaum,
Wo todesstill die weite Wüste schläft,
Wo sich die Ameis' im Altar verkriecht
Versunkner Tempel; wo die Nacht erglänzt,
Wo eingewiegt der Habicht nicht mehr krächzt;
Wo nach des Himmels Naß die Erde lechzt.

Doch Er, deß Schwert — ein andres Morgenroth —
Wenn's glänzt am Nil, am Bospor widerscheint —
Er athmet nicht mehr der Lebend'gen Schlaf.
Hell leuchtet auf, vom Samum angefacht,
Sein gluthroth Aug' und seine Stirne glänzt
So bleich wie Taurus' Spitzen, schneebekränzt.

Der schwarzen Wolke gleich, von Syrien her,
Sein schwarzes Haar die magre Wang' umhängt.
Er schlägt den Pfad ein der zur Wüste führt —
Geht vorwärts und zurück — er eilt — steht still —
Gekreuzt die Arme, zweifelnder Geberde —
So leis er spricht: es hört ihn doch die Erde!

Betreten wir, o meine Seel', allein
Der Wüste Kreis, wo sich entspinnt mein Loos!
Für eine Stunde fliehen wir den Lärm
Von Einem Namen und die Welt die kniet!
Gleich einem läst'gen Kleid laß ab uns streifen
Den Ruhm, und frei in andre Sphären schweifen!

Erst sag' mir: wenn auf meinen leisen Wink
Sich jeder Feind zu meinen Füßen schmiegt:
Wer bin denn ich! Mensch — oder mehr als Mensch?
Prophet? Wahrsager? Bin ich, was die Welt
Nennt einen Halbgott, der aus seinen Trümmern
Sich seinen ewigen Altar muß zimmern?

Vielleicht noch mehr! Weiß'st das Geheimniß du
Jupiter Ammon — Gott von Sand und Staub
Den werden — sterben — diese Wüste sah!
Vergeh' auch ich, ein Gott wie du; gleich dir?
Bin Alexander ich, dein großer Sohn
Der wieder sucht deinen versunknen Thron?

Verloren hat jetzt ihren Weg die Welt;
In ihrer Nacht thät' ihr ein Führer noth.
Seitdem sie hier, wo Sand den Tritt begräbt,
Nur mir bewußt, verloren meine Spur:
Seitdem sucht sie bis an den Nil vom Rhein
Nach einem Herrn und ruft: Wo mag er seyn?

Die große, ungeheure Stunde schlägt;
Ermann' mein Glück, ermanne dich mein Geist!
In der Oase schau dich um, ob nicht
Jemand das Wort sprach: König — das wirst du!
In der Oase? Nein! nach innen richte
Den Blick und lab' ihn an der Krone Lichte!

In meinem Innern, ja, als einem Schloß
Hab' ich gekrönt meinen erhabnen Traum,
Da sah ich meines Ruhms Phantom im Sumpf
Versinken — sah dem grausen Schiffbruch zu —
Und jene Stimme, die mein eigner Geist,
Die Stimm' ist, was man das Verhängniß heißt!

Und doch — ich will's! der Sieg sey auch verfolgt!
Zu der Geschichte Gipfel klomm ich auf;
Wo geht der Weg hin, wenn den Fuß man hebt?
Kehrt je man auf demselben Pfad zurück?
Gibt's einen Punkt, wo still steht das Verlangen
Und spricht: ich bin jetzt weit genug gegangen!

Und morgen — König, Konsul, Kaiser, Karl
Der Große, Cromwell, Doge, Lord Protektor —
Wie heißt der riesige Erobrer dann
Deß Haupt die Welt — den Himmel überragt?
Die Knechtschaft prunkte schon in vielen Namen —
In welchen neuen soll ich ein sie rahmen?

Zwei Welten stellen allwärts sich mir dar —
Was — Brutus oder Cäsar — soll ich seyn?
Das ist der Streit! Brutus ein edler Mann —
Cäsar die Seele und das Band der Welt.
Cäsar ist einzig — Brutus fleckenfrei —
Was denkst du Seele, daß zu wählen sey?

Als seines Glaubens Opfer Brutus stirbt,
Einführt ins Leben Cäsar sein Gesetz,
Brutus die Tugend — Cäsar ist die Macht!
Entscheide tapfer meine Seele dich!
Brutus ein Mensch — im Loostopf eine Zahl —
Cäsar ein Gott — Cäsar heißt meine Wahl!

In dem Gesang: **der erste Consul** wird der Beginn der Herrschaft Napoleons mit manchen treffenden, aber auch

übertreibenden Zügen geschildert. Die Völker werden darin angeredet. Ihr Gladiatoren, vertreibt dem Cäsar die Langeweile! Er kommt! lauft alle seinen Wagen entgegen! Ruft, um seine Euch tödtenden Vergnügungen zu vollenden: die Völker sterben! die Völker grüßen dich! Fallt mit Anstand im Cirkus zu seinen Füßen! Cäsar lächelt Euch zu und damit ist Euer Leben bezahlt! — Dann wieder: Seine gespornten Füße zerreißen die Nationen. — Ein einziger Mann ist alles, und alle Uebrigen nichts. Er allein hat Alles gethan, das Gute und das Böse. — Die Greise staunten über ihn als Gesetzgeber und sprachen: Er übertrifft uns Alle, woher kommt ihm seine Weisheit? Er hat doch nicht wie wir Tag und Nacht in den alten Gesetzbüchern geforscht; sein Finger hat nur in seinem blutigen Buch geblättert! —

So fürchten Alle ihn. Vom Tranke den er liebt,
Bis daß er trunken wird, ihm Gott zu trinken gibt.
Die Völker folgten ihm liebkosend ihre Kette;
Stark war und ruhig er. Auf seiner Stirne Glätte
Hat noch die Krone nicht von Blei, die ihm das Haupt
Auf Helena gedrückt, die Eichenkron' entlaubt.

Ein Gesang ist dem Uebergang über den heil. Bernhard gewidmet. Das zwanzigste Gedicht heißt das Te Deum. Dieß wird aber nicht von den Lebenden, sondern von den Todten gesungen, welche in den Kriegen und Schlachten die Lenkung des allmächtigen Gottes, die Fügung seines Zorns sehen, jetzt aber diesen Zorn gestillt glauben, und eine friedliche segensreiche Zukunft für die Erde hoffen.

Gib Herr, daß bis zu uns dein Name widerhalle!
Daß das zerstampfte Gras aufs neue grünend walle!
Aufrichte die zertretne Saat!
Gib den Lebend'gen, was die Todten schon besitzen!
Mit Söhnen, welche sich als Brüder unterstützen,
Bevölkre den entleerten Staat!

Laß sich ein Bruderband, Gott! um die Völker winden,
Daß ihre Stirnen leicht des Joches Last empfinden
Wie unsre Blumenkränze wir;
So wollen wir, o Gott, in unsrer Nacht dir singen,
Daß unsern Mund beschloß dein Siegel, und Dank bringen
Für unsers Herzens Wunde dir!

So sangen die Todten; aber die Lebendigen spotteten der alten Kirchen, denn sie hatten damals das Gebet vergessen. Sie dachten: wer glaubt noch daran, daß ein Mensch lebe, wenn seine Asche ausgestreut ist, und daß es im Himmel einen Gott der Heerschaaren gebe? In der Krönung wird geschildert, wie der Greis von Rom nach Paris kommen mußte, um dem neuen Kaiser eine religiöse Sanktion zu geben. „O Frankreich das ist zu viel!" ruft der Dichter selbst aus. „Gründe in einer Stunde deinen Cult und deinen Himmel wieder, um dich selbst auf dem Altar zu vergöttern. Morgen wirst du, nach Laune, dein Ciborium wieder zerbrechen, wenn es angefüllt vom Weine deines Siegs, und in Stücke reißen wirst du den Gott deines Stolzes wie eine Erbschaft vor Ablauf der Trauerzeit!" Das Bivouac und Austerlitz folgen, dann der Tag nach der Schlacht.

Es kommt und flieht die Nacht — das Morgenroth
Darauf, — der Tag — der Abend wieder dann;
Wer auf dem Schlachtfeld, nach des Tages Schluß
Wacht ohne Grau'n, wenn's nicht der Geier ist,
Der, in Schabracken schlagend seine Krallen,
Schmaust mit dem Mann vom Rosse das gefallen.

Wie ein Raubmörder, plündert schweigend er
Den Fußsoldaten der am Wege liegt,
Wühlt unter'm Goldharnisch, dem Geizhals gleich,
Das warme Herzblut des Tartaren auf;
Es reichen für die Brut in seinem Neste
Wohl einen Winter diese Opferreste.

Ein Kaiser folgt auf seiner Spur ihm nach,
Wie hinter seiner Herde geht der Hirt,
Er zählt die Krieger, sterbend ausgestreckt,
Blaß ist er selbst — mit Namen grüßt er sie.
Wer sind sie? Läßt nicht ihre Stirn noch lesen,
Daß bei den Pyramiden sie gewesen?

Und wenn die Todten im Triumphbett friert,
Deckt er den Königsmantel über sie.
„Warum auf dieser Stelle wo wir gehn
So viele Waffen, dieser Leichenberg?"
Er wischt, gebeugt, von ihrer Brust das Blut;
Die Hand von Erz auf ehrnen Herzen ruht.

Die Todten raffen sich vom Rasen auf,
Und schlagen auf das Aug', im Schatten knie'nd.
Sie küssen ihm das Kleid und fragen sich:
Ob dieß die Wüste, ob's der Himmel sey?
Ob dieß von Arcole die Weiden sey'n?
Woher um ihre Stirn der Heil'genschein?

Warum ein Grablied singt das nackte Schwert?
Warum nicht am Gebiß das Pferd mehr knirscht?
Dann, schau'nd die tiefen Wunden ihrer Brust,
Sanken sie weinend auf das Gras zurück.
Die Rosse suchen, mit gesträubten Mähnen,
Die Reiter auf. — verfolgt von den Hyänen.

O könnten mit der Sonne sie erstehn —
O weckte morgen mit dem Pfluge sie
Der Bauer, eh' in seinem Feld vom Rost
Gestumpft, zerfressen wär' ihr scharfes Schwert.
Hoch auf dem Hügel würden sie noch seh'n
Den Kaiser mit verschränkten Armen stehn.

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 24.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

7 May 1836.

Die Braut von Abydos.

(Schluß.)

Ein Sprung — so stand er auf dem Sande —
Schon lag zu seinen Füßen nieder
Der Vorderste der Spürerbande,
Geknickt das Haupt, gelöst die Glieder.
Ein Zweiter fällt — doch um ihn dicht
Der Kreis sich der Verfolger flicht;
Bald so, bald so
Er täuschend floh —
Das Wasser ist erreicht beinah;
Das Boot erscheint — nur fünf Ruderlängen —
Die Rudrer die äußerste Kraft anstrengen —
O! sind noch zu rechter Zeit sie da?
Seinen Fuß die Welle schon benetzt —
In das Meer seine Leute sich werfen jetzt —
Der Blitz von ihren Säbeln leuchtet
Schon durch den Schaum — von der Fluth durchfeuchtet,
Kühn, unermüdet hin zum Strand;
Sie ringen — jetzt ist berührt das Land,
Sie nah'n — erneuend nur des Kampfes Wuth —
Sein Herzblut röthet schon die Fluth!

Entflohn der Kugel und dem Schwert,
Von leichtem Streifhieb kaum versehrt,
Gewann Selim verfolgt die Stelle
Wo Ufer sich berührt und Welle.
Beim letzten Schritt auf festem Land,
Beim letzten Schwertstreich seiner Hand
Ach warum schaut' er noch zurück
Nach ihr, die doch nicht fand sein Blick?
Der Blick, dieß Zögern kann nichts retten, —
Bringt Tod ihm oder flicht ihm Ketten!
Unseel'ge Probe, wie lang' in Gefahren
Liebe die Hoffnung will bewahren!
Den Rücken ihm die Brandung netzt —
Ganz nah sind die Kameraden jetzt —
Da hört man eine Büchse knallen —
„So mögen Giaffir's Feinde fallen!"
Weß Stimme sprach's? Wessen Wehr hat gekracht,
Weß Kugel zischte durch die Nacht,
So nah gezielt daß sie nicht fehlt?
Deß, der Abdallah einst entseelt!
Den Vater langsam du umstricktest —
Doch schneller den Sohn hinüberschicktest!
Aus seiner Brust strömt rasch das Blut,
Röthend den weißen Schaum der Fluth.
Wenn er noch was versucht zu stöhnen,
So ward's übertäubt von der Wellen Dröhnen.

Der Morgen treibt die Wolken fort;
Nur wenig sind des Kampfs Trophäen;
Die Stimmen, die umhallt den Port,
Sind stumm — doch Spuren sind wohl dort
Am Strand vom Streit zu sehen.
Zerbrochne Schwerter man da fand;
Fußstapfen, eingeprägt dem Sand,
Das Merkmal mancher ringenden Hand
Sind sichtbar und davon nicht fern
Ein Fackelstumpf — und ohne Herrn
Ein Leichnam von einem Boote,
Und unter das Gesträuch gemengt
Das von der Fluth wird angedrängt,
Liegt eine weiße Kapote —
Zerrissen — es bespühlt die Fluth
Umsonst den dunkeln Fleck von Blut;
Doch wo ist der sie getragen?
Wer der Leiche ein Todtenopfer will bringen,
Der suche sie dort, wo in Wirbelringen
Die Wellen ihr Lied bei Sigäum singen,
Und an Lemnos' Strand anschlagen.
Seevögel ob der Beute kreischen

Mit hungrigen Schnäbeln Futter heischen,
Wenn, umgetrieben, der Ruh beraubt,
Mit der Hebung der Welle sich hebt das Haupt.
Die Hand — nicht mehr bewegt vom Leben —
Scheint drohend noch nach Kampf zu streben,
Hoch von der Fluth emporgewiegt,
Gezeigt der freien Luft —
Was thut es, daß der Leichnam liegt
In der lebend'gen Gruft?
Der Vogel, der am Leichnam hängt,
Hat nur den schnödern Wurm verdrängt —
Das einz'ge Aug', das einz'ge Herz,
Das über seinen Tod der Schmerz
Hätt' weinen oder bluten machen —
Das den zerrissnen Körper hätte
Gebracht zu seiner Ruhestätte,
Um an dem Turbanstein zu wachen:
Starr war das Aug', das Herz zur Ruh,
Eh' sich sein Aug' that zu.

Ein Klagen wird am Hellespont begangen;
Naß Frauenaugen — blaß sind Männerwangen.
Zuleika! Giaffirs einz'ger Sproß —
Der dir bestimmte Lagergenoß
Er kam zu spät — er schauet nicht —
Sieht nie mehr dein Angesicht!
Vernimmt sein Ohr
Nicht fern schon heulend den Walwalleh-Chor?
Die Mägde die am Thor die Hände ringen,
Die Sänger die des Korans Sterblied singen —
Die Stummen die auf der Brust die Arme verschlingen,
Seufzer im Saal — das Schluchzen in den Lüften
Mag ihm des Räthsels Schleier lüften!
Du sahst nicht deines Selims Fall!
Der Schreckensaugenblick wo er allein dich ließ,
Goß in dein Herz die Todeskälte!
Er war dir Hoffnung — Freude — Lieb' — dein All!
Und der Gedank' an ihn, deß Schicksal schien gewiß,
Gleich einem tödtlichen Beile fällte
Dich, reines Opfer, daß du sankest nieder —
Ein wilder Schrei den Garten noch durchgellte —
Dann still war Alles wieder!
Sanft schlummre! rufen wir dem Herz das brach
In sein jungfräulich Grab noch nach!
Des Lebens Hefe nur nimmt weg der Todesschlummer!
Wie tief, wie schrecklich auch — es war dein erster Kummer!
O dreimal glücklich, daß du nie gefühlt,
Wie Trennung, Schaam, Stolz, Reu' und Haß ein Herz zerwühlt!
Und o! die Pein die ärger als Wahnsinns Wuth,
Den Wurm, der niemals stirbt und niemals ruht —
Den Gedanken trüben Tags und unheimlicher Nacht
Der scheut vor dem Dunkel; dem Ekel das Licht nur macht —
Der lange dehnt des gemarterten Herzens Leiden!
O lieber es rasch zerstören und sterbend scheiden!

Weh dir, o Fürst von unbeugsamem Muth!
Umsonst magst Asche auf dein Haupt du verschwenden,
Umsonst mit dem Sacke gürtest du die Lenden,
Umsonst zerraufst du mit den Mörderhänden
Jetzt deinen Bart in eitler Schmerzenswuth!
Dein Kleinod, das Osman zum Eidam dir erwarb —
Um die, Einmal geseh'n, wohl der Sultan warb —
Zuleika starb!
Deines Alters Hoffnung, deiner Dämmrung Leuchte,
Der Stern vom Hellespont erbleichte —
Was löschte seinen Strahl? das Blut
Das du vergossest in deiner Wuth!
Horch! wenn die Frage deiner Lipp' entfloh:
„Wo ist mein Kind?“ so spottet das Echo: „Wo?“

An jener friedevollen Stelle
Von tausend weißen Gräbern helle,
Hoch über welchen schwankt, lebendig,
Die düstere Cypresse, die
Stets trauert und doch welket nie,
Wenn Zweig und Blätter auch beständig
Von unverwindlichem Leid sind trübe —
Wie unerwiederte frühe Liebe, —
Da blüht ein Plätzchen immerdar
In diesem Todrevier sogar;
Ausschüttet eine einz'le Rose
Dort ihren Glanz — so blaß und rein!
Es ist als pflanzte in die Moose
Sie der Verzweiflung Hand hinein.
So weiß, so zart — den Blättchen droht
Der leicht'ste Lufthauch Tod;
Doch trotzt dem Mehlthau sie, dem Wind;
Wenn Hände, die fühlloser sind
Als Frost und Stürme, sie zerpflückt:
Bis morgen blüht sie neugeschmückt.
Ein holder Geist stützt ihren Stengel,
Netzt sie mit Thränenthau der Engel.
Mit Recht die Mädchen dort vermuthen:
Irdisch sey diese Blume nicht,
Die keines Sturmes Zürnen bricht,
Die auf Beschirmung thut Verzicht,
Nicht dorrt wenn Frühlingsregen gebricht,
Nicht welkt in Sommers Gluthen.
Zu ihr hört man die Nacht durch singen
Einen Vogel — aber unsichtbar
Sind seine luftgewobnen Schwingen;
Dem Wohllaut gleichen ganz und gar
Von Harfen, welche Huri's schlagen,
Die tiefgezognen Töne seiner Klagen.
Bülbül könnt's sein — doch dessen Kehle
Strömt aus nicht solchen Schmerz der Seele;
Denn wer dort horcht, der bleibt gebannt
Feststehn, von Wehmuth übermannt,
Als ob ihm Hoffnung der Liebe fehle;

Und doch so süß die Zähren strömen —
So ohne Grau'n ist dieses Grämen —
'S kränkt Einen, daß der Morgen, der Dränger,
Den Zauber der Schwermuth verjagt;
Man weinte und wachte gern noch länger —
So wild und so lieblich der Vogel klagt!
Doch wenn der Ost sich beginnt zu färben,
Die zaubersüßen Laute ersterben.
Und Manche wähnten gar zu hören
(So läßt sich Jugend von Träumen bethören,
Doch o! laßt solchen Traum nur Allen!)
Daß diese Töne voll tiefer Macht
Sich mühten durch die ganze Nacht
Suleika's Namen zu lallen!
Von ihrer Cypresse Wipfel rauscht
Der Ton, dem dieß Wort man abgelauscht;
Man sagt: von ihrem jungfräulichen Grabe
Die weiße Rose den Ursprung habe.
Ein Marmorstein — gegründet dort
Am Abend — war am Morgen fort.
Es trug nicht eines Menschen Hand
Den schweren, festen Stein zum Strand —
Man traf, berichtet die Legende,
Ihn da, wo Selim fand sein Ende.
Gepeitscht vom Meere, das dem Todten
Kein ruhigeres Grab geboten.
Oft sich hier Nachts, zurückgebeugt,
Ein Haupt mit einem Turban zeigt;
Drum der Stein, umrauscht vom Wellenspiel,
Heißt: der Pirategeisterpfühl.
Wo erst er lag, entsproß dem Grunde
Die Trauerblum' und blüht zur Stunde
Einsam und thauig, kalt und rein und blaß,
Wie der Schönheit Wange bei schmerzlichen Mährchen blaß!

Napoleon von Edgar Quinet.

(Fortsetzung.)

Montebello ist das folgende Gedicht überschrieben. Zu dem auf den Tod verwundeten Herzog dieses Namens (Lannes) kommt der Kaiser:

„Schläfst Montebello du, wenn Alles wacht?
Kämpfen die Todten, wenn das Leben träumt?"
„„Sire, kommt und seht, rührt meine Sänfte an!
Mich heilt, wenns Euch gefällt, ein Blick von Euch!""
„O Lannes umsonst! Zu groß ist deine Wunde!
Zu viele Raben harren ihres Raubs!
Nein! Todte sind zu müd um mir zu folgen;
Ihr sonnlos Leben hat kein Morgen mehr.
Erwarte du mich in der Wolke droben!
Im ehrnen Himmel rüste mir mein Zelt!"

„„O, müd sind die Lebend'gen wie die Todten!
Sire, über'm Rand ist das Gefäß schon voll.
Gethan schon das kaum Mögliche! Kehrt um;
Leiht Einmal dem aufricht'gen Wort das Ohr!
Ihr liebet nur Euch selbst — mit Euren Sporen
Zerfleischt Ihr fort und fort der Völker Weichen!
Besorgt, daß einst das wilde Roß sich bäume
Und Euch vom kaiserlichen Sattel stürze!
Glaubt mir! die Welt ist nicht so wie sie scheint;
Wähnt nicht sie lieb' Euch! Wißt daß sie Euch haßt!
Schwer auf die Völker drückt der Knechtschaft Wucht;
Sie lecken, Rache brütend, Euch die Hand.
Zu viele Kön'ge schmeicheln, grollend, Euch!
Entvölkert ist Eu'r Land und Euer Reich
Ist gleich dem Reich der Schatten. Keinen Schritt
Kann man darin, als über Trümmer, thun.""

„Mein Reich ist ehern und mein Schwert beschützt's,
Der Ewigkeit gleich gilt mir mein Jahrhundert,
Freund, was von meinen Schätzen wünschest du,
Eh' anbricht meine Nacht? die Welt ist mein!
Willst du zum Herzogthum das Morgenland?
Den Sand der Wüste, willst die Tiber du?
Die Pyramiden, Spaniens Alhambra,
Die Hirtenvölker reisiger Numidier?"

„„Ich wünsche nicht der Wüste Sand und nicht
Der Tiber allzuwechselvolle Fluthen,
Den Rasenhügel gib von deinem Reich
Mir unter dieser winddurchwühlten Eiche!""

„Nicht diesen Rasen wo die Heerden weiden;
Hier würde dein Gebein der Wind zerstreu'n;
Nein! eine Säule von Geschützmetall!
Zulächelst du mir unter solcher Krone!"

Der Todte lächelt und es weint der Held,
Stumm, langsam geht er in sein Zelt zurück.
Das Zeltdach zittert und die Lamp' erlischt,
Windstill wird's mit dem Tag. Die Erde horcht.

Die Schwestern. Lätitia kommt mit ihren Töchtern nach Frankreich. Sie mahnt den stolzen, auf dem Gipfel seiner Größe stehenden Sohn an die Umstände und Scenen seiner Kindheit; sie mahnt ihn an sein Versprechen, seine Schwestern auszustatten. „Ja" versetzt er, „ich will allen meinen Geschwistern, um bis zu mir heraufzusteigen, Diademe und Königsmäntel geben, leichte Kronen den Schwestern und bleischwere Scepter den Brüdern!" Die ahnende Mutter, wie eine Kassandra, erinnert die Töchter, schnell die Königsbinden sich um die Stirne zu befestigen, denn bald würden sie wieder zur Spindel greifen müssen. Auf Euern eintägigen Thronen erspart Euch für den morgenden Tag das Salz, den Wein und das Brod der Verbannung! sie warnt die Söhne und vor Allem Napoleon! Jetzt folgt ein von dem Dichter in die Geschichte und in den Charakter Napoleons hineingetragenes Gedicht, der Schwindel, dergleichen das Vorwort angekündigt hat:

Sag', Dichter, an, wenn's dein Gedicht vermag:
Warum denn ist des Kaisers Stirn so bleich,
Wenn er sein Reich beschaut? Sein Thron ist Gold —

Was träumt er denn und was begehrt er noch?
Ihr Völker kommt und stumm das Ohr mir leiht,
Und weint! Ich sag' Euch seiner Seele Streit!

Den kahlen Gipfel meines Glücks erreicht,
Betret' ich jetzt den Pfad des Mißgeschicks;
Wie viel ergebne Völker faßt mein Reich!
Wie viele Sklaven macht mein Lächeln froh!
Dem Adler auf dem Felsensitze gleich
Beherrscht mein Aug' manch dienend Königreich!

Treten wir näher zu des Abgrunds Rand!
Wohin ein Jeder tritt — und gleiten muß.
O! wohl seh' ich dicht neben mir den Schlund
Der meinen Schatten und mein Glück verschlingt;
Es dehnt sich, gähnt und bebt und kreist die Kluft;
Der Schwindel meinen Königsnamen ruft.

Wart' nur! Verblendet stürz' auch ich hinab;
Gönn' auf der Höh' nur eine Stunde mir,
Gott! der die Bind' ums Kaiserauge legt,
Wie Blumenkränze, wenn du sie verläß'st.
Nur eine Stunde hier, von Sorgen los!
Wird doch dem Wurm ein längres Lebensloos!

Ha! keine Stunde, (ist der Hang so jäh!)
Mein Zelt zu spannen, ist mir hier vergönnt!
Am Gipfel angekommen tauml' ich schon!
Mein Reich, gegründet, löst so schnell sich auf?
Noch steigt mein Stolz, doch stehen bleibt mein Glück;
Von meiner Höhe sink' ich gleich zurück.

In Einem Athem, meiner Größe muß
Ich bieten den Willkomm und das Lebwohl!
Wenn unter mir die Welt, die schwache, ruft:
„Er hat die Zinn' erreicht! auf, betet an;"
Von meines Glückes schmalem Boden trennt
Ein Punkt mich — den die Ewigkeit man nennt!

Leb' meine helle Schlachtensonne wohl!
Bis an mein Grabgepräng' verhülle dich,
Leb' wohl, Ruhmsgipfel! wo nichts reifen kann
Als eine Frucht des Stolzes — giftig dem
Der davon ißt. Leb' wohl du mein Verhängniß,
Deß Rad so bald gehemmt wird in Bedrängniß.

Noch gestern, gestern schlug der Menschheit Herz
In meiner Brust und lenkte meinen Arm;
Wie lang' noch führt, auf seinem staub'gen Gleis,
Der Zufall mich an seinem Gängelband?
Des Sklaven Sklav' ich seinen Wink erfülle,
Gut oder bös — nichts gilt mein eigner Wille.

Ich schloß des Chaos tiefe, schwarze Nacht,
Der Welt zerbrochne Achse stellt' ich her,
Setzt' Kön'ge ein und ab zu seiner Lust;
Nur Werkzeug war ich, wähnend Herr zu seyn;
Ein Stärkerer mir meine Macht entreißt;
Ein Zufall war ich, der Vorsehung heißt!

Beschränken, o mein Herz, wir unsern Wunsch
Auf das was nicht der Zukunft Gang berührt!
Sey unser Will' uns oberstes Gesetz!
Nur uns zu leben wagen wir einmal!
Sey'n wir uns Gottheit selber einen Tag,
Wo aller Weihrauch uns berauschen mag!

Freu' deines Traums dich eine Stund', o Herz,
Erbau' dir im Unmöglichen dein Zelt!
Versuch' es selbst, wenn du es kannst, zum Spiel
Mir umzustürzen all mein Riesenwerk!
Mein Glück langweilt mich endlich, daß ich gerne
Auch den Geschmack des Unglücks kennen lerne.

Ist er so bitter wie die Menge klagt
Und der Besiegte, dessen Spur erlischt?
Mischt sich nichts Süßes seinem Gifte bei?
Wär' ohne Honig, was so theu'r man zahlt?
Unglück — ein stolzes Wort! zu wissen lüstet
Mein Herz, ob es so ist wie es sich brüstet!

So weit ich aufstieg sehn' ich mich hinab,
Um, über meine Asche schreitend hin,
Gleich einem Gott, der über Welten schwebt,
Das Schlimme, Schlimmre, Hoch und Tief, zu schaun.
Wer weiß, was besser ist: emporzuschreiten
Zum Gipfel — oder in den Abgrund gleiten?

Wär' ich nicht mehr — was thäte dann die Welt?
Den Weg verlöre sie — ein einsam Kind;
Könnt' einen Tag sie, nicht von mir gelenkt,
Erfüllen ihren Kreis, ihr Tagewerk?
Wie wüßten noch die Völker, die verwaisten,
Was ihnen ihr Geschick gebeut zu leisten?

Mehr werd' ich hier, abwesend, Herrscher seyn
Als ich es je in meiner Allmacht war,
Mehr würde, als mein Ruhm und als mein Glück,
Mein Nichts erfüllen die Unendlichkeit.
Es führt, verstärkt durch Rauch und Widerhall,
Zu seinem Gipfel meinen Ruf — mein Fall!

Gescheh'n ist's; meines Stolzes Wein ich trank,
In schwindeligen Höh'n siedl' ich mich an;
Mein Reich setz' ich im Spiel auf einen Wurf.
Der Ew'ge hält die Würfel. Wer gewinnt?
Nichts oder Alles, Herr — das Loos es fällt —
Verloren! Ewigkeit sey mein Entgelt!

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 25.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

11 May 1836.

Intellektuelle Statistik in Frankreich, im Jahr 1835.

Aus einem, die angegebene Ueberschrift tragenden A. T. C. unterzeichneten, Aufsatz der Revue des deux mondes theilen wir das Wesentliche hier mit.

Die Presse ist nicht mehr, wie sie ursprünglich war, der ausschließliche Vorbehalt der Männer, welche durch ernste Studien sich das Recht errungen haben, zum Publikum zu sprechen. Beflügelt durch die Wunder der Mechanik, durch die Allmacht der Dampfkraft, ist sie ohne Unterschied für alle Welt thätig. Der Staat, die Priesterschaft, die Gesetzgebung, die Verwaltung, die Schulen, die Theater, alles was die Meinung aufregt, alles was die Ansichten und Sitten bestimmt, faßt seine Belehrungen zusammen und verbreitet sie durch den Druck. Das Werk der Presse in seiner Totalität ins Auge fassen, die mehrere hundert Millionen Bogen, welche sie jährlich an das Publikum aussendet, classificiren, heißt eine Reihe von Problemen eröffnen; denn die Zahlen haben eine eigenthümliche Beredsamkeit. Das Wenige was sie sagen, weckt den Gedanken, und es ist ein seltner Fall, daß sie nicht selbst die durch sie angeregten Fragen beantworteten.

Die genaue Zahl der 1835 erschienenen Werke (außer den Journalen) ist 4656, und die Summe der Druckbogen 82,298. Eine Durchschnittsberechnung der Stärke der Auflagen gibt 125 Millionen Bogen. Die Werke werden nach den verschiedenen Wissenschaften und Fächern gezählt. Voran stehen die metaphysischen Wissenschaften.

1) Theologie. 708 Werke geben 14,365 Bogen. Wenn man eine Lehre nach der Masse der Werke beurtheilen dürfte, welche sie erzeugt und verbreitet, so wäre noch immer die fruchtbarste, die festgegründetste diejenige, welche sich auf die Traditionen des Katholicismus stützt. Seit den ersten Jahren der Restauration hat die Theologie eine beträchtliche Zahl Bücher in Umlauf gesetzt. Die Juliusrevolution hat ihr nichts von ihrer Thätigkeit benommen, mitunter hat sie sogar ihren Mittheilungen den zuvor mangelnden Ernst verliehen. Aber man würde mit Unrecht schließen, diese Fruchtbarkeit habe ihren alleinigen Grund in der Wiederbelebung der religiösen Gefühle. Man muß in Rechnung nehmen die Gewandtheit der Speculanten, welche für die Geistlichkeit und die Frommen arbeiten. Die Etablissements, welche sich hierauf gelegt haben, ansehnlich genug, um vor kolossalen Unternehmungen sich nicht zu scheuen, haben ihre Operationen auf einen solchen Fuß eingerichtet, daß sie durch die große Mäßigkeit der Preise anlocken; ihre Korrespondenzen sind so ausgebreitet, sind durch die Proselytenmacherei der Geistlichkeit so gut unterstützt, daß eine neue Erscheinung denen, welche sie interessiren kann, nie unbekannt bleibt. Ein Buch, angepriesen und gar herumgetragen von einem Priester, verbreitet sich leicht durch eine ganze Provinz, während ein Erzeugniß von hohem Werth oft durch die Vorurtheile oder die Unwissenheit eines Buchhändlers abgewiesen wird. Im Gegensatz gegen jenes Publikum, das einen Heißhunger auf Neues hat, hegt das christliche Publikum einen wahren Abscheu gegen Neuigkeiten. Der größte Theil besteht in Wiederabdrücken von ältern Werken. Die in England und Deutschland *) so eifrig betriebene Kritik der heiligen Schrift bleibt bei uns gleichgültig gegen die vereinigten Untersuchungen der Orientalisten und Archäologen. Kurz die Theologie hält sich abgesondert, hinter ihrer Infallibilität verschanzt. — Bei diesem Stand ihrer Studien — welchen Einfluß wird die Geistlichkeit auf die frommen Seelen üben, die sich ihr hingeben? Welche Sprache wird sie führen gegen die Deisten, die Materialisten, die Indifferentisten, lauter Leute, welche ihrer Vormundschaft sich entzogen haben, und welche wieder zu gewinnen sie das gutmüthige Vertrauen hegt? Die unerbittliche Statistik muß hierauf antworten. Die für Laien bestimmten, unter dem Einfluß der Geistlichkeit verbreiteten Bücher machen einen großen Theil von den Gesammterzeugnissen der Theologie aus. Man zählt 513 kleinere Werke. Nach Abzug der Kirchen-Gesangbücher und Katechismen bleibt fast nur eral-

*) Wir erinnern nur an die jüngst erschienenen Werke von Strauß und Vatke. Anmerk.

tirter Mysticismus oder Nahrung des fadesten Aberglaubens übrig. Bald müßte ein Volk regenerirt seyn, wenn wahrhaft gute und nützliche Werke in ebenso großer Anzahl verbreitet wären wie die der Väter Boudon, Baudrand, Liguori und hundert Anderer. Ihr wahrhaft wunderbarer Absatz ist aber doch erklärlich; sie wirken auf die Frommen wie die Romane auf die Leserinnen der Boudoirs; es ist das Phantastische der Gattung. Sie gewähren schwachen oder matten Naturen eine Ueberreizung und die oft physischen Genüsse der Gefühlstrunkenheit. Die kränklichen und niedergedrückten Seelen suchen darin eine Art Einschläferung, welche sie Resignation nennen. Aber man biete ein solches Buch einem positiven Geiste, der vielleicht gern die Sprache einer festen und kräftigen Moral hören würde: er wird zurückgestoßen werden durch einen seltsamen, gequälten und allein den Adepten verständlichen Jargon. Man wird ihn lächeln sehen über Titel wie: das Schloß der göttlichen Liebe; die vier Thore der Hölle. — Die gleiche Apathie, dieselbe Ohnmacht in den vom Katholicismus geschiedenen Sekten. Die Protestanten leben von der Erbschaft, wie ihre Gegner; sie drucken den beredten Saurin wieder ab. Der St. Simonismus, die französische Kirche, der Illuminatismus und andere Religionsunternehmungen haben nur durch eine unwichtige Broschüre ein Lebenszeichen gegeben. — Wie hat man sich unter diesen Umständen ein Phänomen unserer Epoche zu erklären, ich meine die Wiederbelebung des Katholicismus? Seit 1830 hat er sich überall in der Haltung einer streitenden Lehre, fest und entschlossen gezeigt, ein wenig prahlerisch vielleicht, aber seine Gegner zum Kampf mit gleichen Waffen herausfordernd und geneigt, die öffentliche Vernunft zur Kampfrichterin anzunehmen. Er macht eine Schule unter den Künstlern und sein honigsüßes Reden wird der modische poetische Firniß. — Den Grund davon findet der Verfasser des Aufsatzes in der nach und nach zum Bewußtseyn gekommenen Unzureichenheit der philosophischen Systeme und Methoden, zu einer absoluten Gewißheit zu gelangen, ohne den Glauben an Gott. Aber es entsteht jetzt auch das Bestreben, den Glauben in Berührung und Uebereinstimmung mit den weltlichen Interessen zu bringen — La Mennais, dessen Worte eines Gläubigen das Manifest der Demokratie genannt werden. — Die Theologie, mißhandelt in den Seminarien, ist in neueren Zeiten aus ihnen herausgetreten und läuft jetzt durch die Welt. Um die Polizei der von Natur unfrommen Kritiker zu täuschen, stellt sie sich in der Tracht der weltlichen Wissenschaften dar, und unter verändertem Namen. Die alte Wissenschaft der göttlichen Dinge nennt sich heutzutage Spiritualismus; die Lösungen der großen Männer, der Gesetzgeber der Christenheit erscheinen wieder unter den von der Mode gebilligten Titeln: Gesetze der Menschheitsentwicklung, sociale Lehre, Theorie der Zukunft, providentielle Ansichten, Fortschritt.

2) Philosophie. 75 Werke mit 1164 Bogen. Diese Zahlen zeigen, daß dieses Fach eines der unproduktivsten ist. Der Grund davon ist einfach der: daß sie selten der (kaufmännischen) Speculation Aussichten eröffnet. Das Publikum ist im Ganzen mißtrauisch gegen ernsthafte Bücher; die Abstraktion ist ihm ein Abgrund, vor dem es mit einer oft komischen Angst flieht. — Es wird eine Uebersetzung von Kants Kritik der reinen Vernunft von Tissot aufgeführt, woraus die französischen Ideologen wenigstens etwas mit Gewißheit erfahren können: nämlich die Ungewißheit der menschlichen Erkenntniß. Im Ganzen beurkundet sich der Sieg des Spiritualismus; man findet sogar so unerwartete Bekehrungen, daß man sich fragen muß, ob es zum neuesten Ton gehöre an Gott und die Seele zu glauben? Unter den der Gefühlsphilosophie angehörigen Werken sind die Uebersetzungen von Silvio Pellico's Prigioni aufgeführt. Zehn Autoren beschäftigten sich mit der Erziehung der Kinder. Eine höher strebende Wissenschaft aber ist diejenige, welche sich mit der Erziehung der Menschheit befaßt. So viele Geister haben sich seit kurzem auf die Entdeckung eines Mechanismus der Gesellschaft, einer Philosophie der Geschichte geworfen, daß es nothwendig ist, auf eine Klippe aufmerksam zu machen. Es ist augenfällig, daß das Individuum ebenso wie das Kollectivwesen, das Volk, wenn es sich selbst aufgiebt, wenn es sich so zu sagen durch den Egoismus materialisiren läßt, nothwendig dem die Materie beherrschenden Gesetz anheimfällt; der Trieb des Augenblicks, die Kurzsichtigkeit des Instinkts geben sich machtlos allen äußern Einwirkungen hin. In diesem Fall zieht der Grund die Folge nach sich. Immerhin beobachte man die sich oft wiederholenden Erscheinungen, man mache die guten oder schlimmen Symptome bemerklich, nichts ist empfehlenswerther; aber wenn man vergißt auf das erste Blatt zu schreiben: der Mensch sey mit freier Thatkraft geschaffen und sein Wille vermöge immer gegen das Böse zu kämpfen: dann hat man sich zum Apostel eines groben und gefährlichen Fatalismus gemacht; man hat mehr gethan als ein schlechtes Buch geschrieben. Diese Lehre findet sich z. B. in dem Buche des Herrn Quetelet: Ueber den Menschen und seine Entwicklung, oder Versuch einer socialen Physik, worin folgende Sätze ausgesprochen werden: „die Thätigkeiten der einzelnen Individuen haben ihre Nothwendigkeit. . . Aus einem gegebenen socialen Organismus entspringen als nothwendige Folge eine gewisse Anzahl Tugenden und Verbrechen. Diese Nothwendigkeit findet sich im Guten wie im Bösen; in der Hervorbringung des Heilsamen wie des Schädlichen; in dem Entstehen von Meisterwerken und Großthaten, welche ein Land ehren, wie in der Erscheinung von Geißeln welche es verwüsten." Ein Gegengewicht gegen solche Lehren findet sich in dem Natürlichen Recht von H. Jouffroy: „Durch die Hemmung erst erreichen wir unsere Bestimmung; sie zwingt uns, unsere Aufgabe zu begreifen und uns unserer selbst zu bemächtigen; sie erweckt die Person im Naturwesen und erst als Person werden wir Ursache im wahren Sinn des Worts, freie, intelligente Ursache mit einer Aufgabe, einem Plan, welche in die Zukunft sieht, begehrt, sich entschließt und das Verdienst so wie die Verantwortlichkeit ihrer Entschließungen hat; Etwas, mit Einem Wort, was Gott ähnlich ist, ein sittliches und vernünftiges Wesen — ein Mensch!"

3) Jurisprudenz. 102 Werke, 3289 Bogen. Das Weitere übergehen wir und ebenso das über 4) Politik Gesagte, welche

275 Werke liefert. Auch was über die Erfahrungswissenschaften beigebracht wird, gehört weniger für unsern Zweck.

Allgemeine Erziehung. Die Meister der Civilisation, die Gelehrten und Philosophen wirken nicht unmittelbar auf die Menge. Zahlreich sind die ihrer Popularität entgegenwirkenden Hindernisse. Die rechten Kernbücher sind theuer; ihre Lektüre erfordert viel Zeit; da sie gewöhnlich sich auf ein einzelnes Problem ausschließlich werfen, gehört schon eine gewiße umfassendere Einsicht dazu, sie mit Nutzen auf das Allgemeine einer Wissenschaft anzuwenden. Und überdieß kann nur die leidenschaftliche Wißbegier oder die Nothwendigkeit der Erwerbung solcher Kenntnisse den fruchtbaren Lehren die gewöhnliche Nachlässigkeit des Ausdrucks verzeihen. Somit wären die Entdeckungen der tiefsinnigen Geister verloren, wenn nicht Arbeiter einer andern Klasse die Kunst besäßen, sie dem schwächeren Verständniß zuzurichten. Theilen wir diese Bücher, bestimmt Kenntnisse zu verbreiten, in zwei große Kategorien; erstlich diejenigen, welche zur Belehrung des zarteren Alters dienen, und zweitens solche, welche für das große Publikum berechnet sind, für Leute die wegen ihrer Berufsgeschäfte oder auch aus bloßer Faulheit der Lektüre nur wenig Zeit und Aufmerksamkeit widmen.

In jener Klasse, ungefähr 40,000 Ballen Papier einnehmend, findet man 33 Abc Bücher und 21 neue Methoden des Leselernens. Die ganze Frucht der Schulstudien, sagt der Verfasser, besteht in einer Summe von dem Gedächtniß eingeprägten Notizen, die man aber nicht wahrhaft durch das Verständniß zu eigen hat, das ist ein trauriges Resultat, das Jeder beim Austritt aus dem Kollegium bestätigen muß. Sollte die Schuld davon nicht auch den Büchern beizumessen seyn, deren man sich beim Unterricht bedient? — Eine weitere Gattung von Schriften hat, wenn man den Katalogen glauben darf, zum Zweck: den Geist und das Herz der Jugend zu bilden, das ist die Literatur, die an Berguin ihren Voltaire hat. Dieser Industriezweig ist wichtig genug, mehrere Handlungshäuser ausschließlich zu beschäftigen. 422 Werke. Um ein solches Buch recht abgehen zu machen, darf es nur im Ammenstyl geschrieben und das Wörtchen klein in den Titel verwoben seyn: Die kleinen Reisenden, die kleine Arbeiterin. Die Verleger welche sich der Erziehung widmen, bedienen sich meist nur der Federn der Schiffbrüchigen der Literatur; oder wenn etwa zuweilen ein ausgezeichneter Mann seinen Namen dazu hergibt, so ist es, weil er dringend Geld nöthig hat. Endlich kommen die Buchhändler auf einen bessern Weg, auf den der Instinkt der Speculation sie geführt; sie haben gesehen, wie die aus dem Deutschen übersetzten Erzählungen des Kanonikus Schmid, etwa 40 kleine Bändchen bildend, von einem einzigen Verleger, trotz der Concurrenz von drei andern Uebersetzungen, in einer Auflage von 15,000 Exemplaren verkauft wurden.

Erziehung der Erwachsenen. Es gibt auch große Kinder, welche das Schicksal verzärtelt hat und welche die geringste Anstrengung erschreckt. Für diese zahlreiche Klasse hat man Werke ersonnen, welche schwer zu charakterisiren sind. Sie regen alle Sätze der Moral und Metaphysik an und sind doch nicht philosophisch; sie berühren alle Wissenschaften und sind doch nicht wissenschaftlich; sie stellen einen großen Ueberfluß von Bilderwerk zur Schau und reden die Sprache aller Künste, ohne daß wahre Künstler sie eines Blicks würdigten. Die Buchhändler kündigen sie an als bestimmt zum Gebrauch für die Leute von Welt. — Dahin gehören die Konversationslexika und Encyklopädien. —

(Schluß folgt.)

Napoleon von Edgar Quinet.

(Fortsetzung.)

Es folgt der Bannfluch des Papsts. Eines der schönsten Stücke ist, und wäre ohne rhetorische, übelangebrachte Uebertreibungen noch schöner, das Fest. Beim prachtvollen Feste von Königen und Fürsten sitzt obenan das kaiserliche Paar, in schöner, stolzer Majestät — die Kaiserin mit den schwarzen, schmachtenden Augen der Turteltaube; des Kaisers funkelndes Auge hat den Blick des Adlers — sie flüstern zusammen — keine süßen Worte mehr — sie sprechen von ihrer Scheidung. In die rührendsten Klagen ergießt sich Josephine, heute noch Königin — und morgen eine Verstoßene! Er will sie verlassen für eine Kaiserstochter, die ihm Erben gebären soll. Kalt beantwortet er ihre sanften und zärtlichen Vorstellungen und Vorwürfe, und ist nur ängstlich, man möchte sie belauschen;

Lebt wohl denn, Sire, und Gott Euch diese That nicht lohne!
Nehmt Euern Ring zurück und nehmt zurück die Krone.
Ich brach den scharfen Dorn; die Rosen pflückt die Andre;
Der Balsam ist für sie; fort mit dem Schmerz ich wandre.
Sie ruht im Schatten aus — ich trug die Last der Sonnen;
Mir bleibt die Hef' im Kelch — sie hat den Schaum gewonnen.

Sie schwelgt beim frohen Fest: — die Trauer bleibet mir;
Ich hab' den Todtenschrein — sie der Guirlande-Zier;
Denkt morgen meiner, wenn durchs Land ein Seufzer geht
Und über Eurem Reich die schwarze Wolke steht.
Lebwohl! Ich war dein Stern! Nacht muß mich jetzt verhüllen!
„Man sieht uns! Lächelt doch, Madame, um Gotteswillen!"

Saragossa. In diesem Gedicht, dessen Inhalt der Name genügend bezeichnet, gibt sich mehr Kenntniß der Oertlichkeiten, der Geschichte und der Heiligen Spaniens zu erkennen, als der Hauch wahrer Poesie. So sind z. B. zwölf Heilige namentlich angerufen! Moskau. Napoleon, in einem Selbstgespräch, hofft vielleicht dort, in der Zarenstadt, die Unruhe seiner Seele zu stillen. Aber die Flammen verzehren die Stadt und der Hauch Gottes flüstert ihm ins Ohr: Ebenso werde seine Größe zusammenstürzen und sein Werk zu Asche werden. Die Beresina. Die in ihren Wohnsitzen sich erhebenden Kosaken verei-

nigen sich mit der Wuth der Elemente, das unglückliche Heer zu vernichten. Der Zug der Kosaken ist sehr schön geschildert.

Der Reisende.

Doch sieh! nicht weit davon, in Eis und Schnee
Den mächt'gen Löwen dessen Tatzen Erz!
Ein kahler Leu, getrennt von seiner Löwin,
Fern seiner Palme die der Blitz zerspellt.
Er brüllt nicht mehr auf seiner raschen Flucht;
Vergebens er die Wüstenheimath sucht.

Sieh hin! nicht weit davon, auf blut'gem Feld
Ein Kaiser ohne Krone, führerlos,
Ein Kaiser, namenlos, beeist und kahl,
Der seines Wagens Spur verloren hat,
Durchirrt allein die düstre Nacht der Wüsten;
Er sucht sein Reich — doch Schatten nur ihn grüßten.

Sein Roß — nicht wiehert's, knirscht nicht ins Gebiß;
Wie ein gespenstisch Pferd trug's keuchend ihn
Vorbei an mancher hohen Mauer, durch
Manch bittres Thal und manches Schlachtgefild.
Die Völker fragten: Wer der Reiter sey,
Der eilig wie ein Schatten flog vorbei?

Ist Er's nicht, der, wenn nur sein Haupt genickt,
Gleich einem Sturm zertrümmert unser Dach?
Dem Völker, unter seinen Fuß gebeugt,
Den Bügel hielten wenn zu Pferd er stieg?
Der in den Staub vor sich die Kön'ge stieß,
Sie seines Zornes Geißel fühlen ließ?

Ist Er's nicht, dessen Schwert, stets kalt und blaß
In seiner Scheide, grub so manches Grab?
Deß ehrner Wagen nachzog seinen Ruhm,
Der über Thürme schritt mit seinem Heer,
Der, wie der Schnee in dichten Flocken fällt,
Mit Eskadronen übersä't das Feld?

Doch er blieb stumm; die kalte Rüstung barg
Die kalte Wunde und die bleiche Stirn.
Wenn er geweint — hat's Niemand doch gesehn
Als nur sein Pferd, wenn's zu ihm aufgeschielt.
Im Stolze stumm und stumm im Fall und Schmerz
Schlug schneller nicht in seiner Brust sein Herz.

Von so viel Völkern, die er angeführt,
Bleibt heute nicht Ein Mann zum Boten ihm;
Vorläufer seines eignen Schiffbruchs bringt
Er selbst zuerst die Kunde seines Falls.
Die Welt, erstaunt ihn so zu seh'n, weiß kaum:
Soll sie der Trau'r, der Freude geben Raum?

Der Freude? Nein, o großer Gott! Sobald
Er seine Botschaft sagt, wird manches Weib
Aufstöhnen, zittern mancher starke Thurm,
Entvölkert wird an Einem Tag manch Land,
In manchem Becher, jüngst noch voll von Glück,
Bleibt jetzt die gall'ge Hefe nur zurück.

Denn als er seines Staates Schwell' erreicht
Und abgeschüttelt von dem Fuß den Reif:
Befragt die Gränzwacht seines Königreichs
Den Mann, der blaß wie ein Gespenst sich naht:
Wer bist du denn und welches Landes Sohn?
Der Kaiser spricht: Ich bin Napoleon!

Der König von Rom. Der Vater empfiehlt sein Kind dem Volke, das ewige Treue gegen dasselbe gelobt. Der Ausgang der Schlacht von Leipzig ist eigentlich erst im folgenden Gedicht Poniatowsky, der polnische Held, welcher auf der Flucht in der Elster ertrank — angedeutet. Th. Körners Schwertlied wird hier erwähnt. Aber der geschlagene Kaiser rafft sich zu neuer Stärke und Größe auf. Er ruft seine gefallenen Krieger und Feldherren von Italien und Syrien um sich und seine alten Schlachten, damit sie ihre jüngern Schwestern Champ-Aubert, Montmirail, Craon, Montereau begrüßen.

Er schwieg und sieh! die Todten standen auf!
Auf seinen Ruf erschienen in der Nacht
Bleiche Geschwader auf gespenst'gen Rossen.
Schon fraß der Rost am Helm auf ihrem Haupt,
Und, die dem Adler seine Wege bahnen,
Zernagt vom Wurm waren die seidnen Fahnen.

Man sagt: drei Nächte lang, im Leichentuch
Hielten sie Gränzwacht; in der Faust das Schwert.
Bevölkert ward in einem Augenblick
Von den Gespenstern Thal, Wald, Stoppelfeld;
Indeß ihr Schwert, auch noch im Grabe scharf,
Licht auf den Kaiser, hell wie Fackeln, warf.

Und als die Welt sah solchen festen Muth,
So viele Todte helfend auferstehn,
Fing sie zu zittern an und sprach: Was thun?
Der Riese siegt! Umfassen wir sein Knie; [!!]
Der Losung, welche sie gewählt, zum Hohn
Vor Einem Manne hundert Völker flohn!

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 26.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

14 May 1836.

Intellecktuelle Statistik in Frankreich, im Jahr 1835.

(Schluß.)

Seit man so viel von der Emanzipation der arbeitenden Klassen spricht, ist die Volkserziehung für den Buchhandel auch ein auszubeutender Schacht geworden. 231 Büchelchen, 773 Druckbogen. Die umfangreichsten Weltgeschichten dieser Art sind hundert Seiten groß. — Die Masse der Bücher, welche die Anmaßung haben belehren zu wollen, läßt diejenigen nicht mehr unterscheiden, welche mit Talent und Redlichkeit geschrieben sind. Im Allgemeinen dienen sie dazu, vage Begriffe zu verbreiten über das, was, nach einem stolzen Ausdruck unseres Jahrhunderts, nicht mehr erlaubt ist nicht zu wissen. Aber sie sind ohne moralische Autorität und auf eine ganz passive Rolle beschränkt, wenn es darauf ankommt die Geister zu beherrschen und sie in einer bestimmten Richtung zu bestärken. Man frägt sich dann: unter welchem Einfluß denn sich die sogenannte öffentliche Meinung bilde? Um dieß Problem zu lösen, muß man daran erinnern, daß man im Schooße der französischen Gesellschaft mehrere Nationen findet, deren jede ihr eigenes Gesetz und ihre Propheten hat. Zugleich jedoch hat sich ein gemeinsamer Mittelpunkt gebildet durch die gegenseitige Annäherung aller derjenigen, welche sich irgend eines ausgezeichneten Vorzugs zu erfreuen haben, bestehe nun dieser in hoher Würde oder Adel, Schönheit oder Reichthum, Intrigue oder Talent. Das ist das Volk der Salons, die gute Gesellschaft, die Welt. Wohl verdient sie diesen allumfassenden Namen, da sie den bewegenden Anstoß gibt und alle sekundären Welten in ihr System hineinzieht. Man weiß jedoch, in welcher Schule sich diese herrschende Kaste bildet. Ihre Einsichten und Vorurtheile, ihre Abneigungen und Sympathien, ihre Argumente für und wider jeden Gegenstand werden ihnen an die Hand gegeben durch Werke, deren Form angenehm und dem guten Ton gemäß ist; denn sie macht aus Allem eine Sache des Vergnügens und der Mode. — Unter der Ueberschrift: Schöne Künste, sagt der Verfasser: Unter dieser Rubrik wird man nicht eine einzige ernste ästhetische Abhandlung finden. Die Erzeugnisse in diesem Felde kommen nur in sehr langen Fristen zur Reife und überdieß hegen diejenigen, welche durch Ausübung des Kultus ihrer Kunst ihre Empfindungsweise geläutert haben, eine Scheu, das Verfahren des schöpferischen Genius durch Bekanntmachung zu entweihen. Sie haben zu viel von den Leuten zu fürchten, die aus der trefflichsten Idee eine Absurdität machen, indem sie dieselbe sich aneignen wollen. Literatur. Hieher werden erstens die sogenannten Klassiker, französische und ausländische, gezählt, dann die gelehrten wissenschaftlichen Wörterbücher. Die ersten Lieferungen des romanischen Lexikons von Raynouard sind gedruckt aber noch nicht ausgegeben. Seine Methode besteht darin, das romanische Wort zu erklären, indem er in dem entsprechenden lateinischen Worte die Buchstaben, welche die gallische Aussprache hören ließ, von denen unterscheidet, welche sie verwischte. — Ueber das Dictionaire der Akademie äußert er sich so: Man hat ihm Unvollständigkeit vorgeworfen und sich zur Pflicht gemacht, ergänzende Nachträge zu liefern. Uns scheint es im Gegentheil überladen mit Ausdrücken die keiner Sprache angehören und mit Erklärungen aus welchen Niemand etwas lernt. Handelt es sich denn nur darum, alle Worte zu sammeln, welche in der Sprache aufzufinden sind, oder deren sich Schriftsteller ohne Autorität bedienten? Das ist die Arbeit eines Kompilators; aber von einer Akademie hätte man das Recht ein philosophisches Werk zu erwarten. — Voltaire erlebte in diesem Jahr die 51te Auflage. — Romane. 210 Stücke mit 8358 Druckbogen. Auf jeden Tag käme ein Band von 23 Bogen. Wenn Alles verkauft würde, käme eine Summe von 2 Millionen heraus. Aber auf eine vortheilhafte Unternehmung kommen zehn, welche nicht die Kosten decken. Es wäre irrig, wenn man glaubte, nach dem Maße des Erfolgs genau den Grad des Talents abmessen zu können. Die dem Verkauf eines Romans günstigen Umstände wirken in folgender Ordnung: Gunst der Journale — Gewandtheit des Verlegers, welche darin besteht, die Buchhändler für sein Verlagswerk zu interessiren — Ruf des Autors,

den er entweder seiner Stellung oder frühern literarischen Leistungen verdankt — wirkliches Verdienst des Buchs; dieser letzte Grund aber wird null, wenn er nicht in den ersten vierzehn Tagen wirkt, d. h. ehe die Mode eine noch neuere Neuigkeit aufbringt. — Unter den 133 Namen sind 27 Damen, d. i. ein Fünftheil. Hat wohl, fragt der Verfasser, die Vereinigung so vieler Anstrengungen ein einziges vollendetes Buch geliefert, eine Schöpfung, mächtig genug um die strenge Prüfung auszuhalten, welche nach dem ersten kleinen Aufsehen sich einstellt, das man übereingekommen ist einen günstigen Erfolg zu nennen? — Nur sehr wenige Ausnahmen darf man hier machen, und hier stehen nothwendig die Namen George Sand und Alfred de Vigny voran. Dem Leone Leoni — eine jener Gestalten, welche man zuweilen wagen muß zu zeichnen und gerade durch ihre Nacktheit abschreckend zu machen — hat George Sand Andreas zum Gegenstück gegeben, dessen Gegenstand sanfter und milder Art ist. Dieß letztere Werk beweist, daß in Wahrheit der verführerische Reiz, welchen die Verfasserin ausübt, auf der Schärfe der Beobachtung, auf der Frische des Styls und überhaupt auf dem warmen und reichen Licht beruht, welches immer ihre Werke belebt. Unter dem Titel: Militärische Knechtschaft und Größe hat uns Alfred de Vigny mit einer neuen, des Stello würdigen Trilogie, beschenkt. 3) Theater. Die für die Bühne bestimmten Kompositionen unterscheiden sich wesentlich von denjenigen, welche nur dem Druck übergeben werden. Sie wollen von einem eigenthümlichen Gesichtspunkt aus beurtheilt werden, weil sie Bedingungen unterliegen, von welchen sich auch der unabhängigste Geist nicht loszumachen vermag. — Die Moralisten möchten aus dem Theater einen Ort der Nationalbelehrung machen. Wir bedauern so sehr wie sie, daß es nicht so ist; aber diese Umgestaltung hängt so wenig von der Regierung als von der Vernünftigkeit des Publikums ab. Wenn sie eintreten sollte, so könnte dieß nur vorübergehend geschehen und unter dem Einfluß eines thätigen, uneigennützigen, muthigen Autors, der zugleich ein ausgezeichnetes Genie für das Drama besitzen müßte. Bis ein solcher auftritt, wird das Theater bleiben was es heutzutage ist — der Gegenstand industrieller Spekulation. Die Schauspieldirektoren, bestrebt neue Stücke zu bringen, entreißen den Dichtern die unvollendeten, unzusammenhängenden Arbeiten und verschaffen ihnen durch alle mögliche Mittel Gunst. Ausnahmen bilden Alfred de Vigny, Casimir Delavigne, Viktor Hugo u. A. Dumas. 273 Nummern sind im Jahr 1835 erschienen. 151 Stücke wurden auf die Bühne gebracht und die Journale rühmten von 130 eine günstige Aufnahme! 4) Poesie. Wir leben in einem antipoetischen Zeitalter — so behaupten wenigstens die Versemacher. Ohne Zweifel wissen sie nicht, daß das Viertheil des vergangenen Jahrs nicht hingereicht hätte, Alles zu lesen was in diesem Gebiet producirt worden. — 299 Nummern, darunter mehr als 100 dicke Bände. 17 Gedichtsammlungen. Die vom Sänger der Orientales hat kein großes Aufsehen gemacht; sie zeigt keine Veränderung in der Manier des Dichters. Die Manie der Nachahmung, welche viele Leute für das Fieber des Genie's halten, zeigt sich bis auf die Wahl der Titel hinaus. Die Dämmerungsgesänge haben Morgenstrahlen, Abendlüftchen und verschiedentliche nächtliche Stunden hervorgerufen. Die Frauen sind für unsere Poeten nicht mehr das bezaubernde Geschlecht; die an sie gerichteten Bücher heißen: Engel und Teufel! oder auch: das Chaos, die Menschheit, die Harmonie. Ein St. Simonist ruft: Vorwärts! einer der Glücklichen des Jahrhunderts ohne Zweifel antwortet: Far niente! Wir bedauern, nicht alle poetischen Blumen aufzählen zu können; es gibt deren aus allen vier Jahreszeiten. — 14 Versuche von rhythmischen Uebersetzungen fremder Dichter. Hierüber wird so geurtheilt: Studien dieser Art, sehr nützlich gewiß für den der sich damit beschäftigt, sollten, schon aus Achtung gegen den Meister den man copirt, nie veröffentlicht werden. Die Allmacht der großen Dichter beruht auf der geheimnißvollen, unerklärlichen Vermählung des von ihnen ausgedrückten Gedankens mit dem Wort, der Wendung, gleichsam dem Materiellen der Sprache. Es ist dieß die Harmonie von Körper und Seele; wird diese auch nur wenig gestört, so verschwindet das Leben. — Die Richtigkeit und der Glanz des Ausdrucks, der metrische Instinkt, der Bilderreichthum — diese Eigenschaften finden sich nicht selten bei unseren Poeten; aber ihre Stimme vermag wenig Mitgefühl zu erwecken; ihre Empfindungen sind beinah immer nur persönlich. Bei den meisten jedoch trifft man ein charakteristisches Symptom: eine unheilbare Melancholie, die Verachtung alles dessen was da ist, einen unermeßlichen Drang nach — ich weiß nicht Was? Der Ueberdruß am Leben ist bei Mehreren so groß, daß sie davon sprechen sich desselben zu entledigen; zwei unter ihnen, die jedoch nicht einmal auf das Verdienst der Erfindung Anspruch machen können, versichern in der Vorrede: sie seyen schon ein halb Jahr todt! Historische Wissenschaften. 290 Werke. 10331 Bogen. — Die Aufmunterungen schaden den Unternehmungen in diesem Gebiet nicht. Es ist ein seltener Fall, daß ein wichtiges und reinwissenschaftliches Werk keine Unterstützung von Seiten der Regierung erhält. Die Buchhändler nehmen gerne historische Schriften, neben den Hauptwerken der Literatur beinahe die einzigen, welche in der Bibliothek des schlichten Privatmanns eine Stelle finden. Dieser Wetteifer führt auf schöne Resultate. Aus so vielen Forschungen, Erörterungen, Hypothesen wird am Ende eine Anzahl erwiesener Thatsachen und unwidersprechlicher Begriffe hervorgehen. Ein überlegener Geist wird alle die vereinzelnten Punkte sammeln, so daß eine für Jedermann klare moralische Lehre daraus abgeleitet wird. So wird sich die wahre historische Wissenschaft bilden, d. h. die Regel, nach welcher man alle Handlungen der Gesellschaft und der Individuen wird beurtheilen müssen. — Die philosophische oder vielmehr die sententiöse Schule, die im vorigen Jahrhundert gegründet ward, ist beinahe ganz verlassen, und die meisten historischen Schriftsteller haben keinen andern Ehrgeiz, als den, die Scenen zu beleben in der Weise Walter Scotts oder aufregende Personen wie Froissart's Paladine zu produciren. Einige fleißige Männer ließen sich nennen, ergeben der wissenschaftlichen und zugleich erfahrungsmäßigen Methode, deren Entdeckung einer der schönsten Triumphe des gelehrten Deutschlands ist. Die Compilatoren speculiren auf

die Neigungen einer Kaste, die Interessen einer politischen Partei und schneiden, ihren Zwecken gemäß, den historischen Stoff zu. Vor wenigen Monaten trug ein Buchhändler einem seiner Faiseurs eine Geschichte Napoleons zu schreiben auf: „Vor Allem — kein Wort gegen ihn! das Buch ist für die Provinz bestimmt! Das nennt man sein Publikum kennen! 15 Werke behandeln die Religionsgeschichte. Die neuesten vier gehören dem Protestantismus oder der aus dessen Prinzip fließenden Philosophie an.

Eine genaue Statistik der Journale läßt sich, bei dem täglichen Wechsel, welchem sie ausgesetzt sind, nicht geben. Am ersten Januar 1835 existirten in Paris 317, worunter 44 der Literatur (in dem oben angedeuteten Sinn) gewidmete, in den Departements 258, worunter vier rein literarische. — Wenn man, sagt der Aufsatz gegen das Ende, den jährlichen Anwachs der Erzeugnisse der Presse überblickt, kann man sich kaum der banalen Redensarten von der Thätigkeit der Geister und der Verbreitung der Aufklärung enthalten. Kommt man aber vom ersten Erstaunen zurück, so erkennt man, daß die Masse geschwärzten Papiers vielmehr eine hemmende Last als ein Reichthum ist und daß man nur die wirklichen, vollendeten, nothwendigen Leistungen, mögen sie sich auf die materiellen oder die geistigen Bedürfnisse beziehen, in Rechnung bringen darf. Und wenn nach diesem Grundsatz ein gewissenhaftes Inventarium von mehr als viertausend Werken nur eine sehr kleine Anzahl Bücher von dauerndem Werth aufweist, so muß man schließen, daß das Jahr 1835 eines der unfruchtbarsten gewesen. Diese Unergiebigkeit verkündet jedoch keine Entkräftung des Geistes der Nation, sie erklärt sich sehr natürlich durch die dermalige Verfassung des literarischen Gesellschaftszustandes bei uns. — Der Aufsatz führt aus, wie die Bildung Fortschritte gemacht, das Bedürfniß der Lektüre sich mehr und mehr geltend gemacht habe, wie aber zu gleicher Zeit die Industrie sich dieses Bedürfnisses bemächtigt und darauf Speculationen gebaut habe. Einige glückliche Speculationen ließen hier unerschöpfliche Goldquellen ahnen, und der Schwindel der literarischen Industrie griff überall um sich. Wenn die Industrie nur auf Vervielfältigung guter Werke ausginge, dann wäre Alles recht; aber nothwendig geschieht das Gegentheil. Man kann dem Speculanten nicht zumuthen, daß er auf seine Kosten unternehme, die Gesellschaft wieder in die Fugen und ins Gleis zu bringen. Er spielt vielmehr den Gefälligen gegen sie, und wenn er die Schwächen des Publikums erräth, so benützt er dieß, um ihnen zu schmeicheln. Mit aller Macht begünstigt er die raschen Umschwünge der Mode, welche die Aussicht des Verkaufs fördern. — Hiebei findet aber weder die Literatur selbst ihren wahren Gewinn, noch auch werden in die Länge diese Speculationen sich erhalten können — und hier wird nun berechnet, daß die viertausend Bücher des Jahrs 1835 und die 700 Journale eigentlich nur etwa 100,000 Leser haben — ein Verhältniß, bei welchem eine solche Produktion freilich nicht in die Länge scheint bestehen zu können.

Napoleon von Edgar Quinet.

(Fortsetzung.)

In dem Gedicht: der Stachel, spricht der Dichter seine Indignation über die unauslöschliche Schande des entarteten Frankreichs aus.

Ha, Frankreich! hast du noch ein Herz,
Hast du noch Augen um zu sehn?
Hast du zum Beißen Zähne noch?
Kreist noch in deinen Adern Blut,
In den erschöpften? Hast du noch
In deinem Köcher einen Pfeil?
Ist dir, giftlose Schlange, um zu hassen,
Die Zunge statt des Stachels nur gelassen!

Sag', Frankreich! mir, ob du mich hörst?
Muß lauter, Frankreich, wenn du schläfst,
Ich reden, daß es rührt dein Ohr?
Was soll ich sagen dir, was nicht?
Der Schlachttrommete schönes Land,
O Jungfrau du, an Krieg gewöhnt —
Hüll' dich in Stahl, der trotzt des Rost's Verwüstung,
Statt zu dem Rocken greife nach der Rüstung!

Erhebe lauter deinen Ruf.
Wenn stumm dein Horn; — zu kühner That
Aufraffe dich, wenn kurz dein Schwert.
Die Hoffnung rette schwimmend sich,
Wenn deine Barke sinkt — dein Muth
Rag' über deine niedre Mau'r!
Wenn stumpf dein Schwert, wetz' deine Wuth am Schmerz!
Zur Waffe nimm, wenn's Schwert zerbricht, dein Herz!

Wo nicht, so wirst du fühlen, wie
Der Schande Stachel tödlich ist!
Wirst sehen, wie so trocken ist
Der Becher des Besiegten, wenn
Der Sieger dürstet — und wie bloß
Das Herz in seiner Höhlung liegt;
Und wie das Haupt, das einmal sich bog nieder,
So langsam sich vom Staub aufrichtet wieder.

Wo nicht, so wirst du fühlen bald,
Wie des Besiegten Lager hart,
Und wie sein Himmel finster ist!
Wirst sehn, von welchem Gold gemacht
Ist seine Krone, und ob's süß,
Wo andre ernten, sev zu sä'n;
Ob's süß ist, mit gebeugten Knieen küssen
Die Hände, die die Söhne uns entrissen.

Armloses Ungeheu'r, Paris!
Ohn' Ohr und Auge, lernst du nie
Was andres, als, ein Bienenschwarm,
Zu summen um den Bienenstock
Und aus saftlosen Worten Lug
Und Galle kneten — deinen Seim.
Wird, Buhlerin, nichts deine Sitte heilen:
Zu schminken dein Gesicht — dein Herz zu theilen?

Wird man dich sehen fort und fort,
Schmachvoller Angewöhnung treu,
Lieblos, liebkosen Gut und Bös,
Das Für und Wider und das Nichts?
Mordest stets deine Söhne du?
Erhöhst um umzustürzen nur?
Wirst statt der Waffen du stets Reden geben?
Vergiften in den Quellen stets dein Leben?

Sag', Frankreich! mir, ob du mich hörst?
Wie im Frimaire ist kalt dein Thal —
Dein Himmel überwölkt und trüb,
Wohin denn pflanztest du den Baum
Des Fructidor? Wo sä'test du
Denn aus die Frucht des Messidor?
Haben die Vögel, die zu naschen kamen,
Denn ganz zerstört die Keime und den Samen?

Wo hast, baarfuß, mit langem Haar,
Du deine ältern Söhne dann,
Die, Bettlern gleich und namenlos,
Man nur nach Schlachten lechzen sah,
Die sich begierig stets gezeigt
Nach einem ruhmvoll raschen Tod?
Die Blinden wußten nicht zu jener Frist,
Was um ein Stückchen Gold zu kaufen ist!

Nicht trugen reiche Stickerei'n
Am Hals sie, nicht das Seidenband
Und nicht den prächt'gen Wappenprunk.
Es beugte kein versilbert Joch
Die Stirnen; Herzoge gab's nicht,
Auch Grafen und Barone nicht;
Nicht Pagen, die um Knechtschaft sich bewarben;
Damals trug auf der Brust man nichts — als Narben.

Nicht das Flaumkissen drückten sie,
Wenn die Trompete rief heraus;
Verriethen ein Geheimniß nicht,
Sie logen nicht die Sonne an,
Sie sah'n dem Sturz des Vaterlands
Nicht mit stumpfsinn'ger Neugier zu;
Nicht feil war ihnen Prosa und Gedicht;
Sie flehten bei der Welt um Gnade nicht.

Doch wenn aufdämmerte der Tag,
Sah man sie ohne Schuh' und Brod,
Und ohne Diener, ohne Herrn,
Mit heiterer und stolzer Stirn
Den Alpen und dem Thabor zu,
Und nach dem Nil ziehn und dem Rhein,
Und gleich den Wellen, die ans Ufer spülen,
Den Sand von einem Königreich aufwühlen.

O, Frankreich! hast du noch ein Herz?
Hast du noch Augen um zu sehn?
Hast du zum Beißen Zähne noch?
Kreist noch in deinen Adern Blut,
In den erschöpften? Hast du noch
In deinem Köcher einen Pfeil?
Ist dir, giftlose Schlange, um zu hassen
Die Zunge statt des Stachels nur gelassen?

Fontainebleau. Napoleons Größe und Macht ist dahin — ein blasser, kahler Mann nur ist er noch, der nichts mehr hat als seinen Namen — Napoleon der Corse. Er nimmt Abschied von seinen Soldaten; er geht „zu den Todten in die Nachwelt hinüber, wo die unbewegliche Zeit den Augenblick verewigt; denn das Unglück hat allein noch zu seiner Krönung gefehlt."

Die Invasion. Nicht Worte genug findet der Dichter, diese Schmach zu beklagen; nur eine Probe davon!

O wehe, wehe, weh! ein großes Königreich
Dorrt unter ihrem Fuß den fahlen Stoppeln gleich!
Im Lehmen und im Fels, im Thal, auf Bergeswand,
Auf blumenreicher Trift, im Eise und im Sand,
Im Bache ließ, im Fluß, im grünen Gras der Flur
Ließ, o der Schmach! der Fuß des Fremden seine Spur.

Das Gras wächst morgen neu, und morgen fließt die Welle,
Vergessend aller Schmach, neu in azurner Helle;
Die Nachtigall beginnt zu schlagen in den Weiden;
Der Gallier Eiche wird in Grün sich wieder kleiden;
Doch morgen löscht und nie in dem entehrten Lande
Des Fremden Fußtritt aus — das ew'ge Mal der Schande.

Die Insel Elba. Napoleon landet wieder in Frankreich — wie ein Schiffbrüchiger — es blieb ihm nur sein Name, sein Echo an der Elbe, am Tajo, am Nil, sein kleiner Hut, sein grauer Mantel und sein kurzes Schwert — und doch sprachen viele Könige: Er ists! macht uns das Grab zurecht.

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 27.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

18 May 1836.

Neugriechische Volkslieder.

Photis.

Die Nachtigall singt im Gebirg, das Rebhuhn auf den Feldern;
Es singt ein schönes Vöglein dort hoch auf des Photis Grabe.
„Hat es dir Syros nicht gesagt, ein Mal und drei und fünf Mal:
Mein Photis, putze dich nicht so mit deinem Silberschmucke;
Trag' deinen Kopfputz nicht so hoch, laß nicht dein Silber blitzen;
Die Albanesen sehen es und knirschen mit den Zähnen." —
„Das Silber hat mich nicht verderbt, der Uebermuth noch wen'ger;
Primaten haben mich verderbt, Primaten von Liwadia.
Ich hatte ihnen Geld gelieh'n, es waren siebzig Beutel;
Und da ich noch ein Klephte war, versprachen sie's zu zahlen;
Doch als ich in Alassona mich hatte unterworfen,
Da sprachen zu einander sie, der eine sagt's dem andern:
Den Photis wollen tödten wir, den Photis, Sohn des Zidros. —
Und sandten einen Brief alsbald hinauf nach Alassona:
Gruß dem Achmet, Belukbaschi, und allen Palikaren!
Wir haben Brod und Salz getheilt, und werden's wieder theilen:
So tödtet nun den Photis auch, den Photis, Sohn des Zidros;
Denn alle Dörfer will er uns und Alles drin verheeren."

Nikotsaras.

Geh, Nikos, durch den Engpaß hier, Nikos, du Sohn des Tsaras!
Zum zweiten Male wirst du nicht durch diesen Engpaß wandern. —
Woher, mein Vogel, weißt du das, daß du mir's offen sagest? —
Als gestern und vorgestern ich herflog von Wlachochori.
Da hört' ich in Liwadia so die Primaten reden:
„Auf! laßt den Nikos tödten uns, den Nikos, Sohn des Tsaras,
Der gleich der Blume im Gebirg, im Felde der Cypresse.
Den Nikos, der dem Thurme gleich, im Meere fest gegründet." —
Da Nikotsaras das vernahm, erzürnte er nicht wenig,
Rief seinen Pflegesohn herbei und sprach zu den Genossen:
„Umgürtet mit den Schwertern euch, und nehmet eure Flinten;
Laßt nach Liwadia uns ziehn, daß wir es niederbrennen." —
Sie zogen aus und gingen hin und kamen nach Liwadia,
Und warfen Feuer in die Stadt, und banden die Primaten,
Und nahmen so gebunden sie mit sich nach dem Gebirge. —
Wen wollt, Primaten, tödten ihr? den Nikos, Sohn des Tsaras?
Den Nikos, der der Rose gleich und in der Welt berühmt ist?"

Der Wunsch.

Schätze nicht will ich,
Will auch nicht Würden
Und Ruhm nicht haben.
Will auch kein Wissen,
Nicht das geringste.
Alle die Güter
Sind zwar beglückend,
Aber auch drückend.
Frieden nur will ich
Und Ruh der Seele;
Mit Amorinen
Spiele und Tänze;
Ich will Gesänge,
Blumen und Kränze,
Und auf den Wiesen
Liebliche Scherze.
Das nur begehr' ich,
Das nur verlang' ich;
Kann ich's erwerben,
Will so ich sterben.

Die Küsse.

Bei dieser nächt'gen Stille,
Beim ungemess'nen Aether
Und bei dem ew'gen Himmel
Beschwör' ich dich, Selene,
Nie unsre süßen Küsse
Jemanden zu verrathen.

Thun wir doch Dir nicht Unrecht,
Wenn wir einander küssen;
Und Eros nur gebeut es!
Was magst du drum dich kümmern?
Vor seinen Flammenblicken,
Vor seines Worts Geboten
Wer müßte nicht sich beugen?
Und selbst auch du, Selene,
Liebst diese süßen Spiele,
Und eilest, den zu finden,
Den du vor Allen liebest.
So mag uns denn, Selene,
Niemand darum verdammen;
Sind wir ja nicht die Einz'gen!

Des Vögleins Klage.

(Von Alexander Ypsilanti.)

Ach! armes Vögelein,
Bist ja so ganz allein?
Wohin denn eilest du?
Fliegst wohl dem Neste zu? — —
Ach! ein Nest hab' ich nicht,
Dahin bald, bald dorthin
Fliege ich unstet hin;
Kenne die Ruhe nicht,
Kenne die Freude nicht!
Als ich noch kleiner war, hatt' ich ein Vaterland!
Da unter Myrten lebt' ich im Heimathland!
Lebte voll Hoffnung da, sang spät und früh!
Hatte ein Liebchen auch, das ich schon lang' geliebt.
Aber ein Geier kam,
Und vor den Augen weg
Raubt' er das Liebchen mir,
Mordete grausam das Liebchen mir.
Ach! und seit damals weil' in der Fremde ich,
Habe kein Vaterland, habe ein Liebchen nicht! —
Mit lahmem Fittig,
Mit kranken Gliedern
Irr' ich seitdem herum,
Wohin das Schicksal mich, wohin der Sturm mich treibt,
Bis endlich dort ich bin, wo Alles endiget,
Wo auch der Geier hin,
Wo auch das kleine unschuld'ge Vöglein kommt!

Th. Kind.

Napoleon von Edgar Quinet.

(Fortsetzung.)

Das Gedicht: die **Hirten** schildert, unter einem etwas erzwungenen Bild, die bei Waterloo versammelten Schaaren der Schotten, Engländer und Irländer. **Der Sturm.** Dieß ist die Schlacht von Waterloo. Der erbitterte Kampf wird lebhaft beschrieben. Dreimal widerholt der Dichter die Worte: Alles geht gut!

Wenn müd' die Streiter sind, wenn will ihr Zorn ermatten:
Lächelt Er ihnen zu, als wie ein Fürst der Schatten!

Alles hängt an dem (bekanntlich verspäteten) Marechal Grouchy. Er kommt nicht und ein Anderer vollendet sein Werk. Eine Wolke von Reitern wird sichtbar und ein Marechal sagt: „In der Hand von Zwergen ist das Schwert des Verhängnisses!“ Eine furchtbare, übermenschliche Stimme rief: **Alles ist verloren, rette sich wer kann!** Gleich von Anfang her war Alles zu Ende!

Zu sehen glaubte man — o! ja man sah bei Nacht
Zu Pferd einen einz'len Mann, entronnen dieser Schlacht,
Der floh vor'm Siegerschwert und seiner Seele Schmerzen;
Doch das erlahmte Schwert wird stumpf an seinem Herzen.
Verzweifelt sucht er auf sein großes Königreich;
Und allwärts sein Gespenst nur traf er — graß und bleich.

St. Helena. Der Dichter erzählt einem alten Soldaten die Leiden und Mißhandlungen Napoleons auf der Insel seiner Verbannung mit all den längst bekannten Uebertreibungen des Schicksals dieses „neuen Prometheus;“ und schleudert Strophen voll Haß gegen das niederträchtige, elende England, dessen Schande das Meer nicht abwaschen könne, dessen Maske die Freiheit, dessen wahrer Name die Sklaverei sey; „die Treue von Albion ist die Treue von Carthago.“ Ob es dem Dichter ernst ist, wenn er betheuert: er hasse deßhalb England in seinen Fluthen, in seinem blassen Kaminfeuer, in seinem trüben Himmel, seinen duftlosen Nächten, seinen Tagen ohne Morgenroth — lassen wir dahingestellt; aber eine solche Apostrophe erscheint weder sonderlich poetisch, noch vernünftig. **Longwood.** Der Held selbst, blaß, sterbend, erklärt und deutet das Räthsel seines Lebens, verkündet seinen Tod auf den nächsten Tag und macht sein Testament. — Diese Gefangenschaft gebe erst seinem Leben Bedeutung und einen würdigen Schluß. Während seiner Größe habe er selbst sein Thun nicht verstanden und die Hand die ihn geleitet, nicht gesehen. Der Tod nur weiß die Geheimnisse des Lebens. Er habe mit dem Schwert die gordischen Knoten der Zukunft gelöst und eine neue Menschheit gebildet! Er habe für immer das Schwert gestillt, habe aus hundert Völkern Ein Volk, Eine Welt gemacht und immer habe seine Lanze die durch sie geschlagene Wunde auch wieder geheilt. „Ich habe dem **Volk** in Frankreich, in Deutschland die Krone aufgesetzt,“ — ich bereue nichts — es war das Werk Gottes; er hob mich, er zerschmetterte mich; meine Fehler fallen auf mich, mein Genie gehört der Welt.“ **Die Wittwen** sind die um Napoleons Tod klagenden — Schlachten; (eine bis zum Ueberdruß wiederholte Personifikation, die sich wohl nur Einmal, im Munde des Epaminondas gut ausnahm). **Die Säule** schließt den Cyklus, und enthält die Apotheose Napoleons. Auf der Vendome-Säule verlebt er die Tage der Unsterblichkeit; hier sieht er die Geschlechter, die Jahrhunderte vor sich vorübergehen.

Die französischen Kritiker sprechen sich, großentheils schon durch den nationalen Gegenstand gewonnen, im Allgemeinen günstig über dieß Gedicht aus. J. Janin der eine glänzende Skizze davon entwirft, fordert wenigstens das Zugeständniß, daß es von großem Talent zeuge. Marmier rühmt besonders die Wahl des Stoffes. „Jede Nation hat ihren Helden. Napoleon ist der Held der neuen Zeit. Sein ganzes Leben ist voll von Schlachten, wunderbarer als die, wovon die Troubadours und Minstrels ihren Zeitgenossen sangen. Seine Marschäle und Soldaten stehen den zwölf Pairs und den Männern der Tafelrunde nicht nach; und haben nicht die alten, mit Narben und dem Kreuz der Ehrenlegion geschmückten Krieger in ihren Strohhütten so wunderbare Dinge zu erzählen, als die Männer von Ithaka? So hat das Volk selbst sich diese Epopee gemacht. Es kennt alle die großen Gemälde und alle Episoden. Die Einbildungskraft des Volks hat sich nicht mit den wirklichen Thatsachen begnügt! sie hat ihren Helden auch mit dem Glanz des Wunderbaren umgeben. Napoleon hat den Skepticimus unsers Zeitalters überwunden und eine Nation zum Glauben geneigt gemacht, die sich rühmte es nicht mehr zu seyn. So fehlt denn dieser Epopee nichts, weder die großartigen Thatsachen, noch das dramatische Interesse, noch das Wunderbare, noch die Einheit. Aber man mußte sie studiren im Herzen des Volks, die zerstreuten Erzählungen zusammenrücken, die heroischen Elemente verbinden, ihnen einen gemeinsamen Charakter aufdrücken und dieß hat Edgar Quinet unternommen." — „Seiner Idee nach ist dieß Werk ohne Widerrede ein sehr gediegenes Erzeugniß. Seiner Form nach entfernt es sich von all unseren gewöhnten Systemen der Versifikation. Sie ist kühn und abenteuerlich — ndere sagen vielleicht: keck und unbesonnen. Abwechselnd geht diese Dichtung vom lyrischen Enthusiasmus zur naiven Erzählung der Romanze über; sie stellt die populäre Ballade neben den orientalischen Dithyrambus; sie erhebt sich zur biblischen Symbolik und steigt zum Bivouaklied herab. Bemerkenswerth ist der pantheistische Geist, der mit der Spitze seines Flügels allen Gegenständen die er berührt Beseelung und Leben mittheilt — den Wäldern, Flüßen, Städten, Pauken und Hörnern, sogar den Todten" (und besonders oft den Pferden).

Einer strengeren und gründlicheren Kritik unterwirft Sainte-Beuve das Gedicht. Seit sechs Jahren ungefähr, sagt er, seyen eine Menge epische Versuche gemacht worden, welche sich von den bisherigen Kreisen entfernten und welche sich als Napoleonische, sociale, St.-Simonistische, palingenetische u. s. w. bezeichneten, in welchen sich zum Theil viel Talent kund gebe, die aber vom großen Publikum nicht gelesen werden und dem Kritiker Verlegenheit bereiten, weil er sie nicht loben dürfe und nicht gern table. Ihr Hauptfehler sey die Verworrenheit bei allem Ideenreichthum und es gehe ihnen die wahre Kunst ab. Dahin gehöre auch Ahasverus, der Vorläufer Napoleons, zu dessen Beurtheilung der Kritiker übergeht. Er wirft die Frage auf: ob Napoleon eine epische Person sey? Vieles spreche dafür; die Sage, die Mythe habe sich schon seiner bemächtigt; die Araber besingen ihn; die norwegischen Bauern identificiren ihn mit Frankreich; aber er erblickt hierin nur eine Tendenz, eine Disposition, keinen fruchtbaren Keim für das Epos. Höchstens lassen sich etwa daraus einzelne schöne Lieder schöpfen, wie Beranger gethan. In einem Epos aber, das freilich das ganze Leben eines Dante oder Milton in Anspruch nehmen würde, müßte der ganze, historische Napoleon, „der die Intelligenz verletzt, verkannt, brutalisirt hat," es müßte auch „der Napoleon des Herrn von Talleyrand" dargestellt werden. Unmöglich sey es, nach Ablauf einer so kurzen Frist, Napoleon schon zu idealisiren, und unerlaubt zu rufen: Napoleon ist die Demokratie! „Darf man so die Menschen der Geschichte in Symbole verwandeln? Dürfen historische Personen nur sterben, um Ideen zu werden?"

„Der Napoleon Quinets hat ein etwas nebelhaftes Profil, er hat Etwas von den Helden Ossians. Man weiß nicht physikalisch genau, wo er aufhört, wo der Mensch, das Individuum wirklich existirt und von welchem Punkt an der Wirbel der Ideen sein Bild nachahmt und fortsetzt. Ich weiß, man kann dasselbe von Dante's Beatrice sagen; man weiß auch nicht recht wo die Person, die liebende Geliebte selbst aufhört und wo die Theologie beginnt; aber doch mit welcher Schärfe und lichtvollen Genauigkeit ist sie gemalt! Und dann war doch Napoleon positiver als Beatrice; und wenn man auch die idealen Ansichten auf einsichtsvolle Weise mit der Wirklichkeit verschmelzte, mußte das Hauptinteresse dieser sich zuwenden. Nun aber hat dieser Napoleon viel vom feudalen Helden an sich; die Menge der chevaleresken Bilder, womit das Gemälde durchflochten ist, die Ausdrücke der Falknerei, welche den Kaiseradler begleiten, erinnern an einen mittelalterlichen Baron. Andererseits vergoldet er sich im Uebermaß mit dem phantastischen Glanze des Orients und verbrämt sich mit zahllosen Arabesken. Und dann drängt sich wieder die sociale, prophetische Idee, die künftige Apatheose der Demokratie in seiner Person hervor. Zwischen diesen drei Reflexen, wie zwischen drei strahlenden und strömendeu Regenbogen, zwischen Karl dem Großen oder Sigfrid, Buonaberdi, und dem personificirten Volk verschwindet allzusehr der wirkliche leibhaftige Napoleon, wie man ihn gesehen hat, wie ihn die Männer des ägyptischen Instituts, des Staatsraths und des Generalstabs gekannt und bewundert haben."

„Was das Verdienst und das Leben dieser Dichtung ausmacht und dem Hrn. Quinet einen ehrenvollen Rang unter den heutigen Dichtern sichert, ist, neben der Größe des Unternehmens und der Beharrlichkeit der Durchführung, die durchgehende, ergreifende, mächtige Poesie, welche im Ganzen herrscht und wie der Geist über den Wassern schwebt. Ich sehe in Quinet einen irrenden und ein wenig wilden Verwandten Corneille's und Schiller's, besonders des letztern, einen lyrischen Zögling von Görres, der ohne Zweifel für uns Franzosen zu viel auf dem Rhein gewesen ist und unter den Balkonen von Heidelberg, und der sich unter uns nicht genug ernüchtert hat von seiner poetischen Trunkenheit, welche jedoch immer noch einer allzueisigen Abklärung vorzuziehen ist."

„Um 1813 hatte in Preußen und bald in ganz Deutschland die verbündete teutonische Jugend ihre patriotischen Dichter, ihre Tyrtäus. Der stete Gedanke, der Schmerz Herrn Quinets

ist, daß in den Jahren 1814 und 1815 nicht auch Frankreich sein Aufgebot, seine Soldaten-Dichter gehabt habe. Seine patriotische Entrüstung hat er in dem schönen Gedicht: der Stachel, niedergelegt. Die herrschende Idee des Dichters ist der Ingrimm über die Invasion, die doppelte Schmach von 1814 und 1815,*) eine solche Kränkung erscheint ihm entehrend, beinah unersetzlich. Der Krieger-Dichter, den Frankreich damals nicht hatte, der teutonische Gallier, der einem Körner und Uhland entgegenzustellen ist, dieser ersteht jetzt in Edgar Quinet und Napoleon ist sein Gesang. Seine Verse erscheinen mir wie ein Aufgebot in Masse, undisciplinirt, stürmisch, glühend; wenn er triumphirt, ist es mehr durch die Zahl und die stürmische Hitze, durch die Tapferkeit des Talents, als durch die Kunst; es sind die Angriffe von Arabern, von Hunnen oder Uhlanen; es sind keine römischen Siege."

Dem Urtheil von Sainte-Beuve können wir uns größtentheils anschließen, und namentlich dem, was er über das Epos sagt. Quinet behauptet die Möglichkeit und Nothwendigkeit der Epopee auch für die modernen Zeiten, wenn einmal der Stoff derselben, der Held, unwidersprechlich gegeben sey; der Roman aber könne dieselbe weder ersetzen noch verdrängen, da dieser, abgesehen von seinen zweideutigen Ansprüchen auf den Titel der Poesie, sich immer in untergeordneten Sphären halte, seine Helden wirklich wähle, nicht aber dem Helden κατ᾽ ἐξοχὴν ergreife und sich zur Aufgabe mache. Aber, wie unbeschränkt man auch die Freiheit und Schöpferkraft des poetischen Genius lasse und wie bereitwillig man darauf verzichte, von vorn herein die Sphäre seiner Möglichkeit abzugränzen, anerkennen muß man doch, daß die poetischen Produktionen auch unter äußerlichen Bedingungen stehen, daß gewisse Gattungen nur unter gewissen gegebenen Voraussetzungen, gedeihen können und so namentlich das Epos im strengeren Sinne, das heroische, nationale Epos. Ein Gedicht dieser Art mag von den Kritikern mit Recht noch so hoch gestellt werden, wenn ihm nicht das größere Publikum mit Wärme zufällt, so kann es, dem Talent oder Genie des Dichters unbeschadet, auf jenen Titel keinen vollgültigen Anspruch machen. Bei einem Epos fragen wir nicht bloß nach seinen poetischen Blüthen, sondern auch nach seinen nationalen Wurzeln. Aber im Volk sich einzuwurzeln ist noch keinem modernen Epos gelungen; die Kunstpoesie konnte sich der Volkspoesie nicht unterschieben. Tasso's befreites Jerusalem ist das letzte Epos, welches national wurde — man denke an die venetianischen Gondoliere, welche die Stanzen desselben (und zwar in einem ganz veränderten Dialekt!) sangen. Tasso, sagt Rosenkranz, lebte in einer Zeit, wo der Kampf gegen den Orient durch die in Europa eingedrungenen Türken noch ein lebhaftes Interesse hatte und die Wahl seines Stoffs zu einer wahren Heldendichtung war vortrefflich, auch gelang ihm die Gestaltung desselben so, daß sein Epos allein für die europäische Welt die Bedeutung erwarb, jene Zeit des begeisterten Glaubens vollkommen poetisch dargestellt zu haben; aber eine christliche Ilias ist es nicht; es ist nur ein Kunstepos, aus der Neigung und dem Talent des Dichters, nicht wie die Ilias, die Nibelungen, die Romanzen vom Cid und die Luisiade aus dem Boden einer lebendigen Volksüberlieferung zur höchsten Schönheit der Kunst verklärt.

Ueber die Gründe, warum das Epos nicht mehr an der Zeit sey, lassen wir den Landsmann Quinets, Lamartine*), reden: Wir erkennen Alle, ebenso sehr instinktmäßig als auf dem Wege des Nachdenkens, daß die Zeit der heroischen Epopee vorüber ist, diese Form der Poesie gehörte der Kindheit der Völker an, so lange, bei mangelnder Kritik, Geschichte und Fabel, Einbildung und Wahrheit vermischt und die Dichter nur die wunderbaren Chronisten der Nationen sind.

In solchen Zeiten übertragen auch die Völker, die um zu entstehen und sich zu vergrößern, des Schutzes großer Männer und Helden bedürfen, natürlich ihr Interesse und ihre Dankbarkeit auf die gewaltigen Persönlichkeiten, welche sie frei gemacht oder gesittigt haben.**) Sie feiern und bewahren ihr Gedächtniß in volksthümlichen Gesängen, welche, niedergeschrieben, später zu Gedichten werden; und so ist die Epopee individuell und heroisch. Aber später, aber heutzutage verschwinden die Individualitäten, oder sie treten in all ihrer Wahrheit in dem Drama der Geschichte auf. Da hat man sie zu suchen. Der Umschwung der Dinge ist so reißend schnell, das Drama der Geschichte beruft so viele Personen auf die Bühne, die Kritik übt an allen Gestalten der Zeit einen so skrupolosen Spür- und Scharfsinn, daß der Zauber der Einbildung bald zerstört ist, und den großen Männern nur der Zauber ihrer Macht oder ihres Genie's bleibt; der der Poesie aber gehört ihnen nicht mehr. Außerdem hat sich der menschliche Blick selbst erweitert in Folge einer höhern und ausgebreiteteren Civilisation, durch den Einfluß von Institutionen, welche die Mitwirkung von Mehreren oder von Allen am socialen Werke aufbieten, durch Religionen und Philosophien, welche den Menschen belehrten, daß er nur ein unendlich kleiner Theil einer unermeßlichen, zusammengehörigen Einheit, daß das Werk seiner Vervollkommnung ein gemeinsames und ewiges sey. Die Menschen interessiren sich nicht mehr in so hohem Grade für Individuen; sie nehmen sie für das was sie sind: für Werkzeuge oder Hemmungen in dem begonnenen Werk. Das Interesse des menschlichen Geschlechts ist auf das menschliche Geschlecht selbst gerichtet. Die Poesie wird wieder geheiligt durch die Wahrheit, wie sie es ehmals durch die Fabel war; sie wird wieder religiös durch die Vernunft und populär durch die Philosophie. Die Epopee ist nicht mehr national oder heroisch, sie ist viel mehr — sie ist menschlich (humanitaire).

(Schluß folgt.)

*) Dieß wird auch von E. Gans in seiner Schilderung des Salons der Madame Recamier bestätigt.

*) Im Vorwort zu Jocelyn.

**) Dieß paßt aber auf das Epos der Griechen nicht.

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 28.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

21 May 1836.

Der poetische Nachlaß von Mrs. Hemans.

Dieß Vermächtniß der beliebten Dichterin, von welcher wir gelegentlich Mehreres mittheilen werden, zeigt das Athenäum mit folgendem an:

„Lebwohl hat immer einen trüben Klang!"

Das Erscheinen dieses Bandes, des letzten in einer Reihe, welche so viele zarte, schöne und reine Gedanken und Empfindungen enthält, im Rahmen von Versen von seltnem und vollendetem Wohllaut, muß nothwendig, so gerne man ihn begrüßt, doch auch wehmüthig stimmen. Er enthält mit einigen Ausnahmen alle die zerstreuten lyrischen Sachen, welche in verschiedenen Zeitschriften mitgetheilt und bisher noch in keine Sammlung aufgenommen worden waren. Außerdem findet man einige wenige, bisher nicht veröffentlichte Stücke — unter andern eine metrische Erzählung aus dem vierzehnten Jahrhundert, vor vielen Jahren gedichtet, ehe noch Mrs. Hemans die ihr eigenthümliche Stärke gefunden hatte, und als ihr Vers mehr wegen der Anmuth des Flußes und der Mannigfaltigkeit des Baus ausgezeichnet war, als wegen des ihr vorzugsweise eignenden Tons der Empfindung oder der trefflichen Aneignung der vielen schönen und köstlichen Schätze, welche die Dichterin in dem strebsamen Eifer ihrer Jugendstudien gesammelt hatte, was ihre Vorzüge in späteren Zeiten ausmachte.

Den Band eröffnet das schöne lyrische Gedicht: Verzweiflung und Sehnsucht, und schließt mit dem Sabbath-Sonett; den letzten friedlichen und freudigen Hauchen eines Wesens, dessen Leben nur eine Ausströmung poetischer Empfindungen war, und dessen Geist mit der Annäherung an das Ziel der irdischen Laufbahn immer heller leuchtete. Obgleich das erste Gedicht schon bekannt ist, können wir doch nicht umhin, einen Abschnitt von ausnehmender Harmonie und Kraft einem Theil unserer Leser wieder ins Gedächtniß zu rufen und Andere damit bekannt zu machen. In einem Augenblick geistiger Niedergeschlagenheit war die Dichterin von jenen trostlosen Ahnungen, jenen scheinbaren Vorboten nicht des Todes nur, sondern gänzlicher, kalter, traumloser Vernichtung heimgesucht worden, welche zu Zeiten auch den entschlossensten und festesten Geist verdunkeln.

Da sank mein Geist; es legt' ein Zauber, schwer
Sich wie ein Thau des Todes drüber her,
Gleich Blättern, regenscheu'n, sich seine Kräfte schloßen;
Und, wie von Meereswogen, wuthentbrannt
Geschleudert an den kahlsten, nackten Strand,
Lag stumm und hoffnungslos ich hingegossen.

Da plötzlich dünkt' es mich
Als ob ein Nebel sich
Vor meinem Auge, glänzend, leis gestalte,
Und wechselnd Form und Licht
— Ein träumerisch Gesicht —
Wie ein gesticktes Banner sich entfalte;
O welche reiche Bilder quollen da
Die nur mein inn'res Auge sah,
Mir rasch vorbei! da waren Silbersee'n,
Worin sich spiegelte ein Sterngewimmel,
Blau, wie um Mitternacht des Südens Himmel.
Es ragte drin manch Eiland, wild und schön,
Das mit mir in den hellen Morgen flog,
Und durch die Fläche Glanzesfurchen zog,
Bis daß die Wunderblüthen seiner Bäume
Färbten des Wassers Silberschäume.

Dann stieg von Bergen eine Kette, hoch —
Wie Riesenkuppeln nicht!
Es deckte Wald und Schnee ihr einsam Joch,
Getaucht in goldnes Licht;
Sie zog vorbei, die Gipfel mir entschleiernd,
Und ich vernahm gewalt'ger Flügel Schwingen,
Und mächt'ge Töne, die Erscheinung feiernd,
Von tausendsait'gen Leiern zitternd klingen;
Wie wenn die Wasser, von Musik geschwellt,
Aus manchen Höhlen, Echo's Alpenhallen,

Auf ihrer Bahn sich im Triumph gesellt
Zu prächt'gen Hymnen; während klar aus allen
Den Wogen, welche schwellen und fallen,
Krystallne Stimmen hauchten in die Luft
Wortlose Melodien; die durchbebten
Mein Seyn; dann Worte daraus entschwebten —
Süß g'nug zu wecken Todte aus der Gruft,
Von mir auch heischend meinen Tribut der Töne
Wie Lieb' und Glauben sie weckt in der Brust der Menschensöhne.

Ein anderes unserer Lieblingsgedichte ist: das Grab in der Wüste, das, als weniger bekannt, angeführt zu werden verdient.

Das Grab in der Wüste.

Wie weint die tapfre Bande
Um ihn, den das Eisen gefällt!
Denn das Bajonett ist roth von Blut,
Und er, der Schöne, der Held,
Schläft in Aegyptens Sande.
Wilson.

Wo den Schatten die Pyramide wirft
Da gruben den Bruder wir ein,
Als der Tag der Schlacht war dahin,
Als die Wüstensonne beschien
Das Todfeld mit sinkendem Schein.

Der blutgefärbte Himmel
Verdunkelte sich zur Nacht;
Lauernd hat unsre Leichenfeier
Der Araber bewacht.

Dem alten Nil eine Stimme
So tief und hohl entschwebt;
Ein einz'ler Palmbaum auf dem Platz
Hat geschaudert und gebebt!

Der Schatten der Pyramide nur
Fiel über das Grab herein,
Als der Tag der Schlacht war dahin,
Als die Wüstensonne beschien
Das Todfeld mit sinkendem Schein.

Die Ahnen unsers Bruders
Trug man zur Rittergruft;
Mit Fackelglanz und Chorgesang;
Federn wallten in der Luft.

Doch Er, der letzte edle Sproß
Den der Stamm des Normans trägt —
Mit kurzem Waffenbrüdergruß
Wird er zur Ruh gelegt:

Wo den Schatten die Pyramide wirft,
Wo den Jüngling wir scharrten ein,
Als der Tag der Schlacht war dahin,
Als die Wüstensonne beschien
Das Todfeld mit sinkendem Schein.

Doch laßt ihn schlummern! nicht mehr
Des Niles Well' ihn weckt;
Heil Allen, die den Ruf gebracht
Zum Grab so unbefleckt!

Wenn sich der hellste Name trübt,
Wenn rasch der Höchste fällt;
Da rufen wir nicht den Bruder zurück
In diese dunkle Welt

Aus der Pyramide Schattendach,
Wo sein Herz wir legten hinein,
Als der Tag der Schlacht war dahin,
Als die Wüstensonne beschien
Das Todfeld mit sinkendem Schein.

Noch ein bisher nicht veröffentlichtes Gedicht wollen wir mittheilen, das schon vor vielen Jahren gedichtet ward.

An mein Bild.

Wie kommt's, daß, wenn ich dich seh' an,
Mein früherer Lebenslauf
Gleich wie in einem Spiegel mir
Steigt vor den Augen auf?
O, welch ein Zauber wohnt in dir
Und zeigt die eig'ne Seele mir?

So wie ein altbekanntes Lied
Vergeßnes neu empört;
So wie der Abendglocke Laut
Vergang'nes aufbeschwört:
Wie der Herbstblumen Duft zurück
Uns ruft der Lenzesstunden Glück:

Gemahnst du mich! — die Todten läßt
Los ihres Grabes Bann,
Sie stellen sich mit Lächeln ein
Und seh'n dich liebend an;
Auf Stimmen, welche längst verrauscht,
Mein Ohr, wie neubelebte, lauscht.

Bis schwer auf meine Seele fällt
Der schönern Jahre Bild;
Von kindischer Weichmüthigkeit
Das Auge überschwillt —
Ein Drang, den ich zu schwach zu hemmen,
Ein Bronnen den ich nicht kann dämmen.

Doch du indeß — wie ganz mir fremd,
Mein bildlich Selbst! — mich däucht,
Von meines Schicksals Wechseln blieb
Dein Antlitz unerreicht;
Vom Spiel des Schattens und des Lichts
Find ich an dir, mit Staunen, nichts!

Ich seh' dich ruhig, während mir
Die Seele, stets bewegt,
Erinnrung, Gram und Zärtlichkeit,
Wie Wind das Laub erregt.
O senke deines Auges Ruh
Auf mich, wenn mir der Sturm setzt zu!

Doch schau' du heiter immerdar!
Wenn holde Freundschaft dich

Einst, wenn mein Lied im Grab verhallt,
Befragen wird um mich;
Dann zeug' von ihr, der's so willkommen,
Zur Heimath und zur Ruh zu kommen.

Wir erwähnen hier auch der Thatsache, daß die Dichterin einmal in einem Wettstreit alle männlichen Preisbewerber besiegte. Es wurde von einigen Freunden der Poesie ein Preis von fünfzig Pfund ausgesetzt für das beste Gedicht über die denkwürdige Zusammenkunft zwischen Wallace und Bruce nach dem unglücklichen Gefecht von Falkirk. Der Bewerber waren Viele; aber die Muse begünstigte vorzugsweise unsere Dichterin, welche den Preis und den Ruhm davon trug.

Napoleon von Edgar Quinet.

(Schluß.)

Quinet hat selbst die strengere Gleichförmigkeit des Epos aufgegeben; er zerfällte den Stoff in viele kleine Gesänge — was er im eigentlichen Sinne verstanden wissen will; aber wir bezweifeln ob seine Gedichte in ihrem rhetorischen Pathos sich zum Gesang eignen. Die Wahl abwechselnder Versmaße ist aber auch für den Inhalt bedeutend und bezeichnend; es wird damit anerkannt, daß dem Stoffe selbst die Einheit des Tons und die epische Ruhe fehle. Die Romanzen vom Cid sind auch ein Epos in Bruchstücken, die aber doch aufs innigste durch Einen, in allen wehenden, Geist zusammengehalten werden; diese Gedichte aber sind Sprünge; der Dichter verweilte nur bei Punkten, welche ihm als die glänzendsten im Leben seines Helden erschienen, was freilich bei der Größe des Gegenstandes nothwendig war, aber auch die Folge hat, daß man von den wahren Motiven allzuwenig erfährt. So muß man auf die Geschichte rekurriren — aber gerade die Vergleichung mit der Geschichte, welche so nahe liegt, hält dieß Gedicht nicht gut aus. Es deutet oder verklärt dieselbe nicht — es sammelt nur einzelne Lorberkränze und Blumen auf dem großen Gebiet derselben und — es entstellt sie! Wir behaupten: Quinet hat, um seine individuelle, nichts weniger als unparteiische und über der Geschichte schwebende, vielmehr leidenschaftliche und einseitige Ansicht von Napoleon durchzuführen, der Geschichte Gewalt angethan, und statt, unterstützt durch so große historische Hebel, eine mächtige Wirkung hervorzubringen, arbeitet er sich in eigensinnigem Widerstreben gegen das Zeugniß der Ereignisse ab. Napoleon, vielleicht der Retter Frankreichs, der Sieger von Italien und Aegypten, war etwa bis zum Consulat der Vorwurf eines Epos — er mochte als Repräsentant und Genius Frankreichs gelten. Aber seit er nicht mehr für Frankreich kämpfte und siegte, sondern Frankreich für sich und seine Plane streiten und bluten ließ, das Volk zum Sklaven seines Egoismus machte — konnte er nur etwa noch der Abgott der Marschälle und der Soldaten, aber nicht mehr des französischen Volks seyn; und noch mehr müssen die andern Völker dagegen protestiren, daß man ihn als den Helden des Jahrhunderts und der Menschheit ihnen anpreist, zumal da, was etwa Gutes durch ihn bewirkt wurde, nicht in seinem Wohlwollen gegen sie seinen Grund hatte. Das berüchtigte Wort jenes Ludwigs: l'état c'est moi! hat Napoleon wahrhaftig in einem viel weiteren und schonungsloseren Sinn praktisch adoptirt, und der von Quinet so bitter gerügte Abfall Frankreichs von ihm war die sehr entschuldbare Verneinung jener despotischen Anmaßung. Sein Glück, weil er es mißbrauchte, hat sich gegen ihn gekehrt — dieß ist doch wohl die ziemlich unwidersprechliche Auffassung seines Geschickes; die Nemesis hat ihn getroffen — und so erscheint seine Laufbahn und das Ende derselben als tragisch — Napoleon, begabt mit Allem die Menschheit zu fördern, unterliegt — zur Sühnung und Genugthuung dafür, daß er sie mißhandelt und gekränkt hatte. Daß in der ersten Freude des Siegs der Haß sich in gewaltigen Ergießungen gegen den furchtbaren Feind Luft machte, war verzeihlich; bei kälterer, besonnener Betrachtung siegte über die Leidenschaft die ernste Trauer theils darüber, daß ein Mann der so hoch gestanden, durch eigenen Mißbrauch seiner Macht so tief gefallen, theils darüber, daß die europäische Menschheit gelitten und geblutet, um sich eines Mannes zu erwehren, der ihr Wohltäter hätte seyn können — aber ganz und gar falsch, unhistorisch und daher anwidernd war die neuerer Zeit beliebte, das frische Gedächtniß Europas verhöhnende Fiktion, daß er, der moderne Prometheus, der Märtyrer für das Wohl der Menschheit, St. Helena gleichsam das Grab der Freiheit gewesen! Er war nicht Märtyrer, sondern der Gegner der Humanität; als solchen ihn zu behandeln, mußte der Dichter wagen und konnte gewiß immer noch die Mittel finden, auch in dieser Rolle für ihn zu interessiren, wenn er nur nicht statt des Interesses — unbeschränkte Bewunderung für den Helden erwecken wollte — wenn er darauf verzichtete, ihn apotheosiren zu wollen, wo die Hand der Nemesis ihn erreichte. Kurz, der ganze Vorwurf stellt sich als ein tragischer dar, und wenn schon auch das Epos (z. B. die Nibelungen) einen solchen Stoff behandeln kann, so dürfte er sich doch vielleicht mehr für das Drama eignen, in welchem ohnehin eine reichere und tiefere Verwicklung und eine, bei modernen Charakteren so nothwendige, schärfere Charakteristik ihre Stelle finden. Ob es nicht noch bedenklicher ist: Zeitgenossen auf die Bühne zu bringen, als nur sie dichterisch behandeln, lassen wir dahingestellt; allerdings existirt noch keine dramatische Behandlung des Stoffes, welche seiner würdig wäre; denn die französischen Theaterstücke sind doch nur dialogisirte und dramatisirte Fragmente, einzelne Züge und Anekdoten. Dagegen hat ein deutscher Dichter, Grabbe, von großem, aber ungeregeltem dramatischen Talent ein Drama: Napoleon oder die hundert Tage gedichtet und damit wenigstens die Bahn zu brechen gesucht. Ist nun dieß gleich mehr nur eine Skizze als ein ausgeführtes Kunstwerk und hat sich der Dichter nur auf ein kleines Segment des Lebens Napoleons beschränkt: so ist doch eine oft sehr glückliche Zeichnung mit wenigen Zügen und eine dichterische Unparteilichkeit nicht zu verkennen, welche den gewaltigen Geist Napoleons vollkommen anerkennt, aber eine absolute Bewunderung desselben nur seinen nächsten Freunden und französischen Soldaten in den Mund legt, so daß die Sache seiner Gegner deßhalb nicht als eine ungerechte und schlechte er-

scheint, wie bei Quinet. Man hört in diesem Drama die Flügelschläge des Schicksals rauschen.

Dem Gedicht Quinets näher stehen dagegen die Kaiserlieder von Freiherrn von Gaudy, im vorigen Jahr erschienen. Der Hauptunterschied in der Auffassung ist der, daß jener, obgleich er ein gewissermaßen universelles, kosmopolitisches Gedicht geben will, doch ganz und gar auf französischem Standpunkt steht und Napoleon mit Frankreich und seinem Ruhme identificirt; der letztere dagegen, mit dem für einen Deutschen wahrlich unpassenden Ausdruck Kaiserlieder (als ob wir nur von Einem Kaiser wüßten!) sich in einen französischen Gesichtspunkt stellt, aber weil doch das Interesse der Nationalität ihm abgeht, eben in einen französischen Soldaten, berauscht von dem Siegesglück und ein paar gewinnenden Worten des Gewaltigen, aber nicht in einen französischen Bürger sich hineindenkt. Sofern aber ebendeßhalb Gaudy den Gegenstand nicht so ernst nimmt, behandelt er ihn mit glücklicherer Leichtigkeit und indem er nur Lieder zu geben verspricht, kommt er der Lösung seiner Aufgabe näher als Quinet, welcher den Geist des Epos wieder heraufbeschwört. Gaudy nimmt zum Motto die Worte von Las Cases: die Leidenschaften sterben mit den Zeitgenossen, aber die Thaten leben mit der Nachwelt fort. — Aber, entgegnen wir, wenn auch die Leidenschaften sich abkühlen, so hört deßwegen nicht das sittliche Urtheil auf und die Nachwelt — wenn zwanzig Jahre schon eine Nachwelt schaffen! — braucht, wenn sie aufhört zu fluchen, nun nicht sofort zu vergöttern. Abgesehen von diesen, den Deutschen mehr als den Franzosen treffenden Vorwürfen, muß man gestehen, daß jener in glücklicher Auffassung einzelner Momente diesem nichts nachgibt; oft treffen sie wunderbar zusammen. Beide besingen die Schlacht von Arcole, die Schlacht bei den Pyramiden. Beide haben ein Gedicht: die Wüste und Moskaus Brand. Lätitia ist bei Quinet das zweite, bei Gaudy das Schlußgedicht. Das deutsche Gedicht: Josephine, stimmt genau mit dem Fest zusammen, sogar bis auf einzelne Worte; zarter ist vielleicht das deutsche gehalten — nur ein paar Zeilen zur Probe:

In der kaiserlichen Halle thronet, jetzt zum letztenmal,
An des Kaisergatten Seite sein tief trauerndes Gemahl.
Von der Stirne, von dem Busen glänzen Perlen des Geschmeids,
In dem Auge schimmern Perlen aus dem Meer des Seelenleids.

Was der Herrscher auf dem Throne mit bewegter Stimme spricht;
Wie des Reiches Kanzler schmeichelt, Josephine hört es nicht.
Worte mögen nicht betäuben des zerriß'nen Herzens Qual,
Und der Blumenkranz versöhnet nicht das Opfer mit dem Stahl.

Und die Kaiserin erhebt sich, zeichnet rasch das Pergament,
Das sie von der Herrscherkrone, das sie von dem Gatten trennt;
Scheidet mit verhülltem Auge, weinet unter Blumen fern,
Weinet bis zum Tod: entwichen ist mit ihr des Kaisers Stern.

In dem Gedicht Buonaberdi hat Gaudy wohl bei weitem besser den orientalischen Ton getroffen als Quinet in den diesem correspondirenden Gesängen.

Von englischen Dichtern hat bekanntlich Walter Scott das Leben Napoleons in einem geschichtlichen Werke auf eine nichts weniger als befriedigende Weise behandelt und sich den Vorwurf einseitiger Beschränktheit damit zugezogen. Byron sprach offen seinen Haß aus, der aber gerade aus seiner Bewunderung der Geisteskraft und des Glücks des französischen Eroberers seine Bitterkeit und seine Galle zog. In Quinets Gedicht, die Wüste, beschließt Napoleon Cäsar zu seyn; Byron zieht im Childe Harold IV. 90, eine Parallele zwischen beiden Männern, welche wir in freier Uebertragung zum Schluß mittheilen. Napoleon ist zuvor als ein eitler Mann, noch nicht im Grabe, durch eigene Schuld besiegt, bezeichnet, und dann fährt der Dichter fort:

Unächter Herrschsucht Narr und eine Art
Von Bastard-Cäsar, mit ungleichem Schritt
Dem Ersten folgend; denn des Römers Geist
War aus unirdischerem Stoff geformt,
Mit heißern Leidenschaften — kühl von Blick,
Und dem Instinkt des Ew'gen, der versöhnt
Des Herzens Fehle, das so sanft als kühn.
Alcides mit dem Rocken schien er jetzt
Zu Füßen der Cleopatra — und dann
In seinem eignen Strahle glüht' er auf
Und kam und sah und siegte! doch der Mann,
Der seine Adler hätte gern gezähmt,
Daß niedriger, gebeizten Falken gleich
Sie flogen im Vortrab des Gallierheers,
Das er in Wahrheit, lang' zum Sieg geführt.
Mit taubem Herzen, das zu hören nie
Die eig'ne Stimme schien, war rauh und hart
Doch schwach durch Eine Schwäche — Eitelkeit!
Mit Ehrsucht buhlend strebt' er immerdar —
Nach was? — Gab er davon je Rechenschaft?
Kann er rechtfert'gen, was er sich vermaß? *)

*) Zedlitz gibt, in seiner eben erschienenen Uebersetzung, diese Stelle im Versmaße des Originals wie folgt:

Thörichter Herrschsucht Narr, so eine Art
Von Bastard-Cäsar! nur unsicher wallt'
Er auf des Römers Bahn; denn jenem ward
Ein Geist von minder irdischem Gehalt;
Mehr Leidenschaft, indeß sein Urtheil kalt;
Ein Herz, zärtlich und kühn, vom ew'gen Funken
Durchglüht, der alle Schwächen reich vergalt!
Alcides, mit dem Rocken hingesunken
Vor Cleopatra, schien er jetzt; bald, feuertrunken,

Kam er und sah und siegte! — Doch der Mann,
Der seine Adler zahm hieß niederschweben,
Jagdfalken gleich, vor Frankreichs Heeresbann,
Den, traun! er lang' mit Siegesglanz umgeben:
Er horchte, tauben Herzens, nie im Leben
Dem innern Ruf! Trotz seltner Gaben, plagt'
Der Schwächen schwächst' ihn: Eitelkeit! Sein Streben,
Ehrgeizig tändelnd, suchte — was? Er sagt
Uns schmerzlich selbst, wornach so eifrig er gejagt!

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 29.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

25 May 1836.

Bruchstücke aus Don Juan,

von Lord Byron. *)

Erster Gesang.

1.

Mir fehlt ein Held! Wie kommt's daß der gebricht?
Schafft Jahr und Monat einen doch dazu an;
Bis man entdeckt, noch ist's der rechte nicht,
Fing nach dem Zeitungslärmen wieder Ruh' an.
Zu preisen solche bin ich nicht erpicht,
Drum nehm' ich unsern alten Freund Don Juan;
Wir Alle haben ihn gesehn im Spiel
Vom Teufel holen, eh' es ihm gefiel.

2.

Es hatten Wolf, Hawke, Cumberland, Vernon,
Prinz Ferdinand, Granby, Bourgoyne, Keppel, Howe,
Ihr Zehntel bös' und guten Redens schon,
So groß, wie das von Wellesley jetzt, genau.
Gleich Banquo's Königen ziehn sie davon,
Ruhmsprößlinge, „neun Ferken" jener Sau.
Auch Frankreichs Bonaparte und Dumouriez,
Sie feierten der Moniteur und Courrier.

3.

Barnave, Brissot, Condorcet, Mirabeau,
Petion, Cloots, Danton, Marat, Lafayette,
Franzosen waren's und berühmte, so
Auch andre mehr, erst kürzlich noch am Brette;
Joubert, Hoche, Marceau, Lannes, Desaix, Moreau,
Der man vom Militair noch viele hätte,
Zu ihrer Zeit genannt nicht im Geheimen,
Doch stimmend keineswegs zu meinen Reimen.

4.

Wie Nelson einst der Britten Kriegsgott war,
So sollt' er's noch seyn; doch die Flut floß ab.
Hier spricht man niemals mehr von Trafalgar,
Bei unserm Helden liegt es still im Grab.
Das Heer ward populärer offenbar,
Was denn der Flotte Grund zu klagen gab.
Weil sich der Prinz dem Landdienst nur nach Wunsch erwies,
Vergaß er Duncan, Howe, Nelson und Jervis.

5.

„Es lebten Tapfere vor dem Atriden"
Und nach ihm, weis' und muthig ungemein!
Auch gutentheils ihm gleich, obschon verschieden.
Da Dichterblätter ihnen Glanz nicht leih'n,
Sind sie vergessen. Laß' ich sie in Frieden,
Fällt mir doch von der Mitwelt keiner ein
Für mein Gedicht, das nämlich fängt im Nu an,
Drum, wie gesagt, greif' ich zu Freund Don Juan.

6.

Der Epiker fährt meist in medias res,
(Des Heldensangs Landstraße nach Horaz,)
Was vorherging, Eu'r Held erzählet es
Dann, wann Ihr wollt, in einem Zwischensatz
Und sitzt nach Tisch behaglich unterdeß
Bei seiner Dam' an einem süßen Platz,
Sey es nun Pallast, Garten, Höhle, Paradies,
Zur Ruhestätte dient dem frohen Paare dieß.

*) Aus diesem berühmten oder berüchtigten Gedicht werden von Zeit zu Zeit Fragmente in neuen Uebertragungen mitgetheilt werden; auch wird das Gedicht im Ganzen, seinem ästhetischen und moralischen Charakter nach, in diesen Blättern bald ausführlicher besprochen werden.

7.

Gewöhnlich ist die Weise, doch nicht meine,
Beim Anbeginnen pfleg' ich zu beginnen;
Der Regelmäßigkeit des, was ich meine,
Ist's schlimmste Sünd' auf Abschweifungen sinnen.
Und darum fang' ich an mit einer Leine,
Muß ich daran auch ein Halbstündchen spinnen,
Von Juans Vater meldend ein'ges wenige,
Auch von der Mutter, zieht Ihr vor dasjenige.

8.

Sevilla, sie die schöne Stadt gebar ihn,
Berühmt durch Weiber und Orangen, den
Beklage man, der nie gewesen darin,
So sagt das Sprüchwort, ich will's zugestehn.
Schöner ist keine spanische Nachbarin,
Cadiz vielleicht, doch das sollt Ihr bald sehn.
Es wohnten dort Don Juans Aeltern, die wir
Gekannt, am edlen Strome Quadalquivir.

9.

Es hieß sein Vater Jose, Don somit;
Hidalgo, ächt und jedes Fleckens baar
Von Maur'n und Judenblut; durch Edle glitt,
Die Gothischsten in Spanien, seines klar.
Kein beßrer Cavalier ein Pferd beschritt
Und stieg herab, wenn er beritten war,
Als Jose; der erzeugte Juan, der
Erzeugte — doch das kommt erst; dieß vorher!

10.

Berühmt ist seine Mutter als gelehrt
In jedes Menschenwissens jedem Zweig,
In jeder Christensprache je gehört.
Mit Tugendzier, der nur ihr Geist kommt gleich,
Hat sie Roués sogar zur Schaam bekehrt;
Selbst Gute macht' ein innrer Neid oft bleich,
Die übertroffen sich im eig'nen Gleise
Durch ihre Thaten sah'n auf alle Weise.

11.

Eine Min' ist ihr Gedächtniß! Inne hat
Sie Calderon, von Lope auch das Meiste.
Leicht würd' es ihr, daß an Einhelfers Statt
Sie stockenden Schauspielern Hülfe leiste.
Feinagels Kunst wär' nutzlos hier und matt,
Die Bude müßt' er schließen. Mag dem Geiste
Er ein Gedächtniß bilden, nie erschien' es
Dem gleich, das ziert das Hirn von Dona Ines.

12.

Ihr Lieblingsstudium ist das Mathematische,
Hochherzigkeit der Tugenden vorzüglichste;
Ihr Witz (oft macht sie Witz) durchaus der attische,
Sublim erdunkelt's, redet sie aufs Klüglichste;
Ein Wunder nenn' ich sie, liebt Ihr's Emphatische.
Zum Morgen däucht ihr Dimity das Füglichste,
Zum Abend Tafft, Muslin an Sommertagen
Und andrer Stoff; doch das soll mich nicht plagen.

13.

Sie kann Latein, — des Herrn Gebet, das ganze;
Griechisch — das Alphabet, irr' ich mich nicht.
Französisch liest sie — die und die Romanze,
Obgleich sie es nicht eben rein ausspricht;
Schlecht sorgt sie für der Muttersprache Pflanze,
Denn ihrer Unterhaltung fehlt's an Licht.
In Theoremen denkt, Probleme sagt sie,
Damit, so scheint's, das Dunkel Würde nachzieh'!

14.

Sie liebt Hebräisch, Englisch, es verbindet,
Bemerkt sie, beide Sprachen viel Verwandtschaft;
Was irgendwo sie auf im Psalter findet,
Mag's prüfen, wer mit diesem hat Bekanntschaft;
Sie sagen hört' ich, folglich ist's gegründet,
Und sehe Jeder wie er's von der Hand schaft:
S' ist eigen, was vor damn der Britte setzet,
Das heißt ich bin, hebräisch übersetzet.

15.

Sie gleicht der wandelnden Berechnung immer,
Als schritten her Miß Edgeworth's Novellen,
Die Bücher von Erziehung der Frau Trimmer,
Des Cälebs Weib für liebende Gesellen;
Moral verkörpert in ein Frauenzimmer,
Wo selbst der Neid nicht findet schwache Stellen.
Ob Weiberfehler man auf andre lade:
Nicht Einen hat sie — s' ist der schlimmste grade.

16.

O, sie ist so vollkommen! Sie vergleichen
Mit einer neuern Heil'gen wär' Beleidigung;
So wenig kann sie Höllenlist erreichen,
Daß ganz aufgab ihr Schutzgeist die Vertheidigung.
Dem besten Zeitstück Harrison's nicht weichen
Die kleinsten ihrer Handlungen an Schmeidigung.
So viel des Guten nirgend sonst vereint sich,
Als nur in Dir, Maccassardl alleinzig!

17.

Sie ist vollkommen; doch Vollkommnes muß
Schaal seyn in dieser unsrer Welt der sündigen,
Wo die Stammältern erst gelernt den Kuß
Nach ihrer ersten Wohnung strengem Kündigen,
Wo Frieden, Unschuld, Glück im Ueberfluß!
(Wie brachten sie den Tag hin, den zwölfstündigen?)
Don Jose als ein ächter Sprößling Eva's
Bricht manche Frucht, nicht weiß davon sie je was.

18.

Er ist ein Sterblicher, sorgloser Art,
Hält nicht vom Wissen und von Weisen viel.
Wohin ihm's ansteht, rüstet er die Fahrt,
Nie träumt er seine Frau dabei im Spiel.
Die Welt, die wie gewöhnlich gern gewahrt,
Wenn hier ein Königreich, ein Haus dort fiel,
Flüstert von einer, ja von zwei Maitressen;
Zum ehelichen Zwist g'nügt Ein' indessen.

19.

Frau Ines hat, trotz allen den Vorzügen,
Von ihren Eigenschaften große Meinung,
Und Heil'ge wären's auch, die das ertrügen;
Nun ist sie's zwar, in der Moral Umzäunung,
Allein ihr Kopf könnt' einem Teufel g'nügen
Und oftmals mischt sie Wahrheit mit Erscheinung
Und läßt Gelegenheit nicht leicht entschlüpfen,
Ein Schlingchen für den Herrn Gemahl zu knüpfen.

20.

Das ist nicht schwer bei einem solchen Schächer;
Der oft im Unrecht, nie sich nimmt in Acht;
Ist ja der Weis' in Augenblicken schwächer,
In Stunden, Tagen, wie er sich bewacht,
Und dann erschlüg' ihn seiner Dame Fächer;
Die Damen schlagen öfters gar nicht sacht,
Der Fächer wird in schöner Hand zum Schwerte,
Und Keiner, der das Wie? Warum? erklärte.

21.

Gelehrten Jungfrau'n wär's ein rathsam Mittel,
Nie Menschen ohne Bildung sich zu frein,
Auch die nicht, die bei guter Schul' und Titel
Doch wissenschaftliche Gespräche scheu'n.
Nicht gern erörtr' ich weiter dieß Capitel,
Ich bin ein schlichter Mann und steh' allein;
Doch o! ihr Ehemänner dieser Geistreichen,
Müßt ihr die Segel nicht, bekennt es frei, streichen?

Adolph von Marées.

Jocelyn,

von Lamartine.

Als in Frankreich während der Ruhe der Restauration das poetische Bedürfniß erwachte, und die Dichtkunst der Rednerstuben, die auch eine Gattung von Stubenpoesie ist, nicht mehr dem Geiste des Volkes genügen wollte, das an den mächtigen Eindrücken einer noch frischen Vergangenheit, voll von großen Ereignissen und Thaten zehrte und sie innerlich zu verarbeiten anfing, da machten sich in den begabtesten Naturen, welche immer die Bahn zu brechen bestimmt sind, zuerst das tiefere Gefühl, später die producirende Phantasie, die zwei Hauptfaktoren ächter Dichtung, plötzlich und in überraschenden Erscheinungen Luft. Durch die blendenden Versuche phantastischer Darstellung ist jedoch der erste Gründer tieferer Gefühlspoesie im neuen Frankreich, Alphonse de Lamartine, allmählich in den Hintergrund getreten. Er ist auch einsamer geblieben, während sich die scheinbar schöpferischen Dichter in Unzahl vermehrt haben; denn so selten die ächte Erfindungsgabe ist, so läßt sie sich doch leichter heucheln, als das Gefühl. Inzwischen wird Lamartine von seinen Landsleuten, so oft er, nach ziemlich langen Zwischenräumen, wieder ganz als Dichter auftritt, mit stets erneutem Jubel empfangen, und die Nation scheint zu fühlen, daß er eine Saite auf der französischen Leier angeschlagen hat, die so leicht nicht zu treffen ist, und daß er in seiner Dichtweise noch lange ohne Nebenbuhler bleiben wird. Worin besteht diese Eigenthümlichkeit seiner Poesie, die ihm eine so hohe und isolirte Stelle unter den Sängern seines Volkes verschafft hat?

Sein Landsmann, der bekannte Lyriker Sainte-Beuve, der ihm auch dem Wesen seines Talents nach am nächsten steht, setzt in einer Beurtheilung von Lamartine's neuester Dichtung jenes Eigenthümliche hauptsächlich darein, daß sich in seiner Poesie nichts Bizarres, Außerordentliches, Wildes findet, nichts was im Uebrigen bewundernswürdige Dichter in krankhaften, wenn auch unsterblichen Typen darzustellen unternommen haben. Das Wesen seiner Poesie besteht in einer gewissen natürlichen Wendung derjenigen Empfindungen, die allen Menschen gemeinsam sind. Nie fängt er mit einer Ausnahme an, weder in Idee noch im Gefühl; aber in dem was er mit Allen gemein hat, erhebt er sich und idealisirt er. Und so geschieht es, daß man ihm leicht folgen kann, wie hoch er auch gehen mag, und daß jedes empfindende Herz ohne Ermüdung mit ihm zu steigen vermag. Seine Moral ist der Art, daß ihr Keim in jeder Seele liegt, und ihr Ausdruck beinahe auf Aller Lippen schwebt. Andere Dichter erheben sich eben so hoch, aber sie thun es nicht in derselben Linie von Ideen und Gefühlen, welche Jedermann theilt. Er gleicht einem Schwan, der aus der Mitte der Schaaren aufsteigt, die ihn gesehen und geliebt, während er ihnen zur Seite ging und schwamm; nun folgen ihm ihre Augen in den Himmel, wo er schwebt, wie einer der Ihrigen, nur mit mehr Flügelkraft und mehr Gabe des Gesangs ausgerüstet. Andere Dichter sind vielmehr wilde Schwäne, unnahbare Adler, welche ihren erhabenen Flug aus einsamen Wäldern und auf öden Bergesgipfeln anheben; die Menge sieht sie von ferne, ohne recht zu begreifen, von wo sie ausgegangen sind, und sie folgt ihnen nicht mit derselben sympathetischen und einsichtigen Theilnahme.

Der französische Kritiker hat gewiß hier eine Haupteigenschaft der Lamartine'schen Muse ganz richtig bezeichnet; es ist die Popularität der Gefühlswahrheit und der Gemüthstreue, die sittliche Verständlichkeit, durch welche sich Lamartine so schnell

im Urtheil aller seiner Landsleute festgestellt hat. Es wäre aber dieß, setzen wir hinzu, nicht so schnell, nicht so laut geschehen, wenn jene so natürliche Empfindungsweise, die freilich in den Gemüthern aller Sterblichen schlummert, nicht gerade in den Franzosen schwerer und seltener zum Bewußtseyn käme, und durch das Streben noch tausend Aeußerlichkeiten in der Poesie wie im Leben unterdrückt würde. Weniger als bei allen andern Völkern wird dort Moral und Religion zum Gegenstande ernsten Nachdenkens und steter Empfindung gemacht; die letztere namentlich entweder blind geübt oder verachtet. Um so mehr Aufsehen mußte ein Sänger machen, der als begeisterter Verkündiger so oft und viel verkannter Wahrheiten auftrat, der eine Saite vibriren ließ, die in tausend Herzen vielleicht noch nie voll und rein angeklungen hatte, und deren Klang, weil er nur angeborne Gefühle erweckt, doch jeder Hörer, wie wenn er ihn im Traume schon einmal vernommen hätte, als einen wohlbekannten begrüßte. Auch dadurch wirkte Lamartine um so sicherer auf seine Nation, daß seine poetische Religions- und Sittenmystik nicht in eine seinem Volk unverständliche Tiefe ging, sondern daß sich alle seine frommen Meditationen, über Gott, Welt, Menschenherz und Natur, bei aller Wahrheit und Innigkeit doch immer auf der Oberfläche momentaner Rührung zu erhalten wußten: und dieß wurde ihm in der Religion um so leichter, da er die Mysterien des katholischen Glaubens als unerforschlich voraussetzend, sich nicht wie unsere protestantischen Mystiker mit ihrer Ergründung abmüdete, sondern sie als bequeme Symbole mehr zur Ausschmückung und zur Folie seiner natürlichen Religionsgefühle, die im Grunde nichts anderes sind, als ein seinem ganzen Volke durchaus zugänglicher Deismus, anzuwenden kein Bedenken trug. Aber schon diese Behandlungsweise der Moral und der Religion mußte einer Nation, welche die anhaltende Betrachtung des Ethischen und des Uebersinnlichen bisher in das Gebiet des ungenießbaren und undarstellbaren Aberglaubens verwiesen hatte, so neu, so tief erscheinen, daß der Begründer einer solchen Sangesweise von ihr wie ein Seher verehrt wird, und seine Gesänge ihr wie Offenbarung tönen.

Die Bewunderung, welche Lamartine's Poesie in Deutschland zu Theil geworden ist, hat nicht ganz dieselbe Basis. Die Lust welche wir bei ihrer ersten Erscheinung empfanden, war keineswegs die, welche das absolut Neue einflößt, sie glich vielmehr der, welche man fühlt, wenn Wohlbekanntes am unerwarteten Orte angetroffen wird. Seine Gefühlsweise erschien an Ernst, Innigkeit und Stärke in vielen Beziehungen der deutschen ähnlich, seine religiose Betrachtungsweise des Menschenlebens, wenn wir sie auch hier und da tiefer und durchdringender gewünscht hätten, heimelte uns doch an, ja die Kühnheit seiner Metaphern, der ungewöhnlich weite Umfang seines Bilderkreises, der frische Ausdruck, den wir der französischen Sprache nicht zugetraut hatten, von Gefühlen und Gedanken, welche wir jenseits des Rheines nicht mehr anzutreffen hofften, — das alles brachte in dem deutschen Leser jenes Wonnegefühl hervor, das sich unserer bemeistert, wenn wir mitten in der Fremde auf die Heimath stoßen. In wunderbarer Verwandlung duftete uns der Franzwein, den wir in der Schale des Dichters erwarteten, nach Firn und Blume zu urtheilen, als eine neue Gattung Rheinweins entgegen.

In gleichem Verhältnisse wirkte die Sprache des Sängers, in welcher sich immer der originelle Dichter vorzugsweise offenbart, auf die Leser beider Nationen verschieden. In Frankreich schien die Poesie seit Jahrhunderten die Rangliste hof- und dienstfähiger Wörter, Wendungen und Reime geschlossen zu haben; Alles wofür sich in ihren drei Tragikern, in Moliere und den wenigen lyrischen oder eigentlich Odendichtern, die für eine Autorität galten, nicht vorfand, wurde für prosaisch und auf immer verworfen geachtet. Lamartine war der erste, der sich über diese Schranken mit Erfolg hinwegsetzte; er zeigte, wie viel Reime seiner Muttersprache der poetischen Befruchtung noch fähig seyen, durch wie unerwartete Conversionen der Trott des französischen Verses aus seiner Einförmigkeit aufgestört werden könne, wie viele Reime, klangvoll und edel, noch unbenutzt in dem Schatz einer vergleichungsweise wohl armen, aber von ihren Dichtern doch noch lange nicht ausgeschöpften Sprache schlafen. Bei keinem frühern Dichter mußte der ausländische Leser so oft das Vocabular zur Hand nehmen, und er fand fast nie ohne Bewunderung, daß Wörter, welche hier freilich eine höchst prosaische Miene machen, in den Versen des Dichters durch seinen Genius eine verklärte Gestalt erhielten und in einem Aether von Poesie schwimmend erschienen. In seinem Vaterlande selbst nun hatte Lamartine die größte Mühe mit dieser Neuerung durchzudringen; sie verschloß ihm viele Gemüther, statt sie ihm zu öffnen, verzögerte die Anerkennung seiner Poesie, und versperrte ihm selbst lange den Sitz in der Akademie; bis kühnere und unförmlicher revolutionirende Dichter zum Theil durch wirklichen Mißbrauch der Sprache den Franzosen die Augen darüber öffneten, was vernünftige Erweiterung der poetischen Diktion und freier Gebrauch der Sprache sey, und damit Lamartine's scheinbare Abnormitäten in ein ausgleichendes Licht stellten. In Deutschland bedürfte es für ihn dieser Rechtfertigung durch die Zeit nicht: die Keckheit seiner Metaphern und Bilder, der freiere Wogenschlag seines Verses, der nur einen geschickten Vorleser verlangte, um ganz harmonisch auf das Ohr zu wirken, die pikante und doch nicht affektirte Auswahl seiner Reime — Alles das war dem deutschen Geiste und der deutschen Dichtkunst so angemessen und verwandt, daß man versucht war, den Dichter selbst hierin als einen Schüler deutscher Poesie zu begrüßen und daß der Verfasser gegenwärtiger Anzeige nicht wenig erstaunt war, als ihm vor zehn Jahren Alphonse de Lamartine brieflich das Bekenntniß ablegte, „daß ihm unglücklicher Weise die Sprache Goethe's und Schillers verschlossen sey."

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 30.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

28 May 1836.

Die Geschichte der französischen Marine,

von Eugene Sue.

Der durch seine Erzählungen bekannte, und bei Vielen beliebte, obengenannte Schriftsteller hat sich in diesem Werke der Geschichte zugewendet und sucht jetzt diese durch den Reiz seiner Darstellung zu schmücken, zu beleben und sie in der Form der Unterhaltungslektüre seinen Landsleuten noch annehmlicher zu machen, während sein früherer Beruf als Seeoffizier ihn mit dem Gegenstand vertraut gemacht hatte und die Gefälligkeit Rigny's ihm die Archive des Marine- und des auswärtigen Ministeriums eröffnete. Die bis jetzt erschienenen achtzehn Lieferungen sind mit dem Namen des Seehelden Jean Bart bezeichnet, dessen Leben den Rahmen für die Ereignisse und Thaten der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts bildet. Wir werden gelegentlich Einzelnes aus diesem Werke mittheilen und machen hier nur auf folgende Stelle der Einleitung aufmerksam:

„Ich erzähle hier (im Leben Barts) beglaubigte, offenkundige Thatsachen. Ich bin Schritt für Schritt, blind der Geschichte gefolgt; und ich gestehe: die Entdeckungen welche ich auf diesem neuen Weg machte, erschienen mir, ohne mich eigentlich zu überraschen, sehr sonderbar. Ich erkläre mich näher. Müde, von der Einbildungskraft Personen und Ereignisse zu entlehnen, welche ich, durch einen ohne Zweifel unglücklichen, aber unfreiwilligen Instinkt getrieben, doch immer in demselben Schicksalskreis sich bewegen lassen würde; — müde, mich des systematischen Pessimismus anklagen zu hören und in dem Glauben, daß ich vielleicht die trüben Folgerungen einer persönlichen Ueberzeugung bis zum Paradoxen getrieben, entschloß ich mich diese Geschichte zu schreiben. So hoffte ich, einem untröstlichen Ideenkreise mich zu entziehen, indem ich mich der Schilderung von vergangenen Zeiten widmete. Ich traf Anfangs über mein Erwarten im speciellen Theile dieser Studien, ich fand wieder beinahe die nämlichen Menschen, die nämlichen Sitten, die nämliche Sprache die ich schon kannte; das befremdete mich nicht — ich hatte es so geahnt. Aber die Wahrheit, die historische Autorität verlieh diesen Männern, diesen Sitten, dieser Sprache etwas Ernstes und Feierliches, das mir imponirte . . . ich studirte das alles mit Lust und Liebe, weil das alles farbenbelebt, energisch und schön war. Als ich aber, um diese Arbeiten zu vervollständigen, die wirklichen Ursachen und die Resultate dieser Kriege enthüllen und entdecken wollte, wo so viele Matrosen, Kapitäne, Admirale sich so tapfer gehalten hatten, als ich mich an diese Entdeckungen machte: da überfiel mich Anfangs, ich gestehe es, eine Furcht. In der That, dieß ist keine Uebertreibung. Man erfinde und stelle in einem Buche dar ein Musterbild von Selbstsucht, von Grausamkeit und Verdorbenheit; man häufe auf diese excentrische Natur alle Unthaten und alle Genüße der Welt und man kröne dieses schuldvolle Daseyn mit einem sanften Tode; im Gegensatz von diesem Ungeheuer erschaffe man einen jener Charaktere, welche den Menschen adeln und die Uebrigen vor Stolz erröthen machen; man lasse dieses ideale Wesen keiner Wissenschaft, keiner Aufopferung fremd seyn; man schildere ihn als schön, ruhig, unerschrocken, beredt — und dann lasse man diesen Menschen nach einem Leben, das unter lauter Proben des reinsten Patriotismus und der erhabensten Tugenden verfloß, eines unerhörten Todes sterben — eines Todes, eben so gräßlich als unverdient . . . Man wird einem mit Grund einwenden: dergleichen Kontraste gibt es nicht; das ist der Traum einer fieberhaften Einbildung und es ist schlimm dergleichen zu erfinden; ja was noch mehr ist: derjenige selbst, der dergleichen geschildert in einem jener eraltirten Augenblicke, wo man so zu sagen nicht mehr sieht und weiß, daß man schreibt, wird beim Wiederlesen zu sich sagen: das existirt nicht, das kann nicht vorkommen!

Aber hundertmal in der Geschichte das als eine Wirklichkeit finden, was man den Traum eines trübsinnigen und verstimmten Geistes nennt; auf jedem Blatt der Geschichte niedergeschrieben finden den unbarmherzigen Hohn des Schicksals: Glück den Tapfern und Niederträchtigen! Wehe den Schwachen und Gerechten! sehen, wie die schmutzigsten

und ungeheuersten Erfindungen noch weit unter dem stehen, was sich wirklich begeben hat: sehen wie die übermüthigste und schamloseste Verdorbenheit noch unbefangen und bescheiden erscheint neben der Wirklichkeit; sehen wie die brutalste Rohheit nie etwas im Traum ersonnen hat, was sich messen könnte mit der Wirklichkeit . . . das, ich wiederhole es, flößt einem Anfangs Furcht und Grauen ein."

Der Gedanke Sues: Die Excentricitäten und Monstruositäten der hyperphantastischen Roman- und Novellenschreiber und namentlich seine eigene durch Hinweisung auf die Greuel und Gräßlichkeiten der Geschichte zu rechtfertigen, ist in der That nicht übel und könnte Manchem plausibel scheinen; aber es will uns doch bedünken, daß die im Obigen ausgesprochenen Ansichten ihn weder zum Historiker sonderlich befähigen, noch auch ein günstiges Vorurtheil von seinen ästhetischen Grundsätzen erwecken. Er spricht ironisch von dem zauberischen Vermögen der großen Historiker, sich über das wahre und wirkliche Elend der Menschheit emporzuschwingen und mit so strahlendem Flug den Aether zu durchschweifen, daß sie die armseligen Einzelnheiten nicht mehr wahrnehmen: er hat zum Theil Recht gegen manche überschwängliche Historiker, welche in der That den Boden zu verlieren scheinen, aber er hat Unrecht, wenn er verlangt, die Geschichte solle die Gesetze der Perspektive ganz und gar aufgeben und das Detail ebenso hervortreten lassen, wie das universell Wichtige. Der Gang der Ereignisse selbst wird den besonnenen Historiker davor bewahren, ein allzuheiteres Bild von der Entwicklung der Völker und der Menschheit zu entwerfen, ohne daß er deßhalb nöthig hätte, jede Unthat, jede Intrigue durch schwarze Kreuze zu bezeichnen, und jeden Seufzer eines ungerecht Leidenden nachzuführen. Gefühllosigkeit und lächelnder Optimismus steht dem Historiker allerdings schlecht an; aber wer die Welt nur für ein Jammerthal oder ein Tollhaus oder eine Räuberhöhle ansieht, wird noch viel weniger zum Geschichtschreiber sich eignen. Zugegeben aber, daß es in der wirklichen Welt, in der Geschichte arg genug zugeht: wie soll hierin die Rechtfertigung oder gar die Nöthigung liegen, auch die Poesie zu einem Giftgarten umzuwandeln? Der Grundsatz von der Nachahmung der Natur in der Poesie und Kunst reicht nicht aus; die bloße Nachahmung ist gar nicht ästhetisch. Nachahmung der schönen Natur (Natur im weitesten Sinne, als Inbegriff des Wirklichen verstanden) möchte der Poesie zu enge Schranken setzen; aber schöne Nachahmung der Natur läßt ihr einen hinlänglich weiten Spielraum; der Schönheit ist aber wesentlich das Maß und die Begränzung. Auch das an sich Unschöne, das Häßliche kann in die Sphäre der Schönheit gezogen werden, sofern die Poesie es zu bewältigen und dem Schönen dienstbar zu machen versteht; daher gibt es keine absolute Gränze der poetischen Behandlung auch der häßlichen; aber trotz aller Naturwahrheit ist die Darstellung des Widrigen und Häßlichen unästhetisch, wenn es dominirt, statt als Folie zu dienen. Dieß sehen Viele der neuen französischen Romantiker nicht ein. — Das Werk selbst liest sich angenehm genug weg; aber die diplomatische Genauigkeit in Angabe von Gesetzen und Verordnungen, Schiffskatalogen u. dgl. kontrastirt seltsam mit der Schilderung der Details von Familienscenen. Die Lektüre wird den Einen zu trocken, Andern wieder zu malerisch seyn. Als Probe theilen wir eine Besprechung von Louis XIV mit Colbert mit.

„Dieser majestätische Anzug (der zuvor beschrieben worden) paßte vollkommen zu dem Angesicht Louis XIV, das ein Wald von schwarzen krausen Haaren noch imposanter machte, die in reicher Fülle über Schultern und Brust herabfallend, beinahe die Silberplatte seines Heiligengeistordens verbargen, den er unter seinem breiten, blauen Band trug. Der frische, blühende Teint Louis XIV, die Männlichkeit seiner Formen, die ruhige Heiterkeit seines Blicks — Alles an ihm verkündigte eine Constitution von unglaublicher Lebenskraft, eine jener seltenen Organisationen, welche eine eiserne Gesundheit vor physischen Schmerzen bewahrt und eine mitleidslose Selbstsucht gegen geistige Leiden waffnet; auch war dieser König in der That während seines langen Lebens selten krank oder niedergeschlagen. Gefühllos beim Tode derer, die er zu lieben schien, den Anstrengungen und der Ungunst der Witterung trotzend, aß er mit einem Heißhunger, der der Helden Homers würdig gewesen wäre und genoß immer den ruhigsten und tiefsten Schlaf; es war mit Einem Wort einer jener kerngesunden Menschen, die große Triebe und wenig Leidenschaften haben. In diesem Augenblick schien der König nachdenklich und eine leichte Bewegung seiner Oberlippe ließ eine Ungeduld errathen, welche sich auch in der Lebhaftigkeit kund gab, womit er einen prächtigen Ring am kleinen Finger unaufhörlich abzog und wieder ansteckte; drei schöne spanische Hunde drängten sich umsonst an ihn; statt der gewohnten Liebkosungen erhielten sie nur einiges trockene Backwerk. Der König befand sich aber nicht allein in diesem Gemach. Vor einem Tisch saß auf einem kleinen Tabouret, mit Schreiben beschäftigt, ein Mann von etwa 45 Jahren, mittlerer Statur, mager und vorwärts gebeugt. Sein blasses, knochiges Gesicht war von zwei grauen Augen erleuchtet, tiefliegend und beinah bedeckt von großen, schwarzen ungleichen Brauen, in welchen einige sehr lange und starre Haare schon weiß zu werden begannen; seine breite, gelbe, wie aus altem Elfenbein gemeißelte Stirn trug zwischen beiden Brauen eine doppelte und so tiefe Falte, daß dadurch sein Angesicht den Ausdruck von Grausamkeit und Unversöhnlichkeit bekam. Er schrieb sehr schnell und kaute unaufhörlich an seiner langen Feder. Dieser Mann war Jean Baptiste Colbert, der große Colbert, vir marmoreus, wie ihn Guy Patin nannte. Colbert schrieb immer fort und der König wußte seine üble Laune nicht zu verbergen. Voll Ungeduld hatte er so eben seinem Minister befohlen, einen Streit zwischen den Cisterziensern und ihrem General zu beendigen; dieser neue Handel der Geistlichkeit hatte ihm ins Gedächtniß gerufen, daß er zu Anfang dieses Jahres sich hatte einige besondere Mühe geben müssen, um von diesem Stand einen Geldbeitrag zu erlangen. Heftig sprach sich der König gegen die von der Geistlichkeit angesprochene Freiheit von Steuern aus. Hat es einen vernünftigen Sinn, daß mein Adel sein Blut für die Vertheidigung meines Reiches hingebe; daß mein Volk, das so viele Köpfe zu ernähren hat und das die Soldaten zu meinen Heeren

liefert, allein die Bürde der Auflagen trage, während die Geistlichen, durch ihren Beruf den Gefahren des Kriegs, dem Aufwand des Luxus und der Last der Familie enthoben, sich allein im Ueberfluß aller Wohlthaten des Staats erfreuen, ohne je zu seinen Bedürfnissen beizutragen, — nein, Herr, das darf nicht seyn. das kann nicht seyn: denn ich will nicht, daß es so sey!

Ach, Sire, erlauben Sie mir Ew. Majestät das Glück auszudrücken, das ich darüber empfinde, daß Sie die allgemeinen Interessen ihrer Völker gegen die übermüthigen Anmaßungen einiger verirrten Glieder des Clerus in Schutz nimmt!

Diese Zustimmung schien dem König zu gefallen und die letzte Wolke, die noch seine Stirne trübte, zu zerstreuen; auch nahm er jetzt mit mehr Zärtlichkeit die Liebkosungen seiner spanischen Hunde auf, mit welchen er einige Augenblicke spielte. Darauf nahm der König aus einem reich verzierten Kästchen ein Fläschen mit wohlriechendem Wasser von so starkem und durchdringendem Geruch, daß, sobald er es geöffnet, das ganze Zimmer durchduftet war; der König, damals ein leidenschaftlicher Liebhaber von Wohlgerüchen, sog diesen Duft mit Entzücken ein, ohne daran zu denken oder denken zu wollen, daß diese Gerüche seinem Minister das heftigste, einseitige Kopfweh verursachten. Aber das war der unwandelbare Brauch bei Louis XIV, was seine persönlichen Gewohnheiten anlangte, bei den geringfügigsten wie bei den wichtigsten Gelegenheiten, gegenüber seinen Hofleuten und seinen Maitressen, sich nie um jemand zu bekümmern und nie zu bemerken oder bemerken zu wollen, wenn seine Art zu seyn oder zu handeln Andern Verdruß und Schmerzen machte. Er trat Colbert näher und befragte ihn um etwas — dem Minister stand der Schweiß auf der Stirne — er entschuldigte sich, daß ihn ein plötzliches Unwohlseyn angewandelt; aber der König beachtete das nicht, und beständig sich die Stirne abwischend, mußte der unglückliche Colbert seinem Monarchen Rede stehen."

J o c e l y n.

(Fortsetzung.)

In Einem allerdings wesentlichen Punkte weicht jedoch Lamartine's Poesie von der deutschen Dichtweise gänzlich ab und ist der alten französischen Lyrik gleich, und überhaupt national geblieben. Die Liederpoesie der Deutschen setzt ihren künstlerischen Stolz in den gegliederten Bau der Dichtungen, sie will, daß ihren Schöpfungen eine Seele, eine Monas inwohne, die aus sich heraus in harmonischer Begränzung und natürlichem Ebenmaß sich ihren Leib schaffe; Ueberfluß an Gestalt, und was man im Französischen longueurs nennt, gilt dem Deutschen für den Tod aller Poesie, und wenn in jener Zugabe unorganischer Theile noch so viel wuchernde Fülle, noch so viel Schmarozerleben sich entwickelte. Von dieser Strenge hat der Franzose keinen Begriff, und er hält sie bei den deutschen Meistern wohl gar für Mangel und Dürftigkeit. Die französische Lyrik, sey sie nun Rhetorik oder Poesie, phantasirt über ihren Gegenstand in freien Variationen desselben, je begeisterter sie ist, desto weniger folgt sie einem Plane, noch schwebt ihr eine vorläufige Gestalt des werdenden Gedichts vor Augen, die bei dem deutschen Dichter das Herrlichste, die das jedesmalige Ideal ist, dem er in der Ausführung nachringt. So im Allgemeinen hat sich der Franzose wohl eine Vorstellung von dem Objekte seiner Dichtung gemacht, aber die Ausführung überläßt er dem, was er Inspiration nennt, und je reichlicher und feuriger der Strom seiner Empfindung und Phantasie dann fließt, desto mehr spricht er von verve und von bewundernswürdigen Versen. So sind auch die schönsten Gedichte Lamartine's mehr einer träumerischen und romantischen Gegend, von nicht stets malerischer Einheit, vergleichbar, einem durch wechselnde Ufer dahinrauschenden Bache, einer Natur mit einer vagen Weltseele; während die vollendetsten Produkte deutscher Lyrik mit dem Vollkommensten zu vergleichen sind, was unser Planet hervorbringt, mit einer edeln Menschenseele in wohlgeschaffenem Leibe.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen über den Dichter gehen wir zu seinem neuesten Werke über, dessen Frische und jugendliche Idealität deutsche Leser nicht weniger überrascht, als seine Landsleute, unter denen der schon genannte, die Bemerkung macht: daß es mit den Talenten sey, wie mit den Schönheiten: Halbtalente überleben ihre Jugend, den ersten Glanz der Hoffnungen, die sie erregten, nicht oft erschöpfe sie eine erste und einzige glückliche Produktion, wie jene zerbrechlichen Schönheiten, die das erste Wochenbett zerstört. Die wahren Schönheiten sind nicht so, und noch weniger die wahren Talente; sie erneuen sich, sie wachsen lange, erhalten sich und wechseln mit den Lebensstufen. Die lyrischen Talente fangen gewöhnlich damit an, die Liebe zu singen; jedes andere Interesse, jeder andere Reiz verliert sich in diesem; aber in dem Maße, als diese innere Entzückung aufhört, erweitert sich die Dichterseele für andere Gegenstände. Eine uneigennützigere Thätigkeit wird in ihr rege; die Menschheit, die Welt wird ihr Objekt.

So ungefähr erklärt sich Herr Sainte-Beuve das Entstehen J o c e l y n s als epischer Dichtung. Eine weitere Wahrnehmung von ihm ist, daß die äußern Ereignisse, die Revolutionen, welche kurzathmige Talente irre machen und verderben, dem wahren lyrischen Dichter vielmehr dienstbar werden. In diesem Sinne findet er es für Lamartine's Talent zuträglich, daß die Restauration in Frankreich gefallen ist. Die Juliusrevolution hat ihn dem engen poetischen Ideenkreis, in welchen ihn die Treue gebannt hielt, entrissen, sie ist für ihn, wie für einige andere Genien, die Gelegenheit rechtmäßiger Vergrößerung geworden.

Lamartine selbst gibt uns in der Vorrede zu seinem Gedichte folgende Orientirung zum Behufe seines Verständnisses: Die Zeit der heroischen Epopeen ist vorüber, sagt und entwickelt er. Das Interesse knüpft sich in unserer Zeit nicht mehr an Individualitäten, der Gesichtskreis des menschlichen Auges hat sich erweitert durch eine höhere und breitere Gesittung durch den Einfluß von Institutionen, welche die Zusammenwirkung einer größern Anzahl oder Aller zum Werke der Gesellschaft heischen,

durch Religionen und Philosophieen, welche den Menschen belehrt haben, daß er nur ein kaum bemerklicher Theil einer unermeßlichen und solidarisch verbundenen Einheit sey, und daß das Werk seiner Vervollkommnung ein collectives, ein ewiges sey. So gelten die Individuen jetzt nicht mehr so viel, sie sind uns nur noch Mittel oder Hindernisse für das begonnene Werk. Das Interesse des Menschengeschlechts knüpft sich nur noch an das Menschengeschlecht selbst. Wie ehemals die Fabel, so heiligt jetzt die Wahrheit die Poesie; sie wird religiös aus Vernunft und populär aus Philosophie. Die Epopee ist hinfort weder national noch heroisch, sie ist viel mehr, sie ist menschheitlich (humanitaire).

Zur rechten Zeit und instinktmäßig von dieser Transformation der Poesie durchdrungen, suchte Lamartine, welcher epische Stoff unserer Epoche unseren Sitten, der Zukunft am angemessensten wäre, welcher dem Dichter erlaubte, zugleich lokal und universell zu seyn, wunderbar und wahr, unendlich und eins. Dieser Gegenstand bot sich ihm, sagt er, von selbst an; es gibt deren nicht zwei. Er ist die Menschheit, die Bestimmung des Menschen; es sind die Phasen, die der menschliche Geist durchlaufen muß, um auf dem von Gott vorgezeichneten Wege ans Ziel zu gelangen. Der Dichter hofft kaum, diesen Gegenstand in seinem Leben erschöpfen zu können, er ists zufrieden, wenn er von Zeit zu Zeit Fragmente davon liefert, die groß genug sind, daß man den Plan des Ganzen in seiner Mannichfaltigkeit und Einheit daraus erkennen kann; wenn ein Lebenskeim darin wohnte, so werden vollkommnere Dichter nach ihm kommen und ihn befruchten. Mehrere dieser Bruchstücke hat Lamartine unter dem Geräusch des geselligen und politischen Lebens (denn ein Dichter darf kein Träumer seyn, und sich nicht dem Dienst des Vaterlandes und der Civilisation entziehn) angefangen und wieder verworfen. *Jocelyn* ist ein solches Fragment, das stehen geblieben ist. Er hat aus den verschiedenen Scenen seines „epischen Dramas" eine der lokalsten und neuzeitlichsten gewählt; sie ist das Bruchstück eines „Gemüthsepos" (épopée intime); sie stellt den christlichen Typus unserer Epoche dar, einen Dorfpfarrer, einen Priester des Evangeliums, eine der rührendsten Gestalten der modernen Gesittung. Um aus dieser Episode eine Art kleinen Gedichts zu machen, das seinen Anfang und sein Ende hat, brauchte er es nur mit einem Prolog und Epilog einzufassen. Er bittet den Leser nichts anderes als Poesie in dieser Produktion zu sehen, keine versteckte Absicht, kein System, keine religiöse Controvers dahinter zu suchen; es ist nichts darin dargestellt, als das moralische und religiöse Gefühl, aufgefaßt in der Region, wo Alles, was sich zu Gott erhebt, sich begegnet und vereinigt, nicht da, wo Einzelnheiten, Systeme und Streitfragen die Gemüther und Geister entzweien.

Wir lassen diese Aeußerungen Lamartine's vorerst dahingestellt und versuchen unsern Lesern ein Gesammtbild von der Dichtung zu geben, welche derselbe mit dem Namen einer Epopee, oder eines epischen Dramas zu bezeichnen für gut findet. Wo die Gelegenheit es giebt, werden sich Proben in metrischer Uebersetzung, den Ton des Ganzen veranschaulichend, einweben lassen.

Der Prolog zeigt uns einen Botaniker (eigentlich den Dichter) die Flinte im Arm, von zwei Jagdhunden gefolgt, im höchsten Gebirge. Er ist der einzige Freund eines Landpfarrers, der in einem dieser Bergthäler einer armen Gemeinde vorgesetzt war. Heute, an Sommer-Johannis, freut er sich, nach vielen Jahren wieder einmal an seine Pforte klopfen und am frugalen Tische bis in die Nacht sich in Gespräche verlieren zu können. Aber das Haus ist öde, und auf der Treppe findet er nur eine schwarze Gestalt im Schatten sitzen: die Dienerin, die den Tod ihres Herrn beweint. Der Dichter verwacht die Nacht bei dem Leichnam des geliebten Freundes. Die nachfolgenden Papiere, ein biographisches Tagebuch seiner Jugend, finden sich in dem Nachlasse des Verstorbenen. Der Dichter setzt die zerrissenen Blätter dieses Journals wieder zusammen und führt sie in neun Epochen eingetheilt vor unsern Augen vorüber.

Jocelyn ist, nach des französischen Kritikers Belehrung, ein bretagnischer Name feiner und seltner Race. Die unmittelbare Heimat des Helden sucht inzwischen ebenderselbe eher in der Nachbarschaft der Loire in jenen reizenden Dörfern der Touraine, wo einst Goldsmith die unschuldige Jugend zum Schall seiner Flöte tanzen ließ. Jocelyn ist ein Kind des Dorfes, von gebildeten und vermöglichen, jedoch ländlich einfachen Eltern entsprossen. Am 1sten Mai 1786 ist er 16 Jahre alt geworden, und von diesem Tage datirt die erste poetische Mittheilung über die Träume seiner Jugend. Das Fest rauscht noch am späten Abend in seinen Ohren; er kann nicht schlafen und beten, die holden Phantome des Tanzes drehen sich in tausend Schatten von Schönheiten vor seinen Augen; welke Rosen fallen von Mädchenstirnen; von geliebten Lippen hallt ihm sein eigner Name wieder. Anna, Blanche, Lucie! holde Bilder, was wollt ihr? Was muß die Liebe seyn, wenn schon ihr Traum so schön ist!

Diese Ahnungen eines sechzehnjährigen Herzens unterbricht die Wirklichkeit mit ihrem Ernste. Jocelyn's Schwester erblaßte auf dem Heimweg vom Dorfballe. In Gebüsche versteckt, hat der Bruder Juliens schüchternes Bekenntniß gegenüber von der Mutter gehört. Ernest ist ihr Geliebter, aber seine Aeltern sind begehrlich und Julie ist arm. Der sechzehnjährige Knabe begreift das Alles wohl: sein Entschluß ist gefaßt. Wenn er sich der Kirche widmet, wenn er seinen kleinen Theil am Erbe Julien überläßt, kann diese heirathen. In diesem Sinn erklärt er sich vor den Eltern und der Schwester, und mit gebrochenem Herzen, aber glücklich im Bewußtseyn des gebrachten Opfers, verläßt er die liebliche Heimath und das Vaterhaus, um das Seminar zu beziehen. Hiermit schließt die erste Epoche.

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 31.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

1 Junius 1836.

Jocelyn.

(Fortsetzung.)

Die zweite zeigt uns ihn im Beginne des Jahres 1793; 6 Jahre von seinem jungen Leben sind vorübergegangen ohne äußere Spur. Frühe und Abend, Heute und Morgen waren alle gleich; sein Leben ist ohne Widerhall im schwarzgepfeilerten Kloster dahingeflossen. Andacht und Studium haben seine Sinne mit ihrer kalten Gewohnheit eingeschläfert; die glühenden Erinnerungen seiner Jugend, die Bilder von Freiheit, Liebe und Natur sind kaum bis hieher in seine Nächte ihm nachgedrungen, hier färbt sich allmählig Alles mit dem Frieden Gottes, wie ins Schiff der Kirche durch die bunten Fensterscheiben das Licht der Morgenröthe bricht. Auch sind die Blätter in seinem Tagebuch noch alle weiß, was hätte er niederschreiben sollen? Er diente Gott alle Tage, mit demselben Dienste. Ach, könnte sein ganzes Leben auch ein einziges weißes Blatt sein! Auch was er jetzt schreibt, sind nur friedliche Hymnen auf Gottes Gegenwart im Tempel. Inzwischen stürmt draußen das Wetter der Revolution. (15 Februar 1793.) *)

Indeß wir hier in einer eignen Welt,
In Gott, für Gott, vor seinem Blick nur leben,
Weht um uns her ein andrer Lebensgeist;
Von Todesathem, Zorn und Neid geschwellt,
Brüllt rings um uns die Zeit, und ihre Wuth
Verfolgt die Diener Gottes bis vors Kreuz.
Ein Geist des Sturzes zerrt an einem Volk,
Reißt nieder über ihm, was es beherrscht,
Will Thron, Altar, Gesetz und Sitte wandeln,
Und Alles taucht in Staub und Blut zu Grund.
. . . .
Wohl mir, wohl mir, daß noch des Glaubens Licht
In meinem Auge lebt, und vor mir wandelt,
Und von der Menge, die geschleudert fliegt
Abscheidend meine Schritte, sondren Pfad
Bereitet meinem zagenden Gedanken,
Den Pfad der nicht der Erde Pfaden folgt,
Den Gott erleuchtet, der kein Ende hat.

Der Sturm naht sich, nach des Königs Opferung, auch dem heiligen Hause. In der Heimath hat er schon gewüthet. Jocelyns Mutter, Schwester und ganze Familie sind auf der Flucht und suchen jenseits des Meeres ein Asyl; der junge Priester selbst mit zwölf Louisdor's, die ihm heimlich zugekommen sind, hat kaum noch Zeit sich zu retten. In Verkleidung gewinnt er das Dauphiné, Grenoble, endlich die Alpen. Hier findet ihn ein Senne und zeigt ihm den Weg zu einem sichern und unverletzlichen Asyl, in ein abgeschlossenes, Niemand bekanntes Hochthal des Gebirges, wohin man nur über schmale Bergabsätze, auf gefährlichen Steigen kommt. Hier, in der Adlergrotte, seinem künftigen Wohnsitz angelangt schildert er (15 April 1793) sein Geschick und seinen Aufenthalt, und der Dichter hat Gelegenheit, sich seiner zauberischen Gabe idealisirender Naturschilderung zu überlassen.

O hoch erhabne Nacht! endloser, tiefer Bogen,
Durch den man Gott erblickt, so wie den Grund durch Wogen;
Wo so viel Stern' im Feu'r, daraus sein Name bricht,
Den Horizont durchglüh'n mit dieses Namens Licht,
Auf denen Gottes Blick, Hand, Schatten und Gedanken
In leichter Curve fährt durchs Weltall ohne Schranken!
Und du, durchsicht'ger Mond, aus dessen Spiegelglanz
Zurückzustrahlen scheint der Berge ganzer Kranz,
Auf daß zwo Welten sich vom Schöpfer unterhalten,
Die ein' in Silberlicht, die andr' in Dunkels Falten.
Und Winde, die ihr hoch die nächt'gen Flügel schwingt,
Der Erde Haupt umkost, die Luft mit Duft durchdringt!
Ihr Ströme, rauschend laut, ihr Wolken die ihr badet
Bleich in dem Strahlenmeer, und seinem Licht nicht schadet,
So wie in reiner Brust, durch heiligen Azur
Die dunkle Leidenschaft hindurchzieht ohne Spur!
Mysterien der Nacht, die nur der Engel schauet,

*) Wir übersetzen die weniger sich erhebenden Stellen des Gedichts in reimlosen, fünffüßigen Jamben, die pathetischeren im gereimten Sylbenmaß des Originals.

Die, vorhanglüftend, mir dieß Ständlein anvertrauet,
Der Alpengipfel hat mich näher euch gebracht!
Ich blick' euch Aug' in Aug', begeh' den Dienst der Nacht,
Und sehe kniegebeugt das Schauspiel sich ergehen,
Das Gott im heil'gen Zelt die Geister lässet sehen.

. . . .

Ihr Tannen, Wohlklangs voll! ihr Harfen in dem Wald,
Drauf jeder Himmelswind in eig'ner Stimme hallt,
Ihr seyd das Saitenspiel, wo Alles weint und singet.
In tausend Echo's sich Natur mit Lust verschlinget;
Kein Menschenseufzer ist, der nicht in süßem Hall,
In einem Aetherhauch fänd' einen Widerschall.
Ihr heil'gen Bäume wißt, was Gott uns zubeschieden;
Singt, weinet, tragt mit mir die Trauer wie den Frieden;
Gott aber weiß allein, ob euer süßer Klang
Sey Weinen über uns, sey froher Lobgesang!

Doch bleibt Lamartine nicht bei diesen subjektiven Phantasien stehen. Sein Jocelyn schildert uns die Alpennatur auch mit objectiveren Farben: den donnernden Abgrund, in welchen der Gletscher sich gießt, und über den die Felsenbrücke wie mit einem Sprung über den Tod setzt; die Gipfel mit ewigem Schnee, und drunten die Felsen, die den Gletscherfluß plötzlich dämmen und mit einer Böschung frei in der Luft halten; auf dem glatten Gestein kein Gras, keine Blume; keine Hirtenstimme, die hörbar heraufdränge. Unter dem Schutze dieser Fluthen, dieser Felsen, dieses Schnees findet der Flüchtling vor allen Fallstricken der Menschen Schutz. Wie der Adler in seinem Horst, findet er in seiner Bergmulde Alles, was nur das Verlangen eines Dichters wünschen kann: sturmgebeugte Eichen, deren Wipfel nur der Blitz abzuästen gewagt hat, vom Fuße bis zum Haupt mit Lianen umschlungen; des Tags vergoldeter Strahl spielt mit ihrer Nacht; über dem windbewegten, goldgrünen Rasen schwimmen Schmetterlinge, tausend Düfte regt sein Fußtritt auf; Wasser schläft im schattenbraunen Laube, oder füllt granitene Becher bis zum Rand; über blumige Hügel wallt der schäumende Bach, und verliert sich im Grün der Wiesen wie Milch; dort schimmert ein durchsichtiger See wie ein Stück Azur vom Nachthimmel gefallen, in dem, wenn der Tag erloschen ist, die Nacht sich stirnt (s'étoile), wo Lotusblätter schwimmen und der silberne Flaum wogt, den der wilde Schwan badend am Ufer zurückgelassen. Enge Thälerfalten; unermeßliche Durchblicke; Abgründe, die nur das Ohr nach der Schneelavine Tosen mißt; Gipfel, die ihre weißen Spitzen ins Aetherblau tauchen, braune, breite Schatten an den Rippen der Berge — und laue, elastische Luft, und Windesathem, und Schweigen in welchem die Seele schläft und sich träumen hört. Allenthalben Frieden mit beseelender Bewegung; Gemsen in Heerden über dem Abgrund sitzend; Ziegen die an der Rinde nagen, Eichhörner auf den Bäumen, Gesang von tausend Vögeln, Flügelsummen goldener Insekten, Blumenduft in den Lüften — das ists, was der Himmel aus diesen Einöden gemacht hat.

Der Dichter kann von solchen Beschreibungen gar nicht loskommen; die Adlergrotte selbst sprengt seine Phantasie in riesiger Dimension in die Felsen, und läßt dann in ihr seinen Helden die dritte Lebensepoche mit Gebet beginnen. Jetzt erst wird sein Leben gewissermaßen wieder flüssig; er sieht ein glückliches Hirtenpaar und bald geht er einer größeren Begebenheit entgegen. Eines Tages hat sich Jocelyn aus seinem Versteck hervorgewagt und ist auf dem gefährlichen Fußpfad abwärts geschritten. Hier begegnet er im Gebirg einem Konscribirten, von seinem Sohne begleitet, von zwei Soldaten der Republik verfolgt. Am Rande des Bergpfades entspinnt sich ein Gefecht; die Soldaten glitschen aus, und rollen zerschmettert, in den Abgrund; aber der Flüchtling, zum Tode wund, hat, in der Grotte angekommen, nur noch Zeit, sein Kind Laurence dem jungen Einsiedler anzuempfehlen. Sein Tod, die Verzweiflung des Knaben, die trauervolle Freude Jocelyns, Alles wird mit Meisterzügen geschildert. Die Schönheit dieses Kindes läßt diesen zweifeln, ob es ein Knabe oder ein Engel ist. Aber sein Herz fühlt sich wunderbar durch den Umgang mit dem Kinde befriedigt:

Du hast ihn mir gegeben, Gott! du hast
Ergänzt mit ihm das Bruchstück meines Lebens!
Gestillt ist endlich meiner Liebe Durst.
Wie dieses Kind in meine Grotte kam,
An selbem Tag ward all mein Traum mir klar.
Ich dessen abgeschloßner Geist bis jetzt
Sich unter andre nicht gemischt, der stets
In Allem, was mir nahte, weniger,
Als was mein Herz begehrt', im Blick, in Mienen,
Im Schall der Stimm', und in Gebärde fand:
Beim Ausfluß dieses Himmelsstrahls zuerst,
Beim ersten Reiz der ersten Unterhaltung
Erkannt' ich in des Kindes Herz mein Herz.
Die ganze Fülle meiner Seele, dran
Die Einsamkeit mit öder Leere zehrte,
Ergoß sich über dieses Kind; mein Herz
Enttäuscht, zählt nicht nach Tagen mehr, es hat,
Seit gestern liebend, immerdar geliebt.

Der gemeinsame Genuß der Natur gibt zu neuen Beschreibungen Gelegenheit. Inzwischen wird Laurence immer größer und schöner. Am 28 Oktober 1793 schreibt Jocelyn in sein Tagebuch:

Das Kind? — ich kann ihn nicht mehr nennen so;
Mit sechzehn Jahren ist er Jüngling worden;
Schon reichet seine Stirn' an meine fast,
Mein Fuß, im Lauf, holt kaum den seinen ein;
Sein zart, fein silbern Engelsstimmchen nur
Behält noch immer seinen Kinderlaut,
Und seiner Töne sanfte Schwingung mahnt
Mich an die Stimme meiner Schwester oft —

Bald darauf bricht er in eine Hymne auf die geschlechtlose Schönheit aus, welche, sagt er, auf jedes Herz, wie der Magnet auf das Eisen wirkt. In mancherlei Gestalten wohnt ihre Gewalt; sie ist's, die unsere Blicke nach den Strahlen des Sternes, den Wogen des Meeres, dem Bogen des Himmels hinzieht, den beweglichen Bächen, den Bäumen voll Grazie zu.

Oft zeigst du auch dich uns in sprechenderem Spiegel,
Und drückst lebendigen Geschöpfen auf dein Siegel,
Dem Löwen legest du Entsetzen in den Blick,

Und heißt die Mähnen wehn entlang dem Roßgenick;
Dem Adler färbest du die schwarzen Flügelbreiten,
Und läßt den Taubenhals in sanfter Flechtung gleiten.
Und endlich glänzest du auf Menschenangesicht,
Dem Ausbund deiner Kunst, dem Licht von deinem Licht.
In Farb' und Mienenspiel sieht man dich, ausgegossen,
Auf Frau'n= und Männerstirn in heil'gem Frühling sprossen;
Du bist's die jenen Strahl voll Stolz und Huld ergoß,
Darauf kein Auge ruht' und bliebe thränenlos.
. . . .
Wer weiß es, ob wir nicht in dir ein Bildniß schauen
Von Gott selbst, dessen Glanz dringt durch das ird'sche Grauen,
Ob diese Seele, die der schöne Leib jetzt schmückt,
Des Himmels Urbild nicht in ihm hat ausgedrückt?

(Fortsetzung folgt.)

L. Schefer's Laienbrevier in England.

Wir theilen die Beurtheilung des Athenäums von obengenanntem Buch mit. — Es ist heutzutage Mode — eine Mode die wie man bemerken kann, auch in früheren Zeiten schon beliebt gewesen — den neugierigen Leser durch irgend einen fantastischen Titel zu spannen, ohne irgend eine Anzeige von dem Inhalt des Buchs zu geben, dem er vorgesetzt wird. Deßhalb muß man dem Kritiker eine kleine Ueberraschung zu gut halten, bei der Entdeckung, daß der zierliche Name, welchen Leopold Schefer seinem Werke gegeben, durchaus kein unpassend gewählter ist. Dieß mag die Erwartungen Solcher täuschen, welche sich darauf gefaßt machten, einen Spaß zu finden, noch pikanter gemacht durch den Ernst des ankündigenden Titels; wahr ist es allerdings, daß hier keine lustigen Sprüche, keine hundert Erzählungen oder schlaue Satyren weltlichen Lesern in munterer Laune geboten werden. Kurz das Buch ist nicht mehr und nicht weniger als der Titel besagt: ein Brevier oder eine Sammlung von Betrachtungen und Lehren zum Gebrauch und zur Belehrung für Laien, zum Unterschied von ausschließlich religiösen Lesern so genannt.

Ein Buch solcher Art ist in diesen unsern ungeduldigen Zeiten ein ziemlich gewagter Versuch; der Autor hat die Festigkeit seines Entschlusses dadurch bewährt, daß er seinen Plan in gebundener Rede ausführte. Wir entdecken in ihm einen ernsten, nachdenklichen Mann, der auf diese Art seine Ansichten über die Philosophie des Lebens und der Natur, über Pflicht und natürliche Religion darlegt, und um sie andern tiefer einzuprägen, sie in eine Kette von Gedichten zertheilte, entsprechend den Jahrestagen, so daß jeder Tag seine eigene Betrachtung oder Ermahnung hat. Man darf wohl voraussetzen, daß seine Absicht war, den Leser zum Nachdenken über die in regelmäßiger Ordnung ihm nahe gebrachten Gegenstände zu veranlassen, so daß am Schluß des Jahres die ganze Masse der Belehrung allmälig von ihm verarbeitet und das Wesentliche davon seinem Gemüth angeeignet worden sey. Diese Idee allein kann man in einer Anordnung finden, welche sonst rein willkürlich ist, und ein wenig nach Pedanterie schmeckt, da die Beschaffenheit der erörterten Gegenstände eine genaue Austheilung derselben an einzelne Tage rein unmöglich macht. Setzt man aber die angedeutete Absicht wirklich voraus, so dürfte bezweifelt werden, ob eine große Zahl Leser so beharrlich seyn möchte, dieß Brevier zu ihrem täglichen Gesellschafter zu machen. Und dieß soll gesagt seyn, ohne irgend dem Verdienst des Buchs etwas entziehen zu wollen; nos, nos, inquam, desumus! Die Zeiten der emsigen ausdauernden Leser sind längst vorüber.

Dessenungeachtet brauchen wir uns nicht zu entschuldigen, wenn wir einem Werk dieser Art einige Aufmerksamkeit widmen. Die Idee, die Menschen durch einen an Alle ohne Unterschied gerichteten Aufruf zu veranlassen, mit verständiger Liebe das Leben und die Natur zu betrachten — in Liebe, Geduld und Hoffnung zu wandeln — mit redlich gemeintem Fleiß zu arbeiten, jeder in dem ihm angewiesenen Pflichtgebiet — emporzuschauen, mit herzlichem Vertrauen — und vor sich ohne eitle Furcht. — Dieß ist namentlich eine Idee, die, wenn entsprechend ausgeführt, achtungsvolle Aufmerksamkeit verdient. Auch hat der Verfasser seine Aufgabe nicht schwach oder ohne Vorbereitung gelöst; er ist kein gewöhnlicher Deklamator, sondern ein Mann von Empfindung und Nachdenken, der überall mit sinnigem und oft mit poetischem Auge die Gegenstände betrachtet die er darstellen will. Man bemerke, daß wir sein Buch, obgleich in metrische Form gekleidet, nicht als ein poetisches Werk betrachten. Das Wesen dieser Kunst will sich nicht mit einem streng didaktischen Zweck vertragen. Was auch von Poesie sich bei einem solchen Gegenstand findet, das kann doch nur als zufällig und untergeordnet gelten, in dem es entweder eine gewisse Form darbietet, oder Episoden und einzelne schmückende Schönheiten herleiht. Die Entwicklung eines Systems — einer Wissenschaft — einer Reihe von Wahrheiten kann an sich nie poetisch seyn; nicht als ob Poesie und Wahrheit im Widerspruch mit einander ständen, sondern weil dort das Prinzip ein nothwendig schöpferisches Vermögen ist, das in Bildern und Symbolen sich ausspricht, hier aber die abstrakte Form ohne Einkleidung vorherrscht. Die Aufgabe der Philosophie ist die Wahrheit zu zergliedern und zu classificiren — die der Poesie dagegen, sie in lebendige Gestalt einzukleiden. So viel im Vorbeigehen über einen Gegenstand von hohem Interesse für die Kritik, über welchem man jetzt bei uns mehr ins Klare zu kommen anfängt.

Jedoch, ohne dem zu beurtheilenden Werk als ein Ganzes betrachtet, einen poetischen Charakter zuzugestehen, müssen wir doch ein gebührendes Maß vom Lob den häufigen Beweisen von poetischer Sprache und Empfindung, welche den vorherrschenden Ernst des Buchs heben, nicht vorenthalten. In letzterer Hinsicht erscheint der Glaube des Verfassers als sehr human und ziemlich orthodox, obgleich seine Naturansichten einer Färbung von Pantheismus an sich tragen. Seine Moral ist sehr rein und edel — verfeinert vielleicht bis zu einem Grad von Selbstaufopferung, der kaum erreichbar seyn dürfte, doch nicht herb oder phantastisch. Als Führer für den aufmerksamen Betrachter des täglichen Lebens in seinem Zusammenhang mit den Gegenständen höherer und allgemeinerer Betrachtung, kann der Autor wohl

empfohlen werden; aber nicht zu erwarten steht, daß sein Brevier, außer dieser Klasse von Lesern, viel Beifall finden werde; es ist ein Werk des Gedankens, bestimmt für die Denkenden; und wie viel Raum bleibt heute noch übrig für den Gedanken unter dem Mühlrädergeklapper des Lebens? — Der Kritiker gibt als Proben treue und fließende Uebersetzungen einiger Abschnitte: auf den 31 Mai, 23 Oktober, 2 Februar und schließt: Nachdem wir so hinreichend gezeigt, daß der Autor dieses Laienbreviers das Amt eines Lehrers mit allem Recht ansprechen darf, verlassen wir das Werk, das ihm unsere volle Achtung gewinnt, mit der Versicherung, daß ein genaueres Eindringen in das was es darbietet, eine reiche Ausbeute von Stoff für die Uebung des Gedankens gewährt und Betrachtungen enthält, welche mehr als eine flüchtige Aufmerksamkeit verdienen.

Diese ausländische Beurtheilung eines deutschen Buchs wird es rechtfertigen, wenn wir auch ein paar Worte darüber sagen. Die deutsche Kritik, immer nachsichtiger werdend in ihren Forderungen an die poetische Form, welche doch von dem Wesen der Poesie am Ende unzertrennlich ist, und zu sehr außer Acht lassend, daß die Schönheit der Form, die sichersten Päße in die Nachwelt ausstellt, hat dieß in Frage stehende Buch vielfach mit den ausgezeichnetsten Lobeserhebungen empfangen, als ein ächt poetisches Produkt und ähnlicher Beifall ist den bis jetzt erschienenen Bruchstücken aus dem Lehrgedicht eines indischen Dorfweisen von F. Rückert zu Theil geworden. Letztere passen noch mehr in eine bisher anerkannte poetische Form, die der Gnome oder des Epigramms, als das Laienbrevier; beiden aber ist gemeinsam, daß das Didaktische, die Reflexion, die Hauptsache ist. Bestochen von der Schönheit der Sprache, der Innigkeit der Empfindungen, der überraschenden Eigenthümlichkeit der Gedanken freute sich die deutsche Kritik des edlen Gehaltes, und davon ausgehend, daß das Gute in jeder Form, zumal in einer, abgesehen von den strengern Kunstforderungen, so schönen, willkommen, geheißen werden müße, machte sie sich über die Eintheilung dieser Erzeugnisse nicht viele Scrupel. Auch wir huldigen gern dem Grundsatz, daß das Genie der Kunst die Regeln gebe und sich nicht von diesen absolut bemeistern lassen müße; aber gar leicht führt die Autonomie des Genie's zur Anarchie des Talents und statt daß die hergebrachten Regeln und Formen nur darum verlassen und übersprungen würden, weil sie zu eng und ungenügend für die Fülle des Dichters wären, entzieht sich häufig der begabte Autor den ernsteren und wohlbegründeten Gesetzen aus Willkür oder aus Weichlichkeit gegen sich selbst. Der englische Kritiker, weniger auf den reichen Inhalt und die Eigenthümlichkeit der in dem Buche niedergelegten, zusammenhängenden Weltanschauung eingehend, hat das Laienbrevier ganz aus der Reihe der eigentlichen Poesie ausgeschlossen und die poetische Form nur als eine überverdienstliche Zuthat betrachtet; was dann vielleicht auf der andern Seite etwas zu weit gegangen ist, aber insofern Beifall verdient, als dadurch die eigentliche Provinz der Poesie und Kunst besser abgegränzt und verwahrt wird, als wenn man den Produkten von irgend zweifelhafter poetischer Abkunft sogleich das poetische Bürgerrecht entgegenträgt.

Das Laienbrevier ist ein poetisches Buch, aber kein Poesiewerk, wie es poetische Menschen gibt, die deßhalb doch keine Dichter sind — und wir dürfen hinzusetzen: wie ein ächt poetischer Mensch Einem weit mehr gelten und gewähren kann, als ein sehr fruchtbarer und wohlbegabter Autor, so ziehen wir dasselbe vielen kunstgerechten Poesien vor.

Als verwandt mit dem Laienbrevier können in der englischen Literatur Youngs Nachtgedanken genannt werden, ein didaktisches Gedicht von streng christlicher Tendenz, das sich bedeutenden Einfluß errungen hat und durch die Erhabenheit seiner Anschauungen, durch seinen majestätischen Ernst und die Kühnheit seiner Bilder wohl verdiente. Nie wird das deutsche Buch die Verbreitung gewinnen, wie die Nachtgedanken und dieß aus folgenden Gründen: Schon das Thema des englischen Dichters: Leben, Tod und Unsterblichkeit, spricht das Interesse, man kann sagen eines **Jeden** mächtig an, während das Thema des deutschen Dichters sich nicht so leicht in einen kurzen Begriff zusammenfassen läßt, dessen leise Nennung schon Tausende von Herzen herbeizöge. Die Nachtgedanken kommen einem, zu gewißen Zeiten Jedem fühlbaren, Bedürfniß entgegen; das Laienbrevier ladet nur die contemplativeren Geister in die duftenden Irrgewinde seiner Rosengärten und rührt mehr musikalisch, als daß es geistig ergreift. Sein Element ist **Milde**, das der Nachtgedanken hoher **Ernst**. Sodann ist die Weltansicht des Briten gar sehr von der des Deutschen verschieden und für eine große Anzahl viel ansprechender und geläufiger — es ist die christliche; ihrem **Gehalt** nach also allgemein bekannt und anerkannt und in dieser erhabenen, feierlichen Form durch die Ansprüche der alten Bekanntschaft und den Reiz der Neuheit empfohlen. Schefers Weltanschauung beruht auf einer philosophischen Bildung, sie schwingt sich selbst über das Christenthum empor, in ihrer alle Gegensätze als schon versöhnt betrachtenden Milde und Freudigkeit, in ihrer Schönheits-Trunkenheit, ihrer Naturvergötterung; sie ist nicht die Weltanschauung eines Kreises, sondern eines Individuums. Dieß zeigt sich auch im Einzelnen. Seine besondere Stärke hat Schefer in einer gleichsam mikroskopischen Betrachtung von scheinbar oder wirklich kleinen Gegenständen und Verhältnissen, an welchen er durch das eigenthümliche Organ seines Fein- und Tiefsinnes ganz neue, überraschende Entdeckungen macht, die er auf's fruchtbarste für sittliche und religiöse Empfindungen ausbeutet. Aber solche, dem **Dichter** nach seiner Eigenthümlichkeit **natürliche** Anschauungen und Wendungen haben für den **Leser** doch meist etwas Fremdes und **Künstliches** und er glaubt von dem Autor durch eine specifische Verschiedenheit des Denkens und Empfindens getrennt zu seyn, während ein christlichfrommes Gemüth auch in den gewaltigsten Bildern Youngs doch nur einen Unterschied des **Grades** empfindet.

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 32.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

4 Junius 1836.

E. L. Bulwer.

Man kann die Popularität welche sich E. L. Bulwer in seinem Vaterland und vielleicht in noch höherem Grade in Deutschland erworben hat, nicht kürzer und stärker bezeichnen, als durch die nicht zu bestreitende Behauptung: daß er der Nachfolger und Erbe der Beliebtheit von Walter Scott geworden, ja daß er diesen theilweise verdrängt hat. Eine Vergleichung der beiden Romandichter drängt sich hier von selbst auf, wobei freilich zu berücksichtigen ist, daß die Leistungen Scotts als ein geschlossenes Ganzes vor uns liegen, Bulwer aber in der lebendigsten Thätigkeit des Schaffens noch begriffen ist und man noch nicht absehen kann, welche neue Quellen sein Geist noch eröffnen, welche Minen er noch entdecken wird. Wenn aber Walter Scott durch seine späteren Novellen die früheren nicht übertroffen, ja oft nicht erreicht, wenn er durch seinen Napoleon seinem als Novellist und Dichter erworbenen Ruhm eher Abbruch gethan als ihn gesteigert hat; so ist es vielleicht für Bulwer am vortheilhaftesten, jetzt schon, obgleich noch manche Entwürfe und Schöpfungen in seinem Geiste verborgen liegen, mit dem der Zeitlichkeit entnommenen Verfasser der Waverley-Novellen zusammengestellt zu werden, und überdieß kommt ihm zu gute, daß seine Werke, die Produkte der letztverflossenen Jahre, den Meisten wohl in frischerem Andenken stehen, als die schon etwas verwischten, bestaubten und zurückgestellten Erzeugnisse Walter Scott's.

Gemeinsam ist den beiden Schriftstellern die poetische Gattung, in welcher sie hauptsächlich ihre Lorbeere ernten — wenn anders der Roman wirklich für die Sphäre der Poesie vindicirt werden darf, was bekanntlich vielfach bestritten wird. Unseres Erachtens ist der Roman gleichsam neutraler Boden zwischen der Prosa und Poesie, es gilt: Wer sich desselben bemächtigen kann? Den Don Quixote wird Jedermann — wer nicht etwa streng und eigensinnig dabei bleibt: Poesie sey nur in gebundener Sprache — für ein ächt poetisches Werk erklären müssen; aber freilich lassen sich dagegen eine Menge Romane und Novellen anführen, welche die Poesie nicht anerkennen mag, obgleich sie oft mit höchster Anstrengung der angeleimten Flügel einer abenteuerlichen und faselnden Einbildungskraft vom Boden der Wirklichkeit loszukommen trachten. Phantastisch zu seyn, ohne ächte, künstlerische Phantasie, ist der eine Abweg im Roman; der andere, eigentlich entgegengesetzte und doch wieder zum Theil damit zusammentreffende, ist der: mit kleinlicher Sorgfalt die Wirklichkeit zu schildern, ohne ideale Wahrheit; aus der Vermischung dieser beiden Manieren geht das Phantastischgemeine, Abenteuerlichplumpe hervor, womit so viele unserer heutigen Erzeugnisse beladen sind, die dennoch leider ein nicht geringes Publikum finden und ein immer größeres sich schaffen. Es ist in der That an dem, daß man auf dem Gebiet des Romans solche Leistungen, welche nur von jenen Extravaganzen ins Plumpe oder Verzerrte sich fern halten, willkommen heißen muß, auch wenn sie durchaus nicht die höheren Anforderungen der Kunst und Poesie befriedigen, wenn sie nur dem Zweck einer gefälligen Zeitverkürzung und Unterhaltung dienen. Noch kleiner wird die Zahl der wirklich gelungenen, wahrhaft poetischen Erzeugnisse auf diesem Gebiet, wenn man die mit einer didaktischen Absicht geschriebenen Romane und Novellen, wie besonders in Deutschland manche und nicht eben die schlechtesten, zu Tage kommen, ausnimmt. Belehrend soll oder vielmehr wird jeder ächte Roman seyn, aber unwillkürlich, ohne daß er die Absicht ausspricht oder auch nur merken läßt; tiefe Aufschlüsse wird er geben über das Größte und über das Kleinste, aber nicht in weitläuftigen Erörterungen und Räsonnements, nicht in gesuchten und schwerfälligen Deklamationen, sondern durch die erleuchtenden Blitze des, alle Dinge mit dem wahren Namen nennenden Genie's, durch die neuen und glücklichen Anschauungen eines viel umfassenden, scharfen Auges. Können Walter Scott und Bulwer Ansprüche machen, den Koryphäen in diesem Gebiet beigezählt zu werden? Tragen ihre Werke denselben Stempel, wie die eines Goethe und Tieck? Und wenn eine wesentliche Verschiedenheit zwischen den neuesten englischen Ro-

mandichtern und den deutschen sich findet, auf welche Seite neigt sich die Wage?

Die Verschiedenheit der englischen und der deutschen Nationalität spricht sich hier sehr deutlich aus; bei den Engländern ist das Vorherrschende das Streben in die Welt hinauszugreifen, woran sich denn die Schilderung des Innerlichen anknüft — Handlung und Begebenheit spielen eine große Rolle; bei den Deutschen dagegen ist die innere Verwicklung und Entwicklung das Wichtigste und das Aeußere dient mehr nur jenem; so ist der englische Roman mehr dramatisch, der deutsche mehr contemplativ. Man vergleiche einmal die beiden classischen Romane: Tom Jones von Fielding mit den Lehrjahren von Goethe; wie viel rascher ist in jenem der Fortschritt, wie viel bunter die Abwechslung der Scenen, ohne daß doch das Innere, das Psychologische vernachläßigt wäre; und im Meister — mit welcher Vorliebe verweilt der Dichter bei den inneren Seelenzuständen, bei den zarten, verwickelten, geistigen Beziehungen, ohne daß dabei die äußere Scenerie dürftig erscheint; so daß der in der Verschiedenheit der Nationalität gegründete Unterschied hier deutlich hervortritt, obgleich keiner der beiden Dichter deßhalb gegen den andern im Nachtheil erscheint; denn es gibt nicht nur Eine Weise, das Schöne und Vollkommene hervorzubringen. Ein äußerer Grund tritt noch zu dem innern der ursprünglich verschiedenen Geistesrichtung und Stimmung hinzu: gewöhnlich kennen die deutschen Dichter das äußere und öffentliche Leben weit weniger als die englischen, welche nicht selten den höheren Klassen der Gesellschaft angehören und durch Beruf und Reisen in die mannichfaltigste Berührung mit der Welt gekommen sind, unendlich viel gesehen und erfahren haben, während in Deutschland die meisten Schriftsteller und Dichter, wenn auch Viel gelernt, doch nicht Viel erfahren und erlebt haben und mehr aus Büchern, aus ihrer Imagination und Speculation, als aus dem Füllhorn des Lebens schöpfen. Goethe kannte freilich die Welt und das Leben, aber lieber ging er die Wege „durch das Labyrinth der Brust." Tieck weiß die Scene meisterhaft auszuschmücken; aber auch in Novellen wie der Aufstand in den Cevennen lenkt sich das Hauptinteresse von den äußern Ereignißen auf das Innere und Geistige, während bei Scott und Bulwer die Umgebung der Natur und der Geschichte mit in das Interesse der Erzählung hereingezogen, mit belebt werden, ja sich oft der eigentlichen Hauptfabel gleich stellen. Der Engländer ist mehr Erzähler, der Deutsche mehr Schöpfer und Dichter, jener läßt unbefangener den Knäuel der Begebenheiten abrollen, bei diesem sieht man, wie er aus seinem eigenen Innern die Fäden herausspinnt und sich nicht ganz von seinem Erzeugniß trennen kann. Daraus ist vielleicht auch die größere Fruchtbarkeit der englischen Romanschriftsteller zu erklären; ihre Produkte sind nicht so durch und durchgedacht und aus dem Innersten geboren wie bei den besten deutschen Dichtern in dieser Gattung — aber der Leser wird auch nicht so leicht zum zweiten, dritten Male und immer wieder zu einem durchlesenen Roman Walter Scotts oder Bulwers zurückkehren, (wenn schon Einzelnes zu öfterer Lektüre einladet), während er doch in Goethe's Romanen z. B. im Wilhelm Meister sich bei wiederholter Lektüre immer befriedigt findet.

Den genannten deutschen Roman- und Novellendichtern gegenüber haben die beiden britischen Autoren immer noch sehr viel Gleichartiges, aber mit einander verglichen erscheinen sie als sehr verschieden. Wir möchten behaupten, mit Unrecht sey in neuern Zeiten Walter Scott theils faktisch, theils im Urtheil des Publikums und der Kritiker gegen Bulwer zurückgestellt worden; Walter Scott hat allerdings seine Mängel und seine unpoetischen Seiten, aber vom Standpunkt der Kunst, der Poesie aus betrachtet, dürften seine Romane doch leicht höher stehen als die von Bulwer. In unserer, das Nützliche aufsuchenden aber die Anstrengung doch wieder scheuenden Zeit, hat sich mancher Leser, wenn er sich in Scotts Erzählungen versenkte, insgeheim über seine Zeitverschwendung damit getröstet, daß er dabei in der Kenntniß der Geschichte etwas profitire aus solchen historischen Romanen; in dieser Beziehung mochte nun freilich nicht viel zu gewinnen seyn; aber wenn die Scottischen Erzählungen auch nicht als angenehme Kompendien der schottischen und englischen Geschichte zu betrachten sind — (und dieß um so weniger, als Scott von der Unparteilichkeit des Historikers ziemlich weit abstand) — so besteht doch einer ihrer Hauptvorzüge in ihrem nationalen, wenn man will mythischen Charakter. Sein poetischer Blick beseelte die Vergangenheit wieder, nicht als eine historische Totalität, aber als reizende, romantische Bruchstücke, und wie er aus den Sagen des Volks schöpfte, so fanden seine Dichtungen auch wieder den Weg zu allen Herzen. „Der Kerker von Edinburg" sagt Allan Cunningham, „hat ihm eine Geschichte eingegeben, die so lange dauern wird als Arthurs Sitz: aus den dürren und trocknen Materialien unbestimmter Tradition, hat er den prachtvollen Bau Ivanhoe aufgeführt; aus den wilden Thaten und den fanatischen Worten der Cameronier hat er eine Geschichte von dauerndem Interesse gemacht, und aus einem Grobschmied, der im Ruß seiner Schmiede arbeitete, schuf er einen Helden an Seele und Muth."

Walter Scotts Muse war die Vergangenheit seines Vaterlandes, ihr verdankt er die schönsten seiner poetischen Eingebungen, wiewohl auf der andern Seite diese Neigung und Begeisterung für die alten Zeiten mit manchen Schwächen Scotts zusammenhing, ihn mißtrauisch und ungerecht machte gegen die neuen Entwicklungen, ihm den heftigsten Widerwillen gegen alles Französische einflößte, ihn den feudalen Baron in Abbotsford spielen, und den Umgang und die Verbindung mit großen Familien ängstlich suchen ließ. Aber in seinen Erzählungen verwischte die Ferne und die Poesie das was an der Parteilichkeit etwa widrig seyn konnte, und auch die Gegner seiner politischen Ansichten mußten sich an seinen mit Wohlwollen und Milde überhauchten Schöpfungen erfreuen. Sein Mißverhältniß zur Gegenwart stellte sich erst in seinem historischen Werk Napoleon recht heraus.

Waren schon die von Scott gewählten und bearbeiteten Stoffe in hohem Grad für seine Landsleute durch das nationale, bald mehr lokale, bald mehr historische Interesse an-

sprechend und für Ausländer kaum weniger anziehend durch die concrete Anschaulichkeit in Zeichnung der Scene, der Zeiten und Personen, so trug die Form noch gar viel zur Erhöhung des Reizes bei. Der Ton epischer Ruhe hat für den nicht allzueilfertigen und ungeduldigen Leser etwas Behagliches und versetzt ihn in eine angenehme Stimmung — eine unbestreitbare Probe von der in Scotts Novellen liegenden Poesie. Die Komposition ist glücklich und künstlerisch, und bald vergißt man die etwas breiten und schwerfälligen Introduktionen über dem immer mehr anwachsenden und überwältigenden Interesse der Entwicklung, das auch in der Regel in einem angemessenen Schluß sich befriedigt. Wenn man gleich Scott vorgeworfen, daß er die Physiognomien und die Kostüme mit größerer Schärfe und Genauigkeit gezeichnet habe, als die innere Individualität und den Charakter — so ist dieß doch immer relativ zu verstehen, und er hat immerhin nicht wenige Charaktere der verschiedensten Art aufzuweisen, welche, höchst glücklich gezeichnet und durchgeführt, die entschiedenste Theilnahme gewinnen — wir erinnern unter den weiblichen Charakteren nur an Rebekka und an Diana Vernon, und wenn er eigentliche Helden im höchsten Sinne nicht schuf, so behaupten doch beinah alle seine Personen ihre bestimmt gesonderte Eigenthümlichkeit. Die etwas zu große Redseligkeit derselben artet doch nie ins ganz Triviale aus und nach seichteren Stellen gewinnt der Verlauf der Erzählung immer bald wieder eine kräftigere, frische Strömung. Die Mannichfaltigkeit der Charaktere, die Anschaulichkeit der Scenen, die glückliche Herbeiführung neuer Situationen, der Humor und Kenntnißreichthum des Dichters schließen Einförmigkeit aus. Man fühlt bei der Lektüre von Walter Scott immer, daß man bei einem sehr reichen Mann zu Gast ist, der verschwenderisch ohne ängstliche Berechnung alles Mögliche auftischt, wo man nirgends Sparsamkeit und Knauserei entdeckt, und in solcher behaglichen Fülle, in so sorglosem Ueberfluß wird Einem wohl; der freigebige Laird läßt es an nichts fehlen, aber ein König der Poesie, der goldene Früchte in silbernen Schaalen darböte, der seine Gäste mit Pracht und traumhafter Herrlichkeit berauschte, ein wunderthätiger Zauberer ist er nicht. Wenn es gestattet ist, das unsichtbare Reich der Musen in Sphären zu theilen, möchten wir sagen: Walter Scott sey einer der ausgezeichnetsten Jünger der Musen auf dem Gebiete der Fiktion (um diesen Ausdruck von der englischen Sprache zu entlehnen) aber keiner der Eingeweihten der Poesie. Was eigentlich das Spezifische der ächten Poesie sey und was wir bei Scott vermissen, ist freilich nicht so leicht und in der Kürze zu bezeichnen; das ächt Poetische im höchsten Sinn kann zwar, wo es vorhanden ist, begriffen und analysirt werden, aber wo es nicht da ist, vermag die Kritik nicht anzugeben, wie es seyn sollte — sonst müßte sie selbst schöpferisch, poetisch seyn — sondern nur auszusprechen, daß sie etwas vermisse. Die Abwesenheit der Poesie ist nicht eine Versündigung gegen eine Regel, sondern ein Mangel, ein Minus, wofür der Maßstab im eigenen Geschmack oder vielmehr im Gemüth eines Jeden liegt. Will man aber auch einen äußerlich gegebenen Maßstab, so verweisen wir auf eine Vergleichung der Scottischen Romane mit dem Don Quixote und Wilhelm Meister. Das Interesse von jenen beruht hauptsächlich auf Ereignissen und Situationen, die allerdings oft trefflich motivirt sind; mehr die Neugier und Einbildungskraft werden gespannt und gereizt, als das innerste Gemüth angesprochen; das Interesse ist weit mehr transitiv als reflexiv; das dem Leser bleibende Resultat sind eher historische und etwa auch psychologische Thatsachen, als große, allgemeingültige, erhebende und erschütternde Wahrheiten. Der Schimmer, der Hauch der Poesie umschwebt wohl Schöpfungen Scott's, es fehlt nicht an Glanzpunkten; aber das Licht concentrirt sich nicht in einem Fokus, und Poesie ist nicht der innerste Lebensathem in ihnen.

Wenn Bulwer in vielen Beziehungen den Gegensatz von Walter Scott bildet, so ist dieß doch keineswegs dahin zu verstehen, als ob das nach unserer Ansicht dem letztgenannten fehlende hochpoetische Element jenem in höherem Grad eignete; durchaus nicht um Bulwer desto höher zu stellen, haben wir jenen Mangel Scotts bemerklich gemacht; im Gegentheil wagen wir die Behauptung, daß Walter Scott mehr Poesie, mehr plastische Schöpferkraft habe als Bulwer. Hinsichtlich der Produktivität zwar dürfte es Bulwer, wenn ihm die Vorsehung ein langes Leben schenkt, Walter Scott wohl gleich oder noch zuvor thun; er hat vielleicht umfassendere Talente, einen strebsameren Geist und größere Biegsamkeit, aber schwerlich jene unwillkürlich überströmende Ader und den schöpferischen Drang Walter Scotts. In seinen Produkten beurkundet sich mehr die große Leichtigkeit eines willkürlich schaffenden Talents als die unwillkürliche Ergießung des Triebs, er weiß dieselben wohl zu beleben, aber Scott lebt selbst in den seinigen.

(Schluß folgt.)

Jocelyn.

(Fortsetzung.)

Immer mehr entwickelt sich die Liebe zu dem Knaben in Jocelyns Seele und Versen. Der Frühling entfaltet auch die volle Schönheit des Kindes und gibt dem Dichter, in der vierten Epoche, die glanz- und duftreichsten Bilder ein:

> Es gibt erwählte, sel'ge Frühlingstage
> Frühzeit'gen Lebensblüthen gleich, ganz blau,
> Ganz schillernd von dem hellsten Farbenspiel.
> Von Thau und Wohlgerüchen ganz getränkt,
> Entsprossen einer einz'gen Wetternacht.
> Man kostet, athmet sie wie Morgenroth,
> Und fragt, berauscht von ihrem Blüthenodem:
> Hab' ich denn wirklich eingeathmet sie?
> Wird so viel Duft im engen Kelch empfunden,
> Und so viel Wonnelust in zwölf Sekunden?

Die Schilderung eines solchen Tages (I, 194 — 214) ist das non plus ultra beschreibender Poesie in dem Gedichte. Uebrigens geht die Gewitternacht diesem Frühlingstag im Liede nicht voraus, sondern sie folgt auf ihn, wenn auch erst im December, denn nachdem beide Seelen den Moment des Erkennens

in einem wonnevollen Wechselgesange gefeiert und einen würzigen Sommer und Herbst zusammen genossen haben, fährt der Blitz in Jocelyns Leben plötzlich mitten aus dem Winterhimmel herab und das Tagebuch enthält vom 7 December 1794 die vier Zeilen:

Zerrissen ist der Schleier meiner Seele!
Dieß Kind, der Freund, Laurence — er ist ein Weib!
Die blinde Freundschaft war nur tolle Liebe;
Felsnächte, bergt dem Tage meine Schaam!

Nach dem ersten Schauder erzählt er den Gang den diese furchtbare Entdeckung genommen hat. Jocelyn war, verführt von einem schönen Wintermorgen, aus seiner Höhle gekrochen, wo er Laurence im Moose schlummernd zurückgelassen hat. Auf dem Wege wird er in der Gebirgsschlucht von einer Schneelawine verschüttet und wie durch ein Wunder gerettet, was, wie sich denken läßt, mit allem Luxus der Farben und Empfindungen geschildert wird. So wie er sich frei fühlt, fällt ihm der Gedanke an seinen jungen Freund, wie eine neue Lawine auf die Brust; er ahnt es wohl, daß der Knabe ihn vermißt und ihm in die gräßliche Gefahr nachgegangen seyn wird. In dieser Angst begegnet ihm die zahme Hindin, die er und Laurence sich zur treuen Begleiterin aufgezogen (ein Dichtgebild das aus der Sage von der heiligen Genofeva entlehnt ist). Sie leckt ihm die Hände, und sich als Wegweiserin gebärdend, zeigt sie ihm den Weg zu einem Schlunde wo er im Schnee verschüttet, seinen geliebten Knaben findet, die schönen Haare mit Blut und Eis verklebt mit dem Tode ringend; aber noch ist Lebenswärme in ihm. Er trägt ihn, leicht wie einen Traum, wie eine Mutter ihr Kind trägt, ohne einen Fehltritt auf dem eisigen Pfade zu thun. In der Höhle wärmt er ihn, küßt er ihn, zerreißt das blutige, angefrorne Gewand, um zu seinen Wunden zu gelangen.

O Himmel! unterm blut'gen Linnen schlägt
Ein Frauenbusen! kalt fährt meine Hand
Zurück, mein Angesicht verhüllet sich,
Es summt, es pulst mir fühllos in der Stirn,
Und diese Qual ist eine Ewigkeit!

Aus der Ohnmacht erwacht, erzählt ihm Laurence, daß ihr Vater sie zur Erleichterung der Flucht in Knabentracht gekleidet, und daß der Sterbende ihr einen Eid abgenommen habe, ihr Geschlecht niemand zu entdecken. Sie bittet ihn dringend, sie nicht zu verstoßen, sie brüderlich zu lieben, denn, wenn er sie verläßt, schwört sie zu sterben. Ein Blick, ein Wort verspricht es der Geängsteten. Jetzt erst genest die Jungfrau und blüht in erneuter Schönheit auf. Jocelyn genießt an ihrer Seite ein qualvolles Glück:

Manchmal ergreift, ich weiß nicht, welche Angst,
Wie das Gefühl von unsrer Nacktheit, mich,
Schnürt mir die Seele, nimmt die Stimme mir,
Wenn ich dran denken muß: sie ist ein Weib!
Sie, in der keuschen Unschuld, fühlet nicht
Die Schaam der Sinne, die ins Herz mir steigt,
Ihr hold Gefühl in dieser reinen Seele
Hat Namen wohl geändert, nicht Natur.
Sie ist das Kind voll glühender Liebe stets,
Nur Eine Leidenschaft, und Ein Gedanke
Bewegt sie; süß unwissend, ahnt sie nicht,
Daß fromme Liebe nicht die Unschuld ist.
Seit unsern süßen Eingeständnissen
Ist freier, zärtlicher sie, denn zuvor;
Die Jungfrau, die an gleicher Mutterbrust
Mit einem Bruder trank den Lebensquell,
Ist weniger hingebend gegen ihn.
Sie faßt es nicht, warum seit jenem Tag,
Ich, bei mehr Liebe, doch verschlossner bin;
Warum ich ihrer Lippe süßen Druck
Auf meine Stirn mit Zittern von mir stoße.
. . . .

Auch bleibt sein Leben mit ihr ein heiliges. Im März 1794 (einen Monat später) schreibt er:

Uns rein zu halten durch die Nacht vor Gott,
Wenn wir zusammen das Gebet gesprochen,
Sagt eins dem andern Lebewohl; wir gehn,
Ein Jedes sucht sein einsam Lager sich,
Sie unterm Fels, ich unterm Himmel draußen,
In Moos und Blättern, wo ich mir ein Bett
Im Schutz des Felsenvorsprungs eingegraben.
Und hier bewach' ich, wie ein treues Thier,
An ihrer Schwell' ihr Leben, ihren Schlaf,
Und keine Störung kann von außen kommen,
Sie geh' denn weckend über meinen Leib.
Im Schnee, im Regen denk' ich freudig dann
Wie sie geschirmt in sichrer Stätte schläft.
Um diesen Preis bewach' ich meinen Engel,
Rein, gottgeweiht, bis sie der Herr von selbst,
Der Herr, der Alles segnet, was sich liebt,
In einem wonnevollen Augenblick
Sie werfen wird an dieß mein dürstend Herz!

Diesem Trost hängt Jocelyn lange nach; tausend goldene Träume baut, verwirft er, und baut sie wieder für die Zeit wo ihnen aus dieser Einöde in die Ebene herabzusteigen vergönnt seyn wird; sey es, daß sie vom väterlichen Erbe Laurencens einige Trümmer gerettet finden und im bequemen Glücke der Wohlthätigkeit leben können; sey es, daß sie von allen irdischen Gütern enterbt einen Winkel Erde urbar machen, oder in den Städten mit ihrer Hände Arbeit ihr Geld verdienen müssen, in irgend einer nackten Kammer ihr verborgenes Lebensglück genießend.

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 33.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

8 Junius 1836.

E. L. Bulwer.

(Schluß.)

Walter Scotts Muse ergeht sich am liebsten und glücklichsten in der an sich romantischen, oder durch die Einbildungskraft verschönerten, theils in ehrwürdigen und bedeutsamen Ruinen und Reliquien, theils in Traditionen und Volksliedern fortlebender Vergangenheit seines Volkes; in den stillen Tempel der Erinnerung flüchtet sie aus dem geräuschigen Treiben und Kampf der Gegenwart; Bulwer dagegen ist, wo nicht inspirirt, doch mit fortgerissen von der Gegenwart und aus ihr entnimmt er großentheils seine ansprechendsten Motive, mit ihren Interessen verflicht er häufig das Interesse seiner Romane. In die schönere Vorzeit richtete Walter Scott seine Blicke zurück; sie war ihm die Fundgrube der Poesie; Bulwer hat sich der Partei des Fortschritts, der Bewegung angeschlossen; er zählt sich selbst, wie man vernimmt, seiner politischen Farbe nach zu den Radicalen, und wenn man liest, wie er hin und wieder in seinen Romanen manche Mißbräuche aufs treffendste aufdeckt und mit Spott und Ernst bekämpft, könnte man versucht seyn, ihn für den entschiedensten Bewegungsmann zu halten; aber sonderbar! Trotz der aristokratischen Neigungen Walter Scotts und trotz der populäreren Sympathieen Bulwers erscheint doch, nach dem Ton in den Schriften beider Autoren, jener als der Volksthümlichere, seinem innersten Wesen nach Einfachere und selbst Humanere, während Bulwer, mit geheimen, unauflöslichen Banden an die von ihm verspottete Aristokratie gefesselt scheint. Man hat gewiß Unrecht, wenn man in ihm, als Schriftsteller, die radicale Partei vertreten finden will; er befleißt sich einer Unparteilichkeit, welche der Klarheit und Schärfe seines Verstandes alle Ehre macht, die aber mit einer großen Wärme politischer Gesinnung vielleicht kaum verträglich ist. Er verhehlt die Eitelkeit, die Lächerlichkeit, die Verkehrtheit in der Gesellschaft, besonders in den hohen Kreisen, keineswegs; er gibt sie gern dem Spott preis — aber man vergleiche mit seinen Schilderungen des englischen high life die der Lady Morgan, so wird man nicht umhin können, jene harm- und stachellos zu nennen, gegen die schonungslosen Züge, mit welchen die Schriftstellerin die Verworfenheit in manchen Verhältnissen der Aristokratie zeichnet. Immer legt Bulwer, wenn er die Aristokratie angreift, mindestens ein eben so schweres Gewicht in die andere Wagschale und z. B. im Rienzi fällt auf die Volkspartei, abgesehen von dem Helden des Romans selbst, ein mindestens ebenso schlechtes Licht als auf die Barone. Diese Unparteilichkeit sichert den Autor davor, als der Repräsentant einer Faktion betrachtet zu werden, wie man wohl schon Lust gehabt hat zu thun und macht seine Schriften von Allen gelesen, weil Jeder von den darin vorkommenden, dem Leben des Tages näher liegenden Interessen und Motiven (und hin und wieder Skandalen) berührt und angezogen und durch die Art der Behandlung keine Klasse eigentlich verletzt wird. Fragen kann man, ob Bulwer, mit seiner Richtung auf die Gegenwart, nicht allzusehr an die Prosa streife, welche man als ein Hauptmerkmal derselben glaubt ansehen zu müssen? Dieß soll nicht in Abrede gestellt werden; die große Vorliebe für diesen Autor bei dem heutigen Publikum selbst mag als Beweis davon geltend gemacht werden, denn die große Masse der Leser wird vom wahrhaft Poetischen weniger als von dem was ziemlich stark mit Prosa und Alltäglichkeit verquickt ist, befriedigt und findet gar zu gern in den Blättern des Buchs, das man um sich zu zerstreuen in die Hände nimmt, das wieder, was Einen im Leben verdroß und langweilte. (So entschuldigt sich Bulwer einmal darüber, daß er die allerfadesten Wechselreden bei Begrüßungen und in Gesellschaften mittheile, damit, daß ihm ein Buchhändler gesagt: ohne dergleichen gehe ein Roman gar nicht.) Und ebenso wie mit den Begebenheiten und Situationen ist es auch mit Gedanken und Empfindungen; eine frappante, neue Wahrheit erfreut Manchen kaum so sehr, als das Wiederfinden einer eigenen, vielleicht nicht einmal sonderlich wahren Bemerkung, einer schon erlebten eigenen Empfindung, zumal wenn solche scheinbare Edelsteine in das Gold einer schönen und edeln Sprache gefaßt sind. Gewiß ist dieß eine der vorzüglichsten Empfehlungen von Bulwer, er scheint

Alles beobachtet, über Alles reflektirt und nichts vergessen zu haben; Jeder trifft bei ihm Heimisches und Bekanntes in schöner Form; er kommt auf Alles zu sprechen, kein Lebens- und Wissensgebiet ist ihm ganz fremd und gleichgültig, und wo ihm gründlichere Kenntnisse abgehen, zieht er sich doch mit einigen geistreichen Bemerkungen, mit einigen brillianten Worten geschickt aus dem Spiel. Er weiß Alles zu popularisiren und doch durch den Glanz der Darstellung den Schein der Trivialität zu vermeiden; geht sein Radicalismus auch nicht darauf aus, die Unterschiede der Geburt und des Vermögens auszugleichen, so scheint es doch gewissermaßen seine Absicht, Gemeinschaft und Gleichheit des Wissens, der Bildung vorzubereiten; — ein sehr lobenswerthes Streben, gewiß! bei dem sich nur bezweifeln läßt, ob es durch Romane große Erfolge erreichen werde.

Wir betrachten noch etwas genauer Composition und Idee, Charakteristik und Styl Bulwers. Hinsichtlich der Composition, welche wohldurchdacht und auf Festhaltung und Steigerung des Interesses gut berechnet genannt werden muß, könnte man vielleicht darin einen Mangel an Erfindungskraft entdecken, daß Bulwer in drei Romanen — in Eugen Aram, in Pelham und im Devereur — ein Verbrechen, einen Mord zum Haupthebel des Interesses macht; bei Walter Scott findet man größere Mannichfaltigkeit. Aber allerdings sind im Uebrigen diese Romane sehr verschieden und behandeln ganz auseinanderliegende Ideen oder Themata. In Eugen Aram hat Bulwer einen vorgekommenen psychologisch schwierigen Kriminalfall zum Vorwurf genommen und anschaulich zu machen gesucht, wie es möglich sey, daß ein geistig hochstehender, ein seiner innersten Natur nach edler Mensch durch den Drang der Umstände verleitet, ein gemeines und gräßliches Verbrechen, einen Raubmord begehen, und wie er dann später, wiewohl nie von der Reue freigegeben, sondern bis in das Heiligthum des sich ihm eröffnenden süßesten Glücks von ihr verfolgt, dennoch sich geistig in der Höhe halten konnte, bis ihn die strafende Gerechtigkeit ereilt. Die romantische Zuthat zu diesem Kriminalstoff — die Schilderung der zwei Schwestern, der Liebe Eugen Arams u. s. w. ist sehr zart und ergreifend und gewiß hat dieß jenem Roman so viele Gunst gewonnen; aber das Hauptproblem ist doch wohl nicht befriedigend gelöst und war vielleicht, nach den vom Dichter einmal angenommenen Voraussetzungen, von dem Charakter seines Helden überhaupt unlösbar. Es will uns bedünken, Bulwer habe, ohne Zweifel die Thatsachen des wirklich vorgekommenen Falls hinter sich lassend, auf seinem Helden eine solche Fülle von Vortrefflichkeit gehäuft — neben den geistigen und gemüthlichen Vorzügen hat er ihm auch eine riesenstarke Natur gegeben, damit er nicht unter den innern Folgen seiner That erliege — um den Leser durch diesen Ueberfluß von Vorzügen mit der längst begangenen, schmerzlich bereuten That im Voraus zu versöhnen: daß dadurch die Annahme selbst unmöglich wird, ein solcher Mann habe ein solches Verbrechen sich zu Schulden kommen lassen. Schwerlich kann Bulwer sich auf die Thatsache berufen; denn — war auch das Faktum ungefähr ein solches wie er erzählt, so war doch gewiß der Thäter ein Anderer als wie er ihn schildert. Beruht nun aber das vornehmste Interesse jener Erzählung auf der Persönlichkeit des Helden und ist diese eine unmögliche, so ist der Roman trotz der Schönheiten im Einzelnen nicht gelungen zu nennen. Im Devereur ist die Entwicklung eines tüchtigen, von Natur ernsten und tiefen Charakters durch eine trübe Schule von Leiden, Kummer und innern Zerwürfnissen glücklich geschildert. Ein geheimnißvoller Mord ist auch hier das wichtigste Motiv; aber dieser Mord wurzelt in einer gewaltigen und hier mit Meisterhand gezeichneten, bis in ihre tiefsten Wurzeln verfolgten Leidenschaft — der Eifersucht! In Devereur dient die Erzählung allzuhäufig nur als Vehikel der Schilderung von immerhin interessanten historischen Personen und gesellschaftlichen Zuständen, die jedoch in einem loseren Zusammenhang mit der Fabel selbst stehen. Pelham ist eine der beliebtesten und gewiß geistreichsten Schöpfungen Bulwers. Der Mord und dessen Entdeckung, wodurch die Katastrophe herbeigeführt wird, spannt in der That das Interesse aufs höchste und das romantischere Publikum mag sich an der vornehmprächtigen Gestalt des melancholisch-krankhaften Glanville und an seiner tragischen Liebesgeschichte unter Thränen ergötzen, während der aus einem oberflächlichen Dandy zu einem aufgeklärten und redlichen Staatsmann und Patrioten sich entpuppende Pelham minder gefühlvoll mehr der Wirklichkeit zugewendeten Geistern zusagen wird. Vielfach hat man in dem besonders von vorn herein nicht eben geschonten Helden, der, selbst seine Geschichte erzählend, gerade dadurch, daß er seine Schwächen offenherzig und mit Selbstironie aufdeckt, sich auch für seine rühmlicheren Zeugnissen über seine spätere Entwicklung, Glauben und Zutrauen erkauft, das Portrait Bulwers selbst zu erkennen geglaubt; und der Verfasser hat dagegen wenigstens nicht mit der Miene eines ernsthaft Beleidigten protestirt. In Pelham ist eine solche Frische, daß man behaupten möchte: hier habe der Verfasser nicht, wie in anderen Produktionen, sich durch sein großes Talent in eine Stimmung willkürlich versetzt, sondern er überlasse sich der natürlichen, eigensten Stimmung seines Talents selbst. In Paul Clifford machen die Räuber-Karikaturen einen wunderlichen Kontrast zu der sonst mit so ergreifender Wahrheit geschilderten Wirklichkeit sowohl des hohen als des niedern Lebens; die Durchführung eines Scherzes, der an sich ergötzlich genug ist, schwächt das Interesse und ist gewiß ein großer Fehler in der Komposition des Ganzen. Eine sehr ernste Wahrheit aber ist in diesem Roman auf erschütternde Weise veranschaulicht: die Faulheit und Verkehrtheit so vieler sozialen Institutionen — die Ohnmacht des Gesetzes, da Gerechtigkeit und Ordnung zu erzielen, wo zum voraus durch eine, wenn auch schwer zu ändernde, dennoch empörende Ungleichheit der Zustände der verschiedenen Gesellschaftsklassen dem Einen gewissermaßen das Privilegium zu Sünde und Unrecht gegeben ist, während Andere zu Elend, Niederträchtigkeit und Verbrechen beinahe prädestinirt erscheinen.

Bulwers Charaktere sind meist gelungen zu nennen. Er weiß die dem Novellisten in reicherem Maß als dem Dramatiker zu Gebot stehenden Mittel der Charakter-Zeichnung sehr gut zu benützen, indem er dem, was aus Reden und Handlungen sich ergibt, noch durch berichtende psychologische Analyse, deren geistreiche Freiheit viel Anziehendes hat, nachhilft. Sein inne-

rer Reichthum, seine Bekanntschaft mit dem Leben setzt ihn in Stand, alle Kinder seiner Phantasie gehörig auszustatten und sein freier Takt bewahrt ihn vor Karikirung, wo er diese nicht absichtlich will. Dennoch gemahnen uns seine meisten Personen, als ob sie mehr modificirte Portraits oder durch wenn schon geistvolle und glückliche Kombination entstanden, als die Geschöpfe einer wahrhaft produktiven Intuition wären. Allerdings gibt die feine Ausmalung, die Fülle treffender Züge, womit er seine Personen ausstattet, ein anschauliches Bild; aber zugleich läßt eben dieß Detail der Empfindung Raum: daß Bulwer seine Charaktere erschöpfe, während die Kunst der größten Dichter, das Geheimniß des Genie's, darin besteht, auch schon durch wenige Züge treu zu zeichnen und der Einbildungskraft des Hörers und Lesers noch ein unendliches Feld offen zu lassen, für welches jedoch immer die leitenden Punkte und Linien angegeben sind. Der prägnante, typische Charakter der Personen, welche durch denselben keineswegs in schwebende unreelle Abstraktionen verwandelt, sondern vielmehr zu einer höhern Lebendigkeit erhoben werden, ist eine der höchsten, aber auch am wenigsten durch Studium und Kunst zu erreichenden Aufgaben. Sodann glauben wir an Bulwers Charakteren auch zu bemerken, daß sie ihm erst im Verlauf der Erzählung sich vollenden; es ist ein Vorzug, wenn ein Charakter in einem Dichtwerk sich nach und nach entfaltet, ohne daß nöthig wäre, ihn vornherein weitläufig zu schildern und zu analysiren; aber bei dieser allmäligen Entwicklung muß doch der Charakter dem Dichter selbst ursprünglich schon in seiner Totalität vor der Seele stehen und was im Verlauf hervortritt, immer schon angelegt seyn; bei den Charakteren Bulwers scheint nicht selten durch einen Zuschuß von bisher nicht angedeuteten Eigenschaften nachgeholfen zu werden, wenn der Gang der Ereignisse es erheischt, statt daß sie sich organisch aus sich selbst entwickelten. In den männlichen Charakteren ist mehr Mannichfaltigkeit als in den weiblichen. Der Styl Bulwers ist leicht, glänzend, mannichfaltig, mehr üppig als prägnant; er verschmäht es nicht, Bilder, Vergleichungen, Anspielungen aus allen Sphären des Lebens und Wissens in Menge hereinzuziehen und, freilich auf Kosten der wahrhaft künstlerischen Einfachheit, den Effekt einer geistreich beweglichen Conversation zu bewirken. Ehe wir sein neuestes Werk: *Rienzi der letzte Tribun*, etwas näher beleuchten, theilen wir Einiges aus dem Urtheil Allan Cunningham's über Bulwer mit: „Er besitzt kräftige und mannichfache Fähigkeiten; in Allem was er angriff, zeigte er große Meisterschaft; er besitzt einen lebendigen Sinn für das Edle, das Schöne und das Lächerliche, nach Willkür ist er feierlich oder sarkastisch; er ist gleich vortrefflich in der Schilderung eines Hofs wie einer Hütte; er ist so vertraut mit goldenen Sporen wie mit geflickten Schuhen. Er verbindet seine buntfarbigen Materialien mit derselben Geschicklichkeit, welche er in der Sammlung derselben zeigt, während durch das Ganze hindurch, bald heller, bald dämmernder, das Licht einer freien und lebendigen Phantasie schimmert. In einem Werk führt er den Hof und das Parlament vor, wo die Federn der Damen schwanken und die Redner sich erheben; in einem andern schildert er London im Dunkel der Nacht, wenn die Klugen mit ihren Thorheiten, die Lasterhaften mit ihren Anschlägen auf der Bahn sind und der Beutelschneider und die schamlose Dirne aus sind auf Raub, in einem dritten zeigt er uns den Stolzen und Listigen, die durch Armuth Herabgewürdigten, durch Verbrechen Befleckten, auf der Folter ihres Gewissens ausgespannt, die fürchterlicher ist als alle Martern des Gesetzes. Bulwer ist jung, aber sein Leben war der Beobachtung gewidmet; er besitzt alle Kenntnisse, welche das Studium gibt, geziert durch einen anmuthigen und poetischen Genius. Sein dichterisches Vermögen kommt ihm bei allen seinen Schilderungen zu Hülfe; und während er auf Alles, was er berührt, Leben ausgießt, und seinen Charakteren die Sprache der Natur leiht, hat er gewöhnlich einen moralischen Zweck, den man mehr empfindet als wahrnimmt — es ist die Moral des Beispiels in Tugend und Laster. Seine Sprache ist frei, ausdrucksvoll und kühn; er ist reich an schönen Stellen, die ihm keine Mühe kosten." Als Schattenseite hebt der Kritiker besonders die Ungleichheit hervor: „die Materialien aus welchen er sein Gebäude aufführt, sind nicht alle gleicher Art; er vermischt polirten Marmor mit grobem Sandstein und gleicht den Römern, wenn sie die Breschen der Belagerer in ihren Mauern mit Götterbildern und Pflastersteinen, mit porphyrnen Altären und zerbrochenen Ziegeln ausfüllten. Man staunt über seine ausgebreitete Bekanntschaft mit der Welt und seine schönen Ansichten über innere Politik und sociales Leben, aber bald empfindet man auch die Gegenwart von etwas Störendem und Unwillkommnem."

Das Interesse Bulwers an der Wirklichkeit, an der Geschichte, am Positiven sprach sich schon in frühern Schriften unverkennbar aus; für sein neuestes Werk: *Rienzi* hat er sich nun wirklich einen geschichtlichen Stoff ausersehen. Der historische Roman, so beliebt und so vielfach bearbeitet in neuren Zeiten, hatte meist zu seinem Haupthelden eine geschichtlich untergeordnete oder auch wohl ganz unhistorische Person genommen und die wirkliche Geschichte gab nur den Hintergrund oder die Scene; Bulwer hat einen der ausgezeichnetsten Männer des Mittelalters zum Helden seines Buches gewählt und diese Wahl ist eine sehr glückliche und seinem Genius entsprechende. Die Würde und das Interesse des Vorwurfs und das geheimnißvolle Dunkel, welches über dem Charakter des Tribuns schwebt, machen ihn zu einem höchst günstigen und dankbaren Stoff. Der klägliche Zustand Roms im 14ten Jahrhundert, wie es allen Unterdrückungen und Mißhandlungen einheimischer adeliger Tyrannen und fremder Räuber preisgegeben immer tiefer sinkt, entzündet in dem Plebejer Rienzi der durch seine Studien mit der alten Größe Roms vertraut ist, den heißen Wunsch, die Größe und Freiheit der Hauptstadt der Welt in der alten und in der christlichen Zeit wiederherzustellen. Sein schwärmerischer, aber zugleich gewandter, kühner und kräftiger Geist setzt ihn in Stand, durch Demüthigung und Verjagung der Barone und der Fremden seinen Zweck zu erreichen; und als Tribun des Volks scheint er Rom einer neuen Epoche des Glücks und Glanzes entgegenzuführen. Aber das unbeständige Volk verläßt ihn, geschreckt durch den Bann des Papstes. Nach mehrjährigem Exil kehrt er, mit dem Papst ausgesöhnt, nach Rom, nunmehr

mit dem Titel eines Senators, zurück, wird aber bald durch eine Verschwörung und Aufstand des mit ihm unzufriedenen Volks umgebracht. —. Dieß die kurze historische Skizze; mit großer Anschaulichkeit hat Bulwer die damaligen Zustände geschildert und den Charakter seiner Helden aus den vorhandenen Quellen mit großer Vorliebe und zugleich, wie er behauptet, mit größerer Treue als manche oberflächlich über den erfolglosen Plan Rienzi's urtheilende Historiker, entwickelt und ausgemalt. In der That ist der Charakter Rienzi's bei Bulwer schön gehalten — ob aber eben so wahr, ist eine andere Frage. Ein englisches Journal meint in der Anzeige einer Schrift: das Leben und die Zeit Rienzi's, die Wahrheit liege in der Mitte zwischen der Darstellung dieser Schrift und des Bulwer'schen Romans; während in diesem der zurückgekehrte Rienzi als beinahe von allen Schlacken gereinigt erscheint, wird er dort als in Ausschweifungen und Gemeinheit versunken geschildert. Immerhin ist es erfreulich, wenn dichterische Erzeugnisse gründliche historische Forschungen und Untersuchungen hervorrufen! — Das romantische Element wird theils durch Nina, die hochsinnige Gattin des Tribuns, theils hauptsächlich durch Adrian Colonna und Irene, die Schwester des Tribuns, vertreten. Adrian, der Baron und Liebhaber Irene's, ist in einer ähnlichen Collision wie Corneille's Cid. Dieß liebende Paar jedoch will uns nicht ganz dem italienischen Charakter entsprechend erscheinen. Eine der wichtigsten Personen ist dann noch Montreal, der mächtige Führer der Freicompagnie, dessen Geschichte sehr kunstreich mit der Rienzi's verflochten und dessen Charakter und Treiben schön geschildert ist. Wenn das hier gegebene Beispiel Nachahmung fände, könnte der historische Roman, treuer und mit größerem Sinn der Geschichte sich anschmiegend, eine ganz neue Bedeutung gewinnen.

Dante.

In Florenz wird eine neue Ausgabe des Dante vom Marchese Gino Capponi, von Niccolini und Borghi besorgt. Das erste Heft ist erschienen; es gibt den bloßen Text nach den besten Codices mit ganz wenig Varianten. Es hat sich bei dieser Ausgabe von Neuem bewährt, daß oft die ältern und bessern Handschriften die scheinbar neumodischeren Lesarten hatten; die Meinung Ciampi's also, daß der Text des Dante, entstanden aus den sogenannten besten Lesarten, eher entstellt, als hergestellt sey, gewinnt auf diese Weise immer mehr Wahrscheinlichkeit. Von einer vollständigen Sammlung der kleinern Werke Dante's (alle mit Ausnahme der divina commedia) sind bei Allegrini und Mazzoni die zwei ersten Bändchen erschienen. Eine gründliche Untersuchung der lyrischen Gedichte Dante's, welche ihre Aechtheit nicht allein nach Codices, sondern aus einer, durch genauestes Studium des Dante, des Cino di Pistoja, ihrer Nachahmer und Zeitgenossen gebildeten, ästhetischen Kritik zu bestimmen vermöchte, wäre ein eben so nothwendiges, als zeitgemäßes Unternehmen. Die Sache wird aber deßwegen schwierig, weil die frühern Herausgeber des Cino eine in ähnlichem Sinn unternommene Arbeit umgangen haben. Fraticelli hat hier ein Bedürfniß der Art gefühlt, und im ersten Bändchen eine philologisch-kritische Untersuchung über die lyrischen Poesien des Dante vorangeschickt. Ist auch nach dem, was jetzt vorliegt, die ganze Bedeutsamkeit dieser Aufgabe kaum vom richtigen Standpunkt aufgefaßt und gewürdigt worden, so ist doch so viel Altes von Neuem, und gründlicher als bisher, zur Sprache gekommen, daß die Arbeit aller Aufmerksamkeit würdig und als Material für Dante'sche Literatur beachtungswerth ist. Gegen die gewöhnliche Annahme, daß die divina commedia im J. 1306 entstanden sey, behauptet der Verfasser nach bedeutenden Autoritäten, daß die ersten sieben Gesänge bei Lebzeiten der Beatrice, im 25sten Jahre des Dichters, um 1295 begonnen und vor dem Exil beendigt seyen. Dem Einwurf, daß ja der erste Gesang deutlich vom Dichter in das Jahr 1304 verlegt werde, begegnet er dadurch, daß er meint, dieser und die Rede des Florentiners im sechsten Gesang (im dritten Cirkel: per la dannosa colpa della gola) seyen bei der im J. 1306 wieder aufgenommenen Arbeit umgeschmolzen worden. Dabei wird natürlich von der Hand gewiesen, daß unter dem Namen Beatrice bloß eine ideelle Bedeutung verborgen sey; ja die Vergehen, welche Beatrice ihrem Dichter im Purgatorio so ernst verweis't, werden vom Verfasser lediglich auf Liebesverhältnisse bezogen, in die Dante sich nach dem Tode der Beatrice verwickelt hätte. Historisch haltbar aber dürfte nach ihm in dieser Beziehung höchstens die Lucchesische Gentuccia seyn. Indem der Verfasser nun über die andern Beweggründe sich verbreitet, welche außer der Liebe den Dichter zu seinem erhabensten Werke begeisterten, charakterisirt er den Patriotismus desselben, und geht von Neuem auf die schwierige Frage ein, wer denn der Veltro sey, den Dante als einen politischen Messias in jenen Versen verheißt:

in fin che il Veltro
Verrà, che la farà morir di doglia.

Da an andern Stellen, im 33sten Gesang des Purgatorio und im 27sten des Paradiso, Aehnliches verkündigt wird, und eine genaue Untersuchung lehrt, daß nicht alle auf Einen Helden passen können, nimmt Fraticelli an, daß Dante nach den verschiedenen Zeitumständen an Uguccione della Faggiuola, an Heinrich VII und an den Cane della Scala gedacht habe. Indem er im ersten Bändchen den Inhalt jeder Canzone, jeder Sestine, jedes Sonnetts u. s. w. angibt, ihre Originalität näher untersucht, die Varianten verzeichnet, nimmt er Gelegenheit, den Titel jener wundervollen Schrift zu beleuchten, welche Dante seine Vita nuova nennt. Aus Stellen des Petrarca, aus andern des Dichters selbst wird dargethan, daß das Wort nuova hier weiter nichts als „jugendlich" bedeute, und also das frühere Jugendleben darunter verstanden sey. (Diese Bedeutung hat novo auch in der portugiesischen Sprache.) Nach dieser Abhandlung folgt im zweiten Bande der Abdruck der lyrischen Poesien selber; der folgende Band wird nun zunächst das Convito mit den Noten des March. Trivulzi und Anderer enthalten, und dann sollen in dem letzten die Briefe, die Abhandlungen de vulgari eloquio und de Monarchia (mit italienischen Uebersetzungen) und die Vita nuova nachfolgen.

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 34.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

11 Junius 1836.

Sheridan.

Oeffentliches Leben und Literatur stehen in England, zum Vortheil beider, in weit engerer Verbindung als z. B. in Deutschland, und die Männer sind dort nicht so selten, welche mit dem Ruhme des Staatsmanns und Redners den Lorbeer des Dichters verbinden. Zu dieser Zahl gehört auch Sheridan, dessen Andenken ebensowohl in den Annalen des Parlaments als auf den „Brettern die die Welt bedeuten" fortdauern wird. Wir erinnern nur an seine Lästerschule. Ein schönes Denkmal hat dem ausgezeichneten Mann, über dessen Ende sich schwere Schatten herzogen, Byron durch das hier mitgetheilte Gedicht gesetzt.

Monodie auf den Tod Sheridans,

gesprochen auf dem Drury-lane Theater.

Wenn des erschöpften Tages Abschiedsglut
In Sommers Zwielicht auf den Hügeln ruht:
Wem quoll da nie der Zauber solcher Stunde
Ins Herz, wie Thau dringt zu der Blume Grunde,
Mit schauernder Gefühle heil'ger Macht,
Indeß Natur die ernste Pause macht
Und still steht vor der Brücke wo den Bogen
Von Licht und Finsterniß die Zeit gezogen;
Wer fühlte nie die tiefe Ruhe mit,
Der, statt des Worts, die Thräne nur entglitt?
Ein heilig Mitgefühl — aus Schmerz und Wonnen
In Eins gemischt — mit untergeh'nden Sonnen?
Kein herber Kummer ist's! — ein sanftrer Schmerz,
Namlos, doch theuer für ein edles Herz;
Nicht bitter ist er, wenn auch klar empfunden —
Ein mildes Bluten aus willkommnen Wunden!
Geweint wird solche Thräne ohne Schaam,
Weil selbstsuchtlos — verheimlicht ohne Gram.
Die gleiche Wehmuth, die ins Herz sich gießt,
Wenn ihren Lauf die Sommersonne schließt,
Füllt Aug' und Herz uns, wenn dem Tod zum Raube
Das wird, was vom Genie heimfällt dem Staube.

Verdunkelt ist ein Geist von hoher Macht —
Ein Mann schied aus des Tages Kreis in Nacht.
Ein Mann — mit dem, in seines Glanzes Stunden,
Kein Andrer der Vergleichung werth gefunden!
Darf neben ihm ein andrer Name prahlen?
Ein Brennpunkt war er aller Ruhmesstrahlen!
Des Witzes Blitz, die Flamme des Verstands,
Der Dichtung Glut, der Rednergabe Glanz
Erloschen jetzt — doch sichert sein Gedächtniß
Des ew'gen Geistes dauerndes Vermächtniß:
Die Frucht von einem Tag voll Glanz und Heil —
Des Frühentrißnen unverweslich Theil!
Vom wundervollen Ganzen zwar nur Trümmer —
Des Geists Bruchstücke — doch noch so voll Schimmer —
Der alles einst mit seinem Licht umschloß
Und Schau'r, Lust, Schreck, Graun in die Seelen goß!
Zu dessen Preis der Hochmuth sich gefiel,
Deß Lob die stolzste Zunge nahm zum Ziel.
Als vom zertretnen Hindostan der Ruf
Aufschrie zu Gott, der alle Menschen schuf:
War sein der Donner! Er die Ruthe schwang!
Aus seinem Busen Gottes Stimme klang!
Da ward durch ihn der Völker Herz erschüttert!
Ihm hat, bewundernd, der Senat gezittert! *)

Und hier — o hier, wo warm und unveraltet
In heitern Schöpfungen sein Geist noch waltet —

*) Nachdem Sheridan als Ankläger von Warren Hastings seine Rede geendigt hatte, vermochte William Pitt nicht zu antworten, sondern, betäubt wie die ganze Versammlung, bloß zu bitten, an diesem Tage noch nicht zu richten.

Wo noch sein Dialog, sein Witz entzückt
Deß Sprühen nie erschöpft ward, nie erdrückt —
Die lebensfrischen Bilder, wo die Klarheit
Von jedem Zug als Mutter nennt die Wahrheit —
Die Wunderkinder seiner Phantasie
Denen sein Machtwort volles Daseyn lieh —
Ihr schaut sie noch in ihrem Heimathsitze,
Hellglühend noch von Prometheischer Hitze;
Ein Abglanz von dem Lichte andrer Zeiten
Der noch die frühre Fülle an mag deuten

Doch wär' hier Einer, der schnöd triumphirt,
Wenn Weisheit, krank, die Glorie verliert,
Der jauchzt, wenn Geister, himmlisch einst gestimmt,
Jäh ein feindseel'ger Mißklang übernimmt:
O laßt ihn schweigen — nie ward Solchem klar,
Wie oft, was Schuld schien, doch nur Unglück war!
Schwer ist das Loos des immerdar Begafften,
An dem der Gunst, des Neides Blicke haften!
Ihm wird ein friedlich Requiem versagt!
Thorheit frohlockt, sieht sie den Ruhm geplagt!
Der Feind, der stets umschleicht der Größe Thron,
Als Wache, Kläger, Richter und Spion;
Der Narr, der eitle Gegner, der Rival,
Der Neider, welchem Wollust Andrer Qual —
Schaut diese Meute die nichts Edles schätzt,
Uns die den Ruhm bis hin zum Grabe hetzt!
Belauernd jeden Fehltritt, den die Glut,
Des Genius Mitgift, ach! viel leichter thut;
Der Lüge hold, der Wahrheit abgeschieden,
Erbau'n sie der Verläumdung Pyramiden.
Das ist sein Loos — und, wenn zu allem diesen
Armuth und Siechthum einen Bund noch schließen,
Wenn aufwärts sich sein Geist verlernt zu schwingen,
Wenn mit dem Elend er am Thor muß ringen —
Unwürd'ges dulden — schmutz'ger Wuth entgegen
Muß treten und des Hohnes Backenschlägen —
In Aussicht nur auf gleiche Schmeichelei
Für künftighin — und gleiche Schlangentreu':
Wenn solcher Uebel Schwarm die Männer hetzt:
Was Wunder, wenn der Stärkste fällt zuletzt?
Die Brust, drin der Gefühle Reichthum ruht,
Trägt ein elektrisch Herz, voll Himmelsglut;
Schwarz von der Reibung, innerlich zermalmt,
In Wolken und im Wirbelwind zerqualmt,
Zerberstend in der schwülen Atmosphäre
Sprüht es versengend aus die Flammenmeere.
Doch uns und dieser Bühne haltet ja
Dergleichen fern — wenn derlei je geschah!
Wir üben eine schöne Pflicht: den Zoll
Bezahlend, der dem Ruhm nie mangeln soll!
Wir trauern um's erloschne Licht und steuern
Auch unser Schärflein Lob dem Ewigtheuern!
Ihr Redner! schreitend auf erlauchten Bahnen,
Klagt Eures Schlachtfelds Heldenveteranen!
Den großen Drei'n *) erstand er ein Rival;
Sein Wort war von Unsterblichkeit ein Strahl!
Ihr Dichter, denen werth des Drama's Fach,
Er war Eu'r Meister! strebet hier ihm nach!
Ihr, welche Anmuth ziert und Witz, der rasche,
Er war Eu'r Bruder! tragt hin seine Asche!
So lange Geisteskräfte — schrankenlos
Beinah — und ganz so vielgestalt als groß,
So lang Beredsamkeit, Witz, Poesie,
Und Fröhlichkeit — das Kind der Phantasie,
Das gütig ward dem Menschen mitgegeben
Zu glätten ihm sein sorgenvolles Leben,
Noch in uns lebt und wir mit stolzem Gruß
Empfangen den erhabnern Genius;
Suchen umsonst wohl Seinesgleichen wir!
Wir halten fest, was von ihm blieb noch hier,
Seufzend, daß Sheridan, den Einen nur
Du formt'st und dann die Form zerbrachst, Natur!

Jocelyn.

(Fortsetzung.)

Aber die fünfte Epoche verwirklicht die Träume der vierten nicht. Sie zeigt uns Jocelyn (2 August 1794) zu Grenoble im nächtlichen Versteck bei einem armen Tischler. Er hat Laurence schlummernd verlassen und ist dem Hülferuf gefolgt, der den Weg in seine Einsamkeit gefunden hat. Der fromme Bischof, der Vorsteher seines Seminars, der Beschirmer seiner Jugend, schmachtet im Kerker zu Grenoble, und seine Märtyrersklage ist bis in Jocelyns Versteck gedrungen. Diesem Rufe konnte er nicht widerstehen. Ein armer Savoyarde, der Neffe des Hirten, welcher Jocelyn die Adlersgrotte gezeigt hat, ist Diener im Gefängnisse. Dieser hat's dem Hirten, der Hirte dem jungen Freunde des Bischofs hinterbracht. Und nun ist er heimlich in die Stadt und ins Gefängniß geschlichen; der alte Bischof betrachtet Jocelyn als eine Stütze der verfolgten Kirche, er dringt in ihn, sich zum Priester von ihm weihen zu lassen, und, da Jocelyn ihm seine irdische Liebe bekennt, entzündet der strenge Katholik einen furchtbaren Krieg in seinem Innern, der damit endet, daß Jocelyn sich vor ihm auf die Kniee wirft, aller irdischen Lust entsagt und als Priester wieder aufsteht. Dann begleitet er seinen Bischof zur Guillotine und sieht ihn sterben.

Jocelyn kehrt zur Höhle zurück, reißt sich von der verzweifelnden, ihn im Liebeswahn verfluchenden Laurence los, die an der Hand einer Schwester des Bischofs der Welt zurückgegeben wird, und bezieht in der sechsten Epoche, mit welcher der zweite Band beginnt, ein geistliches Asyl zu Grenoble, wo er in lan-

*) Pitt, Fox und Burke.

ger Krankheit den Kampf seiner Leidenschaft auskämpft. Nach zwei Probejahren sendet ihn der neue Bischof als Dorfpfarrer in die kleine Gemeinde Valneige, in einem hohen und einsamen Thal der Savoyeralpen gelegen. Von dort aus schreibt er (Mai 1798) an seine Schwester, die mit der Mutter in der ruhiger gewordenen Zeit aus der Verbannung zurückgekehrt ist, und schildert ihr, mit Lamartine's meisterhaftem Pinsel, alle Einzelnheiten seines Pfarrlebens, seines armseligen Hauses, seiner arbeitsvollen Tage, seiner noch immer nicht kampf- und thränenfreien Nächte. Wir heben aus der Ueberfülle von Schilderungen nur die des Pfarrhauses aus:

Ein Hof davor, von einem Hag umgeben,
Ein Thor aus Flechtwerk schließt ihn ohne Schloß.
Hier sind sie all, die Freunde meiner Schwelle,
Beisammen, eines Siedlers Hausgesind.
Gluckhennen, Tauben, Ziegen zwo, mein Hund,
Der Wächter einer unverschloßnen Habe,
Und der darin nichts zu bewachen hat,
Der Niemand abhält, niemals knurrt und bellt,
Den Armen aber witternd freundlich grüßt;
Dann Sperlinge, die auf und nieder fliegend,
Das Dach bewohnen; dann die Schwalbe, die,
Am Troge hinstreift, draus der Schwan sich tränkt.
Die einen lagern sich im schatt'gen Gras,
Die andern sonnen sich an einer Wand,
Die lecken Salz das Mauerwerk entlang,
Und andrer Schnabel stöbert in dem Stroh.
Gen Mittag stehn der Bienenstöcke drei
Geschirmt vom Ziegeldach; nicht fern im Winkel,
Nach Norden, unter einem Baume, tieft
Ein breiter Brunnen sich hinab, es hat
Die rost'ge Kette seinen Rand geglättet,
Gezacktes Rebenblatt umschürzet ihn.
Zum Treppenabsatz führen sieben Stufen,
Schwank, tönend, und darüber schirmt ein Dach
Den Eingang in das Haus vor Wind und Schnee,
Ein Netz von altem Epheu schlingt sich drum.
Tagüber hängen hier in Käfichen
Die trauten Vögel, deren Sang mich letzt.

So weit nun, Dank sey's Himmel, Ort, Natur,
Kann lächeln zu dem Bild dein Schwesterblick,
Es dauert deine zarte Täuschung noch.
Ach, willst du sie behalten, geh' nicht weiter!
Doch, für zwei Herzen gibt's Geheimes nichts;
Sollt' ich mich meines Elends vor dir schämen?
Komm! Klag' ob meiner reichen Armuth nicht,
Nicht fühlen ihre Blöße diese Wände!

Blick' an zuerst des Tagewerks Asyl,
Wo sich der Feuerheerd entflammt und wo
Die alte Marthe strickt; die alte Marthe,
Lebend'ge Fahrniß dieses heil'gen Hofs,
Zum Kerker folgte sie dem alten Herrn,
Das arme Mädchen, einst zu seiner Zeit.
Seit dreißig Jahren schlägt sie Wurzeln hier,
Und theilet dieser Mauern Lust und Leid.
Ganz um Gottswillen dienet sie mir hier,
Bewacht die Pfarre und das Heiligthum,
Sieht deinen Schatten, Gott, in ihrem Herrn,
Und glaubt beim Priester sich dem Himmel näher.
Dort findet ihr aus Erde, Holz und Zinn
Ein weniges Geschirr, von Marthens Hand
Erglänzt's gescheuert; auf dem Tische liegt
Ein schwarzer Brodlaib unter weißem Tuch;
Den Zehnten schneidet jeder Bettler sich.
Mit Trauben, welche Marthe trocknet, schmückt
Die Zimmerdecke sich, noch grünt das Laub,
Im Winter selbst bräunt sich die würz'ge Beere
Noch von dem Saft. — Doch jetzt verlaß mit mir
Den Bauernvorsaal; komm' ins Zimmer mit:
Es hat die Fenster nach der Abendsonne.
Du weißt's, der Abend war mir immer lieb,
Mein trüber Sinn bedurfte stets des Lichts;
Durch's Augenlied bringt in mein Herz der Tag,
Und, noch ganz jung, liebt' ich im letzten Glanz
Des Himmels Sterbelicht zu trinken schon. —
Was weiter noch in diesem Raum zu sehn,
Mein Lehnstuhl, mein aus Stroh geflochtnes Bett,
Der Schreibtisch, ein Kamin mit Feuerbrand,
Ein Buch in Lederband — mein Breviar —
Die schweren Eisenschuhe, Stecken, Hut,
Auf ihrem Brett ein bunter Bücherhaufen
Und Blumen, Sonntagsschmuck für den Altar,
Das ist des Stübchens ganzes Hausgeräth.
Doch nein! den höchsten Schmuck vergaß ich ganz;
Er krönt allein den niedrigen Kamin.
Das ist das Christusbild, gesenkten Haupts,
Mit offnen Armen; dieses Bild von Holz
Des Herren, dem ich diene; dieser Freund
Vom Himmel, der die Wüste mir belebt,
Der, wenn mein Blick sich stündlich zu mir kehrt,
Mir sagt, was mein in diesem Patmos harrt!

Es ist das Christusbild, das Jocelyns Vater sterbend geküßt hat, das er im Blute seines Bischofs, des Märtyrers gebadet, das auch von andern Lippen noch die Spuren bewahrt.

In einer Folge von Briefen meldet er Mutter und Schwester sein tägliches Thun und Treiben in einer ausnehmend frommen Gemeinde, in der das Amt des Seelenhirten nur ist zu rühren, zu trösten und an den Glauben zu erinnern, den jeder unverwüstlich und unangetastet im Busen bewahrt. Er selbst hat im Herzen nur mit seiner unterdrückten Liebe, mit keiner andern Schwachheit, zu ringen. Er liest, betet, schreibt abwechslungsweise, bald überströmt sein Herz von Liebe, bald schlägt er an seinen Busen, ohne daß ein Born hervorspringt, findet nur Hefe in jedem Kelch, wirft sich vor seinem Bett aufs

Knie, weint knirschend in die Tücher, und tröstet sich mit einem Blick auf den Gekreuzigten.

In der siebenten Epoche ist Jocelyn aus seinem Bergdorfe herabgestiegen in die Heimath, in welcher er Mutter und Schwester, aber als arme Fremdlinge, nicht mehr im Besitze des väterlichen Hauses und Gutes, das sie nur wie ein verlornes Paradies mustern dürfen, antrifft, und die Mutter sterben sieht. Hier schreibt er aus Veranlassung einer heitern Scene, die plötzlich auf eine traurige folgt, die tiefen und rührenden Worte:

O welch ein wahr und kläglich Bild des Lebens!
Es tritt die Lust ein durch des Schmerzens Thür,
Das Glück legt sich in der Verzweiflung Bett!
Was Morgens wird, dem macht Gott Abends Raum.
Der Lebenskelch ist immerdar gleich voll,
Er geht von einer Hand nur in die andre;
Könnt' unser Herz der Wonnebecher Grund,
Der scheinbar überschäumenden erforschen,
Ach finden würd' es: jede Menschenbrust
Ist voll von eines Andern Thrän' und Asche.

Nachdem er seine Mutter bestattet und an ihrem Grab geweint, führt Jocelyn im Spätjahr 1800 seine Schwester in die Arme ihres Gatten zurück nach Paris, und soll hier einige Tage verweilen. Dieß gibt Veranlassung zu einem unvergleichlichen Gemälde.

Wie stört der Lärm der Welt die Lebensgeister mir,
Welch furchtbarer Orkan der Seelen stürmet hier!
Wie hört man stets von fern der Hauptstadt Stimme dröhnen,
Drin tausend Stimmen stets gedrängter Städter stöhnen,
So wie der Ocean die vollen Fluthen schwellt,
Und mit dem Schluchzerlaut jetzt steiget und jetzt fällt.
O wie der Stimmenhall der großen Menschenstädte
Von Unheilschrei ertönt und Schmerzruf in die Wette,
Von Schrecken, Bangigkeit und Zuckungen der Pein!
Und immer tönt heraus der Leidenschaften Schrei'n,
Die, diese Million von Seelen aus der Hölle
Anhauchend, Mann und Weib aufwiegeln, Well' an Welle,
Und gleich der Fluth empor die wirren Laute wehn,
Daß tausend Schreie ganz in Einem Schrei vergehn.
Es ist, als hörte man, von Fieber angeschwollen
Der Erde Blut im Puls durch ihre Schläfe rollen.
Auf meine Seele drückt stets eine Zentnerlast,
Seh' ich, in schmutzige Kanäle hier gefaßt,
In ew'gem Umlauf sich den Strom der Menschheit regen,
Nach unsichtbarem Wink da-, dorthin sich bewegen,
Im eignen Uferbett sich auf- und niederdrehn
Wo stetes Wogen ist, und doch kein Ziel zu sehn.
. . . .

Und dann, soll ichs gestehn? es lauert stets auf mich
Ein ew'ger Jammer hier, ein grauser Herzensstich;
Stets denken, sagen stets muß ich mir unter Schauern:
Es lebt, es athmet, weh! Laurence in diesen Mauern!

Schon am folgenden Tage (21 September 1800) trifft die so vorbereitete Katastrophe ein. Jocelyn ist in eine Kirche der Hauptstadt gegangen, wo ein greiser Priester, der dem Märtyrthum während der Revolution entgangen ist, dem Volke predigt, das seiner Stimme endlich wieder horcht und alle Gänge der Kirche besetzt hält. In diesen gedrängten Reihen erhebt sich plötzlich ein Murmeln des Staunens und der Bewunderung, und ein Ruf der Trunkenheit. Maschinenmäßig dreht Jocelyn sein Haupt nach dem Gegenstand, der die Aufmerksamkeit der versammelten Menge auf sich zieht; aber es war zu spät. Die Spur der schönen Frau, welcher es gegolten, ist schon wieder im Verschwinden. Er sieht nur noch eine schlanke Taille und nackte Schultern, über welche Lockenflechten unter Blumen fließen. Dann muß er ein ziemlich frivoles Gespräch zweier jungen Badauds anhören: „Sie ist's, sie ist es wirklich, sagt der eine, kann der Himmel eine schönere hegen? Nein, himmlischere Engel, als dieser irdische ist, sind nie über das Pflaster dieses Tempels gewandelt!“ — „Sie! erwiedert sein Nachbar, ihr Schatten wird es gewesen seyn! Was wird sie in die Kirche kommen! diese schönen Füßchen, stets von Anbetern gefolgt, werden auch den Kirchenstaub treten, um zu beten! das ist ihr einziger Fehler! Schade um die zärtliche Frau! Man sagt, sie habe ihre Seele der Verzweiflung verkauft!“ — „Und doch ist sie's! Willst du die Probe? Sieh nur ihren Gürtel und ihr Wittwenhalsband an! .... Wie Schade, daß eine solche Schönheit so flatterhaft ist; oder vielmehr welch ein Glück, daß sie den Becher herumreicht, aus dem sich jeder den Todesrausch trinken mag!“ — „Aber was thut sie denn in der Kirche?“ — „Ma foi, sich zu unterhalten, wie wir!“

Die fromme Predigt unterbricht dieß Gespräch, das sich in den feierlichen Alexandrinern etwas sonderbar ausnimmt. Der fromme Mann rührt mit seinem Worte das ganze Auditorium, und Alles rüstet sich zum reichlichsten Almosen, als die schöne Frau mit dem Klingelbeutel wieder erscheint, und mit schüchterner Stimme (sie selbst, wie man sagt, eine Waise) für die Waisen das Mitleid anfleht. Jocelyn langt in die Tasche nach seinem Obolus; in diesem Momente begegnet sein Auge dem ihrigen; beider Blicke haften aufeinander. Wie durch eine Wolke scheint sie von fern die Züge seines Gesichts zu erkennen, und seinem Auge steigt ihr Bild wie ein Schatten aus der Tiefe einer Erinnerung auf. Allmählich immer strahlender zieht das unheilvolle Bild in sein Herz ein. Es ist Laurence, die selbst todesbleich und ohnmächtig in die Arme des greisen Priesters sinkt.

(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 35.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

15 Junius 1836.

Lieder von Robert Burns.

Am Bache.

Hier ist das Thal. hier ist der Bach
Im Birkenlaubgewind.
Schon ward des Dorfes Glocke wach;
Wo weilt mein holdes Kind?

S'ist nicht Marias süßer Klang,
S'ist nur die würz'ge Luft
Mit eines Vogels letztem Sang
Zum Gruß dem Abendduft.

Und doch sie ist's! es war kein Trug!
So ruft zum Wald zurück
Die Lerche des Gefährten Flug:
S'ist Liebe, ist Musik!

Und bist du da und bist du treu!
O süß willkommen mir!
Und jeder Schwur sey wieder neu
Am Blumenufer hier!

Abfahrt der Geliebten.

Die Stunde schlägt, es naht das Boot,
Du gehst, mein süßes Herz,
Und all mein Leben wird ein Tod;
Doch muß ich heimathwärts,
Und grüß' der Wogen schwellend Haus,
Der fernen Insel Hbh:
Hier sprach das letzte Wort sie aus,
Dort schwand ihr Mast in See!

Und von dem einsamen Gestad
Wo laut die Möwe streicht,
Durch der beschäumten Wellen Pfad
Fort blick' ich thränenfeucht.

Beglückt, der ihren Schritt umweht,
O Indiens stiller Hain!
Und wenn sie athmend durch dich geht,
Sprich: denkt sie dann wol mein?

Fr. Notter.

Jocelyn.

(Schluß.)

Das schreckliche Bewußtseyn Jocelyns, den Fall dieses reinen Wesens verschuldet zu haben, strömt in einer Hymne aus. Einige Tage später finden wir ihn in einer regnerischen Nacht unter dem Balkon von Laurence's Hotel, aus welchem die bacchantische Musik eines Balles heraus schallt. Während er für sie betet, geht das Fest zu Ende, die Gäste verlassen das Haus; man hört die Angel sich drehn, den Riegel schieben:

Dann öffnet sich ein Fenster über mir,
Und an dem Himmel tritt der Mond hervor;
Mich taucht der schwarze Schatten des Balkons
In eine Nacht aus der ich Alles schaue.
Auf den Balkon tritt eine Frau — sie ist's!
Zwar blaß und müde, doch, o Gott! wie schön!
Der Welt frühzeit'ger Sommer hatte schnell
Gereift, nicht welk gemacht die Engelsschönheit!
In diesem Anzug, diesem neuen Stand
Fand ich doch Zug für Zug noch immer Ihn.
Er, größer nur in Ihr, doch Sie in ihm!
Ihr Hals, gebeugt, schien schweres Leid zu tragen,
Aufs goldige Geländer stützte sich
Ihr Ellenbogen, ihre Wange nahm
Dem Mondschein seine Farbe; schon gelöst
Von ihrer Stirne wogte breit ihr Haar
Ueber's Geländer des Balkons herab.

. . . .

Sie hebt ihr Haupt, lang blickt sie in den Mond,
Wie einer, den ein Bild, ein Schatten quält.
Dann, langsam seufzend streckt sie aus die Arme,
Schließt überm Herzen sie, und seufzt ein: Ach!
Und mit zerstreutem Ton, mit einem Blick,
Summt unser Berglied zwischen den Zähnen sie,
Ja ein'ge Worte singt sie zitternd leis.
In Schluchzen stirbt das Wort auf ihrer Lippe,
Sie unterbricht sich selbst, wie mit Gewalt.
Sie schließt das Fenster. Schweigen herrschet rings.

Die Morgenröthe findet Jocelyn nicht mehr in Paris. Sein Herz ist schon wieder auf den Alpen, wohin sein Schritt beflügelt eilt.

Die neunte und letzte Epoche zeigt ihn uns wieder in seinem Bergnest, wohin sich seine Seele vor dem Sturme flüchtet. Winterschilderungen, Berufsscenen folgen in ziemlich langer Reihe. Im October 1802 kommt ihm Botschaft, daß in einem kleinen Weiler auf der Straße nach Italien eine junge, schöne, todkranke Frau nach dem Priester begehrt. Er will hinab nach Maltaverne:

Ein einzig Lämpchen schimmert' in der Nacht
Des Kämmerleins; des Bettes Vorhang barg
Die Sterbende; nur eine blasse Stirn,
Aufs Kissen hingeworfen, konnt' ich sehen,
Und aufgelöstes langes, blondes Haar,
Das spielend auf der Brust zwei Marmorhände
Aufwanden, und das, losgelassen, sich
Vom Bettrand nieder bis zum Boden goß.

Es ist Laurence, die dem unerkannten Jocelyn ihre Jugendliebe zu ihm und die Verirrung ihres spätern Lebens unter Thränen beichtet. Doch erfährt er Tröstlicheres als er erwartet hatte. Nur kurze Zeit war sie die Gattin eines liebenden Mannes, den sie nicht wieder liebte, gewesen. Mit zwanzig Jahren Wittwe, fand sie um ihrer Schönheit willen bald von Anbetern sich umgeben. Sie ließ sich lieben aber sie liebte nicht wieder. Der Schatten ihres Freundes trat zwischen ihre Liebhaber und sie, und wenn sie zu lächeln schien, so galt es nur diesem theuern Bilde. Ja, wenn sie je einmal sich selbst betrog, in ein Männerantlitz schaute und sprach: ich liebe dich! so fuhr auf einmal eine Hand wie Eis über ihr glühendes Herz, und zornig stieß sie den Gegenstand ihrer Neigung zurück und sprach: „geh, du bist nicht er!"

Wenn ich zu fallen drohte, stieg ein Duft,
Ein unvertilgbarer, der Engelsliebe,
Die ich gekostet, mir im Herzen auf;
Geblieben war auf meinen Lippen mir
Ein Himmelstropfen; jeder andre Kelch
Schien gegen den mir bitter und abscheulich.
. . . .
Und so sag' ich's vor Euch, und vor Gott selbst,
Und vor dem Wahrheitsglanz des jüngsten Tags,
Und vor der heiligen Erinnerung
An den, deß Bild nicht Lüge trüben soll:
Durch meine Ohnmacht, nicht durch meine Kraft,
Aus Eckel, aus Verachtung, blieb mein Herz,
Und nicht aus Unschuld, rein bis diesen Tag!

Aber ihr Lebensquell war vergiftet; im Gefühle ihres baldigen Todes ging sie, den Schauplatz ihrer ersten Liebe, die Adlergrotte, noch einmal zu sehen. Aus ihr hat man sie sterbend hieher getragen. Jocelyn entbindet sie als Priester von ihren Sünden. Sie selbst würde sich erst erlöst fühlen, wenn sie die Stimme des Jugendgeliebten vernehmen könnte. „Höre diese Stimme, Laurence!" ruft Jocelyn. Die Lampe flammt in diesem Augenblick auf, und die Sterbende sieht dem Geliebten ins Auge, der sie segnet, indeß sie seine Hand faßt und stirbt. Jocelyn ist in ihrem Testament zum Erben aller ihrer Güter eingesetzt. Er verschmäht dieses Erbe, begräbt die Jugendgeliebte und kehrt in seine Einsamkeit zurück zu seiner Dorfgemeinde.

Wir nehmen hier vorerst das Gedicht als geschlossen an, und knüpfen an den Ueberblick desselben, den wir den Lesern dieses Blattes durch den vorstehenden Auszug verschafft haben möchten, einige Bemerkungen.

Die Dichtung kündet sich als Fragment oder Episode eines dramatischen Epos an. Welcher Art diese Epopee sey, welche muthmaßliche Ausdehnung sie erhalten müßte, läßt sich aus der gegebenen Probe nicht füglich abnehmen. Nur vermuthen können wir, daß dieselbe, da der Dichter sie als menschheitlich charakterisirt, alle möglichen Stufen menschlicher und geselliger Bildung, alle Stände, ja vielleicht die verschiedenen Temperamente und Gemüthsarten umfassen dürfte, wodurch freilich ihr Stoff unermeßlich würde und ihre vollständige Ausführung einen Dichter forderte, der zu dessen Bearbeitung eine vorsündfluthliche Lebensdauer mitbrächte. Der Verfasser hat diesen Einwurf vorausgesehen und auf etwas anderes als fragmentarische Realisation seiner Idee zum voraus verzichtet. Wenn wir indessen die vorliegende Produktion, die durch Prolog und Epilog allerdings zu einem selbstständigen Ganzen sich abrundet, für sich betrachten, so wird sich nicht läugnen lassen, daß die Bezeichnung als epische Dichtung nur in sehr uneigentlichem Sinne auf sie angewendet werden kann, Dramatisches aber an ihr so wenig ist, als an jener alten alexandrinischen Tragödie, die bekanntlich aus einem einzigen Monologe besteht. Wir wollen mit dem Dichter über die Benennung „innerliches Epos" nicht rechten, und unbestritten zugestehen, daß das Gemüth so gut seine großen und darstellbaren Begebenheiten haben kann, wie die Außenwelt; aber so viel dürfen wir fordern, daß ein darauf basirtes Epos oder episches Fragment uns eine Seele vor Augen bringe, in der sich Vieles ereignet, in der ein mannichfaltiges Kämpfen und Streben mit der innern wie mit der äußern Welt, zusammengefaßt in einer gemüthlichen und poetischen Einheit, aber nicht unterbrochen durch lyrisches Verweilen bei einer einzigen Seelensituation, sich in stetem, d. h. epischem Fortschritte offenbart.

Ist dieses bey Jocelyn der Fall? Wir glauben mit Nein antworten zu müssen. Als Epos im Sinne der Vorrede betrachtet, sollte Jocelyn, der *katholische Priester*, später der *Dorfpfarrer* seyn, dargestellt in seinem Conflikt mit der Welt, mit der Menschheit in und außer sich. Welch eine Mannichfaltigkeit von Situationen, welche Phasen von Bildung, welche heiße Kämpfe im Innern, mit Feinden aller Art gekämpft, ließen sich hier erwarten und verlangen, wenn das Gedicht wahrhaft episch werden sollte. Aber Lamartine hat es vorgezogen, seinen Helden nur im Kampfe mit einem einzigen Gefühle, im Streit mit irdischer Liebe darzustellen. Alle andern Hindernisse des Lebens sind für ihn wunderbar beseitigt, alle Veranlassungen zu innerem und äußerlichem Zwiespalte sorgfältig vermieden. Der Jüngling, der sich aus Großmuth vom älterlichen Hause losgerissen hat, und in ein Priesterseminar eingetreten ist, hat, nach dem Kampfe, welchen ihn der *Entschluß* gekostet hat, nicht mehr zu kämpfen. *Sechs* Jahre lang vergeht ihm das Leben einen Tag wie den andern; sein Geist liegt in einem wahren Seelenschlaf, während er selbst mechanisch den Dienst seiner Kirche verrichtet und in schönen, jedoch nur allgemeinen und theilweise conventionellen Empfindungen über diesen Dienst sich ergeht. Durch die Stürme der Zeit in die Einsamkeit getrieben, ergießt er sich dort in die herrlichsten Schilderungen, die aber mehr auf Rechnung des großen lyrisch-didaktischen Dichters Alphonse de Lamartine, als des jungen Priesterkandidaten Jocelyn zu setzen sind, dessen im Priesterseminare schlummernd angenommenen Geistes- und Gemüthsanlagen erst episch, also allmählich, zu entwickeln gewesen wären. Als endlich seine Persönlichkeit durch die Berührung mit Laurence zum Durchbruche kommt, und im fürchterlichen Seelenkampfe der Glaube an seinen Beruf, oder der Aberglaube, siegt — und dieß ist der Kern des Gedichts und derjenige Theil der mit poetischer Genialität behandelt ist — so erwartet man wenigstens von diesem Anstoß einen großen psychologischen Hebel für die „menschheitliche" Entwicklung Jocelyns. Aber das Pfarrleben des neuen Pastors ist, einige schlaflose, im Fegefeuer der Erinnerung verlebte, Nächte abgerechnet, unabhängig von der frühern Erziehung des Helden durch das Schicksal. Der Dichter hat dafür gesorgt, daß ihm eine außerordentlich fromme, mit Ausnahme eines partiellen religiösen Aberglaubens, nicht an den allgemeinen Gebrechen des menschlichen Herzens leidende Gemeinde untergeben wurde, und daß er selbst, nachdem er den Kampf seiner Liebe ausgekämpft, sich auch nur als ein höheres Wesen empfindet, und das leichte Amt eines nur mit Rührung und Tröstung beauftragten Himmelsboten verwaltet. Auch in Paris ist der junge Priester nur an Einer Stelle, wie Achill oder Siegfried, verwundbar. Der, psychologisch und poetisch betrachtet, gewiß fruchtbare Contakt mit der Hauptstadt der civilisirten Welt trägt für das Innere des Dorfpastors keine Früchte, bis ihm Laurence begegnet, wo denn das Gedicht sogleich wieder drastisch und wirklich genial wird. Ist aber diese Katastrophe vorübergegangen, so fängt auch das von ihr völlig unabhängige Pastorleben wieder an, während dessen die poetische Reflexion des Dichters ihren unabhängigen Platz abermals einnimmt, und ein beliebiger frommer Pfarrer — nicht der weltlich vernichtete und im Tiegel des Geschicks entweder verzehrte oder umgeschaffene Jocelyn — mit den Arbeitern des Feldes und den Kindern der Schule verkehrt, bis die sterbende Laurence eingeführt und mit ihr eine Scene herbeigeführt wird, welche wieder dem lebendigen Organismus der Poesie angehört.

Was hier gerügt wird, hängt mit dem zusammen, was im Eingange dieser Beurtheilung über die religiöse Auffassungsweise des Lebens durch den Dichter gesagt worden ist. Der Katholicismus hat sich gewissermaßen von der moralisch-psychologischen Entwicklung des Menschen losgesagt. Seine Gnadenmittel gleichen denen des Heidenthums, sie haben eine magische Kraft für den Moment, und können in jeder einzelnen Noth angerufen und mit Erfolg gebraucht werden. Wenn aber diese vorüber ist, so geht das natürliche Leben wieder seinen Gang, eine gute Natur ihren guten, eine schlechte ihren schlechten. Nun ist Jocelyns Natur vom Dichter durch und durch gut angelegt, und wie seine ganze Familie, aus lauter Edelmuth zusammengesetzt; er ist, so zu sagen, nie aus der Taufgnade gefallen, und kämpft alle unedeln Neigungen mit der Kraft seines guten Naturells nieder, und die Heilmittel zu denen er als Priester den nächsten Zugang in seinem Glauben besitzt, werden von ihm nicht sowohl im Kampfe seiner Natur mit der Sünde, als in ihrem Kampfe mit den Leiden dieser Zeit angewendet. Dadurch aber entsteht ein gewisser einförmiger Gebrauch religiöser Motive in dem Gedichte, der nicht selten bis zur Ermüdung des Dichters wie des Lesers geht. Und jene Einförmigkeit ist noch dadurch befördert worden, daß dem gutartigen Jocelyn eine allzugutartige Welt, die sein Naturell nicht einmal zum Kampfe gegen außen aufruft, gegenübergestellt worden ist. In Betracht dieser Mißstände können wir dem Gedichte den Namen einer epischen Dichtung unmöglich vindiciren; sie würde diesen Titel erst verdient haben, wenn der Held nicht bloß mit Fleisch und Blut, sondern auch mit den Geistern unter dem Himmel, das heißt, mit den mannichfaltigen, keineswegs bloß sinnlichen, sondern auch aufs Geistige und Höchste gerichteten Leidenschaften und daraus entspringenden Irrthümern des menschlichen Geistes nach innen und außen zu streiten hätte; was freilich in der Person eines protestantischen Geistlichen, wenn die Geschichte in modernen Verhältnissen spielen sollte, leichter darzustellen gewesen wäre, als in dem katholischen Priester und Dorfpfarrer, wiewohl auch in Darstellung dieses Bildes sich nicht alles um eine Jugendliebe zu drehen gebraucht hätte.

Wie das Gedicht vor unsern Augen liegt, möchten wir es ein Mittelding zwischen Novelle und Idyll nennen, eine durch lyrisch-idyllische Monodien unterbrochene Novelle. Sobald es unter diesem anspruchsloseren Gesichtspunkte und nicht mehr als die Episode eines humanitären Epos betrachtet wird, kann die Kritik ein viel anerkennenderes Urtheil über dasselbe fällen.

Die unglückliche und der Pflicht geopferte Liebe eines katholischen Geistlichen ist ein ganz geeigneter Gegenstand für eine idyllische Novelle. So einfach die Erfindung der Begebenheiten ist, so überraschend sind doch die dadurch herbeigeführten Situationen, und bei aller idealen Haltung erregen und fesseln die

zwei Hauptcharaktere, Jocelyn und Laurence, unsere ganze Aufmerksamkeit. Die sittliche Vortrefflichkeit aller Mitspieler erinnert freilich stark an die „Milchspeise" Geßner'scher Idyllenpoesie; aber das wahrhaft idyllische Moment der Poesie des Verfassers wohnt auch nicht hierin, sondern hauptsächlich in zwei Vorzügen: in seiner, wenn nicht bis zum Ueberdruß doch im Ueberfluß angewandten Gabe idealer Naturschilderung, dießmal durch lokale und häusliche Schilderungen variirt, eine Gabe, welche wir schon beim Ueberblick über das Ganze gehörig hervorgehoben haben; und dann in seiner meisterhaften, von ewig jugendlichem Gefühl eingegebenen Darstellung der ersten, der platonischen Liebe des Jünglingsherzens. Nach diesen Herzensergüssen Jocelyns wird man nicht mehr in Frankreich mit Achselzucken von einem amour allemand sprechen dürfen; Lamartine hat gezeigt, daß die unschuldige Jugendliebe kein linkisches Vorurtheil deutschen, unpraktischen Insichhineinlebens, daß es keine Krankheit empfindsamer Seelen, sondern ein gesunder Entwicklungsproceß edler und reiner Herzen ist. Ja, die Herzensreinigkeit, welche durch diese ganze Dichtung wie ein keuscher Athem hindurch geht, und in welcher sich offenbar das Wesen des Dichters selbst spiegelt, sie ist es, welche den wahren Zauber dieses Gedichtes ausmacht, und ihm, wie den übrigen Dichtungen Lamartine's, in der französischen Literatur einen einsamen Ehrenplatz anweis't. Und dieß empfinden auch die Besten unter seinen Landsleuten. Während sonst derzeit in Frankreich nur Glück macht, was den Hochduft geselliger Verwesung trägt, möchten Kritiker, welche mit Trauer empfinden, wo es der Nation fehlt, diesem Buche um seiner religiös-sittlichen Tendenz willen, als Volksbuch Eingang in Frankreich verschaffen.

„Einige glückliche Bücher, die nachgerade abgenützt sind, sagt Sainte-Beuve in seiner Beurtheilung, haben die süße Ehre einer langen Familienpopularität genoßen: Telemach, Robinson, Paul und Virginie. In der neuesten Zeit hat Walter Scott auch einigen Antheil an dieser beneidenswerthen häuslichen Erbschaft. Seine Romane liest man, wie Lamartine selbst in einer Epistel bemerkt, gerne Abends um den Tisch, ohne daß die Sittsamkeit zu erröthen braucht. Warum sollte nun nicht die Reihe an Jocelyn seyn, ein solch populäres Familienbuch zu werden? Warum, rasch in die Mittelklasse der neuen Gesellschaft eindringend, sollte er nicht den Beruf haben, die Frauen besonders in die poetische Empfindungsweise einzuweihen, welche die immer positiver werdenden Gewohnheiten mäßigen soll? Warum sollte dieß Buch nicht dazu behülflich seyn, in Abwesenheit eines wahrhaft herrschenden religiösen Glaubens, die Empfindungen christlicher Moral aufrecht zu halten, ohne alle dogmatische Prätention; die Gefühle eines Christenthums, das zwar kein gemeinschaftliches Abendgebet mehr hat, aber seine Nahrung immer noch aus rührenden Beispielen und zärtlichen Ergießungen des Herzens schöpft? Der Christenglaube Jocelyns hat weder etwas Beleidigendes für die strenge Orthodoxie, noch etwas Abstoßendes für einen Theismus aller Art. Dieses sanfte, erhebende Gedicht, sollte es nicht genau zu der gemischten Stellung passen, in welcher sich die Familie in Beziehung auf Religion und Moral befindet? Könnte es nicht eine mögliche Wirkung desselben seyn, einem Hause das fortwährende Ideal der Gefühle eines Sohnes, Bruders, Geliebten, evangelischen Priesters vorzuhalten, wie jede schöne, unverdrehte Seele sich dasselbe noch immer gestaltet? Ist nicht eine jener moralischen Wahrheiten, welche dieß edle Werk ahnen läßt, eine natürliche Vermählung der Grundidee des Christenthums, der Selbstaufopferung, mit den Ideen der Arbeit und der Freiheit? . . . . Was ferner die etwas leidenschaftlichen und den Sinnen schmeichelnden Stellen betrifft, so sind sie durch die Ströme einer reinigenden Keuschheit beherrscht, durchkreuzt und unschädlich gemacht; ein Gefühl unaussprechlicher Schönheit durchdringt und befriedet unaufhörlich jede reine Seele, die dieses Buch liest."

Der Schriftsteller, welcher diesen frommen Wunsch äußert, deutet im Verlaufe seiner Kritik selbst an, welche Mängel dem Gedicht den Eingang in das Volk erschweren könnten. Wir wollen es, zum Schlusse dieser Anzeige, kürzer und unumwundener sagen: es müßte unterhaltender seyn. Dieser Vorwurf ist dießmal zufälligerweise identisch mit dem Tadel, daß die Dichtung den Forderungen eines kunstgerechten Organismus nicht entspricht. Vielleicht aber könnte der Dichter mit einer kleinen Umarbeitung helfen. Die langen Beschreibungen müßten, besonders nachdem die Hauptkatastrophen eingetreten sind, beschränkt und zum Theil, wenn sie auch an sich noch so schön sind, als Superfötationen ausgemerzt werden. Namentlich dürfte Jocelyn, wo er mit der gräßlichen Entdeckung auf dem Herzen von Paris kommt, für den Augenblick seine Aufmerksamkeit nicht gemächlich den Feldarbeitern und der Dorfschule zuwenden; dieß sollte seinem späteren Pfarrleben vorbehalten bleiben, das aber nicht mehr Gegenstand dieses Gedichts ist, wenn es auch als Genrebild in irgend ein poetisches Idyll gehören mag. Besonders aber müßte der Ausgang des Gedichts beschleunigt werden, und der Epilog sich sogleich an Laurence's Tod und Begräbniß anreihen. Es ist eine harte Zumuthung für den Leser, welcher Unterhaltung sucht, wie für den Kritiker, welcher nach Kunstbefriedigung verlangt, daß er sich, nachdem Jocelyns Liebe und Seelenkrankheit ihr natürliches, würdiges, befriedigendes Ziel gefunden, noch mit einem hors d'oeuvre, einer ganz neuen Geschichte, befassen und beinahe zwanzig Seiten hindurch, sich mit jenem armen Weber befreunden soll, der den Leichnam seiner jungen, an der Seuche gestorbenen Frau in eine Kiste eingesargt, auf den Schultern ins Gebirge trägt, weil er in der Stadt das Begräbniß nicht bezahlen kann. Für diese neue Rührung hat die Aufmerksamkeit des Lesers nicht mehr Athem, und es ist gewiß ein großes Lob des frühern Inhalts, wenn wir sagen, daß die Neigung für Jocelyn und Laurence unser Herz ausgefüllt und für die Zumuthung einer neuen Liebe unempfänglich gemacht hat.

G. Schwab.

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 36.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands

18 Junius 1836.

Lamartine an die Orientalin,

übersetzt von Fr. v. D......a.

Wem? Dir, willst du, soll ich der Dichtung Weihrauch bringen,
Die in der Wüste Wind das Morgenland gebar?
Dir, Blume von Alepp', zu schmachten und zu singen
Auf deren offnem Kelch Bülbül beschieden war?

Ob man dem Balsam auch die Düfte wieder böte,
Die er gehaucht, — dem Zweig die Frucht, die er gebracht,
Leih't neue Flammen man der morgendlichen Röthe,
Mehr gold'ne Sterne noch der nächt'gen Himmelspracht?

Nein, kein Gedicht hier! — Magst du deinem Blick vertrauen
Das Schönste in der Dichtkunst zauberischem Reich,
Im Wasserbecken hier mußt du dich selber schauen;
Die Dichtung hat kein Bild, das deiner Schönheit gleich.

Wenn Abends im Kiosk — durch leichtes Gitter oben
Den Mond einlassend und des Meers bewegte Luft, —
Du ruh'st auf Matten mit Palmyra's Schmelz gewoben,
Wo dämpft des Mokka glühend Naß den herben Duft;

Wenn deine Hand geführt zu halbgeschloss'nen Lippen
Dir das Jasminen-Rohr mit Fadengold umhüllt,
Dein Mund, den süßen Rosenwohlgeruch zu nippen,
Das tiefe Nargileh *) mit lauem Murmeln füllt;

Wenn duft'ger Nebel dann beginnt dich zu berauschen,
Dir schmeichelnd mit der schaukelnd flücht'gen Wolkenfluth,
Daß auf dem Athemzuge, den wir von dir tauschen,
Uns schwimmt ein ferner Traum von Lieb' und Jugendgluth;

Wenn du des irrenden Arabers Roß gemalet
Von deiner Kindeshand gezähmt am Schaumgebiß,
Gleich ihm dein Seitenblick, dem Siegeraug' entstrahlet,
Wirfst trennendsüßen Blitz hin durch die Finsterniß;

Wenn, gleich der Urne Griff, des Armes weiche Welle
Die holde Stirn leicht auf die Hand gelehnt dir stützt,
Plötzlicher Widerschein der nächt'gen Lampenhelle
Auf deinen Dolch ein glänzend Demantfeuer blitzt;

Nichts von den Tönen, die der Menschen Lippen lallen,
Nichts auf des träumerischen Barden Stirne hier,
Nichts in den frischen, süßen Kindesseufzern allen,
Nichts ist gleich dir Gedicht, und nichts ist frisch gleich dir! —

Mir ist die Zeit dahin wo alles Lebens Blüthe,
Die Liebe, mild das Herz durchduftend sich erschließt;
Ob Schönheit Staunen dem entzückten Geiste biete,
Ihr Strahl doch ohne Gluth sich nur darin ergießt.

Mein kühlgeworden Herz liebt nur der Harfe Saiten,
Doch, sechszehn alt, was hätten Reime mich gedäucht
Um eins der Flöckchen nur, das Würze zu verbreiten
Dir von zerstreuter Lippe in die Lüfte steigt;

Die Zauberformen mit dem Finger festzuhalten
Die dunkel zeichnend eine unsichtbare Hand
Dort in dem Nachtgestirnesstrahle will gestalten,
Der, dich umspielend, wirft dein Bild auf jene Wand.

*) Das mit Wasser gefüllte Gefäß, durch welches die Morgenländer den Rauch ihrer Pfeifen leiten um ihn abzukühlen. Auch die Frauen bedienen sich dessen, aber, nach dem Dichter, nur um Rosenblätter zu rauchen.

Das Bekenntniß von einem Kinde des Jahrhunderts.

Von Alfred de Musset.

(Beurtheilt von Sainte-Beuve in der Revue des deux Mondes.)

Unter allen jungen Dichtern, welche im Zug sind an Bedeutung zu gewinnen, sich mit Glanz zu heben, sich offen und frei

von dem etwas sonderbaren oder anstößigen Aufputz des ersten Auftritts loszumachen, ist keiner der zu größern Erwartungen berechtigte, als Alfred de Musset. Seit drei Jahren, wo er uns mit dem ersten Theil seines Schauspiels in einem Lehnstuhl beschenkte, haben zahlreiche und lebendige Proben ihn uns in beständigem Fortschritt, in beständigem Ringen mit sich selbst gezeigt. Sein artiger, dramatischer, launiger Versuch: Von Was träumen die Mädchen? ist mit Glück fortgesetzt und von andern Seiten gefaßt in den Launen Marianens, in den Mit der Liebe läßt sich nicht scherzen, in der Spindel Barberina's und ganz neuerlich in dem Leuchter. Das Shakespearische Was Ihr wollt, gepflückt am Stamm dieser großen Eiche, ist in den Händen de Mussets zum anmuthigen und fruchtbaren Stengel geworden, der eine eigene Gattung dramatischer Sprüchworte trägt, worin Beobachtung und Narrheit, Melancholie und Lächeln, Einbildungskraft und Laune gemischt sind; wir haben durch ihn einen liebenswürdigen Schwarm junger französischer Schwestern von Rosalinde bekommen. In den ernsteren Versuchen welche Musset gemacht, wie Andrea del Sarto und Lorenzaccio, war er weniger glücklich, als in den kleinen und geistreichen Skizzen, die so glänzend, so von frischem Leben durchdrungen sind, deren Zufälliges und Unzusammenhängendes selbst ganz besonders der Launenhaftigkeit und gewissermaßen den Brüchen seines Talents entspricht. Aber selbst in diesen minder gelungenen Werken mußte man die Vollsaftigkeit, viele Würfe voll herrlicher Kraft, reiche Verheißungen bewundern und am Ende sagen, wie in seinem Lorenzaccio, Valori zu dem jungen Maler Tebaldeo sagt: „Ohne Kompliment, das ist schön! nicht vom allerhöchsten Verdienst zwar; warum sollte ich einem Mann schmeicheln, der sich selbst nicht schmeichelt? Aber Euer Bart ist noch nicht heraus, junger Mann!" Auch Herr de Musset hatte das Verdienst, daß er sich nicht zu sehr schmeichelte; der aufrichtig bescheidene Ton seiner letzten Vorreden contrastirte auffallend mit der cavalieren und beinah anmaßenden Weise seiner Erstlinge, und diese so seltene Bescheidenheit, welche der Kritik entgegenkam, war in Uebereinstimmung mit der immer unzweifelhafteren Entwicklung seines Talents. Einige beredte Briefe eines Reisenden, unterzeichnet mit einem Namen der schon die Macht besaß, Celebrität über alles was sich daran anknüpft, zu verbreiten, hatten das Interesse vermehrt, welches sich von selbst den Erzeugnissen de Mussets zuwandte. Schöne Gedichte: Die Mainacht, wo die Klage gleichsam erstickt ist, die Decembernacht, *) wo sie hervorbricht, und wo ich nur die letzte Zeile: (Freund, Einsamkeit — das ist mein Name!) wegschneiden möchte, hatten das zugleich literarische und romantische Interesse genährt, welches durch das begierig erwartete Bekenntniß von einem Kinde des Jahrhunderts scheint die höchste Höhe erreichen zu sollen.

Der Gegenstand dieses Bekenntnisses ist folgender: Ein junger Mann, zu Anfang der Erzählung neunzehn, am Schluß einundzwanzig Jahre alt, Oktavius, geboren um das Jahre 1810, von jener Generation, die zu spät kam für das Kaiserreich, zu spät auch, trotz ihrer Frühreife, für die Restauration, und die in diesem Augenblick in dem Conflikt aller Ideen und über den Trümmern jedes Glaubens ihre Lehrjahre vollendet, Oktavius ist verliebt; er ist es mit Naivetät, Vertrauen, Anbetung und soweit gleicht er den Liebenden aller Zeiten; aber mitten in seinem schönsten Traume fällt ihm einmal des Abends bei Tisch, wie er seiner Geliebten gegenüber sitzt, zufällig die Gabel hinunter; er bückt sich sie aufzunehmen und sieht — Was? — seine Freundin wie sie den Fuß auf den Fuß seines vertrautesten Freundes gesetzt hat. Das Erwachen ist jäh und entsetzlich; Oktavius wird in demselben Augenblick von der Krankheit des Jahrhunderts befallen, wie man sonst nach einem heftigen Schrecken die Blattern bekam. Er verläßt seine Geliebte, schlägt sich mit seinem Freund und wird verwundet; wieder geheilt ergibt er sich den Ausschweifungen, den Orgien, bis ihn der Tod seines Vaters herauszieht. Aufs Land beschränkt erblickt er hier ein einfaches weibliches Wesen, sanft, älter als er, aber noch schön, ein wenig fromm, ziemlich geheimnißvoll, Fräulein Pierson; es geschieht, daß er sie liebt, daß er von ihr geliebt wird; da kommen tausend kleine Vorfälle und Schilderungen — einfach und bezaubernd; Spaziergänge im Wald, mit Reinheit, später mit trunkener Gluth. Man sollte ihn geheilt, glücklich, für immer gefesselt glauben. Aber die alte Wunde des Libertin bricht wieder auf, blutet mitten in diesem Glück und verderbt es. Die sonderbare, launenhafte, grausame Weise, wie er mit Lust seine holde Täuschung und das Glück seiner Freundin zerstört, ist bewundernswerth geschildert, dieß schmeckt nach bitterer Wirklichkeit. Nach vielen schmerzlichen Scenen, wie die Versöhnung nunmehr auf ewig besiegelt scheint, wie Brigitte Pierson verspricht Alles zu vergessen, alle Erinnerungen der Vergangenheit zu fliehen, weite und lange Reisen mit ihm zu machen: da kommt eine dritte, bisher unbemerkt gebliebene Person dazu, der ehrliche Smith, der unwillkürlich Brigitten liebt und ihre Liebe gewinnt. Octavius bemerkt es, befragt sie, entdeckt das Leiden Brigittens und erkennt, daß so viele Streiche, womit er sie verletzte, in ihr die Liebe getödtet haben, in der sie jetzt nur noch eine Pflicht sieht. Er schwankt, er ist nahe daran sie mit dem Dolche zu durchbohren, aber das bessere Gefühl triumphirt. Mit Selbstverläugnung zieht er sich zurück, gibt seine Ansprüche auf und beschränkt sich auf eine geheiligte Freundschaft. Smith und Brigitte reisen in einer Postchaise miteinander nach Italien. Dieser Schluß führt, wie man sieht, wieder auf eine Situation, wovon uns die Briefe eines Reisenden schon eine Idee gegeben hatten.

Ist in diesem Buch ein Plan, eine Komposition? hat es eine moralische Absicht und einen Zweck? Vom ersten Kapitel an läßt sich nicht verkennen, daß der Verfasser aus seinem Bekenntniß eine nützliche und strenge Moral ableiten will. Er hat, so scheint es, zeigen wollen, die gräßliche, tiefe, lange Zeit unheilbare Wunde, welche im Grunde des Herzens auch beim äußern Anschein der Herstellung, die Ausschweifung, die entsetzliche Bekanntschaft mit allen Dingen welche sie verschafft und

*) Siehe Nr. 15 dieser Blätter.

die unersättlichen, entarteten Gelüste, welche sie einimpft, zurücklassen. Andere haben versucht, all das entkräftende Elend und die Erschlaffung des Willens zu malen, welche aus geheimer, versteckter Liederlichkeit entspringen; er hat sich die Aufgabe gesetzt, die stolze, ehrsüchtige, unersättlich neugierige, gottlose Sünde, die Sünde eines neuen Don Juans zu schildern: „Es liegt, sagt er, etwas Meuchlerisches in den heimlichen Winkeln und Verstecken und in dem nächtlichen Harren, während man in dem Schwärmer bei rauschenden Orgien beinah einen Krieger zu sehen glaubt; es ist etwas das an Streit und Krieg erinnert, ein Schein von stolzem Kampf: „Alle Welt thut es und verhehlt es; du thue es und verhehle es nicht!" So spricht der Stolz und ist einmal dieser Panzer umgeschnallt, so spiegelt sich die Sonne darauf. Drei Stellen, außer derjenigen welchen diese Anführung entnommen ist, bezeichnen und fixiren treffend den Gegenstand, den Zweck des Buchs, der in einem beinah zu großen Theile der Erzählung verschwindet und aus dem Auge gerückt wird. Diese drei Stellen sind: die nächtliche Rede des Desgenais an seinen Freund; die nur einige Monate spätere beredte Antwort des Octavius, und im zweiten Band einige Blätter über die rasende, entartete Neugier gewisser Menschen nach jenen gräßlichen Wahrheiten, welche den gelben Leichnamen von Ertrunkenen gleichen. Diese drei Stellen von entsetzlicher Stärke, verrathen in dem sechsundzwanzigjährigen Schriftsteller eine verzweiflungsvoll tiefe Beobachtung; trotz der Unumwundenheit der Darstellung sind diese Geständnisse so der Wirklichkeit gemäß und so ernst, daß ich den Verfasser hier nicht wegen Cynismus tadeln möchte, wie an andern Orten, wo er sich davon nicht frei gehalten hat. Er ist darein, wie mir scheint, verfallen gleich von vorn herein in dem ersten Kapitel, wo die Anwendung von technischen, chirurgischen Ausdrücken den Leser zurückstößt und täuscht; denn wirklich entspricht das übrige Werk nicht eben dieser Einleitung. Hätte der Verfasser dieß erste Kapitel, (wie es bei Vorreden sich gebührt,) zuletzt und nach Vollendung seines Buchs geschrieben, so wäre es ohne Zweifel ganz anders ausgefallen. Im Verlauf seiner Erzählung hat der Verfasser häufig etwas Anderes gemacht, als er anfänglich im Sinn gehabt; die Ausschweifung nimmt weniger Raum ein, als, nach meiner Vermuthung, im ursprünglichen Plan lag. Besonders der zweite Band ist ganz rein davon erhalten. Aber dieß hängt mit einem Mangel in der Komposition zusammen und mit der stoßweisen Manier de Mussets, worauf ich zurückkommen werde.

Um mit meinem ersten Tadel zu endigen; ich bedaure an ziemlich vielen Stellen besonders des ersten Bandes die Worte: Vorsehung, Gott, Engel u. s. w. unbedachtsam vermengt zu sehen mit Bildern, welche der Pantheismus des alten, monstruosen Orients allein damit in Verbindung zu bringen wagte. Warum Seite 152 des ersten Bandes jener Ausdruck, der selbst dem Unglaubigen ein Anstoß seyn muß — als eine, aufs mildeste gesagt — schwere Unziemlichkeit! Woher dieser gierige Durst nach Metaphern, der sich nicht einmal des heiligen Kelches enthält? Hr. de Musset hat von Natur eine so reiche und blühende Einbildungskraft, daß solche Ausschweifungen bei ihm unverzeihlicher sind als bei Andern.

Worin de Musset sich auszeichnet und wo wir ihn mit all seinem Zauber und seiner Stärke wieder finden, das ist die Erzählung welche sich leicht dramatisch, kunstvoll abgerundet, in gewandter Haltung, glänzend von Farben und von Leidenschaften belebt, fortbewegt. Der dritte Theil des Bekenntnisses, welcher die erwachende Liebe und die ersten Herzensergießungen von Oktavius und Fräulein Pierson enthält, hat eine Jugendfrische, eine zarte und liebevolle Anmuth, welche all die reichen Hülfsquellen von Mussets jungem Talent offenbaren und darthun, wie wohl es ihm ansteht, eine gewiße Erfahrung der Verdorbenheit einzusargen. Jener Abschnitt des Bekenntnisses, welcher mit der Ankunft des Octavius auf dem Land, gleich nach dem Tode seines Vaters, anfängt und mit einer Hymne der Wollust und Liebe im Augenblick des Besitzes schließt, bildet eine abgegränzte Episode, die, besonders abgedruckt und abgetrennt von den andern oft tiefen aber oft auch verdorbenen Partien, ihren Platz neben den auserlesensten Liebesidyllen, ja selbst neben denen behaupten würde, wofür uns Daphnis und Chloe das antike Muster darbietet. Hier beleidigt nichts; Alles was aus der Sphäre der schönen Literatur in die der Medicin hinüberschweift, ist hier verschwunden; keine krankhafte, organische Verstimmung und Verletzung; kein häßlicher Geruch; „Bald, sagt Oktavius, war ich mit den Armen bekannt; soll ich es sagen? Ja ich will es kühn sagen: Wo das Herz gut, da ist der Schmerz gesund!" Eines Tags, wo er allzuerst gegen Fräulein Pierson sich über seine vorzeitige Erfahrung ausspricht, unterbricht sie ihn, und da sie auf dem Gipfel eines kleinen sich gegen das Thal hinabsenkenden Hügels stehen, zieht die liebenswürdige Frau ihn mit sich fort; sie laufen den ganzen Hügelabhang miteinander hinunter ohne sich vom Arm zu lassen, dann sagt sie zu ihm: „Sieh, so eben war ich ermüdet; jetzt bin ich es nicht mehr. Und willst du mir es glauben, fuhr sie in bezaubernden Ton fort, behandle eine Weile deine Erfahrung wie ich meine Ermüdung; wir haben einen scharfen Gang gemacht und werden mit um so besserem Appetit zu Nacht essen." Herr von Musset gibt sich hier selbst sehr verständige und beherzigenswerthe Winke, welchen zufolge er meines Erachtens hätte sein Buch zu einem guten Ende führen und seinen Helden wahrhaft heilen können.

Fräulein Pierson ist während dieser ganzen ersten reizenden Situation eine besondere Person, zugleich Landbewohnerin und Dame, Rosenmädchen und Virtuosin auf dem Klavier, ein wenig barmherzige Schwester und fromm, ein wenig gefühlvoll und zärtlich. „Sie war den Winter nach Paris gegangen; von Zeit zu Zeit durchstreifte sie die Welt; was sie davon sah diente ihr als Thema und das Uebrige ward von ihr errathen." An einem andern Orte: „Ein unbestimmtes Etwas sagte Einem, daß die sanfte Heiterkeit ihrer Stirne nicht von dieser Welt stammte; daß sie sie von Gott empfangen hatte und sie ihm, trotz den Menschen, ohne etwas davon zu verlieren, getreulich wieder zurückbringen würde; und es gab Augenblicke, wo man an die

Wirthschafterin denken mußte, die, wenn der Wind weht, die Hand vor ihre Leuchte hält.“

Um diese reizende Fräulein Pierson recht zu würdigen und zu erkennen, müßte man, nachdem man am Abend zuvor die zwei ersten Abschnitte des Bekenntnisses gelesen, gerade hier stehen bleiben, und am andern Morgen beim Erwachen den dritten Abschnitt beginnen und dann bei diesem stehen bleiben, ohne den vierten zu berühren. So hätte man ein wohl schattirtes und in seiner leichten Frische abgegränztes Bild. Später kommt ein Augenblick wo man plötzlich, bei Gelegenheit eines nächtlichen Spaziergangs, die Entdeckung macht, daß Fräulein Pierson für solche längere Ausflüge eine blaue Blouse und Männerkleidung anlegt. Der Zug ist nur im Vorübergehen, gleichsam nachlässig hingeworfen; aber das zartere Auge faßt ihn auf und alle Illusion ist verschwunden. Denn immerhin mag der Autor es verhehlen und nichts merken lassen wollen; die neue Fräulein Pierson, ebenfalls sehr anziehend allerdings, ist doch nicht mehr dieselbe mit der ersten; die mit der blauen Blouse ist nicht mehr diejenige, welche ein wenig andächtig und sehr von christlicher Liebe beseelt zu jeder Stunde im weißen Schleier die Fluren durcheilte, welche sie hatten als Rosenmädchen krönen sehen. Es ist hier eine feine Unterschiebung der Personen, welche auf den Mangel an Gleichartigkeit des Schaffens beruht, wovon ich oben geredet; das bewegte Herz des Lesers ergibt sich ungern darein.

Der Widerstand der Fräulein Pierson, die resignirte Traurigkeit des Octavius, der Ton der geliebten Stimme, welche in ihm nicht mehr jene Aufwallungen der Freude erregen, welche dem Schluchzen der Hoffnung gleichen, seine Blässe, die dagegen in ihr die mitleidigen Empfindungen einer barmherzigen Schwester erwecken; dann beim ersten Kuß das Ohnmächtigwerden, worauf ein so schöner Schrecken folgt; die theure Geliebte in Thränen schwimmend, mit fieberhaft zitternden Händen, die Wangen bedeckt von Röthe und ganz schimmernd von Purpur und Perlen — das Alles sind Züge von natürlicher Schilderung, welche ohne Zweifel es rechtfertigen würden, in dieser Episode den Gegenstand einer oft vortheilhaften Vergleichung mit Manon Lescaut oder Adolph zu finden, wenn nur eine natürliche Idee und ein harmonischer Geschmack hier, wie in den beiden genannten Meisterwerken das Ganze beherrschten. Das vorletzte Kapitel dieses dritten Theils: wenn ich ein Juwelier wäre u. s. w. gewährt ein ausgesuchtes, tadelloses Entzücken; das letzte enthält einige mystische Worte, die ich gern austilgen möchte; man kann es mit einem Kapitel im Adolph vergleichen, wo auch lauter leidenschaftliche Ausrufe, und mit den berauschendsten Blättern von Oberman. Dieser Schluß versenkt und kräftigt die Seele in den frischesten Empfindungen der Jugend; man bekommt durch einen lauen Maiwind den ersten Wohlgeruch von Syringen.

Ich denke mir, wenn das Buch Alfred von Musset's hier stehen bliebe, wenn das Bekenntniß hier gleichsam in dieser zärtlichen, triumphirenden Hymne ausathmend erlöschte, daß es dann weit mehr geleistet hätte für den Zweck, welchen es im Auge zu haben scheint, als durch alles noch weiter Folgende. Was kann es denn wirklich beabsichtigen? Doch wohl nur, andern jungen Leuten handgreiflich den giftigen Schaden der Libertinage zeigen und ihnen zugleich die Heilung andeuten? Wenn aber im Alter von einundzwanzig Jahren nicht an die Strenge eines rein religiösen Schlußes zu denken ist, so gibt es keine andere Heilung für dieß Uebel als die Liebe. Wenn die sogenannte tugendhafte Liebe, die Liebe in den Regeln der Sitte und die Ehe ihm für seinen Roman nicht günstig schien, wenn er freie Liebe und ohne geheiligte Verpflichtungen wollte — nun dann war dieß doch auch noch ein befriedigender und edler Schluß, einer der wohl verdiente in unsern Zeiten nicht nur ohne Anstoß, sondern auch mit gutem Erfolg der Jugend dargestellt zu werden; die Kunst wenigstens, minder bedenklich als die strenge Moral, fand darin ein ideales Ziel, eine harmonische Vollendung. Was hat er aber gethan? Er zeigt uns am Ende, wie sein Held muthwillig diese Liebe durch Eifersucht, Verdacht, sonderbare Quälereien, und Gewaltsamkeiten zerstört; er sagt: Hier sieht man was es heißt ein Wüstling gewesen seyn! Wer sich den Ausschweifungen ergeben, der verderbt und besudelt durch seine Erinnerungen sogar auch die reine Liebe. Die Art wie Octavius in Brigittens und in seiner eigenen Seele diese eben noch so schöne Blume entblättert, seine grausame Kunst, jede zarte Wurzel derselben zu verletzen, ist bewundernswürdig gezeichnet. Wenn aber die eigenthümliche Weise dem Oktavius ausschließlich angehört, ist nicht dieß allmälige Zerstören der Liebe nach dem berauschenden Triumph die Geschichte von beinah allen Herzen? Ist nicht Adolph geschrieben, um diese peinliche Situation ins Einzelnste hinaus darzustellen? Muß man ein Libertin gewesen seyn, um, nachdem man geliebt, nachdem man besessen hat, der Liebe überdrüssig zu werden? Und gibt es nicht im Gegentheil Beispiele von jungen Herzen, die nach einer ersten, nicht tief eingewurzelten Verführung, durch die Liebe gerettet und befreit worden sind? Das Beispiel des Octavius scheint mir deßhalb ein einzelner Fall, der kein Gesetz begründet, und das Allgemeinere im letzten Theil beruht nicht darauf, daß Octavius ein Wüstling gewesen, sondern darauf, daß er ein Mann, ungeduldig, begehrlich, schnell überdrüssig, trübsinnig und ekel im Vergnügen ist, und geneigt mitten in der Wonne die Bitterkeit hervorbrechen zu lassen; kurz, dieß hatte seine Wahrheit in der Zeit des Lukrez, des Hippokrates wie in der des Adolph und in der unsrigen.

(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr: 37.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

22 Junius 1836.

Lieder von Robert Burns.

Ferne des Geliebten.

Lauschend auf des Meeres Toben,
Das den Liebsten von mir hält,
Blick' ich um sein Heil nach oben
Flehend noch zum Herrn der Welt.

Furcht und Hoffnung, ew'ge Wogen,
Eingeschläfert spät zur Ruh,
Geister die um ihn geflogen,
Flüstert leis von ihm mir zu!

Ihr, die Thränen nie vergossen,
Deren Schmerz vor Gott nie lag,
Gramentbunden, wonnumflossen
Liebet ihr den heitern Tag.

Milde Nacht, steh' mir zur Seite,
Sanfter Schlummer, nahe du,
Bleibet, Geister, mein Geleite,
Flüstert leis von ihm mir zu.

Das Herz.

Von des Herzens Wonneschlage
Hast du manches süße Pfand,
Doch auch seines Dunkels Klage
Ward dir, Theure, zuerkannt.

Hast die Lilie du gesehen
Blühend in der Sonne Strahl?
Laß den Sturm vom Himmel wehen
Und sie liegt geknickt im Thal.

Höre wie die Lerche Auen
Ihre kleinen Wonnen ruft!
Arme Freude! rasch verfallen
Jedem Räuber in der Luft!

Schwer erkaufte Schätze bringen
Seine Zauber jedem Herz:
Saiten, die am zärtsten schwingen,
Tönen auch den tiefsten Schmerz!

Abschied.

Noch ein Kuß und dann geschieden!
Noch ein süßes Wort hienieden!
Dann in Thränen grimmer Schmerzen
Trink' ich Abschied deinem Herzen.
Nenne nie das Glück zertrümmert,
Wenn der Hoffnung Stern noch schimmert:
Meine Sterne sind verstoben
Und Verzweiflung zieht da oben.

Nimmer schelte ich mein Hoffen:
Keiner Waffnung Pfad blieb offen!
Sie zu sehen war sie lieben,
Endlos ihrem Selbst verschrieben.
Wär' so süß nicht solch ein Finden,
Wär' so süß nicht solch Erblinden,
Hätten so wir nie gesprochen:
Wär' das Herz uns nicht gebrochen!

Lebewohl du süße Eine,
Lebewohl du theure Meine,
Jedes holde Glück der Erden,
Wonn' und Liebe mög' dir werden.
Noch ein Kuß und dann geschieden,
Noch ein süßes Wort hienieden!
Dann in Thränen grimmer Schmerzen
Trink' ich Abschied deinem Herzen.

Klage um James, Grafen von Glencairn, den Wohlthäter des Dichters.

Lichtlose Wolken hüllten mich
In einem tiefen, öden Thal,
Und wo mein trauernd Auge ging

War keines Ruhmes heitrer Strahl.
Du kamst, der Morgensonne gleich,
Die schmilzt der Nebel dunkle Fluth,
Und nahmst des Dichters freundlos Herz
In deiner Pflege milde Hut.

O daß so kurz das Schöne währt,
So spät Gemeines wird entrafft!
Mußt du, so edel, gütig, groß,
Dahin in kühner Mannheit Kraft?
O daß ich sehen mußt' den Tag,
Den Tag so voll von tiefem Schmerz!
O hätte mich durchbohrt der Pfeil,
Der meinen Vater traf ins Herz!

Vergessen mag der Freund der Braut,
Die gestern sein ward am Altar;
Es mag der Krone es der Fürst
Die seines Hauptes Erbtheil war;
Es mag die Mutter es des Kind's,
Das lacht so süß auf ihrem Knie,
Doch deiner, schützender Glencairn,
Und deiner Huld vergeß' ich nie.

Die Blume des Devon.

Wie wonnig die Ufer des windenden Devon
Mit grüner Umlaubung, ein blühendes Meer;
Die lieblichste Blume am Ufer des Devon
War einst eine Knospe am Saume des Ayr.
Mild möge die Sonne die blühende pflegen
Am rosigen Morgen im badenden Thau,
Und sanft riesle nieder der mailiche Regen,
Wenn Abends er schleicht zu der dürstenden Au.

O schonet die Blüthe, ihr östlichen Lüfte,
Wenn rauh euer Flügel verkündet den Tag;
O fern sey du Wurm, der mit tödtendem Gifte
Die Kronen des Lenzes zerstöret am Hag.
Laß Frankreich mit Stolz auf die Lilien schauen,
Sey England die prunkende Rose gegrüßt:
Ein wonniger Bild schmückt die grünenden Auen
Die windend der liebliche Devon durchfließt.

Die Spinnerin.

(Die Reime unregelmäßig, wie sie das Original gibt.)

Es war 'ne Maid, man nannt' sie Meg,
Sie ging zu spinnen über Feld,
Es war ein Bursch, der folgt ihr nach,
Man nannt' ihn Duncan durch die Welt.
Das Feld war lang und Meg war bang
Und Duncan nimmer sie gewann;
Sie wies ihm still auf Rad und Spill *)
Und droht' sie thu' ein Leid ihm an.

*) Spindel.

Und an dem Rand des Feldes stand
Das grüne Gras recht frühlinglich,
Und auf dem Gras das Paar jetzt saß
Und stellt das Spinnrad zwischen sich.
Und Duncan schwor 'nen heil'gen Eid,
Sie sey noch morgen eine Braut,
Da setzt des Mädchen sie beiseit
Und warf es tief ins grüne Kraut.

„Wir bauen Haus — ein klein, klein Haus,
Und sind drin König, Königin,
So froh und fröhlich halten wir's,
Wenn ich am Rädchen mit dir bin."
Wohl Mancher trinkt und taumelt nicht;
Wohl Mancher balgt und hält sich doch,
Wohl Mancher küßt' 'ne hübsche Maid
Und ist willkommen nachher noch.

Die Verlassene.

(Größtentheils nach dem Munde des Volkes. Bald unregelmäßige Reime, bald bloß Assonanzen.)

1.

Einst ging ich im Thale, 'nes Mittsommers *) Abend,
Da hielten die Pfeifer und Bursche ihr Spiel,
Und drunter erkannt' ich den treulosen Liebsten
Und 's rannen die Wunden des Schmerzes mir neu.
Wohl, weil er jetzt von mir, mag Freude ihm folgen,
Wohl mag ich jetzt trauern, klag' doch nicht dabei;
Ich schmeichle der Hoffnung, vielleicht kommt ein Andrer,
Gebrochen soll's Herz mir doch nimmermehr seyn!

2.

Ich kam nicht zum Träumen bis Morgens, vor Weinen,
Es rannen die Thränen herab wie ein See;
Hätt' ich nicht geweinet, wärs Herz mir gebrochen,
Verlassene Liebe ist grimmiges Weh.
Wohl, weil er jetzt von mir, mag Freude ihm folgen,
Wohl mag ich jetzt trauern, klag' doch nicht dabei;
Ich schmeichle der Hoffnung, vielleicht kommt ein Andrer,
Gebrochen soll's Herz mir doch nimmermehr seyn!

3.

Und ließ er auch von mir aus Hunger nach Gelde,
Beneid' ich ihm nimmer all seinen Gewinn,
Trüg' lieber die mächtige Last meiner Schmerzen
Als ha'n meine Treue gebrochen gleich ihm.
Wohl, weil er jetzt von mir, mag Freude ihm folgen,
Wohl mag ich jetzt trauern, klag' doch nicht dabei;
Ich schmeichle der Hoffnung, vielleicht kommt ein Andrer,
Gebrochen soll's Herz mir doch nimmermehr seyn!

*) Nach der Analogie von Mittag.

Des Müllers Liebste.

Hei, der staub'ge Müller
Und sein staubig Kleid,
Er gewinnt 'nen Thaler
Oder zahlt 'nen Deut.
Staubig war das Kleid,
Staubig war sein Schillern,
Staubig war der Kuß,
Den mir gab der Müller.

Hei, der staub'ge Müller
Und sein staub'ger Sack,
Solch ein Stand gefällt mir,
Füllt manch staub'gen Pack.
Füllt manch staub'gen Pack
Ist ein Kastenfüller;
Ich gäb' Strümpf' und Schuh
Um den staub'gen Müller!

Des Pflügers Liebste.

Der Pflüger ist ein saubrer Bursch,
Sein Sinn der ist nicht lau, jo!
Das Strumpfband schließt ihm unter'm Knie,
Seine Mütze die ist blau, jo!
Drum meinem Pflüger eins!
Und hei, mein lust'ger Pflüger!
Von allen Ständen die ich kenn'
Der fürnehmst' ist der Pflüger.

Mein Pflüger kehrt am Abend heim,
Ist müd, und naß noch drüber;
Wirf's Nasse weg, zieh's Trockne an
Und geh ins Bett, du Lieber!

Dem Pflüger wasch' ich seinen Strumpf
Und bügle seine Binde,
Dem Pflüger mache ich sein Bett,
Bin früh und spät sein G'sinde.

Ich war in Ost, ich war in West,
Ich hab' gesehn Saint Johnston;
So herzig wie mein Pflüger tanzt,
Sah ich noch nie was sonsten.

Weiße Strümpfe an dem Fuß
Und helle Silberschnallen,
'Ne blaue Mütze auf dem Kopf;
Der schmuckste war's von Allen!

Ich lobe mir den Scheunenhof
Dort wird man erst gefüger,
Mein Küb'lein krieg ich niemals voll
Bis ich bin bei dem Pflüger.
Drum meinem Pflüger eins!
Und hey mein lust'ger Pflüger!
Von allen Ständen die ich kenn',
Der fürnehmst' ist der Pflüger!

Fr. Notter.

Das Bekenntniß von einem Kinde des Jahrhunderts.

(Schluß.)

In den letzten Scenen zwischen Octavius und Brigitte nach der Ankunft in Paris; in dem peinlichen, ermüdeten, bald dumpfen bald konvulsivischen Kampfe einer phantastischen Eifersucht und einer erschöpften Liebe bin ich durch einen Uebelstand unangenehm berührt worden. Diese Blätter sind wahr in dem Sinn, daß sie Auftritte schildern, wie sie zwischen zwei solchen Personen wohl vorfallen konnten und daß sie die Verwirrung der Gedanken verrathen, welche wohl in ihrem Kopf herrschen mochte. Aber hatte die wählende und maßgebende Kunst, welche für ihre Schöpfungen einen Gipfel und eine Grundlage sucht, nöthig, sich auf dieß wechselvolle Gebiet der Zufälligkeiten und Launen einzulassen, wo nichts zu einem Ziele kommt? Mit Wesen die einen gewissen Grad der Erfahrung, der Gewandtheit, der Sophisterei und Phantasterei in der Leidenschaft erreicht haben, kommt man auf stets weichenden Sand. Hier ist kein Grund mehr dafür, daß eher dieses als jenes Resultat sich ergebe; keine Basis, auf welche sich ein moralisches Interesse, eine allgemeine fruchtbare Nutzanwendung gründen ließe. Warum erdolcht Octavius Brigitten nicht? Warum hält ihn der Anblick des kleinen Ebenholzkreuzes im Augenblick wo er stoßen will, zurück? Zufall, reiner Zufall! Der Wind weht von der einen oder der andern Seite; der aufgewühlte Staubwirbel bewegt sich in dieser Richtung — aber eben so leicht hätte er es auch in der entgegengesetzten können. Ich wiederhole es: hier ist man auf dem Boden der Phänomene, wo die Kunst, die Feindin von allem Chaos, nicht verweilen darf. Man steht nicht vor einem Gemälde, sondern vor einem Spiegel. Was hat denn die Entwicklung, die moralische Analyse einer Leidenschaft, einer Situation gemein mit diesem erschöpften und exaltirten, diesem gemachten und auf körperlichen Zuständen beruhenden Wesen? „Du verstehst dich nicht übel darauf" sagt Octavius zu sich selbst und beurtheilt sich ganz richtig, „einen armen Kopf schwindeln zu machen und du zerrinnst mit vieler Wärme in deiner verliebten Raserei." Das letzte Kapitel, die Mahlzeit von Brigitte und Octavius bei den Frères provençaux hat seine Reize. Der Entschluß des Octavius kommt aus einem edeln Herzen, er opfert sich, er entsagt Brigitten, er verständigt sich mit Smith und trotz der Seltsamkeit des Vorganges, läßt sich doch kein Mangel an Zartgefühl entdecken. Aber damit man sich ein wenig über diese neue und beruhigtere Situation freuen könnte, damit man daran glaubte und damit sie sich dem Auge des Lesers als entscheidend darstellte, müßte das Vorhergehende Bürgschaft für die Dauer derselben gewähren. Aber gleich am andern Tag nach den tollen Launen des Octavius hat das so schön geschilderte Diner statt und entscheidet sich die Abreise von Smith und Brigitte nach Italien. Wer bürgt uns dafür, daß nicht am folgenden Tag wieder Alles über den Haufen gestürzt seyn, daß nicht Octavius Postpferde bestellen wird, um den zwei durch seine Vermittlung verbundenen Liebenden nachzueilen, daß nicht Brigitte selbst wieder dem Octavius sich ergeben wird? Es ist klar,

daß beim Schluß keine der vorkommenden Personen auf festem Grund und Boden steht; man hat, wenn man das Buch zumacht, noch von keinem den Schlüssel seines Schicksals in Händen. Das ist ein wesentlicher Fehler in jedem Kunstwerk. Ich dringe auf diesen Punkt der Komposition, weil drei Viertheile der Leute ein Buch nach einem Blatt, nach einer Schönheit oder einem Fehler, nach einem vereinzelten Eindruck und nicht nach der zum Bewußtseyn gebrachten Idee des Ganzen beurtheilen. Sehr junge Leute besonders betrachten dergleichen gar nicht so lange, und ohne ihre Eindrücke genauer abzuwägen fallen sie darüber her, gleich wüthenden Stieren, die nur das purpurfarbene Tuch sehen. Aber eine Sache sehen und sich zugleich einer andern erinnern, mitten unter seinen Gedanken vielfache und beinah widersprechende Beziehungen festzuhalten und zu beherrschen, das ist das Gegentheil vom wüthenden Stier, das ist der Vorbehalt des menschlichen Urtheils im höchsten Sinn; und in der schöpferischen Ausführung ist dieß der Ruhm der Kunst. Hr. v. Musset, der eine so frische und farbenprangende Einbildungskraft, so viel Nerv in der Zeichnung, so viel scharfe Beobachtungen aufgehäuft hat, muß hiefort sein Augenmerk auf die Erreichung einer künstlerischen Einheit richten. Das Bekenntniß zeigt, daß er dazu wohl Kraft und Ausdauer besäße; aber er hat sich nicht recht Zeit zur Vollendung genommen.

Wenn ich auf vielfache Weise den Mangel bezeichnet habe, der nie ein fundamentaler scheint, so habe ich die vielfachen Reize, die Anmuth, das Malerische und die Tiefe im Einzelnen noch zu wenig lobend anerkannt. Hr. v. Musset ist vielleicht unter unsern jungen, modernen Autoren derjenige, aus welchem man die meisten lebendigen und treffenden Epigramme, das heißt scharf ausgedrückte, schöngefärbte und wie auf weißem Kiesel geäzte Gedanken schöpfen könnte. Nähme man auch nur die moralischen Betrachtungen und Grundsätze, die in diesem Buch sich in Fülle finden, so ließe sich daraus eine kleine Sammlung abgerissener, nicht zusammenhängender Denksprüche machen; ein Kapitel in der Manier von La Rochefoucauld, das dem sechsundzwanzigjährigen Romandichter eine Stelle unter den tiefblickendsten Moralisten sichern würde.

Der Styl des Hrn. v. Musset ist, wie überhaupt, lebhaft, genau, kurz, durchsichtig; der leichte und scharfe Gang, besonders in dem erzählenden Theil des zweiten Bands, erinnert an die Vorliebe, welche der Verfasser für Candide und Manon Lescaut gern blicken läßt. Manche hin und wieder angebrachte Flitter jedoch verrathen eine Verwandschaft mit dem jüngern Crebillon, wie manche etwas freie Bilder, die plötzlich eine andere Wendung nehmen, den entflammten Verehrer des großen Shakspeare ankündigen. Der Verfasser, dessen Feder von Tag zu Tag sicherer wird, hat einige Mühe, unter all diesen verschiedenen und willkürlich so ungleich gewählten Elementen volle Harmonie herzustellen. Wenn er nirgends eine so energische Erhebung erreicht hat, wie in der Rede des Desgenais, so hat er auch nirgends so offenbar einer falschen Manier gehuldigt, als im zweiten Kapitel des ersten Theils, wo Geschichte und Metaphysik sich unter einer unglaublichen Verschwendung von Metaphern vermummen. Der Verfasser, anfangend und seiner Wirkung noch nicht sicher, hat, man bemerkt es, einen außerordentlichen Kraftaufwand beabsichtigt; später je weiter er vorrückte und je mehr er fühlte, daß es ihm nicht an wahren Schönheiten fehle, wagte er natürlich und einfach zu seyn. Ich habe im zweiten Kapitel Seite 8 einen Satz mir angemerkt von Napoleon, von seinem Bogen, von der menschlichen Fiber die dessen Sehne ist, von den Pfeilen welche dieser Nimrod abschnellt und die — ich weiß nicht wo? niederfallen; von einer solchen Phrase, läse man sie in einer Uebersetzung des Titan von Jean Paul, würde man sagen: „das muß schön seyn im Original!" und dieß halbe Lob des Gedankens wäre meines Erachtens die richtigste Kritik des Styls und Ausdrucks.

Ehe wir diesen neuen, glänzenden Beweis der Kraft und des Talents des Hrn. v. Musset verlassen, sey uns an der Gränzmark der literarischen Kritik, in welcher wir vielleicht zu weit gegangen sind, von dem Schriftsteller, von dem Freund ein Wunsch gestattet. Das Bekenntniß des Kindes ist fertig; die kranke Stelle ist ausgeschnitten; Octavius hat es gesagt; ich glaube es; es muß so seyn. Der Schöpfer der Episode von der Fräulein Pierson (denn ich beharre darauf den dritten Theil zu isoliren und so zu nennen,) ist endlich geheilt, darum, wenn er künftig noch von seinem Leiden spricht, so geschehe es nur von ferne, ohne die Derbheiten die nach ihrem Gegenstand schmecken, so geschehe dieß als von einem ganz geheilten Mann. Lassen wir in der Tiefe der Gewässer die fahle Leiche; stellen wir sie wenigstens nicht zur Schau aus; die Natur reinigt und bleicht die Gebeine. Eine geheime Erfahrung die man zurückbehält, die man etwa verläugnet, ist tiefer und auch wahrer; wenn sie von ferne auf Augeblicke hervortritt, imponirt sie mehr und es läßt sich eher daran glauben. In diesem Alter noch reicher Saftfülle und wiedergefundener Jugend verräth es Kraft und Genie, wenn man jene Erfahrung zur rechten Zeit einzusargen versteht und als Dichter die Natur nachahmt, die geliebte Natur die ihre Lenze auf Trümmern wieder beginnt und jedes Jahr die Gräber aufs neue überkleidet. —

Die hier ausgesprochene Erwartung Sainte-Beuve's von Musset's fernerer Entwicklung und künftigen Leistungen wird dadurch auch gerechtfertigt und bestärkt, daß der junge, bisher ziemlich zerrissene Dichter neuerdings sehr schöne Verse an Lamartine, den Dichter der Harmonieen, den Sänger des Friedens und der Ergebung, gerichtet, und ihm darin seine Bewunderung, seine Dankbarkeit für die trostreichen Gefühle und Gedanken, welche dessen Gedichte ihm gewährt, ausgesprochen hat. Welcher Kontrast gegen die Weise so mancher junger Schriftsteller Deutschlands, die, je zerrissener sie selbst sind, um so mehr auch Andere zu zerreißen und herunterzureißen trachten!

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 38.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

25 Junius 1836.

Lieder und Fragmente,

von Alfred de Musset.

1.

Barcelona.

Wer, der auf Barcelona's Gasse
Mein andalusisch Mädchen sah?
Wer sah sie stehn auf der Terrasse?
'S ist meine Löwin, meine blasse
Markesa d'Amaegui ja!

Für sie hab' ich mich oft gehauen,
Für sie Sonette gar gemacht!
Wie oft, ein Haar nur ihrer Brauen
Durch's Wehn des Vorhangs zu erschauen,
Hielt ich vor ihren Fenstern Wacht!

Mein ist sie! mein ist dieser Wangen,
Mein dieser Lippen lechzend Glühn!
Mein dieses Auge, schwarz verhangen
Von seidnen Wimpern! mein die langen
Haarwellen, so ihr Hermelin!

Mein, mein ihr Hals, sehn sie die Wände
Des Schlafgemachs in üpp'ger Ruh'!
Mein das Gewand um ihre Lende!
Mein ihre kleinen weißen Hände,
Und mein ihr Fuß im schwarzen Schuh!

O, wenn durch ihres Netzes Franzen
Ihr Auge blitzt mit wildem Brand,
Bei allen Heiligen im ganzen
Castilien, man bräche Lanzen,
Zu rühren nur an ihr Gewand!

Bei'm Eid! man muß sie sehn im weißen
Nachtkleid, die prächtige Gestalt!
Man muß es sehn, dieß Schlagen, Beißen,
Wenn unter Küssen, grimmigen, heißen,
Sie wüthend fremde Worte lallt!

Und, o! wie toll ist ihre Freude,
Wenn sie am Morgen singt und lacht!
Wenn, da just in des Strumpfes Seide
Ihr Füßchen schlüpft, ihr unterm Kleide
Des Leibchens straffer Atlas kracht!

Auf, Page, folge meinen Pfaden!
Hinaus mit Tambouringeklirr!
Heut' Abend will ich serenaden,
Daß fluchen sollen die Alcaden
Bis an den Guadalquivir!

2.

Madrid.

Madrid, du Licht von Spaniens Thalen,
In deinen tausend Feldern strahlen
Viel tausend Augen, schwarz und blau.
Du weiße Stadt der Serenaden,
Viel tausend kleine Füße baden
Sich Nachts in deines Prado's Thau!

Madrid, und kämpfen deine Stiere,
Dann lassen tausend Händchen ihre
Buntfarb'gen seidnen Schärpen wehn;
Und in den sternerhellten, lauen
Lenznächten sieht man deine Frauen
Auf deinen blauen Treppen stehn.

Madrid, Madrid, laß sie sich sehnen!
Ich spotte deiner stolzen Schönen,

Die muthig tummeln Maul und Pferd!
Denn unter allen weiß ich Eine;
Laß Braun' und Blonde kommen — Keine
Ist ihre Fingerspitze werth!

Und mich nur, wenn die Sterne scheinen,
Läßt die Duenna dieser Einen
Durch ihr vergittert Fenster! — Wer
Nach zorn'gen Blicken trägt Begehren,
Der nah' ihr nur bei'm Messehören,
Sey Bischof oder König er!

Denn, wisset, meine wilde Kleine
Aus Andalusien ist es! meine
Wittib mit dunkelm Flammenblick!
Sie ist ein Teufel und ein Engel!
Braun, der Orange gleich am Stengel,
Und wie ein Vogel flügg und quick!

O, wenn wir zitternd Küsse tauschen,
Wenn um mein Haupt mit süßem Rauschen
Entfesselt ihre Locken wehn,
Dann muß man sie mit glüh'nder Wange,
Behend und schnell, wie eine Schlange,
In meinem Arm sich winden sehn.

Und fragt ihr, welchem Preis die schlanke
Erobrung ich denn wohl verdanke!
'S war meines Resses Mähnenpracht;
Das Loben ihrer Sammtmantille;
Nicht zu vergessen: — auch Vanille=
Bonbons in einer Faschingsnacht!

3.

Die Frau Markisin.

Ihr kennt ihr Aug' und ihre Züge,
Ihr kennt die Andalusierin!
Ihr wißt, daß ich im Arm sie wiege
Vom Abend bis zum Morgen hin!

O, seht sie, wenn ihr Arm, wie eines
Schwans weißer Hals, mich fest umschlingt;
Wenn, dicht an ihrem Haupte meines,
Die Nacht uns süße Träume bringt!

O, kommt! ob unserm Nest begegnet
Und schnäbelt euch, ihr Vögelein!
Durch ihren Schlummer, den Gott segnet,
Strahl' eurer Flügel Wiederschein!

Preis der Vergessenheit gegeben
Sey Alles, nur die Liebe nicht!
Die Wollust ruft: vergeßt das Leben!
Der Vorhang ruft: vergeßt das Licht!

O, laß uns ruhen, Mund auf Munde!
Hauch' deine Seel' in mich hinein!
O, laß uns ruhn so bis zur Stunde,
Wo man uns bringt den Todtenschrein!

Und fürchte nicht des Sternes Schimmer,
Der jetzt die Furcht der Weisen ist! *)
Vielleicht, schlägt er die Welt in Trümmer,
Daß unsern Winkel er vergißt!

In meiner Seele frisches Bluten
Laß rinnen deinen lichten Geist,
Wie sich in eines Gießbachs Fluthen
Der Wiese Blumenquell ergeußt!

Denn weißt du wohl, wie viele Schmerzen
Ich litt, ach, um zu leben nur?
Siehst du in meinem wunden Herzen
Des Ueberdrusses blut'ge Spur?

Gib einen Kuß mir, meine Kleine!
Mit meiner Hand in deinem Haar,
Laß mich erzählen dir bei'm Scheine
Der Lampe, was mein Unglück war!

Nun sieh', wie gut ich bin, mein Leben!
Daß gestern du auf meiner Brust
Entschliefst — ich will es dir vergeben!
Und war's auch, als ich schwatzte just.

Denn, auf des Königs Wort, sobald es
Wird dunkel in der Hauptstadt seyn,
Zieht hier im Lustrevier des Waldes
In's Schloß die Frau Markisin ein.

Mein Arm sey der Geliebten Wiege
Vom Abend bis zum Morgen hin.
Ihr kennt mein Lieb, ihr kennt die Züge
Der braunen Andalusierin!

4.

Ich habe dich geliebt; — und wie? — o Gott, mein Leben
Hätt' ich in jener Zeit für dich dahin gegeben!

Du aber hast mich selbst verscheucht von deiner Brust,
Du selbst, zu lieben dich, benommen mir die Lust!

Du fängst mich jetzt nicht mehr in deines Lächelns Schlinge,
Auch deine Thränen jetzt sind überflüß'ge Dinge!

So, wenn der alte Saal ein Kind mit Schrecken füllt,
Löst vom Getäfel es Helm, Harnisch oder Schild.

Mit der Trophäe dann, die zitternd es erstritten,
Sucht es sein Kämmerlein mit bangen, hast'gen Schritten;

*) Man redete damals viel von dem Kometen von 1832.

Legt das Gewaffen ab, und hüllt bei'm matten Schein
Der Dämm'rung furchtsam sich in seine Kissen ein.

Doch, wenn der Morgen nun verscheucht der Nacht Gespenster,
Dann funkelt das Fantom im Morgenroth am Fenster.

Dann lacht es seiner Angst, und ruft: wie war ich blind!
Wie war ich furchtsam doch! wie war ich doch ein Kind!

Madame Guizot, geb. Pauline von Meulan.

Von Sainte-Beuve.

Gewisse Geister bringen, sobald sie nur in diese Welt kommen, und beinah von der frühesten Jugend an, die Gabe einer scharfen, durchdringenden Beobachtung mit, als Schutz gegen den Enthusiasmus; eine strenge Richtung auf das Wahre und einen ausnehmenden Sinn für das Lächerliche, Verkehrte, für die Sottise. Wenn die meisten ausgezeichneten Geister mit der Leidenschaft anfangen, die bald in einer vertrauensvollen, anmuthigen, und idyllischen Täuschung, bald in einem stolzeren und widerspenstigeren Menschenhaß sich offenbart; wenn dem Einen die Welt anfänglich lachend und bezaubernd erscheint, wie Paul und Virginien; Andern dagegen schroffer, ernster und imposanter, wie bei Emil und Werther der Fall ist; so sind dagegen für die gleich von vorn herein reifen und umsichtigen Naturen, von welchen wir hier sprechen, die Lehrjahre ebener, und minder von Zufällen bedroht; die Welt eröffnet sich ihnen von Anfang an weder so lachend, noch so feierlich, noch so feindselig; sie ist ihnen zugleich mehr und weniger. Die meisten Menschen kommen erst nach Ablauf der Jugend auf die richtige Ansicht von den Dingen. Diejenigen, welche mit dem zuversichtlichen und unschuldigen Enthusiasmus angefangen, haben mittelst Täuschungen das Schlimme erkennen gelernt und werden oft in dem Alter der grämlichen Erfahrung geneigt, ihm eine sehr große Stelle einzuräumen. Als La Rochefoucauld nicht mehr verliebt und nicht mehr ein Herzenstyrann war, übertrieb er sich ohne Zweifel ein wenig die menschliche Bosheit, gegen welchen ihn noch dazu seine Gicht und seine schlechten Augen erbitterten. Diejenigen, welche von Anfang Alles in der Welt sehr hoch nahmen und herbe Stoiker und düstere Träumer gewesen sind, ehe sie das fünfundzwanzigste Jahr erreichten, werden dagegen im Verlauf des Lebens weicher und nachsichtiger — wenigstens gleichgültiger. Der Verfasser des Werther, wenn er je seinem Helden einen Augenblick glich, wäre ein schönes Beispiel dieser allmähligen Beruhigung, wofür man auch noch andere unwidersprechliche Belege anführen könnte. Aber die in ihrem innersten Wesen kritischen und beobachtenden (moralistes) Geister bedürfen meist keiner großen Täuschungen nnd offenbarer Mißgriffe, um zur vollen Uebung und Entwicklung ihres angebornen Talents zu gelangen. Sie sind moralische Beobachter auf einen Blick, aus Instinkt, aus entschiedener Begabung, nicht aus Verdrossenheit. Der erlauchten und ernsten Familie der Moralisten, die von La Rochefoucauld und de la Bruyere sich in Vauvenargues und Duclos fortsetzt, gehört als jüngstes Glied Madame Guizot an, welche in dieser Hinsicht noch nicht genug gewürdigt worden ist.

Der Moralist im eigentlichen Sinn hat die Gabe und den Geschmack die Dinge und die Charaktere zu beobachten, sie, ohne bestimmte Absicht, aufzufassen wie sie sich darbieten, sie zu durchdringen, zu ergründen. Er fragt nichts nach einer allgemeinen Theorie, nach einem System, einer Methode. Die praktische Wißbegierde leitet ihn. Seine Lust, seine Schöpfung besteht darin, sich auf gut Glück umzusehen und das Wahre in scharfer und treffender Form sich anzueignen. Ein Individuum irgend welcher Art — widerwärtig oder unbedeutend, geht vorüber, plaudert; es wird beobachtet und aufgefaßt. Man liest ein Buch; von der Vorrede an schöpft man daraus die Bekanntschaft mit dem Autor, man geht in seine Gedanken ein, oder widerspricht ihnen; beim zwanzigsten Blatt — wie viele Reflexionen hat da das Buch schon veranlaßt, der Geist hat beinah schon ein Buch darüber gemacht. Die literarische Kritik ist für den beobachtenden Geist immer nur ein Ausgangspunkt und eine Veranlassung. Die allgemeine Verbindung und die metaphysischen Gesetze — darauf läßt sich der Moralist nicht ein; es ist bei ihm mehr Takt als Doktrine, er beschäftigt sich vorzugsweise mit dem civilisirten Menschen, mit den Zufälligkeiten des socialen Lebens und er hält sich in seinen Ansprüchen an gewisse, ihm einleuchtende Zusammenstellungen, gewiß, daß doch immer das, was recht ist, nicht unter sich ein Widerspruch seyn kann. La Bruyere scheint mir das vollendete Muster des Moralisten in diesem Sinn. In unsern Tagen kann ich mir keinen La Bruyere denken. Wir haben Freiheit der Presse, sagt man; aber fände wohl ein Buch wie das La Bruyere's Gnade vor unsern Sitten?

Madame Guizot ist bisher mehr als Verfasserin beachtenswerther Aufsätze über Erziehung, denn als Moralistin im eigentlichen Sinn gekannt und classificirt worden. Die zweibändige Sammlung mit dem Titel Conseils de Morale zeigt sie zwar auch unter diesem Gesichtspunkt, aber nicht so ursprünglich, nicht so naiv, wenn der Ausdruck erlaubt ist, wie ein sorgfältigeres Studium ihres Talents sie uns kennen gelehrt hat. Ihre glänzenden Erstlinge als Moralistin gehören einem Abschnitt ihres Lebens, der mit dem achtzehnten Jahrhundert schließt und den man weniger hervorgehoben hat als ihre letzten Arbeiten.

Fräulein Pauline von Meulan, geboren 1773 in Paris, wurde unter dem Einfluß der Ideen und Gewohnheiten der damaligen glänzenden Welt erzogen. Ihr Vater besaß ein großes Vermögen, das er mit Großmuth und Geschmack anwendete, ihre Mutter war von alter Familie. Die gewöhnliche Gesellschaft im Hause des Herrn von Meulan war nicht verschieden von der bei Herrn Necker und Turgot; es kamen dahin Rulhiere, Condorcet, Champfort, De Vaines, Suard u. A. Innig geliebt von ihrer Mutter, sehr ernst, verständig aber ohne entschiedene Lebhaftigkeit, ziemlich kränklich verlebte die junge Pau-

line ihre frühsten Jahre in dieser Welt, von der sie allmählich einen tiefen, später so stark hervortretenden Eindruck bekam. Uebrigens war in diesen frühern Jahren an ihr nichts von jenem gefühlvollen Enthusiasmus zu spüren, von welchem Fräulein Necker, um sieben Jahre älter als sie, so sprechende Beweise ablegte. „Ich erinnere mich nur dunkel des Werther, den ich in meiner Jugend gelesen habe," schrieb sie einige Jahre später und ebenso mußte es der Fall seyn mit andern Lektüren, welche sonst am meisten Reiz für jugendliche Gemüther haben, bei welchen aber das ihrige noch nicht lebhaft erwachte. Mit der Annäherung der Revolution begann auch ihrer die Bewegung sich zu bemeistern; sie nahm Antheil an den Ereignissen, an dem Triumph der Ansichten, welche während der ersten Entwicklung von 1787 und 1789 auch die ihrigen und die ihrer Umgebung waren. Aber bald thaten sich Spaltungen hervor und die überhandnehmenden Erschütterungen zerstörten beinah im Augenblick wieder diesen ersten Aufschwung ihrer Seele. Der allgemeine Eindruck welchen ihr die Revolution zurückließ, war der eines gräßlichen Schauspiels, das alle ihre Neigungen und Gewohnheiten verletzte, obwohl mehr im Sinn ihrer Ansichten. Ihre Vernunft billigte und empörte sich in einer und derselben Sache. So schärfte sich in dieser beklommenen Lage ein Geist, den wir aus ihr fest, schneidend, tiefeindringend, sehr empfindlich für Mißstimmungen hervorgehen sehen; und in derselben Probe stählte sich auch diese ernste Seele in der Tugend. Der Tod ihres Vaters im Jahr 90, das Unglück ihrer Familie, der gezwungene Aufenthalt in Passy und die während des harten Winters 1794 — 1795 sich ihr unablässig aufdrängenden Betrachtungen, lenkten all ihre moralische Kraft auf das Unglück der Ihrigen hin und ihre Thatkraft trat entschieden hervor. In diesem langen Winter kam ihr, wie Herr von Remusat erzählt, eines Tages beim Zeichnen die Ahnung: sie könnte doch wohl Geist haben! Der Gedanke, sie könnte sich vielleicht einmal dieses Geistes bedienen, um heiligem Unglück zu Hülfe zu kommen, erfüllte sofort ihre Augen mit edeln Thränen. Sie las mehr; sie las langsam; ihr fruchtbarer und nachdenklicher Geist überließ sich, von den ersten Blättern eines Buchs an, seinen eigenen durch die Worte des Buchs in Menge geweckten Gedanken. Sie verstand Englisch und befestigte sich in der Kenntniß dieser Sprache, die ihr bald ganz geläufig ward.

Der erste literarische Versuch des Fräuleins von Meulan war ein Roman in einem Bande unter dem Titel: Die Widersprüche oder was sich ereignen kann. Er erschien im Jahr VII. Sie war damals ungefähr sechsundzwanzig Jahre alt. Dieß erste Ereigniß scheint mir charakteristisch, bei einer dazu so jungen Schriftstellerin. Im ersten Kapitel erwacht der Held am Morgen des Decadi, glücklich, an diesem Tag die liebenswürdige, lebhafte Charlotte als Gattin heimführen zu sollen. Sein Diener, Peter, eine Art von Jakob der Fatalist, doch ehrlich und anständig, kleidet ihn an mit den ihm gewöhnlichen Worten: „Eh nun, habe ich es nicht dem Herrn immer gesagt?" Man geht zu der Verlobten welche bereit ist, und von da auf die Municipalität, wo man wartet; aber der Beamte der Municipalität kommt nicht; seine Frau ist Tags vorher entbunden worden; er muß seinen Decadi frei haben, um sich mit seinen Freunden zu erlustigen und die Geburt seines Kindes zu feiern. „Nun so ist es eben morgen," sagt Jeder bei sich und man zieht etwas verdrießlich ab; der Rival, der als Vetter Charlottens an der Hochzeit Theil nimmt, lächelt; der Optimist Peter antwortet seinem entrüsteten Herrn mit seinem Lieblingsausdruck: „Wer weiß?" Am folgenden Tag regnet es; man kommt zu spät auf die Municipalität und der Beamte ist nicht mehr da. Am nächstfolgenden Tag muß der Bräutigam in aller Eile abreisen, um noch zu einer sterbenden Tante zu kommen. Kurz, von Dekadi auf Primidi, von Primidi auf Duadi, von Frist zu Frist verschoben wird die Trauung mit der koketten Charlotte immer wieder vereitelt, da überdieß der Held selbst sehr flatterhaft und unentschlossen ist. Die Situation, welche anfänglich pikant erscheint, verlängert sich jedoch zu sehr und wird frostig. Die beständig wiederkehrende Vereitlung hat etwas Unklares und Gesuchtes; aber um nur auf den Gedanken zu kommen, diesen Unstern zum Vorwurf eines Romans zu machen, sich an einen so eingeschränkten Rahmen zu binden und diesen doch mit einer solchen Mannichfaltigkeit von Personen zu füllen — dazu gehört doch ein ganz eigenthümlicher Geist, eine ganz entschiedene Auffassung des Lächerlichen und Unpassenden. Eine Menge feiner und treffender Züge findet sich in diesem Buch. Nirgends stößt man auf Schwärmerei und Melancholie, aber ein rührendes Kapitel: der Sechsfrankenthaler erinnert an Sterne. Eben so wenig als irgend eine schwärmerische oder leidenschaftliche Stimmung findet sich eine Spur von religiöser Empfindsamkeit. Ein charakteristischer Zug an dem Fräulein von Meulan ist, daß sie, wie ihre Aufsätze im Publizist zeigen, nichts von falscher Pruderie, von säuerlicher Delikatesse wußte. In einem Aufsatze über die Prinzessin von Cleve und in einem andern über Eugene de Rothelin griff sie frisch weg den Roman Louvets*) an, und ohne plumpe Entrüstung, ohne sich zu verschleiern, persiflirte sie ihn als angebliches Sittengemälde, wies das Falsche darin nach und verwies ihn an die Nähterinnen, Modehändlerinnen, Perückenmacher u. s. w. vor der Revolution, für welche er ohne Zweifel bestimmt gewesen. Madame Roland, welche diesen Roman artig fand und darin gerade mit einem geheimen Vergnügen die Sitten einer von ihr verabscheuten Klasse der Gesellschaft aufsuchte, wäre feuerroth geworden, wenn sie die Beurtheilung des Fräuleins von Meulan gelesen hätte.

*) Der bekannte Faublas.

(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 39.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

29 Junius 1836.

Da mit Ende dieses Monats die Versendung der von diesem Literaturblatt gegebenen Probeblätter aufhört, so werden wir vom Julius an nur an diejenigen Handlungen eine Fortsetzung mit Berechnung für das 3te Quartal à 1 fl. 30 kr. oder 20 gr. einzeln, oder mit dem Ausland 5 fl. oder 2 Rthlr. 20 gr. abgehen lassen, welche uns ihren Bedarf bereits angezeigt haben. — Wer noch keine Bestellung gemacht hat, und Exemplare vom Literaturblatt einzeln oder mit dem Ausland zu erhalten wünscht, wird gebeten, uns seinen Bedarf bald möglichst anzuzeigen. Auch werden von sämtlichen Postämtern des In- und Auslandes Bestellungen hierauf angenommen.

Stuttgart, im Junius 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

An Irland.

Von Thomas Moore.

Dein denken? o nimmer, weil schlägt noch dieß Herz,
Kann dein es vergessen, du Stätte voll Schmerz,
Mir theurer in Thränen, in Stürmen und Nacht
Als all andre Lande, von Sonnen umlacht.

Wärst du, wie ich bete, groß, herrlich und frei,
Die Perle des Meeres, der Erde ihr Mai:
Wohl grüßt' ich dich stolzer, wohl selig erfreut;
Doch könnt' ich dich lieben noch heißer als heut?

O du, das in Wunden, von Ketten umklirrt,
Nur schmerzlich geliebter den Deinen noch wird,
Dem Volk, dessen Herz gleich des Pelikans Kind
Trinkt Liebe im Blut, das vom Busen dir rinnt.

An Dasselbe von Demselben.

Später.

Gleich dem Licht, das geleuchtet auf Kildar's *) Altar
Durch Zeiten voll Dunkel und Mühen,
Ist das Herz, das die Heimath der Leiden war
Und konnte doch nimmer verblühen!
Erin, o Erin! so hat in der Nacht
Der weinenden Knechtschaft dein Busen gewacht.

Nicht fühlend den Regen, nicht hörend den Wind
Liegt die Lilie im Winter begraben,
Bis der Lenzhauch erwecket das schlummernde Kind,
Es mit Freiheit und Licht zu begaben.
Erin, o Erin, dein Winter entschwand
Und das Saatkorn der Hoffnung soll blühen im Land.

Fr. Notter.

*) Das von Giraldus erwähnte unauslöschliche Feuer der heiligen Bridget (Brigitte) in Kildare. „Unauslöschlich nicht, als könnte es nie erlöschen, sondern weil es fromme Jungfrauen so sorgsam hüten, daß es seit den Zeiten der heiligen Jungfrau (Brigitte) nie erloschen ist." „Girald. Camb. de Mirab. Hibern. Dist. 2, c. 4.

Madame Guizot, geb. Pauline von Meulan.

Von Sainte-Beuve.

(Schluß.)

Um das Jahr 1801 hatte Suard den Publizist gegründet. Die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts, aufgeklärt oder eingeschüchtert durch die Revolution, bildete den Geist seines Kreises. Das Blatt: Die Decade repräsentirte diese Philosophie in ihrem unentmuthigten Eifer und ihrem Proselytismus, in ihrer systematischen Ganzheit und ihren allgemeinen Doktrinen. Das Journal des Debats steckte durchgängig das entgegengesetzte Banner auf. Suard, der Abbé Morellet und ihre Freunde, Anhänger des achtzehnten Jahrhunderts, aber nicht der Revolution, welche gern bei D'Alembert stehen blieben, ohne bis zu Condorcet vorzuschreiten, und in der Praxis ihren geistigen Gewohnheiten und ihrem feinen Geschmack von früher her treu blieben, sahen ihre Ansichten in der Decade nicht wahrhaft vertreten und ärgerten sich doch jeden Morgen über die Diatriben der Debats. Fräulein von Meulan, durch Suards Freundschaft gleich von Anfang für den Publizist engagirt, fand hier eine ihren Gedanken zusagende Tendenz, Gelegenheit für Versuche in mannichfaltigen Fächern und zeichnete sich bald sehr aus. Zehn Jahre lang schrieb sie in dieß Blatt über alle möglichen Gegenstände, über Moral, Gesellschaft, Literatur, Schauspiele, Romane, und man kann, ohne ihre Artikel selbst zu durchgehen, sich keinen Begriff machen von dem Reichthum und der Mannichfaltigkeit ihres Talents, von der originellen Richtigkeit ihres Takts. Die zwei Bände Conseils de Morale bestehen fast ganz aus Auszügen solcher Artikel. Aus Veranlassung der ersten anonym erscheinenden Aufsätze, schrieb Frau von Stael, immer aufrichtig und eifrig des aufkeimenden Talents sich annehmend, an Suard und erkundigte sich, diese Arbeiten außerordentlich rühmend, nach dem Verfasser. Nachdem sie Aufschluß erhalten, bot sie dem Fräulein von Meulan aufs herzlichste ihre Freundschaft an. Chateaubriands Atala ward von ihr in einer Kritik gewürdigt und die Bewunderung von sehr einsichtsvollen Bemerkungen begleitet. Aber doch wurde gegen sie die Anklage des irreligiösen Fanatismus von mehr als einer Seite erhoben, wogegen sie sich mit Anstand und Witz vertheidigte. Aber das Fräulein von Meulan blieb, wie man weiter unten sehen wird, nicht auf diesem Standpunkt verharren.

Unter der Ueberschrift: Zerstreute Gedanken finden sich in den Blättern des Publizisten gar manche vom schärfsten Gepräge, von ausgezeichneter Feinheit — pikant und umfassend; z. B.: „ein geistreiches Wort hat nur dann ein Verdienst in unsern Augen, wenn es uns eine Idee bringt, welche wir noch nicht gehabt haben; und ein gefühlvolles Wort nur dann, wenn es ein selbst schon erlebtes Gefühl wieder auffrischt. Es ist ein Unterschied wie der zwischen einer neuen Bekanntschaft und einem alten Freund.“ Dann wieder: „Der Ruhm ist der Ueberfluß der Ehre, und wie jede andere Art von Ueberfluß, wird auch er oft auf Kosten des Nothwendigen erworben. Die Ehre ist weniger streng als die Tugend; dem Ruhm ist leichter zu genügen als der Ehre; mehr als Ein Mensch blendet uns durch seine Freigebigkeit ohne daß wir daran denken zu fragen, ob er seine Schulden bezahlt hat?“ Jeden Augenblick geht sie vom Paradoxen aufs Wahre, vom Pikanten aufs Verständige über; sie hat in dieser ersten Epoche ihrer Geistesrichtung etwas von Seneka; weniger Einbildungskraft und Farbe, aber mehr Sicherheit und richtigen Takt. Sie citirt gern den Philosophen Lichtenberg. Ueber Madame Cottin sagt sie: „das Talent der Madame Cottin läßt sich erst beurtheilen, wenn die Gemüthsbewegungen, welche sie geweckt hat, vorüber sind, und diese dauern lang an.“ Vom Styl der Frau von Genlis sagt sie: „Er ist immer gut und nie besser.“

Der bemerkenswertheste Streit ist der, den sie im Jahr vierzehn mit Herrn von Bonald hatte. Der Verfasser der Legislation primitive hatte im Merkur des breiten ausgeführt, nach der Weise der heftigen und paradoxen Geister, welche immer auf absolute Sätze zurückkommen: Jeder, der nicht Christ und Katholik sey, müsse nothwendig ein Atheist seyn. Fräulein von Meulan beleuchtete sein eigensinniges und hartnäckiges Räsonnement mit bitterem Witz, und behauptete, als man ihr den spöttischen Ton vorwarf: jeder Gedanke, der nicht die Probe des Scherzes aushalten kann, ist zum mindesten verdächtig.

Natürlich sprach man in der Gesellschaft viel von den Aufsehen erregenden Artikeln des Fräuleins von Meulan und in sehr verschiedenem Sinn. Manche sogenannte Freunde beklagten sie, daß sie, eine Frau und von solcher Geburt, in der Nothwendigkeit sich befinde, Kritiken, ja gar Theaterkritiken schreiben zu müssen. Verdrießlich über dieß boshafte Mitleid antwortete sie auf jene Aeußerungen in einem Brief einer Journalistin an einen Freund: „Man beurtheilt meine Aufsätze, dadurch geschieht ihnen viel Ehre; aber die Kritik erstreckt sich auch auf mich, darauf, daß ich mich entschlossen, in ein Journal zu schreiben. Der Vorwurf den man mir macht, geht also darauf, daß ich eine Frau bin, denn er kann sich nicht darauf beziehen, daß ich an einem Journal arbeite. Diejenigen meiner Tadler, welche mich kennen, wissen wohl warum ich es thue. Besorgen sie denn nicht, sich selbst Vorwürfe machen zu müssen, wenn sie durch eine leichtsinnig hingeworfene Meinung das erreichten, daß sie mir den Muth raubten, dessen ich bedarf, um dem, was ich als Pflicht ansehe, Rücksichten zu opfern, welche meine Erziehung und meine Gewohnheiten mich beobachten und schätzen gelehrt hatten. Ich kenne die Rücksichten, welche die Rolle einer Journalistin zur sonderbarsten vielleicht, die eine Frau ergreifen kann, machen — wofern sie sich mit freier Wahl dazu entschlöße... ich versichere Sie, nicht so lächerlich kann sie Ihren Freunden vorkommen, als sie mir selbst vorkommt, denn sie haben die Verhältnisse nie so in der Nähe gesehen.“

Im Verlauf ihrer langjährigen Mitarbeiterschaft am Publizisten, hatte ein oft erzählter, beinah romanhafter Vorfall statt, der entscheidende Folgen für das Schicksal des Fräuleins von Meulan hatte. Im März 1807 sah sie sich, bei sehr zerrütteter Gesundheit und unter der Last neuen Familienkummers, genöthigt, ihre Arbeiten eine Zeitlang zu unterbrechen. Da kam ein Brief an sie mit dem Anerbieten von Aufsätzen für die Dauer der Unterbrechung, welche man sich bemühen würde

ihrer würdig zu machen. Der Schreiber des nicht unterzeichneten Briefs und der Artikel, die sie nach den ersten Bedenklichkeiten dankbar annahm, war Herr Guizot. Dieses sonderbare Ereigniß brachte bald diese zwei ausgezeichneten Geister in engere Verbindung, als das ziemlich ungleiche Altersverhältniß und die Unähnlichkeit ihrer Ansichten sonst hätten vermuthen lassen. Hr. Guizot trat mit sehr entschiedenen philosophischen und religiösen Ueberzeugungen, die etwas von der trotzigen Starrheit der Jugend an sich hatten, in die Welt. Feindselig gesinnt gegen das achtzehnte Jahrhundert und seinen Skepticismus, mehr als gegen die Revolution, deren Ergebnisse er annahm, mit dem Vorbehalt jedoch sie zu interpretiren und zu modifiziren, begegnete er bei dem Fräulein von Meulan einer hiemit in ziemlichem Widerspruch stehenden Gesinnung. Diese hatte die Ansicht: Nur die Zeit führe die Menschen zur Vernunft und zur Wahrheit, aber beinah nie habe Vernunft und Wahrheit für sich irgend jemand überzeugt. Guizot vertraute unbedingt auf die Macht des thätigen und schöpferischen Gedankens. Es war nicht der kleinste Triumph des Geistes von Guizot, daß er zu überwältigen für seine Ueberzeugungen, für seine Hoffnungen zu entzünden, und durch die Verbindung mit dem seinigen zu erneuen vermochte diesen fremden, schon fertigen Geist, dem lange Zeit der Standpunkt des Hrn. Suard genügt hatte und der in einer pikanten Originalität seine natürliche Reife erreicht zu haben schien. Uebrigens kann man, erwägend was er gab, leicht auch schließen was er empfing. In dieser Wechselwirknng aufeinander, scheint bald das eine bald das andere triumphirt zu haben. Die Vermählung hatte erst im April 1812 statt. Hier beginnt die zweite Epoche für Madame Guizot, in welcher sie bekannter geworden ist. Die Wärme der Neigungen bestärkt sich in ihr durch die Glut der Ueberzeugungen und dieß doppelte, weniger glänzende als wohlthätige Feuer belebt und nährt ihre Jahre durch gediegenes ernstes Glück. Sie ist jetzt nicht mehr eine Moralistin aus dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts, sondern eine Schriftstellerin aus der neuen, berufstreuen Zeit, eine aufmerksame, lehrreiche Mutter, eine tugendhafte Philosophin, bestrebt, allen Ständen die Uebereinstimmung von Recht und Pflicht, von Prüfung und Glauben, von Regel und Freiheit fühlbar zu machen. Mit festen und hochsinnigen Grundsätzen hatte sie jetzt bei Allem ein praktisches Ziel im Auge. Ihre Lieblingsidee war: dieselbe moralische Erziehung kann und soll allen Ständen gegeben werden; unter der Herrschaft der verschiedensten äußern Umstände, im Glück und Unglück, in großen oder kleinen Verhältnissen kann der Mensch einer innern Entwicklung theilhaft werden, welche beinah gleich ist bei allen; können alle zu derselben Einsicht, der gleichen Zartheit und Höhe in Empfindungen und Gedanken geleitet werden; die Menschenseele trägt in sich etwas, was Stand hält gegen alle Wechselfälle des Glücks, gegen alles Wandelbare im menschlichen Loose und es kommt nur darauf an, ihr das Geheimniß ihrer Kräfte zu offenbaren und über deren Anwendung zu belehren." Woher dieser Wechsel der Ansicht? Madame Guizot war Mutter geworden. Jetzt begriff sie das Bedürfniß des Herzens, an eine bessere Zukunft, an die Vervollkommnungsfähigkeit des Menschen, an die Tugend der Zeitgenossen ihres Kindes zu glauben. Die Schrift der Madame Guizot über Erziehung wird bleiben auch nach dem **Emil** und auf diesem Gebiet den Fortschritt der gesunden, gemäßigten Vernunft unserer Zeiten, gegenüber von dem zügellosen Genie bewähren, wie in der Politik die **Demokratie** von Tocqueville ein Fortschritt ist über den Contrat social hinaus. — Sie lebte sehr glücklich mit ihrem Gatten, an dessen Arbeiten sie ohne Zweifel Theil hatte, mit den Jahren wuchs die Lebhaftigkeit und Zartheit ihres Gefühls; ja sie ward außerordentlich weich; sie trug sich in ihren letzten Jahren mit dem Plan, die Geschichte von Abälard und Heloise zu bearbeiten. Der Tod unterbrach den erst bis zur Hälfte gediehenen Versuch.

Wenn aber schon die Empfindungsweise der Madame Guizot immer feiner und weichmüthiger wurde, so war doch ihre Religiosität frei von jenen Anfechtungen, welche nur zu oft bei zarten und tiefsinnigen Gemüthern in ihrem Gefolge sind. Als Katholikin geboren, früh schon ergriffen von dem Indifferentismus, den man in der Atmosphäre des Jahrhunderts einathmete; nach Zweifeln, die jedoch nie feindselig noch systematisch waren, zurückgekommen auf einen sehr warmen christlichen Deismus, auf eine wahrhafte Frömmigkeit, fand sie hiebei volle Ruhe und Zufriedenheit. Die Abgründe der Gnade, des Heils beunruhigten sie nicht, indem sie am Rande ihres Wegs sich öffneten. Sie hatte festes Vertrauen. Das Gebet als eine Unterhaltung mit dem allmächtigen, gütigen Wesen, stärkte und tröstete sie. Eines Tages, bald nach ihrer Zurückkunft von Plombieres, wo sie, jedoch vergebens, einige Erleichterung gesucht hatte, hatte sich in ihrer Nähe ein Gespräch entsponnen und einige Zeit fortgedauert über die Frage: ob die Persönlichkeit nach dem Tod fortdaure, oder ob die Seele in dem großen Wesen untergehe? Da raffte sie sich aus ihrer schon sehr großen Schwäche auf, faßte mit allmählich stärker werdenden Stimme die Ansichten auf und entschied sich am Ende mit Lebhaftigkeit und Zuversicht für die Fortdauer der persönlichen Seele in Gott. Am ersten August 1827, am Ende ihrer langwierigen Krankheit bat sie ihren Gemahl ihr aus einem guten Buch vorzulesen. Er las ihr einen Brief von Fenelon für eine kranke Person und nachdem er damit zu Ende war, ging er auf eine Predigt von Bossuet über die Unsterblichkeit der Seele über; während des Lesens entschlief sie. Man begrub sie, wie sie gewünscht hatte, nach dem Ritus der reformirten Kirche, welcher ihr Gatte angehört und deren Leichenceremonien in keinem Widerspruch standen mit dem einfachen Glauben, welchem sie zugethan war. Wahrhaftig bis ans Ende wollte sie auch in die den Todten zu erweisenden Pflichten nichts Gemachtes und bloß Herkömmliches, nichts als was dem innersten Gedanken gemäß war, gemischt wissen.

Sie hatte einen lebhaften Geschmack am Gespräch, nicht weil sie darin zu glänzen suchte, sondern um der Anregung und Uebung des Geistes willen. Man konnte sie vielleicht anfänglich in der Unterhaltung etwas derb finden; ihre **nachspürende** Vernunft, wie sie sie irgendwo nennt, ging auf den Grund aller Gegenstände. Aber das Interesse steigerte sich, die Gedanken strömten im Ueberfluß zu und, ohne es zu beabsichtigen, übte sie

einen großen Einfluß auf ihre Umgebung. Was soll man endlich, wenn man nicht die Ehre ihrer persönlichen Bekanntschaft gehabt hat, noch sagen von dieser Frau von Geist und Scharfsinn, voll Tugenden und hoher Verdienste, welcher unter den Frauen der Zeit nur Frau von Stael überlegen war, überlegen, nicht durch den Gedanken, sondern nur durch einige Talente? Das Gefühl welches sie einflößt, ist von der Art, daß die Ausdrücke der Werthschätzung und Achtung allein es bezeichnen können und daß es beinah ein Unrecht gegen sie, die immer zu seyn und so wenig zu scheinen trachtete, seyn möchte, wenn man bei ihrem Namen die Worte Zukunft und Ruhm ausspricht.

So weit Sainte-Beuve. Sowohl um ihrer selbst willen, als wegen ihres Verhältnisses zu Guizot, einem politisch und literarisch bedeutenden Mann, nimmt die im Obigen geschilderte Individualität das Interesse in Anspruch. Ein solches Austreten weiblicher Geister, einerseits freilich in dem unergründlichen Geheimniß der Individualitäten begründet, deutet doch beinah immer zugleich auf eine außergewöhnliche Bewegung, eine Krisis in den geistigen und socialen Zuständen eines Volks. Im gewöhnlichen, ruhigen Verlauf der Dinge bildet die mächtige Sitte und die hergebrachte Ordnung ein Gegengewicht gegen die aufstrebenden Neigungen, daß sie nicht so leicht aus dem ihnen zunächst zukommenden Kreise heraustreten; aufgeregte Zeiten reizen, begünstigen, ja nöthigen die sonst verborgenen Kräfte, lockern und sprengen die Bande des Herkommens und beschämen die engherzige Eingeschränktheit des am Alten und an der Regel klebenden Urtheils durch die glänzenden Erfolge kecker Geister, welche sich mit Selbstständigkeit ihre Bahn brechen, ihre Lage schaffen. Drei Frauen ragen in der Periode der französischen Revolution hervor: Madame Roland, mehr zwar als politisch-thätige Person, aber doch auch durch ihre Memoiren einen Platz in der Literatur einnehmend, Madame Stael, Tochter des in der Geschichte des Ausbruchs der Revolution so bedeutenden Necker, eine Dame, welcher die kleinliche Verfolgung, die sie von Napoleon erfuhr, vielleicht eine größere politische Wichtigkeit lieh, als ihr in der That zukam, deren literarische Verdienste aber, hauptsächlich was die Eröffnung der deutschen Literatur für die Franzosen betrifft, unbestreitbar sind, und Madame Guizot, welche durch die Stürme der Revolution zur Wahl dieser Laufbahn getrieben, sich doch auf Betrachtungen, Räsonnement und literarische Polemik beschränkte. Deutschland, das keine Revolution durchgemacht, hat, trotz der Menge schriftstellernder Damen, doch keine Roland und Stael aufzuweisen, aber vielleicht ließe sich eine weibliche Persönlichkeit, von welcher seit einigen Jahren aus Veranlassung ihres herausgegebenen Nachlasses gar viel die Rede gewesen ist, einigermaßen mit der Madame Guizot vergleichen: wir meinen die unter dem Namen Rahel bekannte Frau Varnhagen von Ense. Sind wir auch keineswegs geneigt, irgend den enthusiastischen Bewunderern und Vergötterern beizustimmen, welche in den allerdings gehaltvollen, aber nachlässig-prätentiösen Briefen, welche die vielseitige Frau an die große Zahl ihrer Freunde spendete, die Quintessenz des deutschen Geistes, und in den mannichfachen abrupten, bisweilen treffenden, oft paradoxen und manchmal eigensinnigen Urtheilen und Aussprüchen, unbedingte Orakel zu finden und die aus dem Zwiespalt mit ihren Verhältnissen und mit sich selbst hervorgegangenen Wünsche und Aussichten für Weissagungen zu halten: so müssen wir doch in ihr einen bedeutenden, tief und scharf beobachtenden, energisch denkenden und urtheilenden Geist anerkennen. Von Gemüth und Temperament heißer als die Madame Guizot, hat Rahel vielen ihrer Aussprüche ein leidenschaftliches Gepräge aufgedrückt, was mit der eindringenden Schärfe des Verstandes sich gar wohl verträgt: sie strebte mit Leidenschaft nach vollkommener Klarheit über sich selbst und über alle Gegenstände, aber diese Klarheit befriedigte sie nicht. Gegen das Ende ihres Lebens scheint auch in ihr wie in Madame Guizot, obgleich sie die positive Religion nicht in sich aufzunehmen vermochte, das religiöse Bedürfniß stärker und eine religiöse Resignation vorherrschender geworden zu seyn.

In den äußern Lebensverhältnissen der beiden Frauen bietet sich manche Parallele dar. Nur zwei Jahre im Alter verschieden erlebten sie die gleiche Geschichte mit, von deren Folgen sie freilich nicht in gleicher Weise berührt wurden, und wenn für Madame Guizot die Anfänge der Revolution das wichtigste und folgenreichste waren, so wurde Rahel erst in der Zeit der sogenannten Freiheitskriege am lebendigsten von den Bewegungen der Völkergeschichte ergriffen. Beide vermählten sich erst in vorgerückterem Alter, beide mit ziemlich jüngeren Männern; diese Rückkehr aber zu der Bestimmung und Ordnung des Weibes war bei beiden sehr verschieden; bei Rahel stimmte sich die frühere Glut jetzt zu einer mäßigen Wärme herab — wie an einem heißen Sommertag Abends die Hitze sich abkühlt; der Madame Guizot brach nach einem stürmischeren, rauheren Tage noch ein milder, friedlicher Abend an. Auch die Differenz ist wohl nicht außer Acht zu lassen: das Fräulein von Meulan ergriff, von der Noth gedrängt, einen bestimmten, eigentlich männlichen Beruf — den der Schriftstellerin und mit den hiezu erforderlichen Gaben ausgestattet, übte sie ihn theils als Pflicht, theils auch aufgemuntert und erfreut durch ihre Erfolge. Rahel dagegen schriftstellerte nicht; sie war und wollte nur seyn: Mensch. Aber Geistesthätigkeit ist eben noch nicht Berufsthätigkeit und der Mangel einer solchen mochte wohl zu Rahels Verstimmung beitragen. Hätte sie statt der aphoristischen Urtheile und Betrachtungen etwas Zusammenhängendes geben, hätte sie für das Publikum (das ihr Bruder L. Robert in einem Epigramm so treffend charakterisirt), statt für Freunde schreiben wollen, so hätte dieß vielleicht für sie selbst wohlthätige Folgen gehabt, und die an ihrem Innern zehrenden Potenzen nach außen abgeleitet. Aber weiblicher und deutscher war die Scheue vor der Publizität, welche Rahel zurückhielt, ihren Namen in die Liste der Autorinnen einzutragen, wo sie gewiß eine der ersten Stellen eingenommen hätte.

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 40.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

2 Julius 1836.

Aus Byrons Don Juan Canto II. *)

142.

Den Fels herab die Inseljungfrau klimmt,
Zur Höhle strebt sie leicht und schnellgefüßt,
Dieweil, anlächelnd sie, die Sonn' erglimmt
Und ihren Mund mit Thau Aurora küßt,
Sie für die Schwester haltend, was bestimmt
Auch Ihr, die beiden sehend, glauben müßt,
Wiewohl die Sterbliche bei gleicher Schöne
Voraus hat, daß sie Luft nicht ist wie jene.

143.

Und als Haidee ganz furchtsam, doch geschwind
Die Höhle nun betreten und gesehen,
Daß Juan schlummert wie ein Kindlein lind:
So bleibt sie schauernd, wie vor Ehrfurcht stehen;
(Schlaf ist ehrwürdig) daß er Schutz gewinnt
Vor rauher Luft, schleicht her sie auf den Zehen
Und hüllt ihn dichter ein, auf ihn gebeugt,
Trinkt sie den Odem, der ihm schwach entfleucht.

144.

So steht ein Engel Sterbende zu trösten
Die als Gerechte sterben! Und es war
Der Knabe ganz der Ruhe Bild, der größten,
So ruht die Luft auch drüber still und klar.
Indeß fängt Zoe Eier an zu rösten,
Denn Frühstück muß demnächst das junge Paar
Doch essen; ihrer Fordrung vorzukommen,
Hat gleich den Vorrath sie dem Korb entnommen.

*) Eine Uebersetzung der drei ersten Gesänge wird noch in diesem Jahr erscheinen.

148.

Er liegt, dieweil sie über ihn sich neiget,
Still, wie an Mutterbrust ein Säugling liegt;
Wie Weiden schmachtend, wenn das Lüftchen schweiget,
Gleich ruh'gen Meeres Tiefen eingewiegt,
Schön, wie sich vorn im Kranz die Rose zeiget,
Sanft, wie der junge Schwan im Nest sich schmiegt;
'S war ein sehr hübscher Bursch, es kurz zu sagen,
Wenn gleich fast gelb durch das, was er ertragen.

149.

Erwacht, schaut er — und schliefe wieder ein,
Wenn nicht das Antlitz, das er schaut, verböte
Der Augen Schluß, ob Müdigkeit und Pein
Auch fernern Schlaf zur fernern Lust erhöhte.
Für Juan soll umsonst geschaffen seyn
Kein Weibsgesicht: er kehrt sich beim Gebete
Von gräul'gen Heil'gen, Martyrn in den Wildnissen
Zu der Jungfrau Maria süßen Bildnissen.

150.

Und so, dem Ellenbogen aufgestemmt,
Schaut er das Fräulein an, auf deren Wangen
Zum Kampf der Rosen, weiß und roth, es kömmt,
Als mühsam sie zu sprechen angefangen;
Beredt ihr Auge, doch ihr Wort gehemmt,
Wenn auch die leisen Bitten süß erklangen,
Neugriechisch, mit ionischer Betonung,
Nicht reden, essen möcht' er, Noth sey Schonung.

151.

Zwar nicht verstand es Juan, was sie sprach,
Er war kein Grieche, doch er hatt' ein Ohr;
Die Stimme war ein Nachtigallenschlag,
So sanft, so süß, so überaus sonor,

Schön, einfach, wie Musik nie tönen mag;
Ein Thränenecho ruft der Klang hervor,
Wir wissen nicht warum; uns zwingt der Ton,
Es ist, als stiege Melodie vom Thron.

168.

Täglich mit Tagesanbruch, (frühe traun
Für Juan, der dem Langeschlafen gut),
Kommt sie zur Höhle, doch nur um zu schau'n
Ihr Vöglein, das in seinem Neste ruht.
Sie mag die krausen Locken leise kraun,
Was ihres Gastes Schlaf nicht Eintrag thut,
Dem lieblich Wang' und Mund ihr Hauch umweht
Gleich wie der milde Süd ein Rosenbeet.

169.

Und jeder Morgen färbet frischer ihn,
Und jeder Tag wirkt seiner Kräfte Mehrung;
Gut war's, weil Menschenkörper schöner blühn
Im Wohlseyn, das auch bringt der Liebe Zehrung.
Gesundheit, Nichtsthun, sind dem Liebesglühn
Wie Oehl und Pulver; einige Belehrung
Und gute, gibt auch Bacchus, so wie Ceres;
Mit Venus Angriff, fehlt sie, aus bald wär' es.

174.

So rollt ein Mond dahin und schön Haidee
Hat täglich ihren Knaben noch besucht,
So reichlich braucht sie Vorsicht, daß er nie
Entdecket ward in seiner Felsenschlucht.
Da flicht ihr Vater Handelsleuten, die
Man wahrnahm nach, in See auf jener Bucht,
Wie weiland nicht zum Einfang einer Jo,
Drei Ragusanern galt's, bestimmt auf Scio.

176.

Sie dehnt Besuch nun und Gespräche lang,
Sie müssen sprechen und er hat zur Frage
Genug gelernt: ob ihr beliebt ein Gang?
Denn wenig wandelt er seit jenem Tage,
Wo welk und feucht er lag am Uferhang,
Dem Blümlein gleich, entstellt vom Wetterschlage;
Auszieha sie Nachmittags, die Sonne sehn
Sie beim Aufgang des Mondes untergehn.

177.

Wild ist die Küste, tiefgewühlt vom Meer,
Mit Klippen ob des Strandes plattem Sand
Beschirmt durch Bank und Fels, als durch ein Heer;
Mit Buchten hier und da, (willkommen fand
Der Sturmverschlagne deren Anblick mehr)
Nur dann brüllt nicht der troß'gen Woge Brand,
Wann todte, lange Sommertage machen
Die See erblitzen, ausgestreckt gleich Lachen.

178.

Der Strand, bespült mit Reifeln, zart und leicht,
Es kommt kaum Eu'r Champagnerschaum dagegen,
Der übern Rand des Funkelbechers steigt,
Der Frühlingsthau des Geists, der Herzensregen!
Was geht vor alten Wein! Wem gut es deucht,
Der predige! Nicht hilft's! Nun recht deßwegen;
Wein, Weiber, Lust und Lachen heute — laß' Er
Auf morgen den Sermon und Sodawasser.

179.

Der Mensch, hat er Vernunft, muß sich betrinken,
Der Rausch ist ja das Beste noch vom Leben!
Ruhm, Traube, Liebe, Gold, darin versinken
Die Menschen jedes Volks mit ihrem Streben.
Fehlt' Traubensaft, wie zweiglos würd' uns dünken
Der Lebensbaum, so fruchtreich, trifft sich's eben.
Drum noch einmal: betrinkt Euch sehr, und wann
Mit Kopfweh Ihr erwacht, gebt Acht, was dann!

180.

Schellt Euerm Diener, fordert schnell ein wenig
Rheinwein und Sodawasser und nun fühlt
Bald Lust Ihr, Xerxes werth, dem großen König!
Gepries'nen Scherbet zwar, in Schnee gekühlt,
Des Wüstenquells Aufglänzen nenne schön ich,
Burgunder auch, der Abendrothgluth spielt,
Doch kommt's nach Reisen, Langweil, Liebe, Morden
Dem Trank nicht gleich, der so bereitet worden.

181.

Die Küste — war's die Küste einst, wo mein
Bericht abbrach? Die Küste war's, ja, ja —
Liegt, während Sand und blaue Woge kein
Wind aufstört, ruhig wie der Himmel da,
Und still ist alles, nur Seevögel schrein,
Delphine springen; kommt das Wellchen nah
Untiefen, kleinre Klippen, bebt es jetzt
An seine Marken, die es kaum benetzt.

(Schluß folgt.)

Der Romanticismus im Osten.

Wie sehr die Romantische Schule auch im Osten Europa's Anklang gefunden, ersieht man leicht daraus, daß Viktor Hugo's Angelo bereits in zwei ungrischen Uebersetzungen existirt, noch mehr aber aus dem Vorworte des einen Uebersetzers Baron Joseph Eötvös, welches wir als eine merkwürdige Erscheinung hier mittheilen.

Es gab in Frankreich eine Zeit — man nannte sie das Jahrhundert Ludwigs XIV, weil damals nur ein Mensch lebte, und dieser Ludwig XIV hieß — eine große Zeit der Niederträchtigkeit und des Unglaubens. Von den langen Kämpfen des Mittelalters ermüdet, sehnte sich die Menschheit nach Ruhe, und

wäre es auch in einem Kerker. Die Leidenschaften waren verbraucht, das Gefühl erkaltet, nur frostige Selbstsucht bewegte noch das menschliche Herz. Es gab eine Zeit, in der Frankreich verschwunden war, und Versailles an dessen Stelle trat, und kaum könnten wir glauben, daß es einst so gewesen, zeugte nicht die Literatur für diese Vergangenheit. Diese Literatur, wie damals alles ein Eigenthum Weniger, ich möchte sie ein Regal nennen, welches die Akademie in Pacht genommen, konnte im Volke keine kräftige Wurzel fassen, nicht mit ihm erstarken und groß werden: unabhängig und vereinzelt stand sie da auf den engen Räumen des Théâtre français oder der Akademie, mehr den Bäumchen ähnlich, die man zu Weihnachten mit Christgeschenken für Kinder behängt, als der kräftigen Eiche, unter deren Schatten der Mann Ruhe sucht. Man war der alten Zügellosigkeit so überdrüßig geworden, daß man endlich Allem Gesetze vorschrieb, da man nichts mehr fürchtete, als das Schrankenlose. Jedes Wort bedurfte eines Geleitbriefes, und nur durch das Wörterbuch der Akademie konnte es ihn erhalten. Für alles wurden feste unabänderliche Formen festgesetzt, und wie in den Gärten, so war auch im Reiche der Gedanken alles Hervorragende verpönt, bis man endlich über der Schere des Gärtners die wahre Form der Bäume vergaß. Da standen sie nun die armen Jünglinge mit ihrer glühenden Seele, mit ihren ungestümen Herzen, einsam unter den Mumien des Mittelalters, denen außer ihrem Flitterstaate nichts vom frühern Leben geblieben, und ihre junge Seele fühlte Sehnsucht nach etwas Edlerm. Da standen sie nun und blickten um sich im gealterten, ausgebrannten, kraftlosen Vaterlande suchend, ob sie nichts fänden, was mehr zu ihrem Herzen spräche, und als sie nichts fanden, wurden sie traurig und verstummten. Und als die Akademie sie so bleich sah, sprach sie höhnend: „Werdet Dichter" und gab ihnen alte Classiker für ihre jungen Gefühle. Und sie nahmen die Bücher, die blassen Jünglinge und lasen darin von großen Männern und großen Thaten und einer Zeit, in der es noch Menschen gegeben. Und gränzenlose Sehnsucht erfüllte ihr Herz, und diese Zeit ward die ihre, und sie lebten in ihr. Weil das menschliche Geschlecht so erstorben schien, ließen sie alte Helden auferstehn, die von alter Größe sprachen und von alter Tugend, und das Volk lauschte begierig, Kindern gleich, denen man Mährchen erzählt. Und wie das Trauerspiel zu Ende war, gingen sie aus dem erleuchteten Schauspiel hinaus in ihre finstern Straßen, und lachten über die wunderbaren Dinge, die ihnen vor einer Stunde noch so wahrscheinlich geschienen, und freuten sich ihrer Nüchternheit, denn sie dachten ja, das menschliche Geschlecht sey erwacht, weil es seine Träume verloren. Und auch die großen Herren erfreuten sich des erhabenen Spiels, welches sie so gemächlich aus ihren Logen sehen konnten, und weil sie in jedem Helden des Alterthums nur sich selbst fanden, schenkten sie endlich dem Dichter für die feine Schmeichelei wohl gar eine Tabatiere oder ein paar Dukaten. Das war euer Leben, das euer Schicksal. Verachtung der Anfang, das Ende die Akademie. Denn hattet ihr einmal dieß Ziel erreicht, war's mit der Poesie ohnehin vorüber, und nur auf euren Gräbern erfuhr das Volk endlich, daß ihr einst Dichter gewesen.

Mit Voltaire's Tode war alles, was einst in der classischen Schule groß gewesen, zu Grabe gegangen. Die Classicität war todt, und zeigte man sie auch noch manchmal dem Volke lebend und auf dem Throne, wie einst Suleiman bei Sigeth, so geschah es doch nur, damit es sich keinen andern Herrscher wähle. Und all das, was nach der Heroen Tode noch in so viel Bänden geschrieben ward, verdient nur allenfalls als Todesanzeige der Classicität einige Aufmerksamkeit.

Es ist eine alte Erfahrung in der Geschichte der Literatur, daß sich zwei große Epochen nie unmittelbar folgen, es liegt immer eine Zeit dazwischen, die Bewunderung ausfüllt. Junge Menschen, und ihnen gehört ja die Poesie, fühlen sich viel zu glücklich im Bewundern und Nachahmen großer Meister, um selbstständig neue Wege für ihre Thätigkeit zu suchen. Was überall geschah, wäre in Frankreich immer geschehen, hätten auch große Ereignisse dieß Volk nicht aus der Sphäre der Kunst herausgerissen. Doch die Zeit der That war gekommen, der Tag des Kampfes mit seiner blutig rothen Sonne, und wer nur Kraft hatte in Frankreich, und Muth und eine Seele, stellte sich in dem Kampf: zum Dichten wie zum Bewundern blieben nur Greise und Schwächlinge, die zu wenig Blut hatten, um es zu vergießen.

Wer hätte auch singen mögen in jener Zeit, wo niemand seinem Liede lauschte, wo ein paar Volksgesänge dröhnend durch das Land zogen, und in ihnen jeder alle seine Gefühle wieder fand. Ganz Frankreich war ein großes Heldengedicht, wer hätte mit der Geschichte in die Schranken treten, wer reimen mögen vor einem Volke, welches Heldenstimmen gewohnt war? Und doch gab es solche Menschen, die gegen die Zeit klagten, welche sie nicht verstand, die sie nicht verstanden. Durch die Republik und das Kaiserreich schleppte sich diese Literatur mit ihrer Abgeschmacktheit, mit ihren langweiligen Alexandrinern, und verbrauchten Gedanken, an denen man aus ihrer Aehnlichkeit leicht ihre Ahnen erkennen konnte, die einst Corneille oder Racine in's Leben rief. Man ließ sie bestehen, weil man sie verachtete, weil es der große Kaiser eben so wollte, der damals allein einen Willen hatte in Frankreich.

Die Zeit eines Augustus kann dem Aufblühen einer Literatur günstig seyn. Die Zeit eines Napoleon ist es nicht. Die Gegenwart war zu schön, als daß sich noch Jemand mit der Vergangenheit hätte beschäftigen mögen, und das Volk war so viele Aufregungen gewöhnt, daß es der Dichtkunst nicht bedurfte. Wie einst Ludwig XIV kühn sagen konnte: L'état, c'est moi; so konnte er sagen: La gloire, c'est moi!, und Alles ging unter in Bewunderung des Mannes, der so Großes gethan hatte, daß selbst die Wahrheit Schmeichelei schien. Endlich sank auch er; er war der Leichenstein der Revolution, auf dem Alles was sie Großes gethan, mit großen Buchstabenzügen aufgezeichnet stand. Sie warfen auch ihn zu Boden, und Frankreich seufzte, doch dieser Seufzer war der erste Athemzug eines neuen Lebens, welches sich jung und kräftig entwickelte. In dem Manne hatte es die Gegenwart verloren, es blickte zurück auf die Vergangenheit, und seine alten Gedanken erwachten wieder.

Auch die Literatur feierte ihre Restauration. Stolz und majestätisch trat die Akademie auf, und auch sie fing an von Legitimität zu erzählen. Einem vierzigköpfigen Cerberus gleich ließ sie sich nieder vor den Pforten der Literatur, damit ja Niemand aus dem Reiche der Schatten herauskommen könne, und arbeitete weiter an ihrem großen Wörterbuch. Frankreich hatte sich geändert, jetzt glühte es für eine Idee, und wie der Jüngling, der zu lieben angefangen, war es poetisch geworden. Kühn und immer kühner erklang das Lied, immer höher schlug das Dichterherz. Jeder schuf sich neue Formen und neue Worte für das neue Gefühl, und wenn man auch noch manchmal die alten Ketten rasseln hörte, war es bloß weil man sie zerbrach. Begierig lauschte das Volk dem Liede, das es nun zum erstenmale auch verstand, und freute sich der schönen Zukunft, deren erste Frühlingsklänge es nun vernahm. Doch die Akademie schüttelte bedächtig ihr gepudertes Haupt, und zeigte auf ihr Diplom, und auf ihre verwelkten Lorbeeren, und fing an vom Non plus ultra zu reden. Die Jugend lachte ihr in's Gesicht und sang weiter. Da rief endlich die gelehrte Versorgungsanstalt ihre ganze Macht zusammen, und sie fingen ein langes Sirenenlied an, welches noch jeden eingeschläfert, um auch die kühne Jugend in den Schlaf zu lullen. Doch sie träumte ja schon, wie hätte man sie einschläfern können.

Der Romanticismus hatte angefangen, und weil er angefangen, weil er in einigen Herzen feste Wurzeln geschlagen, weil er zur Ueberzeugung geworden, mußte er auch siegen: denn nur Wenigen ist Ueberzeugung gegeben, doch dem, der sie hat, kann nichts widerstehen, und am wenigsten der Glaube, der am Ende nichts ist, als höchstens ein Traum von Ueberzeugung.

Wenn wir das Buch der Geschichte aufschlagen, dieses Tagebuch der Menschheit, in dem wir nichts aufgezeichnet finden, als ihre Zweifel; wenn wir zurückblicken auf die Epochen des Kampfes, finden wir immer das Neue siegend über das Alte, eben weil es neu ist, weil es aus dem Jahrhunderte hervorgegangen, in ihm seinen Anklang findet, weil es werden muß, während das Andere nur bestehen will, weil es jung ist, und als solches den Keim des Lebens eben so in sich trägt, wie das alte den des Todes.

Die Poesie ist nicht wie die Bildhauerei, oder die Malerei oder Architektur, nur eine Kunst, sie ist eine Nothwendigkeit, ein Klageruf des Menschengeschlechts, welches sich nach was Besserem sehnt, ein Ton, welcher seinen Accord erst sucht, und zur Dissonanz wird, wenn er ihn nicht findet. Die Poesie hat ein Vaterland, hat ein Jahrhundert, und nur in ihm wird sie ganz verstanden. Die Classicität war Frankreich ewig fremd geblieben; am Parnaß, am Helikon, an der Castalischen Quelle suchte der Dichter seine Exaltation, und sein Lied sang von fremden Helden, deren Namen die französische Aussprache wohl verderben, aber nie französisch machen konnte. Und wenn all das auch nicht gewesen wäre, die fremde Mythologie, an die Niemand mehr glaubte und die, seit man sie in Schulen lehrte, all ihre Poesie verloren, war allein genug jedes Mitgefühl zu verderben. Die Akademie hatte ihre Dichter, das Volk hatte keine, es bedurfte eines Dichters, und Viktor Hugo entstand.

Es gibt Menschen, die ihrem Jahrhunderte voran eilen, deren geistiges Auge sich einer schönern Zukunft erschließt, und die dem Aerostaten gleich, sich in reinere Regionen erhebend, stolz auf die unten stehende Menschheit herabblicken, von der sie Adlern gleich nichts zu erwarten haben, als ihre Pfeile. Es gab solche Menschen, und wir bewundern sie, dieß ist ja doch ihr einziger Lohn. Doch nur der ganz in seinem Jahrhundert gelebt, der es ganz verstanden, der kann wirken. Viktor Hugo war einer der Letzteren. Seine Aera ist das neunzehnte Jahrhundert, sein Vaterland Frankreich; jedes Gefühl, welches die Brust seines Volkes erhoben, er hat es gefühlt, jede Freude, jede Hoffnung, jeder Schmerz — in seinem Herzen hat er Anklang gefunden. Alles was er gesungen, von der auf Heinrich des V Geburt gedichteten Ode bis zum Le Roi s'amuse waren Volksstimmungen, und darin eben liegt seine Größe, daß er zu groß war, um die Popularität zu verachten. Als er sie sah, diese Literatur, diese kalte Poesie des achtzehnten Jahrhunderts mit ihren duftlosen Blumen, mit ihrer frostigen Sonne, mit ihren Menschen ohne Leben, als er diese Kunst sah, die einer Marmorsäule gleich kalt und bleich vor ihm dastand, für Gelehrte eine Reminiscenz, für Ungelehrte Nichts: da fühlte er, daß es eine andere Poesie geben müsse, als jene, die Nachahmung erschaffen kann, und er brach sich eine neue Bahn, ohne anderen Führer als sein Gefühl, ohne anderen Zweck als die Wahrheit.

Er brauchte eine Vergangenheit für sein Lied, doch er fühlte, daß die unsere nicht in der Römer- oder Griechen-Welt, sondern nur im Mittelalter zu finden sey. Er ergriff sie daher diese Zeit, die Jugendzeit des menschlichen Geschlechts, mit all ihrer Größe und ihrem Unglück, mit ihren Träumen und Hoffnungen, und stellte sie hin vor sein Jahrhundert, wie eine Frage. Seine Poesie ist eine Welt, doch eine Welt, wie die unsere, voll Schmerz, eine Welt, in der man die Sonne nur manchmal am Saume schwerer Gewitterwolken sieht, eine Welt ohne Blumen, doch voll Gräber, ohne Freuden, doch voll Ruhm, eine Welt, die wir bewundern, und aus der wir uns heraussehnen. In seiner eigenen Sprache redete er sein Jahrhundert an, was Wunder, wenn auch die Töne zu hart scheinen, er malte ein Bild aus seiner Zeit, was Wunder, daß die Züge dunkel sind, dieß Jahrhundert hatte einen Napoleon gehabt — soll es sich an den Gesängen Delille's erfreuen? Nicht zu gefallen, zu nützen war Viktor Hugo's Zweck, und er hat ihn erreicht. Ihm war die Poesie viel zu heilig, viel zu groß, um sie einem Spiele gleich für Zweck zu halten. Ihm war sie Mittel sein Volk zu kräftigen, und Kraft ist Tugend. Wahrheit ist es was er gesucht, was er gefunden, darum wird er leben, der größte Zeuge seiner Zeit.

Friedrich Müller.

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 41.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

6 Julius 1836.

Heimliche Liebe.

Nach Miß Jewsbury.

Sie ist im Herzen mir, im Sinn,
Am Morgen, Tag und Nacht,
Wenn kalt der Hauch des Schnees weht
Und wenn die Rose lacht.

Den süßen Namen nenn' ich nie,
Wo keck die Freude ruft,
Doch wohl ertönt der zarte Klang
Dem stillen Mondenduft.

Der Andern Schönheit preise ich
Vor tausend Zeugen laut:
Dem eignen Bruder bärg' ich es
Wenn ich auf sie geschaut.

Der Lilie Thau wär' abgewischt,
Das Gold verlör' den Schein,
Wenn je ein Andrer als sie selbst
Vernähm', ich nenn' sie mein.

Fr. Notter.

Le gamin de Paris,

Comédie Vaudeville en deux actes, par Bayard et Vanderburch.

Dieses liebliche kleine Stück, das in den ersten Monaten gegenwärtigen Jahres mehr als hundert Vorstellungen in Paris erlebt hat, nimmt als literarisches Produkt, der Natur des Vaudevilles nach, begreiflicherweise nur jene untergeordnete Stufe ein, auf welcher alle Anforderungen an ein organisches Kunstwerk gern erlassen werden; ein um so höherer Rang kommt ihm als Beleg des in Frankreich immer mächtiger um sich greifenden Geistes der Gleichheit, der socialen Annihilirung des Adels zu, wenn man auch zugeben muß, daß das Volk seine Ansprüche auf Ebenbürtigkeit selten oder nie mit so viel Liebenswürdigkeit geltend machen dürfte, als seinem Repräsentanten hier für die Bühne geliehen ward. — Gehen wir sogleich zur Andeutung des Inhalts über: Amedee N. N. angeblich Dekorationsmaler, bewirbt sich um die Liebe Elisa's, eines elternlosen Mädchens aus einer ehrsamen Bürgerfamilie, und hat ihre Gunst beim Anfang des Stücks auch wirklich bereits gewonnen, ohne daß die alte Großmutter es inne wird. Das Gespräch fällt auf Elisa's Bruder, Joseph, der, nur eben dem Knabenalter entwachsen, Lehrjunge in einer Druckerei ist und durch seine Etourderien, sein müssiges Herumlaufen und Kleiderzerreißen der guten Alten viel Kummer macht, so sehr ihn auch Elisa und Andere seines guten Herzens und trefflichen Charakters halber zu entschuldigen bemüht sind. Der Großmutter Gesinnung theilt der Nachbar, Hr. Bizot, nach dessen Ausspruch Joseph eben nichts als ein Gassenbube, gamin, ist, der ihm noch eben am Kanal Saint Martin einen Schusser so derb auf die Wade geworfen hat, daß er sicherlich ein Blaumal davon mit sich herumträgt. Gleich drauf stürzt der Angeschuldigte in einer Blouse, ohne Mütze, triefend von Wasser herein, fordert frische Kleider, kann aber vor einer Menge anderer Dinge, die er zu sagen hat, gar nicht zu Wort bringen, wie es sich mit dieser Durchnässung eigentlich verhalte. Nachdem er sich umgekleidet, trifft er die Schwester allein und erzählt ihr, wie er gestern, als er Herrn Paul de Kock die Korrekturbögen eines Romans gebracht und dieselben unterwegs gelesen habe, beinah von einem prächtigen Wagenpferd überrannt worden wäre. Und wer saß in dem schönen Tilbury? Monsieur Amedee, der den Wagen in eigener Person lenkte und dem Erzähler, ohne ihn zu erkennen, einen Peitschenhieb zutheilte! Elisa will einer solchen Angabe keinen Glauben beimessen — denn wie sollte ein Dekorationsmaler zu einem Tilbury kommen? — und frägt, wie der Angeber ins Wasser gefallen sey. Joseph: „Eine närrische Geschichte, ich will sie aber bloß Dir erzählen .... Du bist brav, Du schiltst mich nicht, ich habe Dich gar lieb, Schwester,

meine Lisa .... sorgst so emsig für unsere Großmutter .... arme alte Frau! ... Schmält hüben und drüben; 's liegt so in ihrem Alter .... und dann ist sie so gut ..... wann sie weint.... wann sie sich um mich abkümmert.... wegen Nichts und wieder Nichts — wegen Dummheiten — ja da kommt mirs dick in die Augen .... die Großmutter .... siehst Du — o ich hab' sie lieb — und wann ich sie an mich drücke — auffressen könnt' ich sie — ins Feuer würf' ich mich für Euch." Elisa. „Davon ist jetzt nicht die Rede ......" Joseph. „Ach recht, kommen wir aufs Wasser zurück. Ja, ich muß Dir sagen, das Leutebegegnen und die Kameraden, das verführt mich — die Boulevards oder der Kanal .... das ist mein Verderben. Gäb's keinen Kanal und keine Boulevards, so schweifte ich nie draussen um .... begreifst Du wohl! Man spielt, ich komme des Wegs — so was reizt an — ein Viertelstündchen ist schnell eingeschmuggelt! — Dem Faktor sagt man, man habe auf die Korrekturbögen warten müssen .... noch Mittwoch gewann ich eilf Sous; sag' einmal — so was ist nicht übel. (Beiseite.) Hatte freilich in der Druckerei achtzehn verloren!" Elisa. „Nun, nun! du kommst schon wieder vom Kanal weg ...." Joseph. „Hast Recht .... nun ich bin also dort — treffe einen Haufen Freunde, achtzehn Sous auf dem Stöpsel (ein Spiel) u. s. w." Elisa. „Aber der Kanal, der Kanal?" Joseph. „Ich kehre zu ihm zurück. Ich ziehe meine Schusser aus der Tasche, werfe den Kegel auf den ersten Schuß um — sie waren ärgerlich — zischelten — drei weitere Sous drauf — man sieht uns zu, Mägde, Kinder, was weiß ich! auf einmal ein lauter Schrei! — was gibt's? — stell Dir vor, eine Schlampe von Magd, die da weiß der Himmel mit Wem schwazt, gibt auf ihren Ranzen nicht Acht und der Knirps war in den Kanal gefallen — ein armes Bübchen von fünfthalb Jahren. Alles schreit: „Mein Gott! zu Hülfe, zu Hülfe! das Kind ertrinkt!" Ich mach' ein paar Sätze — stürze mich ins Wasser — fische den Jungen auf, wie er eben unter einem Ziegelboot versinken will — das war noch ein Glück, nicht wahr? — einen kleinen Augenblick später und gute Nacht! Meiner maulaffigen Magd war's unterdessen übel geworden .... ich mochte rufen wie ich wollte: „So nehmt das Kind doch, Picarde" (vielleicht war sie auch nicht aus der Picardie — einerlei!) „gebt ein andermal besser Acht." — Auf Ehre! 's ist 'ne Schande, was die Eltern unverständig sind! ... Man sollte solche Mädchen auf die Polizei führen. ... Bekomm' ich je Kinder, so führe ich sie selbst spazieren. Es gab Auflauf .... man umringte mich — schüttelte mir die Hände — hätte mich umarmt, wär' ich nicht so naß gewesen .... ich schämte mich ganz, wie ich so triefend dastand — riß mich los und lief spornstreichs nach Haus.... das ist meine Geschichte — närrisch, nicht wahr?"

Joseph läuft bald nach dieser Erzählung wieder fort und Nachbar Bizot erscheint mit der Nachricht, man habe den Gassenläufer wegen eines Diebstahls arretirt. Joseph wegen Diebstahls arretirt? Unmöglich! Verzweiflung der alten Großmutter. Gleich drauf stürzt Joseph selbst hinein. „S' ist nichts, Großmutter. Ich kam aus meiner Druckerei, wo ich die Korrekturbögen geholt hatte und brachte sie Herrn Paul de Kock — der seit drei Tagen drauf wartet ..... als ich auf einmal mitten in ein Geläufe gerathe... Ich sehe Stadtgardisten... Polizeidiener.... man rennt, schreit .... die Hunde bellen ..... ich glaubte es sey eine Emeute .... da man nicht wissen kann, was draus wird, greif' ich nach was ..... Großmutter. Immer solche Faseleien! Joseph. 'S war keine Faselei, Großmutter, 's war ein Stein ..... man kann ja einen zur Vertheidigung nöthig haben. Gleich drauf zerbricht ein Stein eine Straßenlaterne — 's war nicht der meinige .... auf Ehre nicht! Einer von der Municipalgarde wendet sich um, behauptet ich hätte die Laterne zerbrochen. „Municipal, Ihr irrt" sag ich. „Du bists, Junge," antwortet er. „Municipal .... ich schwöre, daß Ihr im tiefsten Irrthum steckt." „Schweig, Grobian...." Dergleichen Leute brauchen Ausdrücke ..... Fehler an Umgang. „Municipal, ich trage die Korrekturbögen zu Herrn Paul de Kock, ich habe Eile!...." „Es kümmert mich wenig ob du Eile hast .... Du und Dein Herr Paul de Kock.... Du bists! ich habs gesehen!" Welcher Unsinn! er hatte mir den Rücken zugewandt .... als ob ein Stadtgardist hinten im Kopf Augen hätte! „Municipal, da ist mein Stein noch!" Er will mich packen, ich merk' ihm den Spaß an, stell ihm ein Bein und bauz! liegt er auf'm Boden. Während man lacht, will ich mich davon machen, aber wen treff' ich hinter mir? Drei Stadtsergenten, die mich beim Kragen fassen, und nichts hilft, ich werde mit dem Andern abgeführt, einem großen Kerl, der gestohlen hatte. Auf einmal kommt ein Herr, ein junger Mann mit einem Orden, der dem Kommissär was ins Ohr sagt, und der Kommissär, Ihr kennt ihn, der dicke, der mit dem einen Auge schielt und dem das andere fehlt — häßlich ist er, aber brav — der Kommissär sieht, daß ich nichts verschuldet habe und läßt mich los." — Bald nach diesem Bericht hat Joseph Gelegenheit Elisen allein zu sprechen, und sagt ihr — die Großmutter darf's nicht hören — Amedee sey — ein Polizeispion, denn eben dieser ists gewesen, dessen bloßes Wort den Kommissär bewogen hat den Verhafteten frei zu geben. Elisa geräth in Verzweiflung, Amedee selbst tritt ein, wieder als bescheidener Dekorationsmaler gekleidet, gesteht aber endlich, von der Geliebten beschworen, daß er sie wirklich getäuscht habe — aber aus Liebe; daß er einer vornehmen Familie angehöre, vor welcher er seine Neigung verborgen halten müsse rc. Er entfernt sich und Joseph, der bei Amedee's Ankunft weggegangen war, kehrt mit der Nachricht zurück, er sey so eben auf den kleinen Diener gestoßen, der gestern hinter Amedee's Tilbury aufgestanden, und habe von ihm erfahren, „Monsieur Medee sey ein sehr reicher Elegant, Sohn eines alten mit Dekorationen und Narben besäten Generals oder Admirals mit viel Ruhm und einer guten Zahl Rheumatismen — zu guter Letzt eines Pairs von Frankreich. Jetzt eben mache Mr. Medee einer jungen Person den Hof, die er, wie schon so viele Andere, sitzen lassen werde." Elisa will umsinken, Joseph fängt sie in seinen Armen auf und erfährt jetzt zum erstenmal von ihr das Geheimniß ihrer Liebe zu Amedee. An dem Verräther Rache zu nehmen stürzt er fort. Sein Zorn sagt ihm, daß er kein Kind mehr sey.

Zweiter Akt. Saal beim General Morin, Pair von Frankreich. Die Bedienten benachrichtigen diesen, der sich in Gespräch mit seiner Schwägerin, Madame de Morin, einer adelstolzen

Dame befindet, ein junger Mensch in einer Blouse habe gestern Abends durchaus vor ihn gewollt, und als ihn der Thürhüter mit Gewalt zurückgedrängt, im Handgemenge drei große Scheiben eingestoßen. Gleich drauf tritt Amedee, der Niemand anders als der Sohn des Generals ist und dem seine reiche, vornehme Tante eine glänzende Partie unter der vieille noblesse aufgefunden hat, ein, und muß vom Vater, sobald Madame de Morin aus dem Zimmer ist, einige Sticheleien über sein unthätiges Flatterleben anhören. „Recht hübsch, recht glänzend, im Carrousel; aber dort wirst du dir mein Podagra und meine Rheumatismen nicht holen." Amedee. Das Einzige, um was ich Sie nicht beneide. General. Hast Recht, mein Junge, und ich wünsche Dir das Uebrige nicht. Es gibt Augenblicke, siehst Du, wo ich Alles was ich gewonnen, für ein Viertheil von dem gäbe, was ich verloren. Ich sehne mir Napoleon zurück und habe darin nicht Unrecht .... er hätte mir den Tod auf einem Schlachtfeld eingebracht; so was ist besser als Stück für Stück auf einem Kanapee sterben. Doch still davon; es sieht aus als ob ich schälte, weil ich diese Teufelsschmerzen ausstehe. Wir Mumien des Kaiserthums, wie Ihr uns nennt, leben von der Vergangenheit; wir haben das Heimweh; dergleichen wird Dir nie begegnen; das ist ein Trost. Und nun? wirst Du wirklich heirathen? Amedee. Es liegt der Tante sehr am Herzen General. Sie ist eine Närrin, aber man muß sie respektiren; überdieß liebt sie Dich ... diese Heirath ist ein neuer Beweis davon ..... es ist eine sehr gute Partie ..... Adel, Titel! Amedee (ihn fixirend). Ihnen selbst liegt die Sache wohl nicht sehr an? General. Doch! doch! Ich bin stolz wie die Andern! vielleicht noch stolzer als sie, und will mich allerdings mit Leuten verbinden, bei welchen es der Mühe werth ist. — — — Ich will, daß Du unter Dach kommest, eh ich aus der Welt fahre rc. Amedee entfernt sich unschlüssig, Joseph drängt sich durch die Bedienten herein: „Verzeihung, Herr General, aber wenn man Gerechtigkeit verlangt, kann man sich die Thür nicht vor der Nase zuschließen lassen." General. Gerechtigkeit, von Wem? für Wen? Joseph. Von Herrn Amedee Morin. General. Nun was willst du von ihm? Joseph (nach verschiedenen Versuchen zu einer unbefangenen Erzählung). Die Sache verhält sich also, General: Ich lebe zu Haus mit meiner Großmutter, einer guten Frau, und meiner Schwester, einem Engel. Wir sind brave Leute ... heißt das, ich ..... gestern noch ein Kind, aber heut ..... General. Ja, gestern schlägst du mir die Scheiben ein und heute machst Du mir einen Haufen Narrenpossen vor. Joseph. Was die Scheiben anlangt, so ist das Sache des Glasers. General. Aber was hast Du mit meinem Sohn zu thun? — Ist er Dir Geld schuldig? Joseph. Wenns nur das wäre! Euer Sohn, General, ... o es ist schmählich! .... er nimmt ein Logis neben uns .... wie ein armer Handwerker ohne Arbeit .... was! In einem abgeschabten Rock und mit einem ehrlichen Gesicht! Dann, wie's unter Nachbarn so geht, man sagt sich ein Wort im Vorbeikommen, ... so ... guten Tag und dergleichen, und über nichts und wieder nichts! ... Unterm Vorwand meine Großmutter zu malen, die gute Frau..... Wer konnte auf Zweifel gerathen? .... Und ich, ich liebte ihn, den Herrn Amedee .... wie ein Bruder .... er dutzte mich ..... Und nun, meine Schwester, so gut, so brav! .... Ach! Euer Sohn ist ein falscher Freund .... ein.... ein .... General. Fasse dich! sprich! (Beiseite) Es schlägt ein Herz in dem Jungen. Joséph (der es hört). Ja freilich, ein Herz .... das ists, was mich fast erstickt .... ich werde dran sterben, und meine Großmutter .... ach General! (energisch) Euer Sohn ist ein Verräther, ein Elender! Uns Alle hat er betrogen. Als man ihm gestern auf einige Verdachtgründe hin sagte: „Nun sprich, fodere ihre Hand, heirathe sie, halte dein Versprechen," antwortet er „Nein" und geht, und meine arme Schwester stürzt mir weinend an den Hals und ruft: „Entehrt! verloren!" General. Ja, darauf war ich gefaßt! Entehrt, verloren! was soll ich dabei thun? Joseph. Habt Ihr mich denn nicht verstanden? ..... Entehrt! ..... General. Parbleu! das sind die Früchte seiner Nichtsthuerei! Ein armes Mädchen verführen ..... Roué'sstreiche aus dem bon tems, eine Regence im Kleinen. Fort soll er mir .... Paris verlassen .... fort! Joseph. Und meine Schwester, General, was soll Die? General. Deine Schwester? 'S ist ein Unglück für sie; keine Frage! Ich begreife Deinen Kummer; aber, wenn mans recht beim Licht besieht, warum hat sich deine Schwester verführen lassen? Joseph. Warum? Ach Ihr saht aus wie ein guter Mann! .... ich liebte Euch schon! .... aber Ihr seyd hart, fühllos! Ich liebe Euch nicht mehr ..... Warum? weil Euer Sohn gelogen hat — feig gelogen! Weil er nicht gesagt hat: Ich bin Monsieur Amedee, Sohn eines Generals, eines Pairs von Frankreich, eines Grafen und was weiß ich! ... Weil er nicht gesagt hat: ich bin vornehm, reich, mächtig. — In solchem Fall sieht man die Distance, ist auf seiner Hut; aber ein Handwerker, ein Dekorateur, der in Euch verliebt ist, der Euch heirathen will, General, der Euch schwört, der ein so kummervolles Gesicht hat .... Parbleu! .... Wir Alle liebten ihn .... meine Schwester auch .... und ist sie gefallen, so wäre ein Engel unter solchen Umständen auch gefallen! .... Dann! er verbarg seinen Namen .... seinen Rang .... ja selbst das Kreuz .... das Kreuz der Ehrenlegion, das er trägt .... o! daran that er wohl .... er hatte kein Herz darunter! Und Ihr sein Vater .... ein braver General des Kaisers .... Ihr fragt, was Ihr thun sollt?" General. Parbleu! Sag mir's einmal; ich möchte dich gern an meiner Stelle sehen. Joseph. Ich auch! General. Und was würdest Du thun? Joseph. O wenn Ihrs nicht errathet, so ist's nicht der Mühe werth. Doch meinetwegen: an Eurer Stelle, seht, ließe ich meinen Sohn kommen und sagte ihm: „Herr Graf, Du bist ein Lumpenhund, ein Tropf, hast brave Leute betrogen .... ein armes Mädchen .... hast dich für einen Handwerker ausgegeben. Nun so sey auch einer, verdiene Dir dein Geld mit Arbeiten, und heirathe das arme Mädchen, das von Dir verführt wurde.... General. Alles gut, aber heirathen .... Joseph. Und warum nicht heirathen? General. Du guter Junge begreifst nicht, daß dieß gerade das Unmögliche an der Sache ist. Joseph. Unmöglich? .... Aber wo ist er denn selbst? Denn nicht Euch hab' ich gesucht .... ihn! Unmöglich? .... Ihr seyd kein reche-

schaffener Mann! General. So scheer' Dich fort! Die Geduld geht mir aus. Joseph (mit wachsender Wuth). Unmöglich? .... Er selbst soll mir dieses Wort sagen .... dann .... dann .... werde ich ihn umbringen oder er mich .... ja ich werde ihn umbringen .... ich weiß nicht wie .... gleichviel! Degen, Pistolen .... ich versteh nichts von dem Zeug; aber zwischen Menschen gibts immer Mittel zum Tod. Ja, ja, es gibt, Herr General, nicht wahr? es gibt? General. Bist Du närrisch? mich fragt er! — — —"

Madame de Morin kommt und erzählt, ihr kleiner Knabe wäre gestern beinah ertrunken, hätte ihn nicht ein Handwerksmann gerettet. Joseph gibt sich als den Retter zu erkennen, und erhält dafür einen vollen Beutel mit dem Versprechen einer Verdoppelung für sich und die Schwester, über deren Verhältniß sie einstweilen von dem Neffen selbst aufgeklärt wurde, wenn diese sich gut aufführe, den Amedee nie mehr sehe, u. dgl. Er wirft ihr den Beutel verächtlich hin, der General zeigt sich theilnehmend, Joseph stürzt, ohne seinen Namen angegeben zu haben, fort. — General (zu Madame de Morin). Ich und Ihr Mann, wir waren, wie dieser Knabe da, Kinder von Paris, keine Korrekturjungen, aber Söhne eines Wagners und hatten, wie Jener, das Herz am rechten Fleck. Wir wollten unsern Weg machen, und wären vielleicht unter Wegs geblieben, ohne den Kaiser! Der Zufall machte Alles. Eine Kugel vor den Kopf oder Herzog, Marschall, was weiß ich! Auf die Art ward Ihr Mann Baron und ich Reichsrath. Das ist unser Adel ꝛc. Komische Verlegenheit der Frau von Morin. Amedee kommt. Erklärung zwischen Vater und Sohn. General. (im heftigsten Zorn). Um meinetwillen hat man Dir diesen Orden gegeben, um mir zu schmeicheln, vielleicht um mich zu gewinnen. Wer ein solches Kreuz verbirgt, ist nicht würdig es zu tragen! (Er reißt ihm das Band der Ehrenlegion ab). Amedee. Sie sind mein General und mein Vater, ich muß mich fügen, aber ich werde mich rächen. (Stürzt hinaus, die Tante folgt ihm.)

Joseph kommt. „Meine Schwester wartet drunten. Sie weiß nicht bei Wem sie ist; ich machte ihr etwas von Arbeit, von Notenschreiben vor. (Hinausrufend.) Komm, Lisa, hast Du deine Schuhe abgewischt? fürchte Dich nicht, mache dem Herrn General Dein Kompliment. (Halblaut.) 'S ist ein General, ein alter. Elisa. Aber Du sagtest mir, es sey eine Dame! Joseph. O! eine Dame .... oder ein General — läuft das nicht auf Eins hinaus? Setze Dich, zittere nicht. (Leise.) Hat ein brutales Aussehen, ist aber ein guter Mann .... Du weißt die alten Degenknöpfe .... so ist's immer mit ihnen .... hast sie im Cirque gesehen. General. Mademoiselle, Sie sinds also? .... Joseph (leise zum General). Erschreckt doch meine Schwester nicht; sie ist an Euch nicht gewöhnt. Eure breite Figur, Eure breite Stimme .... Wer Euch nicht kennt! .... Für mich, der Euch kennt, ist's freilich einerlei!" — Elisa erzählt wie sie mit Amedee bekannt geworden und immer der Meinung gewesen, es sey ein Dekorationsmaler. Es ergibt sich, daß ihr Vater, der bei Eylau vom Sergenten zum Lieutenant ernannt wurde, ein Bekannter des Generals war und als Invalidenkapitän gestorben ist. Madame de Morin kehrt zurück. Sie will Elisen eine Stelle als Kammermädchen bei ihrer Schwester verschaffen. General. Nein, ich biete ihr eine Stelle bei mir selbst an; es sind Kinder eines braven Mannes, Waisen .... ich nehme sie zu mir, wenns ihnen recht ist. Joseph. Und die Großmutter auch, nicht wahr? Madame de Morin. Aber Schwager .... die Convenances .... im Augenblick wo ihr Sohn heirathen soll? — — — Amedee kommt; er erblickt Elisen und erräth das bisher Vorgegangene. „Ich habe den Kriegsminister gesehen. Er hat mir die Ehre gestattet, Dienste zu nehmen, und ich schwöre Ihnen mein Vater, wenn ich nicht umkomme, werde ich Ihrer und Derjenigen würdig zurückkehren, die ich mehr als je liebe." Der General gibt ihm das abgerissene Band zurück. „Und wenn Du dir einen Namen gemacht, eine Stelle erworben hast, wenn Du der Tochter eines braven Offiziers würdig bist, kehre zurück, halte bei mir um die Hand meines Kindes an und ich werde sehen, ob ich sie Dir gewähren kann." Allgemeines Erstaunen, verzweifelter Widerstand der vornehmen Tante. General (erbost). Nun, so nimm sie gleich, wärs auch nur um die Schwägerin zu ärgern! Madame de Morin. Der Paroxysmus geht weit, Schwager! General. Sie werden Ihren Baron nach Ihrem Gefallen verheirathen, ich meinen Sohn nach dem meinigen. Joseph. Braver General! es lebe die alte Garde! und meine alte Großmutter.... General. Nun, Bursche, von Dir kommt ja endlich Alles her, was soll aus Dir werden? Joseph. Ich, General? ich werde bei meinem Stand bleiben und meine Wege machen wie mein Druckereiherr, der reich, Ordensritter, Deputirter, verheirathet, Alles ist! .... Wird schon kommen, ... braucht nur Zeit! General. Meinetwegen; aber weil ich einmal im Zug bin, möcht' ich was für Dich thun. Was wünschest Du? Joseph. Ich hätte wohl einen Wunsch, aber vielleicht mögt Ihr nicht? General. Nun denn? Joseph. Euch ans Herz drücken, General.

Dieß der, wie man sieht, ziemlich schlichte Inhalt eines Stückes, das in Paris Furore gemacht hat. Bei der Uebertragung in eine fremde Sprache schwindet freilich der Hauptreiz, wodurch dergleichen Bilder aus dem Leben anziehend werden, der Volksdialekt, und kann man im Grund ein Vaudeville so wenig von dem Pariser Boden abheben, als das Leopoldstädter Theater verhochdeutschen. — Wunderliches Volk, diese Pariser! Sie sind ehrliebend wie dieser Junge, und vermögen einem Aristokraten einen Beutel voll Gold majestätisch vor die Füße zu werfen, aber an den Einwurf, den der alte General hinsichtlich der Verführung des Engels Elisa ganz vernünftigerweise vorbringt, denkt in der schönen Aufwallung kein Mensch!

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 42.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

9 Julius 1836.

Aus Byrons Don Juan Canto II.

182.

Sie wandern fort; — ihr Vater, wie gesagt,
Heim kehrt er nicht, vor seines Zugs Vollendung;
Nicht Mutter, Bruder, Wächter, nur die Magd
Blieb bei ihr, die denn auch mit Fleißanwendung
Dem Fräulein schon aufwartet, wenn es tagt;
Alltagsdienst scheint ihr einzig ihre Sendung;
Warm Wasser bringt sie, flicht die lange Locke,
Frägt dann und wann nach abgelegtem Rocke.

183.

Der Kühlung Stunde, war's, wenn roth, gerändet,
Die Sonne sinket in des Bergs Azur,
Wo sich, so scheint's, der Erde Rand befindet,
Still, ruhig, trüb einkreisend die Natur,
Den ferner Berge Halbmond halb umwindet
Und halb die See, tief, kalt, fast ohne Spur
Von Regung und des Himmels Rosenschein,
Wodurch ein Stern blinkt wie ein Aeugelein.

184.

So wandern sie dahin und Hand in Hand,
Wo Muschelschaalen, helle Kiesel blitzen;
Sie gleiten über glatten harten Sand
Und sind nun in den wilden, wüsten Sitzen,
Der Stürme Werk zwar, doch scheint Kunst verwandt
Auf Höhlenhallen, Decken, Zellen, Stützen;
Hier ruhn sie, von des Andern Arm umschlungen,
Durch Zauber tiefer Dämmrungsgluth bezwungen.

185.

Zum Himmel schaun sie, der in Flammen schwimmet,
Ein Rosenmeer ausbreitend dem Gesicht:
Sie sehn, wie drunten sanft die See erglimmet,
Wo sich des Vollmonds Bild in Kreisen bricht
Und Wellenplättschern zum Lustsäuseln stimmet,
Die schwarzen Augen Beider schießen Licht
Nun in einander und bei dem Ergusse
Nahn sich die Lippen, hängen fest im Kusse.

186.

Ein langer, langer Kuß, ein Kuß der Liebe,
Der Jugend, Schönheit, all' in eins zusammen,
Wie Strahlen in den Brennpunkt! daß sie bliebe
Die frühe Zeit, der solche Küss' entflammen,
Wo gleichgestimmt sind Herz und Geist und Triebe,
Wo Blut ist Lava und die Pulse Flammen,
Herzschüttern jeder Kuß! — Man muß indessen
Des Kusses Kraft nach seiner Länge messen.

187.

Mit Länge mein' ich Dauer; ihre dauern
Gott weiß wie lang! Gewiß, daß nie sie zählen
Und thun sie's, können sie doch nicht erlauern,
Ob dem Gefühlsbetrag Sekunden fehlen.
Sie sprechen nichts, doch mahnt sie süßes Schauern,
Als winkten sich die Lippen und die Seelen;
Vereint hängt Mund an Mund, wie Bienen, welche
Im Schwärmen sind; ihr Herz die Honigkelche.

188.

Sie sind allein, doch nicht allein wie der,
Im Zimmer abgesperrt, allein sich deucht;
Die sternenhelle Bai, das stille Meer,
Der Dämmrung Glühn, das mehr und mehr entfleucht,
Der Höhlen Tröpfeln, stummer Sand umher,
Das ist's, was eng sie aneinander scheucht,
Als wär' kein Leben unterm Firmamente
Wie ihres, als wenn dieß nicht sterben könnte.

189.

Haidee spricht nicht von Scrupeln, heischt nicht Schwüre
Und bietet keine; nie vernahm sie schon
Daß Pfand und Wort zunächst der Braut gebühre,
Daß einer Liebenden Gefahren drohn.
Sie ist unwissend ganz wohin es führe,
Dem Jüngling, wie ein Vöglein zugeflohn

Und da sie nie geträumt von Falschheit, bringt
Sie auch kein Wort vor, das auf Treue dringt.

191.

Sie liebt und wird geliebt; sie betet an
Und wird verehrt. Ausströmen zur Verbindung
Die Seelen, so wie es Natur ersann
Und stürben, könnten sie's in der Empfindung.
Allmählich kehren ihre Geister dann
Zu neuem Andrang, neuer Ueberwindung;
Ihr Herz, an seinem Busen klopfend, meint,
Nur klopfen könn' es fürder so vereint.

192.

Sie sind so jung ach, so von Reiz erfüllt,
So einsam, liebend, hülflos, und die Zeit
Ist die, worin das Herz stets überschwillt
Und wann es nicht mehr über sich gebeut,
Das thut, was Ewigkeit nicht tilgt! Es gilt
Endloses Feuer, das die Hölle speit,
Der Augenblick! Bereitet ist's den Gebenden
Lust oder Leiden einem der Mitlebenden.

193.

Weh' Juan und Haidee! Ein Jedes war
So liebend und so lieblich und noch nimmer
Lief seit den ersten Eltern solch ein Paar
Gefahr, nunmehr verdammt zu seyn auf immer.
Haidee, so fromm als schön, sie hatte zwar
Gewiß gehört vom Styx, vom Höllenflimmer
Und Fegefeuer; — doch vergaß das, wie sie's
Am wenigsten gesollt, recht in der Krisis.

194.

Sie schaun einander an, die Augen blinkend
Im Mondlicht, weil ihr weißer Arm sich schlingt
Um Juans Kopf und sein Arm, halb versinkend
In's Grab der Locken, ihren Kopf umringt;
Auf seinem Knie sie, seine Seufzer trinkend,
Er ihre, bis nur Aechzen noch gelingt.
So ist die Gruppe ganz antiker Styl,
Halb nackt, natürlich, griechisch, voll Gefühl.

195.

Als nach den brennend tiefen Augenblicken
In ihren Armen Juan Schlaf befällt,
Schläft sie nicht, die sein Haupt mit sanftem Drücken
Gelehnt an ihres Busens Reiz erhält.
Wenn oft den Blick die Augen aufwärts schicken
Und wärmer dann an bleicher Wange wellt
Die Brust, fließt über auch ihr Herz und schlägt
Von Allem, was es gab und gibt, erregt.

196.

Ein Kindlein, wenn es schauet in das Licht,
Ein Säugling, wann die Brust es eben faßt,
Ein Frömmler, kommt die Hostie zu Gesicht,
Ein Araber bei seinem fremden Gast,
Ein Seemann, wann die Prise nicht mehr ficht,
Ein Bettler, füllend seinen Sack mit Hast,
Fühlt Lust, doch nichts kann wahrer Freude machen,
Als wenn den Schlaf Geliebter wir bewachen.

199.

Da liegen sie so theuer, unbewegt,
Und nur bei uns ist lebend all ihr Leben
So hold, so lautlos, hülflos unerregt,
Der Freuden ganz unwissend, die sie geben.
Was sie gefühlt, betraf, verließ und schlägt
In Tiefen ruht's, die Taucher nie erstreben.
Da liegt das liebe Wesen mit den Flecken,
Den Zierden all; dem Tod gleich ohne Schrecken.

A. von Marées.

Das Poetische in der Poesie Frankreichs.

Erster Artikel.

Unter den mannichfachen widerstrebenden, mißbilligenden und feindseligen Stimmen, welche sich in allen Landen, wo es eine Kritik gibt, über die junge Literatur Frankreichs vernehmen lassen, erreichen unser Ohr hier und da Laute, welche augenscheinlich eine tiefe Entrüstung und ein großer moralischer Unwille eingegeben hat. Dem in journalischen Grimm sich über die „jeune France“ Ergießenden will diese ganze, vor vielen Decennien vorbereitete Richtung nur als ein ungeheures Verbrechen bedünken, von welchem man nicht weiß, ob es mehr den betrachtenden Geist zu tiefster Trauer niederstimmen oder zum flammenden Zorn emporheben soll. Solch eine — daß wir uns des Ausdrucks noch einmal bedienen — journalische Stimme tönt uns neuerdings aus England herüber, aus dem Lande der Wollsäcke, des spekulativen Phlegma und der phlegmatischen Spekulationen, aus dem Lande, in dessen Innersten, trotz Porterbier und Rinderbraten, eine große Poesie herbergt, und wo dennoch der größte Dichter, sänne er auch im Heiligthum seiner Seele auf einen Manfred oder Sommernachtstraum, heut zu Tage immer nur aussehen kann wie ein Bücherhändler aus Piccadilly und Bondstreet, dem kein kritischer Seufzer über die Ungeheuer unserer Romantik — und wäre er auch so melodisch, wie das Strohinstrument des Herrn Gusikov — den Appetit verderben kann.

Der sittliche Zorn eines Engländers überrascht und ergreift mehr, als der Zorn eines andern Menschen; denn wie selten wird die englische Kritik ingrimmig! Die literary Gazette sich ereifern zu sehen, ist eine Erscheinung, seltner als das Meeresleuchten; es müssen Expeditionen nach dem Nordpol vorausgehen, um dieser alten kritisch-conservativen Perücke ein mürrisches Abschütteln ihres eingerosteten Puders abzugewinnen. „Edimburgh“ und selbst „Quarterly“ zeigen sich viel häufiger spitzig, als grollend. Denn der Engländer ist bedächtig, selbst wenn er mit Donnerkeilen und Blitzstrahlen spielt. Dieß lehrten uns vor vielen Jahren, zu einer Zeit, wo England sich noch um keine französische Romantik kümmerte, die Juniusbriefe.

Neulich aber sahen wir einen sehr geistreichen Engländer ein gewaltiges Feuer bittersten sittlichen Grolls unter die französischen Romantiker schleudern, unter die liebenswürdigen Helden des Pariser Tags. Nur daß der englische Zürner diesen Tag und seine Lichter nicht gelten lassen wollte, weil er diese selbst

nur für eine große und gräuelvolle Nacht hielt. „Wenn,“ so spricht der Mann des united kingdom, wenn es einmal unmöglich ist zu verhindern, daß in jeder Winkelgasse der Städte ein schmutziger Apothekerladen sich befindet, wo man ohne Verantwortung dem Publikum complicirte und raffinirte Gifte verkauft; wenn wir es stündlich gewahren, daß bleiche, kraftlose, siech gewordene Menschen, alte und junge, in deren Adern schon die Fäulniß und Verzehrung wüthet, daß diese mit dem heillosen Päckchen in der zitternden Hand aus der dunstigen Bude des „guten Apothekers“ treten, der ihnen mit dem Arkanum, das er grinsend darreicht, dazu verhilft, sich noch um tausend Procent elender zu machen, wenn es dem Einzelnen, der über dieß Wehe ergrimmt, unmöglich ist, zu hindern, weil er nicht sprechen kann zu den Elenden, die es nach Gift dürstet: „Nur über meine Leiche sollt Ihr in die Giftspelunke treten;“ dann soll und muß es ihm wenigstens erlaubt seyn, den Zorn seines Herzens in eine große lodernde Flamme zusammenzuballen, und diese durch die Lüfte zu schleudern, zum Wahrzeichen, daß etwas Schreckliches in dem „Qualm der Städte“ sich ereignet, und mit eben diesem lodernden Gottesfeuer wird er das Brandmal der Verwerfung und ewigen Fluchs allem dem aufdrücken dürfen, was zu diesem Moder sich bekennt.“ — — —

Weit anders freilich lautet, solcher feindseligen Sprache gegenüber, der bekannte Ausspruch Viktor Hugos: „Daß, wie die Revolutionen ihrer Guillotinen, so die Poesie und Literatur ihrer Greuel und Gespenster bedürfe, um zu dauern und zu bestehen in der Geschichte der Nationen!“ Wir aber, die wir dergestalt zwischen einem Verdammenden, der sich auf die Heiligkeit des Sittengesetzes und der Religion beruft, und zwischen der Maxime eines literarischen Vertreters stehen, die sich wenigstens gedankenvoll zeigt, müssen gestehen, daß wir in dieser Alternative bereits den Anfangspunkt für unsere Betrachtung gefunden haben. Im Voraus aber wünschten wir dem Leser auszudrücken, daß wir uns in dem zu Sagenden eine ganz besondere und ernste Aufgabe stellen. Wir wollen nicht die tausend und aber tausend Worte, welche noch in unser aller Ohren klingen, um eins oder zwei vermehren; wir wollen nicht nochmals besprechen dasjenige, was leider bisher fast nur besprochen worden ist. Wir wollen auch keine Extrakte geben von dem, was der Verständniß wünschende Leser sich selbst ausziehen muß, — denn es will ja Alles in der Welt, nach Bergmannsart, gehoben seyn. — Vielmehr ist es unser Zweck um es mit einem Wort zu sagen: Die Seele der französischen Romantik zu berühren; ihr, wenn gleich nur andeutend, auf die eigentlichen Nerven zu kommen; aus ihr heraus, zu unserem Frommen, ein geistiges Resultat, zu arbeiten. Viele meinen zwar, die französische Poesie habe jetzt keine Seele; aber warum, meine Herren, solche Lästerungen? In der Natur der Dinge hat sogar der Regenwurm und der Erdschwamm eine Seele; warum sollen Eugen Sue, Alfred de Vigny, Alphonse Karr und Leon Gozlan keine Seelen haben?

Haus't Poesie in der französischen Romantik? Wehe dem, der diese Frage eine Philisterei nennt! Hätten sich die Völker zu jeder Zeit so gefragt, wenn es an der Zeit war, dann hätte die Kritik nicht heutiges Tages so viel nachzuholen und einzubringen. Hätten immer tüchtige kritische Geister — über deren Mangel so viele Zeitepochen trauern müssen — ihren poetischen Zeitgenossen, wenn sie sich im Kleide der Dichtung präsentirten, diese einfache Frage gestellt, ob unter dem glänzenden Flicklappen, den der Poet aushängt, der Fürstenstern, der Morgenstern der Poesie verborgen sey; hätten sich diese fragenden Geister durch keine naserümpfende Antwort der Magnaten verblüffen lassen, und immer weiter gefragt, und immer weiter gedrängt, und im Namen des Geistes, der aus Gott ist, dem Strohmann im Tressenkleid geboten, seinen Rock aufzuknöpfen, und den Stern zu zeigen — dann stünde es auch mit uns besser, und wir könnten, in unsern Tagen vielleicht da an einem neuen Prachtgewand der Kritik zu weben beginnen, wo wir jetzt nur ein alt Gewand, das zerfallen will, mit der Arbeit unserer müden Hände, unter Angst und Weh unserer noch müderen Seele, herauszustutzen trachten.

Das Höchste, dessen sich die Kritik — sey sie welcher Art sie wolle — stets bewußt seyn soll, ist: ihrer Forschung, daß diese ihr Eines und Alles, ihr Leib und ihre Seele, ihr Wesen und ihre höchste Bestimmung, ihre Gegenwart und ihre Zukunft, ihr Oben und Unten, ihr Schmerz und ihre Seligkeit ist — dieser Gedanken und Erinnerungen darf sie in keinem Moment sich entschlagen. Wohl ist der sittliche Zorn, jenes Erbtheil der alten Propheten Israels, etwas Schönes und Heiliges, denn Geist und Sitte sind ja in ihrem Ursprung einig; aber das Höchste ist und bleibt doch der Gedanke, der auch der Sitte Schöpfer ist, und dieser, in seiner ewigen Bestimmung des Forschens, darf keinen Weg nach unten, und keine Höllenfahrt fürchten, müßte er auch alle Hoffnung — wie der Dichter sagt — draußen lassen. Aber nein, die Hoffnung weicht nicht; jeder forschende Geist hofft nicht bloß, daß in dem Nächtlichen und Grauenvollen, in dem Vielgetrübten, und fast Wahnsinnigen, in dem Schuldbefleckten, das er durchdringt, auch ein Gedanke, auch ein Geist und ein Leben haus't — nein er weiß es vielmehr, daß dem so ist. Darum, wessen Forschung wahrhaft rein, keusch, heilig und geistig ist, der wahre sich vor dem sittlichen Erschrecken, Erbeben, Zürnen und Verdammen; denn in dem Maße, wie wir uns dem Zorn ergeben, neigt sich und bricht unsere Betrachtung zusammen, und wir erkaufen in all unserem edelmüthigen Willen endlich die sittliche Genugthuung mit dem Verlust der Erkenntniß, das sey ferne! Wachet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet!

Wir wollen hier nicht dociren, dogmatisiren und pedantisch seyn. Um des Himmels Willen keine schulgerechten Abhandlungen über Dinge, welche nur Früchte vom grünen Baum des Lebens sind. Noch immer, wir wissen es, spuken unter uns die grauen Theorien; wir aber, die wir es mit dem lebendigen Geist aufrichtig meinen, uns selbst und unser Publikum ehren, wollen uns ihrer entschlagen. Es ließe sich wohl viel Gelehrtes, in formeller Folge, über die Poesie der Franzosen sagen; es ließe sich eine konstruirende Abhandlung über die Romantiker schreiben, die vielleicht mit La Clos, und Louvet anhübe und mit den Herausgeberinnen des Pariser Damenjournals endigte, welche

in neuesten Zeiten so eifrig die praktische Anatomie studiren. Allein es läßt sich die heutige Poesie Frankreichs verstehen, ohne daß man einiger albernen Weiber gedenkt, welche darauf ausgehen, sich zu prostituiren; auch ist es nicht nöthig, sich mit den Unfläthereien von dem Gelichter Crebillons zu besudeln, um das point de vue für die Romantiker zu gewinnen. Endlich aber ist es gewiß, daß man mit Umsicht und mit voller Seele forschen, und dennoch ruhig und anspruchslos fortschreiten kann. Gehen wir mithin auf ungezwungene Weise unserm Ziele nach.

Und in diesem Fortgange nehmen wir zuerst das ganz Materielle auf; von welchem aus der Weg zum Geistigen kein Umweg ist. Saintine, der Verfasser des „Verstümmelten," ist der Mann, an den wir uns zunächst zu halten haben. Er ist kein Romantiker vom ersten Range, allein seine Skepsis ist so kompakt und ergreifbar, so rücksichtslos und unverschleiert, daß niemand, der sich beschaulich oder kritisch, für französische Romantik interessirt, sie übergehen darf. Wer ist der Verstümmelte? Er ist ein begabter Mensch; noch mehr, er ist ein ausgezeichnetes Talent; noch mehr, er ist ein großer Dichter. Allein so wie anderwärts Männer von Männern zu schnöden Zwecken entmannt werden, so legt es hier dasjenige, was Voltaire die „Bestimmung" genannt hat, darauf an, die ganze Existenz dieses Genie's zu — ja es bleibt kein andrer Ausdruck, als den der Autor selbst gewählt — zu verstümmeln. Allein ein Zucken des Lebens, der Lebensempfindung muß dem Verstümmelten bleiben, aber dieses soll bei ihm mehr seyn als bloße Zuckung des verletzten Wurmes, es soll Empfindung, Schmerz, Leid, Jammer und Pein des Genius seyn. Aber eben, daß der Genius so sehr aller Möglichkeit, sich als solcher zu offenbaren, beraubt wird, daß all sein Jammern und Wehklagen doch nichts mehr und nichts minder ist, als der Krampf des Wurms den man in Stücke zerriß — dieser Umstand ist die wahre Pointe und die Seele dieser poetischen Skepsis. Dem Verstümmelten nemlich, der ein so großer Dichter ist, hat man zur Strafe für einige Stachelverse, auf Befehl eines Papstes die Zunge aus seinem Munde gerissen und die Hände zu todten Stumpfen gemacht. Auf diese Weise ist der Unselige durch des heiligen Vaters raffinirte Rache freilich auch zu einem geistigen Torso geworden; er ist ein Sänger, der nicht zu singen, ein Verkündiger und geistiger Prophet, der nicht zu sprechen, ein beim Buch der Erkenntniß angestellter Schriftner, der nicht zu schreiben versteht. Er ist, mit einem Wort, ein vollkommenes Wesen, dem nur die kleine, naturgemäße Wohlthat versagt ist, sich zu verrathen. Für dieses poetische Wesen, das als ausdrücklicher Inbegriff aller Verneinungen gestempelt ist, ballt also die „Vorsehung" alle Ironie, die ihr zu Gebote steht in einen einzigen großen Leidensklumpen zusammen; dieses Wesens Schicksal ist die wahre Quintessenz aller Ironie, denn eine größere kann es nicht geben, als die da zur Schöpferin wird, einer Existenz, welche nicht erscheinen kann. Es ist die durchdachteste Grausamkeit des Schicksals, ein Hohn des Schöpfers auf das Geschöpf, den freilich jedes philosophische Bewußtseyn Unsinn nennen muß, den aber dennoch Saintine zum Demiurgen seines Romans erhoben hat. Was nun dem verstümmelten poetischen Subjekt ferner Aeußerliches arrivirt, ist alles aus dieser kannibalischen Ironie des Verhängnisses zu erklären. In die Einöden der Wälder und Wüsten verstoßen, bleibt ihm zwar auf ganz kurze Zeit in der Geliebten die Treue beigegeben; aber in der Grausamkeit des Geschickes liegt es nicht, ihm diesen Trost zu lassen; nachdem er kurze Zeit mit ihr in einer abgelegenen Hütte gelebt, stirbt sie, und weil er sich auch von dem Leichnam seiner Einzigen nicht trennen kann, so trägt er diesen mit sich herum, bis er auf seinen Schultern zu faulen beginnt. Hier haben wir gleich einen der materiellsten Züge der französischen Romantik: Das Modernde auf dem Saft- und Kraftvollen; des Verwesenden unmittelbar, „in süßer seliger Gemeinschaft" mit dem Lebendigen. Die Leichname spielen in der modernen Poesie der Franzosen genau dieselbe Rolle, welche die Morgue in Paris. Es befremdet hier nicht, einen ekelhaften, triefenden, seiner edlern Züge, seines menschlichen Ausdrucks beraubten Leichnam auf dem Getäfel ausgestellt zu sehen; eben so wenig befremdet dort die poetische Anschauung, wenn ein armes verlornes, verzerrtes Geschöpf mit einem Cadaver spielt, wie mit einem Spielzeug. — Aber der Verlust der Geliebten und diese spielende Verirrung des halben Wahnsinns sind noch das Mindeste bei dieser Katastrophe des Verstümmelten. Die Hauptsache ist, daß ihm aus der instinktmäßigen Liebe zu der Vermodernden unmittelbar ein Verbrechen gemacht wird. Dieses Eckelhafte ist sein Heiligstes, es ist die unschuldvolle Empfindung seines zerquetschten Herzens; aber sein abscheuliches Verhängniß, dreht ihm dennoch dieß Allerheiligste geradehin zu einem Crimen um. Man hat ihn mit dem Leichnam auf dem Rücken umherstreifen sehen; da gibt ihm gleich die übelwollende Welt schuld, er habe mit einer Frau gerungen und sie erschlagen. Die grauenvolle That des Geschickes, die sein ganzes Elend umfaßt, wird auch noch in ihrer Verantwortung auf ihn gewälzt. Er muß die süße Gemeinschaft mit dem geliebten Leichnam aufgeben, und aufs Neue in Einöden fliehen. Statt dessen gewährt ihm das Schicksal noch einen Hund, der ihn aber auch verläßt. Hungernd und bettelnd erfindet er in rauhen Gebirgsschluchten ein großes Weltgedicht, aber dessen leben- und geistvolle Gedanken kommen nicht heraus aus der hermetisch verschlossenen Nußschale seines Gehirns. Als Entschädigung für diese Qual erlebt er zu Rom den Jammer, daß ein nichtswürdiger Mensch, der ihm die schönsten Gesänge seiner Jugend gestohlen, um dieserwillen, die jede Brust entflammen, gekrönt, und mit allen Sängerehren überhäuft wird. Der Verstümmelte, der wirkliche Poet ist Zeuge; er grinst vor Wuth; im Gefühl schnödester Verletzung schneidet er furchtbare Geberden, und wird von dem Volk das die königlichen Gedanken die man ihm stahl, mit Lorbeeren kränzt, wie ein Scheusal behandelt. Eher einer Kloak würde man diese herrlichen Gesänge zutrauen als ihm, und er, er der sie gedichtet, kann es nicht sagen. Drei Worte gehören dazu, sich zu rechtfertigen: „Ich bin es;" allein er kann sie nicht aussprechen. Nehmen wir zu diesem von Elend triefenden Daseyn nur noch dessen Ende hinzu, daß man den Verstümmelten als einen bösen Zauberer erwürgt und unbegraben seine Leiche dem Wind und Wetter und allerlei Gethieren Preis gibt, so sehen wir allerdings den Kreislauf des Entsetzlichen vollendet, und wir bedürfen nicht des Bewußtseyns des homerischen Helden, um über dem „Unbegrabenen, Unbeweinten" die laute und unermeßliche Todtenklage zu erheben.

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung —
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 43.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

13 Julius 1836.

Aus den lyrischen Gedichten des Neugriechen Athan. Christopulos.

Wunsch.

An die Geliebte.

Ich möchte seyn ein Spiegel,
Daß du in mir dich sähest,
Daß selbst ich Alles sähe,
Und dich und deine Schönheit.

Ich möchte seyn ein Kämmchen,
Daß deine dunkeln Locken
Behutsam ich dir trennte,
Und dann es immer dürfte.

Ich möchte seyn der Zephyr,
Daß ich dich könnt' umsäuseln,
Die weiße Brust dir küssen,
Die Wangen hold dir kühlen.

Ich möchte seyn der Schlummer,
Daß ich zu dir des Abends
Könnt' kommen und mich leise
Auf deine Augen senken.

Die Charitinnen.

Einst liebt' ich ein schönes Mädchen;
Und ich forscht' in ihren Blicken,
Ob sie mir es wohl erlaubte,
Daß ich dürft' ein Mal sie küssen.
Und sie lächelte mir freundlich,
Schien den Kuß mir zu gestatten.
Da ich nun geküßt sie, bat ich:
„Noch ein Mal laß mich dich küssen.“
Und sie ließ sich auch bereden;
Einen Kuß noch sie erlaubte.
Als ich diesen nun mir raubte,
Bat ich noch um einen dritten.
„Noch gewähr' ich einen dritten,“
Sprach sie; „doch bei Aphroditen!
Deine Kühnheit ist gefährlich.“ —
„Zürne nicht mir, du mein Leben!
Noch erlaube einen vierten,
Und nie mehr will ich dich küssen.“ —
Aber lächelnd schlug die Schlaue
Auf den Mund mich, und erwiedert':
„Drei nur sind der Charitinnen;
Drei Mal nur sollst du mich küssen!“

Der verwundete Eros. *)

Die Charitinnen weilten einst
Mit Eros unter Rosen,
Davon zu pflücken, und daraus
Mit Kränzen ihn zu schmücken.
Und Eros, hocherfreut darob,
Flog dahin bald, bald dorthin,
Brach eigens von den Rosen ab,
Den Dreien sie zu geben.
Und da er nun die Rosen brach,
Ein unvorsicht'ger Knabe,
Verwundete zu bitterm Schmerz
Ein Dorn ihn in den Finger.
Da warf er schnell die Rosen weg
(So schmerzte ihn die Wunde),
Und zu den Charitinnen hin
Eilt' er mit lauten Klagen:
„Wie kann doch ein so kleiner Dorn
So großen Schmerz bereiten!“
„„Das,““ sprachen die Charitinnen,
„„Ist kein so großes Wunder,
Machst du doch mit dem kleinen Pfeil
Den Menschen große Schmerzen!““

Th. Kind.

*) Augenscheinlich nur die Ueberarbeitung eines Thema, das sich in den angeblichen anakreontischen Liedern und bei Theokrit findet.

Das Poetische in der Poesie Frankreichs.

(Fortsetzung.)

Viele jedoch sind der Meinung, daß solch eine Dichtung (Erdichtung) die Klage nicht verdiene, und man nur mit Schauder, Eckel und kritischem Jammer sich von derselben abwenden dürfe. Recht verzeihlich; allein hüten wir uns, daß wir dem Zorn nichts einräumen, da, wo es unsere Pflicht ist, den poetischen Gedanken zu suchen. In seiner Aufspürung begriffen, müssen wir aber vorsichtig seyn, und so wäre die schlechthin hier aufgeworfene Frage: Hat Saintine's Roman Poesie? vielleicht eine kritische Plumpheit zu nennen. Nur in leisen und allgemeinen Zügen wollen wir andeuten und ausdeuten! Die moderne Zeit, die Zeit der nouvelles und Novellen, hat romantische Geschichten aufzuweisen, gegen die allerdings der Vorwurf eines ekeln Materialismus weniger zu erheben ist, als gegen diese. Sie tischen uns keine Leichname und Gespenster, keine Schändungen und Blasphemien, keinen Schmutz des Pöbels, keine Eiterbeulen des individuellen Lasters, keinen Mutterkrebs der Sünde auf. Sie sind idealisch gehalten, und erinnern demnach einigermaßen an eine Zeit, wo die Poesie noch im weißen Gewande ging, als eine virgo immaculata, wo die (damalige) Societät gegen die heutige vielleicht noch ein Patriarchenthum war. Mit einiger Scheu, sie zu verletzen, nähern wir uns diesen zierlicheren Totalitätchen, und legen das scharfe Messer der vergleichenden Anatomie nicht ohne Gewissensskrupel an. Fragen wir uns aber, was wir in ihnen, nach beendigter Sektion gefunden, so sind es: geschraubte Trivialitäten, offenbare Fadheiten und übertünchte Gebrechen; es sind die Anbrüchigkeiten und Verschabtheiten der socialen Welt, welche, dem Zerfallen ganz nahe, sich dennoch mit Ernst und Würde, wie die steifleinenen Priester in einer Zauberflöte, noch breit machen. Es ist ferner der Schein einer Ironie, deren Wesen nicht einmal die Weltironie wäre; es sind die sich auflösenden Atome einer poetischen Welt(?)=anschauung, noch einmal mit grauem Kitt und fahlem Mörtel zusammengefügt, und mit stinkendem Leim zusammengeleimt, der, wenn einst die Wasserbäche vom ewigen Himmel sich strafend ergießen, zerrinnen, und den poetischen Popanz zerfallen lassen wird.

Sicherlich: In dem literarischen Materialismus der Völker steckt allemal viel Böses, das ausgereutet werden muß; aber in der nachgeholten Idealität der retrospektiven poetischen Richtungen steckt allemal eine große Dummheit.

Wenden wir uns nur mit einem einzigen Hinblick auf Deutsches. Weit zahmerer Natur ganz sicherlich sind unsere Novellen als solch ein „Verstümmelter.“ Aber was uns in ihnen weit mehr, weit tiefer, was weit tiefer unser poetisches Gefühl empört, das ist das darin lautwerdende gemachte Unglück. So reich diese Kategorie von dem Dichter mit Individuen besetzt erscheint, so müssen wir doch immer, wenn das Stück ausgespielt, die naive Frage stellen: wie kommt es, daß just das passirt? just diesen Leuten das pasirt? Es fehlt nicht für junge unschuldige Mädchen an dienstwilligen Gelegenheiten, für invalide Partikuliers an Grisettenthum, für Industrieritter an Pharobänken, für die unkeusche Frau von 40 Jahren und ihren breiten Busen an geschmückten Bällen; es fehlt nicht den Societäten an maskirten Spitzbuben, an nachgemachten Wechseln, an Feuerbrünsten aus denen sich Segen und Unheil zugleich ergibt, an Verblüffungen, Mystificationen, Klätschereien, Gaunerstreichen, Bornirtheiten und Selbstbetrügereien; allein was bei all diesen schönen Richtungen der Gesellschaft das Hauptunglück ist, ist, daß alles Unglück aus diesem Krame, aus diesen Krähwinkliaden, kleinstädtischen Bosheiten und abgenutzten Dummheiten, hergeleitet und herausgeklaubt wird. Es kommt kein großes, einiges Unheil vor; lauter verwickelte, verzwickte, kleinliche Unglücksfälle, um derentwillen man nicht begreift, wie der Held so wahnsinnig und die Heldin so abgeschmackt werden kann. Es kommen hieraus just keine Schandthaten, Blutfrevel und Leichenräubereien zum Vorschein; aber diese absurden, von so vielen Armseligkeiten der socialen Verbindung in Anspruch genommenen Leute, höhlen sich doch ganz und gar im Innersten aus, richten ihr Familienglück so recht auf ordinäre und praktische Weise zu Grunde, machen einen Bankerot des Herzens, den ihnen jeder Buchhalter und Cassirer nachrechnen kann, ruiniren ihre gut spiesbürgerliche Denkweise bis auf den Grund, und werden zu guter Letzt noch durch das bischen Ironie, das, wie ein Einäugiger, blinzelnd hinter der Couliße vorlugt, vollkommen prostituirt. Das ist unser romantisch=modernstes Unglück. Man fragt: Wo ist hier der menschliche Zusammenhang, die ursprüngliche Bedeutung, die göttliche Weisung und die poetische Fügung?

Gegen diesen complicirten und kleinlichen Jammer, der freilich oft barbarisch genug ausschlägt, ist doch immer — behaupten wir — das Schicksal eines Menschen, der ein Genie ist, aber weder Zunge noch Hände besitzt, ein viel einfacheres und großartigeres und geistigeres Unglück. Es ist doch immer ein einiger individueller Zug, der hier den Menschen, wenn auch auf widerwärtige Weise, vernichtet. Er selbst ist es doch immer, der sein Unglück repräsentirt, anstatt daß dort die Umstände ihn hin und her zerren, und jede fade Widerwärtigkeit ein Stück von seiner Persönlichkeit ablös't, bis endlich der übrig bleibende Rumpf nicht mehr für eine Persönlichkeit gelten kann. Es ist zwar ein grausamer, doch aber ein durch Notorietät, (das heißt durch sich selbst,) legitimirter Gedanke, daß die Qual, die ich selbst geistig erdulde, endlich meine ganze Totalität zerreißt, und liegt es auch im Reich der spekulativen Unmöglichkeit, zu seyn ohne den Schein, so ist doch von dem Poeten, der nicht, wie wir anderwärts merken, die bedächtige Absicht hat, uns zu mystifiziren, dieser fehlende Schein so hartnäckig durchgesetzt, daß man wenigstens auf das Allerwesentlichste, auf die Poesie und ihre Existenz selbst zurückgehen muß, um seine Richtigkeit abzuleiten. Es gibt aber heutiges Tages sehr viele poetische Produkte, die man aburtheilen und richten kann, ohne jene höchste Instanz aus ihrer Ruhe zu stören und irgendwie zu inkommodiren.

Wir stehen wieder bei Saintine's Roman, den wir nochmals direkt berühren müssen. Der Roman mag die Nerven angreifen, er mag schauderhaft seyn; er ist aber vielfach bedeutend, hauptsächlich darum, weil er die reinen Atome der französi-

schen Romantik in sich darstellt; es sind unverfälschte, ursprüngliche Bestandtheile, obschon man hiebei nicht gerade an ursprünliche Poesie zu denken braucht. Um es noch direkter zu sagen: Es ist die Verblasenheit nicht darin, die sich in andern Werken von weit namhaftern Romantikern findet. Mit diesem Ausdruck, mit jener leidigen Blasirtheit, die gegenwärtig jeder im Munde führt, wenn er über die französische Literatur loszieht, hat man, wie dieß mit allen Begriffen geschieht, die zu Gemeinplätzen werden, dieser Literatur vieles Unrecht gethan. Die Blasirtheit ist weder ein hauptsächlicher, noch ein nothwendiger Zug in der Poesie der heutigen Franzosen. Es ist vielmehr selbst ein bornirter Begriff, der sich so ungeheuerlich und gedankenlos erweitert hat; (genau genommen mit dem wachsenden Ruhm Balzac's.) Aber auch Balzac ist nicht einmal blasirt, in dem Sinne, wie es die deutsche Kritik zweiten Rangs meint: Er schildert nur verblasene Zustände, er gefällt sich nur in gebleichten Formen und in dem was die Societät Abgetragenes und Anbrüchiges bietet. Balzac ist mit Tieck weit näher geistig verwandt, als mancher Deutsche geneigt seyn möchte zuzugestehen. Wer aber wollte der Tieck'schen Novelle im Allgemeinen Schuld geben, daß sie blasirt sey? Sie ist vielleicht mit der Zeit in ihrem Eigensinn und ihrer Laune blasirt geworden; aber daraus folgt nur höchstens ein Veto für den abgelebten Dichter, keine Negation für seine poetische Gattung. Saintine's Roman ist das gerade Gegentheil aller Blasirtheit; er ist vielmehr die reine unverstümmelte, elementarische Nacktheit der französischen Romantik. Er gibt Menschliches, das ist sein Verdienst; er gibt dieß Menschliche grauenvoll, das ist sein Eigenthümliches; er gibt aber dieß Grauenvolle eckelhaft, und dieß ist sein Verwerfliches. Er erzählt die Leidensgeschichte eines geistigen Individuums, dieß ist sehr anzuerkennen, allein er ballt darin in einen einzigen mächtigen Haufen, gleichsam in ein Mondkalb des Unglücks, dasjenige zusammen, was (wohlgemerkt) nur in einzelnen Zügen vorkommen kann; darin besteht seine Unwahrheit. Der Roman enthält wahre Poesie, allein eine grundfalsche Spekulation. Hier jedoch haben wir es nur mit dem poetischen Einschlag zu thun. Saintine's Roman schont nicht; auch dieß ist ein Grund, warum er nicht blasirt seyn kann. In der Blasirtheit wohnt die Rücksicht, in der Rücksicht die Beschränkung. Balzac schont, Alex. Dümas schont, selbst Paul de Kock, der ungeschlachte Crebillon der heutige Romantiker, geht zuweilen auf Eiern, wenn gleich er es am wenigsten in Hinsicht des Anstands thut. (Und dennoch wird es sich später zeigen, daß wenigstens die beiden letztern weit anbrüchiger und kränker sind, als Saintine.) Die Schonungslosigkeit des letztgenannten liegt aber weniger in der Ausführung, als in der Wahl des Süjet. Mit einem solchen Vorwurf kann man ganz grausam verfahren; allein die Infirmität von Dümas, Georges Sand und andern weit renommirtern Romantikern, besteht darin, daß sie mit ihren eigenen Objekten tändeln. Wie delikat behandelt Madame Dudevant ihre Heldinnen und Helden? Ihre Charakterzeichnung ist eine fortwährende Parallelisation ihres Selbst mit ihren Figuren, bei welche jezuweilen dieß schöpferische Selbst sehr übel wegkommt. Es ist immer, als kämen die fein kostümirten Lelien, Indianer, Valentinen, Leonis und wie sie heißen, zu ihrer Herrin und Meisterin ins Arbeitkabinet gerückt, als wollten sie den Mund öffnen, diese auf delikate Weise zu reprochiren; als fürchte sich die Dame vor diesen stummen Reprochen, als entschuldige sie sich in ihrer unermüdlichen Gelanterie unaufhörlich mit den Worten: „Meine Damen und Herren, ich habe Sie sämmtlich so idealisch gemacht, als ich's vermochte; ich bin entzückt von Ihnen; ganz Frankreich ist in Sie verliebt; warum sind Sie selbst nicht mit sich zufrieden?" — Dieß ist die wahre Blasirtheit der französischen Romantik; allein Madame Dudevant ist nicht die Romantik selbst; sie ist nur die äußerste Spitze einer Seite derselben, welche nicht die wesentliche ist. Gibt es eine Verblasenheit in der französischen Romantik — Madame Dudevant repräsentirt sie. Darum bedarf sie am meisten für ihre Darstellungen der hinreissenden Form, weil auf den ersten 40 Seiten der Inhalt verloren geht. Ein theilnehmender Leser spürt diesem nach, wenn er Geduld hat etwa bis Seite 100. Aber dann würde er sicherlich die Verfolgung des entwischten Incroyable aufgeben, wenn er sich nicht, eben da er still stehen will, von dem zauberisch-beweglichen Styl der Dame, die über dem allen waltet, ergriffen, und durch diese charmante Macht so lange fortgerissen sähe, bis es ihr selbst gefällt, einzuhalten. Madame Dudevant ist vielleicht die Titania der französischen Romantik, ihre Worte sind „Bohnenblüthen," auch wohl hie und da „Senfsamen;" allein den Heros, und die genialste Spitze der französischen Poesie in ihr erkennen zu wollen, ist eine Täuschung, welche für uns, nicht dadurch entschuldigt wird, daß die deutschen Schriftstellerinnen minder geistreich sind, als Madame Dudevant.

Wir dürfen uns weder bei dieser berühmten Dame, auf die wir doch noch einmal zurückkommen müssen, noch bei jenem einzelnen Roman länger aufhalten. Aber mit gutem Bedacht wählten wir den letzteren zur Einleitung unseres Aufsatzes. Wir sahen, daß sich dieser grausame Materialismus widerwärtig, daß sich dieser Skeptizismus, der dem Wesen nicht verstatten wollte, in die Erscheinung zu treten, als haltungslos zeigte; auch fühlten wir nebenbei unsere zartere Empfindung durch das Uebermaß des Gräßlichen beinträchtigt; allein wir werden haben zugeben müssen, daß doch etwas Allgemeines, Menschliches, Einfaches, und selbst Gedankengemäßes dem Buch zu Grunde lag, so wie, daß es frei war von jener socialen Affektation und Prüderie des Hervorbringens, welches die leidigen Bestandtheile der Blasirtheit sind. Die Schmink- und Schonungslosigkeit des Romans wies uns auf die elementaren Zustände der modernen Poesie Frankreichs zurück, erinnerte uns an die Atome derselben, und war so am geeignetsten, unsern ersten Schritt in das sehr verwickelte Gebiet jener Poesie zu bezeichnen.

So weit in unserer Betrachtung gekommen, wollen wir nicht zaudern, sogleich eine um Vieles abweichende Erscheinung zu berühren: Alexander Dumas. Um aber diesen Dichter, der in seinem glänzenden Kabinet, die Füße auf einem kostbaren Tigerfell ruhend mit größerer Süffisance arbeitet, als mancher genialere Mann, im Nexus der französischen Romantik recht zu würdigen, müssen wir ihn als Dramatiker über-

gehen. Nimmt man seine Dramen hinweg, so bleibt freilich nicht gar viel übrig, woran man sich halten könnte, doch auch bei Viktor Hugo, wenn wir ihn berühren, wird nicht der poetisch-kritische Maßstab nach den Theaterstücken genommen werden können, ja sogar, bei Gelegenheit seiner geradezu behauptet werden müssen, daß diese Dramen sammt und sonders gar nicht zur französischen Romantik gehören. Daß Frankreich einmal, in einer zukünftigen Zeit, ein glänzendes Drama haben wird, ist anzunehmen, es müßte denn jemand von dem stationairen Gesichtspunkt eines Dictionaire de l'academie ausgehen, und nicht allein Frankreichs literarischen Glanz, sondern auch seine literarische Genialität in den tempi passati suchen, jenen Zeiten, wo vielleicht Rameaus Neffe der geistreichste aller Franzosen war, ein französischer Anton Reiser, aber von ungleich größerer Genialität, und einer der wenigen Verkündiger der späteren Romantik, weßhalb es auch erklärlich ist, daß er von der Gnade der Lohnkutscher leben, und in den Wagenremisen übernachten mußte. Daß aber gegenwärtig schon die Periode der dramatischen Transfiguration für Frankreichs Literatur erschienen sey, ist ganz zu negiren. Ihre heutigen Dramen sind noch immer Kinderspiele, und sie werden einer spätern Zeit noch lächerlicher vorkommen, als die theatralischen Ausgeburten des steifleinenen Classicismus, darum weil jetzt die Anforderung an die Poeten und ihre Verantwortlichkeit größer ist. Viktor Hugo, der gefeierte Theaterschriftsteller, hat eine einzige epische Figur gegeben, an welcher der Rockzipfel mehr werth ist, als alle seine Trauerspiele, Helden und Effeckte, die Dekorationen mit eingerechnet, zusammengenommen. Wir werden diese Figur später ausführlich berühren müssen. Eben darum ist Scribe für die Geschichte einer französischen Poesie, für die Gegenwart und ihre noch sehr trüben Interessen, ganz bedeutungslos. Was wird man von diesem Manne, wenn er einst nicht mehr seyn wird, anderes sagen können, als daß sich die französische Akademie bei Gelegenheit seiner am augenscheinlichsten und nachhaltigsten blamirt hat? Aber die französische Akademie brauchte ein Vaudeville, und sie kann eben so wenig eine leere Kategorie, wie einen leeren Stuhl leiden, obgleich eine Kategorie dadurch nicht erfüllt wird, daß ein Individuum den Stuhl einnimt, der sie vorstellt. *)

Indem wir also die respektiven dramatischen Verdienste von Alexander Dúmas unbesprochen lassen, gedenken wir nur des in ihm vorhandenen napoleonistischen Elements, das für den Dichter insofern von Bedeutung ist, als es seiner Romantik eine gewisse Vergangenheit, eine Basis und gewisse welthistorische Grundtöne verleiht; Dúmas ist kein Romantiker von gestern, wie denn seiner poetischen Instruktion und Formation überhaupt das Vorbereitende und Sinnige nicht abzusprechen ist. Allein hier haben wir es mit seiner epischen Seite zu thun. In den „Souvenirs d'Antony" findet sich eine für das innre Getriebe der französischen Romantik bedeutungsvolle Novelle, die wir hier seciren wollen. Der Leser wird sich alsdann die Vergleichung zwischen dieser und Saintine's Roman ziehen, und wahrnehmen können, um wie vieles schon die Dichterweise von Dúmas inficirter, zweideutiger, sittlich verderbter und poetisch unlauterer ist. Die Geschichte ist ganz kurz diese: Zwei neapolitanische Bauerjungen finden in einer abgelegenen Gegend einen schlafenden Banditenhauptmann, auf dessen Kopf ein Preis von 3000 Dukaten gesetzt ist. Sie resolviren sich kurz, trennen dem Gefürchteten das Haupt vom Rumpf, und schleppen es nach der Hauptstadt, wo sie den ausgesetzten Preis dafür empfangen. „Das Erste und Naturgemäßeste was die Jungen (sie werden „les enfans" genannt) hierauf thun, ist, daß sie sich satt essen, sodann Kleider kaufen, und, nach Jungenweise, auf den Straßen Grübchen spielen, versteht sich mit Dukaten. Mit der Zeit gerathen sie in ein großes Spielhaus, wo sie ihr sämmtliches Vermögen, bis auf 500 Dukaten, sitzen lassen. Sie treiben sich wieder auf den Staßen herum, und sehen eine schöne Dame in ein Haus treten. Ihre Schönheit erregt die Bewunderung der „Kinder," und in dem einen besonders das ungestüme Verlangen, sie zu genießen. Es gesellt sich ein Wüstling zu ihnen, der ihnen eröffnet, daß die Reize der Dame um 500 Dukaten feil sind. Sie werfen das Loos darum. Der Glückliche wird eingelassen; allein die Dame war wohl nicht vorbereitet, und macht Lärm. Dieß reizt die Begierden des „Kindes" bis zum Allerheftigsten, es hat einen Dolch bei sich, und Widerstand findend, nagelt es mittelst dessen die Hand der Dame an die Wand. Davon wird sie ohnmächtig, und das „Kind" findet in diesem ihrem Zustande Gelegenheit, seine heftigen Wünsche zu krönen. Diese Scene ist eigentlich das Raffinement und der Gipfel der Novelle; der Schluß ist hausbackener und minder befremdlich. Die Jungen müssen flüchten, werden Banditen in derselben Bande, deren Anführer sie vorher um einen Kopf kürzer gemacht. Man geräth ihnen auf die Spur. Einer wird erschossen, der andere wird in einem Dickicht mit Weib und Kind umzingelt. Nur ein ganz lautloses Verhalten kann vielleicht noch den Schuft retten. Aber das Kind fängt an zu schreien, und immer heftiger, weil die Mutter nicht mehr Muth hat um es zu stillen. Der Vater sieht seinen Untergang vor Augen, ergrimmt heftig, und schleudert sein Kind gegen einen Baum. So entkommen Vater und Mutter, aber die letztere hat schon in aller Stille ihren Vorsatz gefaßt; so wie beide sich in Sicherheit befinden, und der Bandit eingeschlafen ist, wird er von dem Weibe umgebracht, die auch nicht vergißt, ihm das Haupt, zur Revanche, abzuscheiden und sich dafür ebenfalls 3000 Dukaten auszubitten. Sie wird Nonne, und stirbt im Geruche der Heiligkeit, nachdem sie dem Klosterschatz die 3000 Dukaten einverleibt. Dieß ist die sehr bekannte Geschichte, um deren Schluß wir uns hier weniger zu kümmern, den wir aber doch hervorzuheben haben, weil er den direkten Uebergang von Dumas zu Eugen Sue bezeichnet. Das Hauptsächliche ist vielmehr die ungeheure Unsitte, welche in der Entehrung und Nothzucht durch ein „Kind" liegt.

(Schluß folgt.)

*) Wir hoffen, in diesem strengen Urtheil über das französische Drama kein Mißverständniß zu befahren. Es handelt sich hier, wie bemerkt, um die Forschung, um eine Rechtfertigung der französischen Romantik und ihres Poetischen. Bei diesem Bestreben ehrt man die Gattung am entschiedensten, wenn man den Irrthum beschränkt, der dasjenige als eine nothwendige Seite betrachtet, was in der That nur eine entbehrliche Unart ist.

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 44.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

16 Julius 1836.

Bruchstücke aus Don Juan,

von Lord Byron. *)

Erster Gesang. Strophe 192 und folg.

(Der Abschiedsbrief Julia's, welche, nachdem ihr verbotenes Verhältniß mit Don Juan entdeckt worden war, in ein Kloster geschickt wurde, an den abreisenden Geliebten.)

„Man sagt mir: entschieden sey es, du reisest fort!
'S ist weise und gut — doch drum nicht minder ein Schmerz;
Ansprüche nicht hab' ich mehr an dein Herz hinfort;
Das Opfer wird — und wird es gerne — mein Herz;
O! Lieben im Uebermaß — das Eine Wort
Spricht aus meine ganze Kunst; wie glühend Erz
Ist mein trocknes Auge das keine Thränen hat;
Nicht sind, was sie scheinen, die Flecken auf diesem Blatt.

Dich liebt' ich und lieb' ich — und hab' zum Opfer gebracht
Stand, Ruf, den Himmel, der Menschen Achtung und meine,
Doch so süß des Traumes Erinnerung mir noch lacht,
Daß Reue darob ich fühlen kann noch keine!
Doch hab' ich mich nie meiner Schuld zu rühmen gedacht,
Ich blende mich nicht mit einem geheuchelten Schein;
Ich schreibe dieß Blatt, weil ich nicht ruhen kann,
Ich habe nichts zu verlangen, ich klage nicht an.

Die Liebe des Mann's ist vom Leben des Mann's nur ein Stück,
Beim Weibe — das ganze Seyn — der Mann mag durchschweifen
Hof, Lager, Kirche, das Meer, das Kriegesglück,
Kann nach Gold und Talar, nach Ehre und Lorber greifen;
Stolz, Ehrgeiz bringen dem Herzen das Leben zurück;
So mag fast Jeder das Trauergewand abstreifen;
So viel hat der Mann — und wir nur Eines auf Erden:
Von neuem zu lieben, von neuem elend zu werden!

Vorschreiten wirst du in Stolz und Lebenslust,
Geliebt und Viele liebend; mir aber nahm
Das Schicksal Alles; noch eine Weil' in der Brust
Schlepp' ich verbergend den Kummer hin und die Schaam;
Die könnt' ich tragen, doch trag' ich nicht den Verlust
Der Leidenschaft — noch ward diese Wilde nicht zahm!
Und so leb' wohl — verzeih' mir — liebe mich — nein!
Das Wort hat jetzt keinen Sinn mehr; — doch laß es seyn.

Meine Brust war Schwäche ganz und ist es noch jetzt,
Doch denk' ich, ich könne mein Gemüth nun fassen;
Noch tobet das Blut, wenn schon der Geist sich setzt,
Wie beim ruhenden Sturm noch schwellen die Wassermassen;
Mein weibisch Herz, vom Pfeil der Erinnrung verletzt,
Kann, thöricht blind, von Einem Bilde nicht lassen;
Wie die Nadel zittert und wie der Pol steht fest:
So mein bebendes Herz nicht von dem Geliebten läßt.

Ich habe nichts mehr zu sagen und zögere doch,
Mag schließend nicht auf dieß Blatt das Siegel drücken;
Warum aber vor dem letzten sträub' ich mich noch?
Vom Berge des Unglücks erstieg ich den höchsten Rücken,
Nicht lebt' ich mehr, wäre tödlich des Kummers Joch,
Der Tod verschmäht, die ihm entgegen sich bücken;
Und ich muß selbst dieß letzte Fahrwohl! überdauern,
Und lebend um dich in Gebet und Liebe trauern!" —

Sie schrieb diesen Brief auf Papier mit goldnem Rand,
Mit einem Rabenkiele, gar zierlich und leicht.
Kaum konnte den führen die kleine, weiße Hand,
Die, zitternd, der magnetischen Nadel gleicht.

*) Die hier mitgetheilten Proben einer Uebertragung sind von einer andern Hand als die früher in diesen Blättern erschienenen, und es ist darin von dem Versmaß des Originals einigermaßen abgewichen.

Doch keine Thräne den Weg in ihr Auge fand;
Das Petschaft ein Heleotrop — das Motto, mich däucht:
Elle vous suit partout, in Karneol geschnitten —
Der Siegellack superfein — von der Farbe der Quitten.

Erster Gesang. Strophe 122 und folg.

(Die Süßigkeit der ersten Liebe.)

Wir sprechen jetzt gleich davon. — Süß ist es, zu lauschen
Um Mitternacht am blauen, mondlichen Meer
Der Gondoliere Gesang, ihrer Ruder Rauschen,
Die gedämpft durch die Ferne ziehn über's Wasser daher,
Süß, die Sonne sehen mit dem Abendstern tauschen,
Süß, den Abendwind säuseln hören im Blätterheer,
Süß ist es zu schaun den farbigen Regenbogen
Auf dem Ocean ruh'nd, hoch über den Himmel gezogen.

Süß ist es zu hören des ehrlichen Wachthunds Gebell
Der mit tiefer Stimme uns heißt in der Heimath willkommen;
Süß ist's, zu wissen: Ein Auge wird freundlich hell,
Ein Herz hat Kunde von unsrer Rückkehr genommen;
Süß ist's, entschlafen am murmelnden Wasserquell,
Süß sich wecken lassen von der Lerche, der frommen,
Süß Bienengesumm, süß der Mädchen fröhliches Lachen,
Süß das Lallen des Kinds, dem die Sprache beginnt zu erwachen.

Süß ist die Herbstlust, wenn der Hagel von Beeren
In bacchischem Ueberfluß auf die Erde rollt,
Purpurn und strömend; süß ist's sich abzukehren
Vom städt'schen Gewühl zum Landleben, friedlich hold;
Süß ist's, zum erstenmal Vater sich grüßen hören,
Süß ist dem Mammonsknechte sein Haufen Gold;
Süß ist die Rache — ganz besonders für Weiber —
Dem Seemann das Prisengeld und Plündrung dem Räuber.

Süß ist ein Legat — und über die Maßen süß
Der unerwartete Tod einer alten Tante, —
Eines Oheims, der die Siebzig schon verließ,
Und uns Junge zu lang' in Geduldesfesseln bannte,
Auf den Geldsack harrend, ein ländliches Paradies;
Wenn das Lebenslämpchen stets schwach und zäh doch brannte,
Daß die Juden all' überlaufen ungeduldig
Den Erben, der Alles auf die Verlassenschaft schuldig.

Süß ist, in jedem Fall, ein Lorber, gewonnen
Durch Blut oder Tinte, süß vom Kampfe die Rast;
Süß ist es auch bisweilen — Händel begonnen
Zumal mit alten Freunden, die Einem zur Last;
Süß alter Wein in Flaschen und Bier in Tonnen;
Theu'r ist ein hülflos Geschöpf, für das man faßt
Das Schwert der Vertheidigung; theu'r der Spielplatz des Knaben,
Den man nie vergißt, ob auch Alle vergessen uns haben.

Doch süßer noch als er und jenes und alles
Ist erste, glühende Liebe! — sie steht allein
Wie Adams Rückerinnerung seines Falles!
Der Erkenntniß Baum ist benascht — hüllt nichts mehr ein —
Was dürfte wohl, im Bereich des Erdenballes
Zu vergleichen mit dieser ambrosischen Sünde seyn,
Die, ohne Zweifel in Fabeln, wird dargestellt
Wie der Feuerraub des Prometheus zu Nutz der Welt.

Erster Gesang. Strophe 213 und folg.

(Der Dichter spricht sich über den Zustand seines Gemüthes und Geistes aus.)

Doch jetzt; in den Dreißigen, ist ergraut mein Haar schon,
(Neugierig bin ich, wie es wird seyn mit vierzig!
An eine Perrücke denk' ich zuweilen gar schon);
Und nicht viel grüner mein Herz! — es reducirt sich
Darauf, daß mein Sommer verbraucht ward im Frühjahr — schon,
Die Federkraft meines Geistes erschlafft und verliert sich;
Ich habe mein Leben verbraucht — Capital und Zins;
Unverwüstlich glaubt' ich mich; jetzt bin ich anderen Sinns.

Nicht mehr — nicht mehr — o nimmermehr auf mich fällt,
Die Frische des Herzens gleich des Thaues Segen!
Die Alles, was schön und hold ist in der Welt,
Mit neuen Reizen geschmückt uns bringt entgegen,
Die hervorlockt was nur Süßes die Brust enthält
Geheim, wie die Bienen den Seim im Innern hegen:
Nicht wächst der Honig im Blumenkelch! ach, nur du
Bereitest zum Syrup der Blume Süßstoff zu!

Nicht mehr — nicht mehr — o nimmermehr kannst du seyn,
Meine einzige, ganze Welt, o Herz, ach nimmer!
Einst Alles in Allem — ein Ding jetzt für dich allein,
Kannst du nicht mein Fluch noch mein Heil mehr seyn — für immer
Ist dir verschwunden der Täuschung blendender Schein!
Und du wardst fühllos und doch, glaub' ich, nicht schlimmer;
An deiner Statt hab' ich Einsicht jetzt und Verstand;
Doch der Himmel weiß, wie sich der je zu mir fand?

Meine Tage der Liebe sind dahin — nicht mehr
Machen Reize von Mädchen und Frauen — von Wittwen noch minder —
Mich zu dem Narren je wieder wie vorher;
Ich seh', eine neue Lebensart ist mir gesünder;
Das Entzücken verschwisterter Seelen läßt mich leer,
Den vielen Sekt verbot mir ein Pillenerfinder;
So, statt des Lasters, deß sich kein Herr darf schämen,
Muß ich zum Geize wohl jetzt meine Zuflucht nehmen.

Ehrgeiz war einst mein Idol — doch dieß zerbrach
Vor den Altären des Kummers und der Lust;
Die beiden ließen mir manch Andenken nach,
Worüber ich oft hab' meditiren gemußt;

Dann, wie Mönch Bakons metallner Kopf, ich sprach:
„Zeit ist, Zeit war und Zeit ist vorbei;“ — zu Verlust
Ging bald die glänzende Jugend, das chemische Kleinod;
Das Herz litt durch Liebe — das Hirn durch die Poesey Noth.

Das Poetische in der Poesie Frankreichs.

(Schluß.)

Und hier haben wir sogleich einen der faulsten Flecken der französischen Romantik, worin zugleich eine ungemeine poetische Unselbstständigkeit, ja Infirmität des Poeten liegt. Dieß ausführlicher darzulegen mag eine Parallele dienen: Balzac hat eine Erzählung geschrieben, worin folgender, bei aller schrecklichen Brutalität doch ganz raffinirter Zug das Hauptmotiv bildet: Ein roher Schiffskapitain hat eine Geliebte, mit welcher er, so oft er das Land begrüßt, im vertrautesten Umgang lebt, und die, ein überaus zartes Geschöpf, dem ungeschlachten Athleten bis in den Tod ergeben ist. Auch er fühlt jene instinktartige Zuneigung gegen sie, welche bei solchen Naturen, wie die seinige, die Stelle der Liebe vertritt. Jetzt erkrankt seine Geliebte und er, der eben zugegen ist, erklärt dem bedenklichen Arzt, der für die Kranke eine nächtliche Wärterin verlangt, daß er selbst bei dem Mädchen wachen werde. Wirklich stellt er sich zur Abendzeit in der Krankenstube ein, wo die Kranke eben in der heftigsten Krisis eines Nervenfiebers liegt. Am andern Morgen erscheint der Arzt; schon das Vorgemach erfüllen allerlei seltsame Gerüche und er tritt bestürzt ein. Er findet den Kannibalen ruhig an einem Tischchen sitzen, seine Pfeife dampfend, eine mächtige Bowle Grog vor sich, die der Unhold bis zur Neige geleert hat; das Mädchen aber liegt ganz still auf ihrem Bett — als Leiche. Doch ein Blick des Arztes auf diese zeigt sie in einer so befremdlichen Unordnung, die Kissen sind gedrückt, verschoben, der Anzug der Verstorbenen ganz verwildert, so daß in dem Arzt eine empörende Vermuthung aufsteigt. Er setzt mit zornigem Eifer dem Unmenschen, der erst behauptet, der Tabaksrauch müsse sie getödtet haben, so lange zu, bis er bekennt — was der Leser sich denken kann.

Eigentlich verlangte es das sittliche Gefühl, solche Schauderscenen zu verhüllen; allein wenn sie in ihrer schrecklichen Nudität wirklich bedeutende Züge, und nachhaltige Offenbarungen einer sich selbst ganz verkennenden Poesie enthalten, so wird es zur kritischen Pflicht, sie zu berühren. Lassen wir auch hier den sittlichen Ingrimm uns nicht zur Unbesonnenheit hinreißen. Bedenken wir auch hier, was bereits oben gesagt ward, daß die Kritik in keinem Moment ihrer Forschung sich unbewußt seyn dürfe! In diesem Bewußtseyn müssen wir anerkennen, daß in obiger empörender Scene immer noch die Atome des Natürlichen, der Menschlichkeit im Verbrechen, ja sogar noch etwas von dem Zauber der wahren Poesie enthalten ist. Schützt dieß gleich den frivolen Poeten nicht vor der sittlichen Verantwortung, so müssen doch die eben angedeuteten edleren Mächte nicht verkannt werden, und die Kritik, weil sie moralisch ergrimmt, darf nicht sich selbst borniren. Der einfache Sinn, nachdem er den ersten Schreck überwunden, wird sich in Betreff jener Scene so äußern: Dieser Mensch ist ein Vieh; er ist in Gemeinheit und Rohheit zu Grunde gegangen, er ist ein Mörder u. s. w., kurz der einfache Sinn wird noch allgemeine Worte finden, um den Thäter diese That zu bezeichnen. Sodann aber wird ihm der Contrast dieser gemeinen, verbrecherischen Sinnlichkeit mit der hingebenden, ihr Leben für die Lust des Mannes opfernden weiblichen Treue nicht entgehen, und schon in diesem Contrast wird er etwas entdecken, was Poesie ist. Der einfache Sinn wird ferner in der Erscheinung des Arztes, der den Greuel enthüllt und brandmarkt, mindestens die Spuren einer Vergeltung, wie sie in dem Poetischen überhaupt sich zeigt, wahrnehmen. Endlich wird er zwar solche Gemälde sich nicht wieder vor die Augen geführt wünschen, aber in seinem sittlichen Abscheu davor wenigstens zu der Ueberzeugung gelangen, daß in fühllosen Naturen eine solche namenlose Verirrung noch möglich sey. Etwas ganz anders aber ist es mit der Schandthat, die uns Aler. Dumas in seiner Novelle schildert. Weil hier alle Abscheulichkeit in einen Knaben gelegt ist, so kommt es bei uns gar nicht bis zu der Frage: Ob so etwas geschehen könne; denn die Kategorie der Kindheit ist ein durchaus heiliges Gefild, das die Besudlung, welcher Art sie sey, absolut nicht duldet; diese Kategorie ist ein Tempel, und weil sie ein solcher ist, ist jede Entweihung eine Lästerung und ein Hohnsprechen dem Göttlichen. Die Kindheit ist göttlich, denn in das Daseyn eines Kindes ist die gesammte Offenbarung des Christenthums gelegt worden. Ferner aber ist in jener schändlichen Scene auch nicht ein Funken von Poesie: Daß ein Junge, in welchem sich die Pubertät meldet, allerlei Regungen bekommt, ist ein ganz sinnlich-roher Thatbestand, den die Natur, welche bei weitem sittlicher ist, als der Poet, eben durch das dem jugendlichen Alter eigene Schamgefühl verschleiert. Diese Verschleierung ist Poesie, die Entschleierung aber ist die gröbste Unnatur und Unpoesie. Es ist auch mit diesem ganz abscheulichen Zug ganz und gar nichts ausgedrückt, sondern der Poet, der, mit den Füßen auf seinem Tigerfell, ganz comfortabel an einer frappanten Geschichte schrieb, legte es darauf an, etwas ganz abnorm Schändliches zu geben; er besann sich auf eine recht raffinirte Greuelthat, und kam so auf diese. Die vollkommene und vollendete Poesielosigkeit zeigt sich auch am Schluß von Dumas' Novelle, in dem Zuge, daß die Frau, nachdem sie den Mord des Kindes an dem Manne gerächt hat, die dreitausend Dukaten für seinen Kopf nimmt, und endlich am entschiedensten in den den Hauptpersonen absichtlich vom Dichter beigelegten Namen. Die Dame, welche Nonne wird, heißt nemlich Maria, und die beiden Schurken von Banditen, der eine Celestino, der andere Cherubino. Dieß ist die armselige, seyn sollende Ironie, bis zu der es die französische Romantik in dieser Novelle bringt. Es ist aber keine Ironie; es ist nichts als eine pure, blanke Lästerung. Denn die Ironie besteht nicht darin, daß man das Heilige umdreht, den Himmel zur Hölle umwandelt, dem Teufel einen Engelsnamen

beilegt, oder einen eingefleischten Gauner Cherubino nennt, sondern das Wahrhafte der Ironie ist, daß sie den Weltlauf und das Menschliche beschleicht, und sie selbst muß sich auf das Himmlische gründen, wenn sie jenem seine Nichtigkeit aufzeigen soll. Die Erfindung dieser Namen für diese Kerle ist eine ganz schauderhafte Brutalität, eine solche, bei der man nicht weiß, ob der beispiellose Irrthum beklagenswerther, oder die poetische Versündigung unverzeihlicher ist.

Wir sehen, daß uns das Charakteristische der Poesie des Alexander Dûmas von selbst auf Balzac geführt hat, behalten uns jedoch die Besprechung von diesem für den Anfang eines zweiten Artikels vor, welcher auch die poetische Wesentlichkeit Eugen Sue's, G. Sand's und Viktor Hugo's, so wie Paul de Kocks, Jul. Janins und Michel Raymonds, (letztere als nicht ganz zu übergehende Seitenrichtungen) in möglichster Kürze behandeln soll. Hieraus wird sich ergeben, daß die Betrachtung dieser poetischen Erscheinungen wenn man sie in der Wurzel erfaßt, hinreicht, um die richtige Beleuchtung für die gesammte Richtung der sie angehören, zu gewinnen, und daß wir kaum einer Nebenerscheinung werden zu erwähnen brauchen. Bei dem vielen, unsäglichen Gerede, das über Frankreichs neue Schule in deutschen Landen hin und her geht, kommt jetzt es nicht sowohl auf ein breiteres Exponiren, als vielmehr auf die Concentration derselben und Zusammenfassung in den Gedanken an, und die wahrhaft vernünftige Kritik braucht nicht zu fürchten, daß es ihr an Stoff ermangeln werde, wenn sie das vorliegende Material zu vereinfachen strebt.

Bevor wir diese kleine Truppe frappanter romantischer Geister, so etwa Paar und Paar: den strengeren V. Hugo mit dem leichtfertigen de Kock, den spitzigen Janin mit dem spirituellen G. Sand, der phrenologische Sue mit dem lebenslustigen Balzac u. s. w.) vor unserem kritischen Auge vorbeidefiliren lassen, wollen wir zum Schluß dieses Artikels noch eines individuellsten Zugs gedenken aus der vielseitigen Kategorie, der sie alle angehören, und das darum, weil sich eine allgemeinste Schlußbetrachtung füglich daran knüpfen läßt. Michel Raymond, als er noch der poetischen Trinität angehörte, aus deren mystischer Wolke er sich späterhin als Michel Masson manifestirte, gab in den „Contes de l'atelier" eine Novelle, unter dem Titel „La Complainte," welcher wir noch eine kurze Aufmerksamkeit schenken wollen. Es ist nemlich — dieß ist der Inhalt dieser Dichtung — der berühmte Bär aus dem „jardin des plantes" gestorben. Auf diesen beklagenswerthen Todesfall gründet ein erfinderischer Pariser Buchhändler eine Spekulation; er will auf den Tod des Bären eine Klage (complainte) herausgeben, hinter deren unschuldiger Maske er jedoch eine persönliche Satire gegen den Hof und einige seiner Notabilitäten zu verstecken beabsichtigt. Nun gibt es in Paris einen jungen talentvollen Dichter, der dem klugen Buchhändler deßhalb zu seinem literarischen Vorhaben am geeignetsten scheint, weil er zusammt einem jungen Mädchen, die seine Geliebte ist, in einem übergroßen Elend schmachtet. Dieser — so denkt der merkantile Mann — nach seiner Art nicht ganz mit Unrecht — wird sich am bittersten zu beklagen verstehen, und gewiß der schneidensten Ironie fähig seyn. Allein da es zur Sache kommt, so hat er sich in dem sittlichen Gefühle des jungen Autors verrechnet, denn dieser weis't den ihm gemachten Antrag mit Indignation zurück. Kaum geschehen aber, so zeigt sich auch gleich die schreckliche Prüfung, und das schwarze Verhängniß. Nach 24 Stunden stirbt die Geliebte des unglücklichen Dichters den Hungertod; er sitzt an ihrem Sterbebett, und ihre letzte flehentliche Bitte an ihn ist um ein anständiges Begräbniß. Aber wie soll er diejenige bestatten können, die in seiner Nähe verhungert ist? Dieser entsetzenvolle Gedanke zerreißt sein Gehirn. Mitten in der Nacht, da er im trüben Gemach mit dem geliebten Leichnam allein ist, ergreift ihn der Wahnsinn, der Vorschlag des Buchhändlers fällt ihm wieder ein, er schneidet sich die Feder, räuspert sich die Kehle, und singt und schreibt nun allnächtlich die lustigsten Couplets ꝛc.

Diese kleine schauerlich-pikante Geschichte ist eine ächte Tochter der französischen Romantik. Schon der einfache Leser, der nur herauszufühlen pflegt, merkt, daß ihm hier eine andere, durchgebildetere Ironie begegnet, als etwa bei A. Dumas. Die Geschichte wäre einer ausführlicheren Zersetzung werth; halten wir uns aber hier nur an die trübe, bedeutungsvolle Prophezeiung, welche darin liegt. Michel Raymond hat Recht; es werden im Laufe der nächsten Decennien noch viele französische Dichter, wo nicht so, doch dem ähnlich untergehen, und gewiß größere Dichter, als die jetzt von den Einkünften der Pariser Feuilletons wie die kleinen Grafen leben. Die Poesie will ihre Opfer, und solch eine poetische Epoche, wie die heutige in Frankreich, erheischt doppelte und dreifache Opfer. Wenn diese Zeit, wo den unterirdischen Göttern die Stiere und Lämmer fallen müssen, für Frankreich gekommen seyn wird, dann wollen sich, die es erleben, der kleinen Novelle Michel Raymonds erinnern, und anerkennen, daß in den Zeiten der guten Jahre aus dem Munde eines Romantikers selbst die Warnung kam. Doch warum bei einem Unabwendlichen von Warnung sprechen? Wir alle, die wir vom Geiste sind, müssen unser Geschick erfüllen, und Michel Raymond hat nur einen allgemeinen Zustand geschildert.

Ein ähnliches Sujet hatte bereits Alfred de Vigny in seinem Drama „Chatterton" aufgenommen; aber auch nur aufgenommen. Denn wie das französische Drama alles Inhaltvolle verleichtsinnigt, so hat auch hier der Dramatiker die tiefe Bedeutung von Chattertons Leben ganz verfehlt, und Interessen hineingetragen, die aus diesem denkwürdigen Leben nichts machen, als eine nichtssagende, larmoyante Modegeschichte.

F. Marlow.

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 45.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

20 Julius 1836.

An den Kukuk.

Nach Wordsworth.

Willkommen Sänger! Immer zu,
Mit Frühlingsungestüme!
O Kukuk, bist ein Vogel du,
Bist nur 'ne flücht'ge Stimme?

Du hast gar viel dem holden Thal
Von Lenz und Licht zu sagen,
Und bringst ein Mährchen noch einmal
Aus wundersel'gen Tagen.

Und wie du einst es mir vertraut
So noch, nach langer Säumniß,
Bist du kein Vogel mir — ein Laut,
Ein wanderndes Geheimniß.

Dasselbe, dem zur Kinderzeit
Ich folgte; alte Klänge
Die mir gerufen, fern und weit
Ins duft'ge Waldgehänge.

Wie streifte da des Knaben Blick
Durch Thäler und durch Höhen,
Und stets bliebst du ein Wunsch, ein Glück,
Ersehnt nur, nie gesehen!

Und jetzt noch hör' ich wälderwärts
Und lausch' auf deine Lieder,
Bis sie mir bringen an das Herz
Die goldnen Zeiten wieder.

O sel'ger Ton, wie umgewandt
Steht noch einmal die Erde
Zum lichten, leichten Feenland,
Zu deines Fluges Fährte!

Strathallans Klage.

Nach Burns. *)

Sey mein Dach, du Nacht dort oben;
Wilder Wolken dunkle Flucht,
Regenströme, Sturmestoben
Bleibet Wächter dieser Schlucht!

Bächlein in der Sonne Lächeln,
Feiger Menschheit eitle Lust,
Weste mit des Lenzes Fächeln
Stimmen nicht zu meiner Brust.

Schleudernd auf des Feindes Heere
Seines Unrechts Wucht zurück,
Kämpften wir den Kampf der Ehre,
Doch der Himmel gab kein Glück.

Wandernd auf des Fluches Fährte
Keine Hoffnung mehr uns scheint,
Vor uns liegt die weite Erde,
Doch die Erde ohne Freund.

Mahnung.

Von Shelley.

Das Chamäleon trinkt Licht
Und der Dichter Lieb' und Ruhm:
Fänd' vor dieser Welt Gericht
Er sein süßes Eigenthum
Mit gleich wenig Müh und Qual:
Tauschte er der Farben Ton
Je wie das Chamäleon?

*) Strathallan (James Drummond) entkam mit Noth aus der Schlacht bei Culloden, wo Edward Stuart der englischen Uebermacht unterlag, und starb nachher in der Verbannung. Die Worte, welche ihm der Dichter hier in den Mund legt, dürften durch ihre Anwendbarkeit auf das Schicksal einer andern Nation, die in unsern Tagen nach eben so heldenmüthigem Widerstand unterlag, noch ein besonderes Interesse erhalten.

Aendernd ihn nach jedem Strahl
An dem Tage zwanzigmal?

Dichtern ists im Erdenland
Wie's Chamäleonen wär'
Vom Geburtshauch an verbannt
Tief in Höhlen unterm Meer.
Jene wechseln in dem Licht,
Dichter nie, wo Liebe ist;
Ruhm ist Liebeszoll: vergißt
Ruhm und Lieb' ihn, staunet nicht,
Wenn der Dichter Treue bricht!

Doch mit Geld und Goldgewicht
Drückt mir nicht des Dichters Muth:
Tränkte mehr als Luft und Licht
Der Chamäleone Blut,
Irdisch würden sie geschwind
Wie die Eidechs unter'm Strauch.
Kinder aus der Sonne Hauch,
Geister die von Oben sind,
O verschmäht solch Angebind!

Der Rebell.

Von E. L. Bulwer.

Wenn Bulwers Romane, so weit sie der Verstandessphäre oder überhaupt den rein intellektuellen Fähigkeiten angehören, unbedingt über den Romanen Walter Scotts stehen, mit Einem Wort, wenn sie geistreicher sind, als diese, so tragen sie doch, wie in vorliegenden Blättern bereits in einem frühern Aufsatz sehr richtig bemerkt wurde, in poetischer Hinsicht noch keineswegs den Sieg über die scottischen Romane davon. Noch auffallender tritt diese poetische Inferiorität Bulwers gegenüber von Scott hervor, wenn man beide Schriftsteller nach ihren Leistungen in gebundener Sprache vergleicht, unter welchen das Bulwer einstimmig zugeschriebene Epos, der Rebell, eine nicht unbedeutende Stelle einnimmt, obwohl es einem noch sehr jugendlichen Alter des Verfassers angehört. An Kühnheit, an schönen und rührenden Gedanken, an praktischen Stellen fehlt es diesem Werke keineswegs, aber es ist weit häufiger das Pathos des Redners, als des Dichters, und schon durch die große Freigebigkeit, womit dasselbe angebracht wird, zeigt Bulwer wie sehr ihm bei eigenen Produktionen das wahre Verständniß und Vermögen der Poesie abgehe, während er, auffallender Weise, als Kritiker Belege eines sehr scharfen und richtigen poetischen Verstandes gibt. Indessen muß man, um nicht zu falschen Ansichten zu verleiten, beisetzen, daß sich B. so viel uns bekannt nie öffentlich als Verfasser des Rebellen ausgesprochen hat, und daß er bei der Erscheinung desselben, im Sommer 1827, erst etwa 24 Jahre zählte. Auch deutet er in seinen Schriften mehrmals indirekt darauf hin, daß er sich das Talent zur Dichtung in gebundener Rede absprecheе, indem er sich unumwunden für den Roman erklärt, dem er eine nur allzu hohe Stelle in der Rangordnung der verschiedenen Dichtungsarten zuweis't.

Zur Probe hier folgende Stellen aus dem Anfang des Gedichts:

Still war der Wind, kein einzig Wölkchen stand
An des entschlafnen Himmels lichtem Rand;
Des Heumonds Odem aus dem duft'gen Thal
Stieg Kuß auf Kuß zu Luna's keuschem Strahl;
Die schönste Nacht ging tönelos und mild
Gleich einem Geist durchs thauende Gefild;
Und wo der Sterne weiche Dämm'rung schlief,
Da wacht's nach unten in den Wogen tief,
Wo Blum' und Baum hell spiegelnd aus der See
Ein Haus erschienen für die Wasserfee. —
O könnten einen Zauber wir entnehmen
Der äußern Welt, den innern Sturm zu zähmen!
Doch käm', was droben sel'ge Lust, zur Erden,
Es würd' nicht Lieblichkeit, es würd' uns — Liebe werden;
Und wollt' uns des Propheten Flammenwagen
In Menschenhülle auf zum Himmel tragen,
Der Himmel würde Staub, ein Winter wär' gebracht
In den verklärten Lenz, und in die Sonne Nacht!

Um jenes Thal lag manches Haus der Noth,
Wo Sünde flucht' und Hunger schrie nach Brod. — — —
— — — — — — — — — — — — —
Stets wenn die Mitternacht erlöscht die Kerzen,
Kam diese Schaar des Dunkels und der Schmerzen.
Für sie war noch Genuß dem harten Kampf gegeben,
Wo Tod ist minder bitter als das Leben,
Wo kein Verlust, und Alles zu gewinnen,
Wo Glaubenswahn entsündigt ihr Beginnen,
Wo Alles für Ein Ziel durch einen Eid verbündet
Des Frevels Schmach als That des Ruhms verkündet.
— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

So war der Schwarm, der durch die Thäler zog
Und wie ein Sturm zum blut'gen Feste flog.
Umsonst daß Waffen das Gesetz entbot,
Umsonst daß es den nie Besiegten droht;
Und wen'ger noch durch Gold als mit dem Schwerte
Ward ausgespürt der Sitz der frechen Heerde,
Obwohl ihr Hirt, der kühn das Wort gefunden,
Das stets die Meng' an Einen Mann gebunden,
Auf seinem Haupt trug eines Lohns Versprechen
Reich g'nug selbst heil'gre Bande zu zerbrechen.
Doch aus der Wüste floh zum Prachtsaal der Verrath,
Und sichrer nur ward des Gefehmten Pfad.

Doch neu'ster Zeit schlug aus geheimem Grunde
Den blut'gen Thaten eine Ruhestunde.
Hohn sprechen des Gesetzes tapfre Wächter
Der alten Angst bei manches Fests Gelächter.
Es schwelgt der Lord bei unbewachter Pforte,
In Schlaf und Wein, wie's ziemet Englands Lorde.

Nicht darf das Mädchen mehr mit leisem Grauen
Den Liebesstern im hellen Westen schauen;
Mit leichtem Fußtritt schlüpft sie in den Hain,
Wen sie dort trifft — es wird kein Räuber seyn!

Für solchen Stillstand lang' gewohnter Sünde
Sucht man umsonst die tief verborgnen Gründe,
Indeß im Saal, wo wir mit Ehrfurcht zählen
Erles'ne Weise, die wir nicht erwählen,
Wo uns zum Trost manch seltsam Wort erschallt
Aus Richtermund, das einst für Wahrheit galt,
Erschaffend, um das Schicksal auszugleichen,
Für Arme Silbenschwall, Gesetze für die Reichen,
Indeß in jenen Saal die grimme Ate trat
Und schüttert' wetterscher den sinnigen Senat.
Denn die, an deren Wort die Insel war gebunden,
Sie wollten heilen anererbte Wunden
Und sah'n mit hellerm Blick in die Vergangenheit,
Wie schief dem Unrecht sitzt des Rechtes Kleid.
Vielleicht sie dachten: es gebühr' der Seele,
Daß sie sich selbst den Weg zum Himmel wähle;
Vielleicht: Millionen eignen nicht dem Staube,
Weil ein'ge Tausend stärk' ein bess'rer Glaube.

Dieß war ein Hoffnungglanz, der weit sein Licht zerstreute,
Drum trug des Schmerzes Stirn die Fremdlingin, die Freude;
— — — — — — — — — — — —
Und drum vielleicht drückt auf der Thore Riegel
Nicht mehr die Mitternacht ihr blutig Siegel.
Denn eigne Qual nur schlürft geheime Wonnen
Aus argem Sieg, dem Dunkel abgewonnen.
— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

Auch heute strahlt der Bogenfenster Pracht
Herab vom Schloß durch die erschreckte Nacht.
Was reizend ist, was glänzt durch seinen Rang
Grüßt dort die neue Zeit bei eines Festes Klang.
Auf altes Gastrecht mancher Becher klirrt,
Die Freude fliegt, wo Ullin ist der Wirth.
Und von der Melodien Hauch umtönt
Verstummt Erinnrung, oder steht versöhnt.

Ein Bildniß hütend still bewahrten Schmerzens
Auf keuschem Altar des geheimen Herzens; —
Rein, milde, sänft'gend, wie die Abendluft,
Wenn heil'ge Dämmrung schwebt durch Blütenduft,
Und still und lautlos durch die lichten Höhen
Der warmen Liebe Odemzüge wehen, —
Horcht Ullins Tochter auf die zarten Saiten,
Die süß in ihre Mädchensträume gleiten.
Unkundig daß sich auf die Wange stehle
Die ros'ge Botschaft aus der tiefen Seele,
Schlug sie die Augen oft empor vom Grunde,
Die, unbeschreibbar selbst der Liebe Munde,
Den Sternen gleich des Menschen Blicke fodern
Und seinen Glauben, daß dort Welten lodern.
— — — — — — — — — — — —

In dieses Auges weit gesenktem Blick
Schien frühe schon ein Thränenquell zurück:
Verheerte Felder, Tische ohne Brod,
Ein hülflos Bette in der letzten Noth —
— — — — — — — — — — — —
Das sah sie, und durch sie der trüben Nacht entrückt
Hatte manch' Lächeln zu ihr aufgeblickt.
Doch ihrer Stirne reine Blüthe trug
Deßhalb der Schwermuth lieblich stillen Zug,
Ein dunkler, räthselvoller Nachhall drang
Durch ihrer Stimme leisen Silberklang,
Und schattete die Seele, die im Schooß
Des dunkeln Auges strahlend sich ergoß.

Still, einsam, weich, seit ihres Lebens Schwelle
War sie zu zart der Freude flücht'ger Welle:
Die Seelen sinds, die sich die Liebe bannt:
Zur Kette wird das leicht'ste Rosenband;
Die Welt der Andern beut für sie nicht Raum,
Sie schwelgen fern in einem sel'gen Traum,
Ihr Leben ist das Herz; weh! wenn sein süßes Gift
Zu zarten Stoff für Erdenruhe trifft!
Weh, wenn ein Schilfrohr trägt dein Glück, dein Seyn, dein — Alles,
Und mit dem Sturm du grollst ob seines Falles.

O glücklicher das Herz, das, leicht vom Wind geschaukelt,
Von Blüth' zu Blüth' in süßem Taumel gaukelt,
Als wenn in Eine es das eigne Selbst verflicht,
Belauschet — hofft — erglüht — verzweifelt — geht — und — bricht!

Das Land, das von blutigen Gräueln heimgesucht wird, ist Irland, der Anführer der mörderischen Bande ist Lord Desmond, der Verlobte Ellens, der Tochter Ullins, die jedoch so wenig als ihre ganze Umgebung etwas davon ahnt, daß ihr Geliebter der furchtbare, unter dem Namen O'Neill bekannte Rebellenhäuptling sey. Eine diesem zugekommene Nachricht nöthigt ihn, sich von seiner Braut auf eine Zeit lang zu verabschieden. Er verkündet ihr, daß er nicht das sey, was er scheine, und spricht, indem er auf ein Armband zeigt, das sie ihm als erstes Liebespfand geschenkt und er bisher stets auf dem Herzen getragen hatte:

„Kehrt dieß zerbrochen einst zu dir zurück,
Dann, früher nicht, traf mich mein letzt Geschick;
Dann ist von mir kein irdisch Pfand geblieben
Und dieses wilde Herz hat aufgehört zu lieben."

Eine lange, schmerzliche Umarmung folgt diesem Ausspruch.

Dort stand so schön, so lenzesvoll das Paar,
In seiner Liebe noch so jung, so wahr:
Weh, daß sich Solche finden oder — trennen.
Oder — fürs Herz wir keine Lethe kennen!

Desmond kehrt zum bestimmten Trauungstage nicht zurück, und da er fürder gar nichts mehr von sich verlauten läßt, wird Ellen, obwohl sehr gegen ihre eigne Neigung, an Marlow, früher ein geheimer Verbündeter des Rebellen, verlobt und der Tag der Vermählung festgesetzt. Desmond, oder wie er jetzt wieder heißt O'Neill, hat unterdessen seine Zeit damit zugebracht, seine Schaaren zum Kampf gegen die Unterdrückung Englands zu stählen, und man muß gestehen, daß der Verfasser in den Reden, welche er den Häuptling halten läßt, jeden Tropfen englischen Bluts verleugnet und selbst den Homer an Unparteilichkeit überbietet — ja wenn irgendwo, dürfte man hier zweifelhaft werden, ob der anonyme Dichter auch wirklich Bulwer oder überhaupt ein Engländer sey. O'Neill hat lange nicht zu offener Gewalt greifen wollen, hat sich lange von den wiederholten Versprechungen Englands täuschen lassen. —

Und wie der Schiffer an der fremden Küste
Mit feuchtem Aug' durchforscht des Meeres Wüste
Und sieht der fernen Rettungsegel Bord
Und grüßt und hofft — bis auch das letzte fort:
So hat bei jedem Schwur an Treue er gedacht,
Gelauscht, gehofft, geglaubt — und ist zuletzt erwacht,
Und sah in schwarzem Zug um sich die nackten Riffe,
Die sturmbewegte See verwaist vom letzten Schiffe.

Mitten in seinen Zurüstungen zum offenen Aufstand erhält er Nachricht von der bevorstehenden Vermählung seiner Braut. Er entbietet die Entschlossensten unter seiner Bande in die Nähe der Kapelle, wo die Trauung zur Nachtzeit (nach Landessitte) vor sich gehen soll; allein Marlow hat von dieser Maßregel durch einen Spion Kunde erhalten und seinerseits Soldaten in die Umgebung des Kirchleins postirt. Bei der Ankunft des Brautzugs tritt Desmond vor, gibt sich den Anwesenden als der gefürchtete Räuberhauptmann O'Neill zu erkennen, schilt Marlow einen Abtrünnigen und eilt, die ohnmächtig an seine Brust gesunkene Ellen wegzutragen, während auf ein von ihm gegebenes Zeichen seine Leute in die Kirche stürzen. Allein Marlow streckt den Abgehenden durch einen Pistolenschuß tödlich verwundet nieder und gibt nun (sonderbarer Weise ziemlich spät!) auch seinerseits den versteckten Soldaten das Signal zum Eindringen. Ein mörderischer Kampf erfolgt, alle Rebellen, mit Ausnahme des durch Flucht entkommenden Normans, des vertrautesten Anhängers O'Neills, werden getödtet und der schwer verwundete Häuptling in Verwahrsam gebracht. Im Gefängniß besucht ihn Marlow und erbietet sich, ihm durch seinen Einfluß Rettung zu verschaffen, wenn er seine, Marlow's, frühere Theilnahme an den Bewegungen gegen die englische Regierung verschweigen wolle, was um so eher einzugehen sey, als der einzige Zeuge, den O'Neill für seine Aussagen etwa aufbieten könnte, nicht mehr lebe. O'Neill erwiedert ihm verächtlich, kein noch so mächtiger Einfluß vermöge ihn, den Gefangenen, jetzt noch zu retten.

„Mein Loos steht fest, das Grab folgt diesen Ketten,
Wen England fürchtet, kann kein Irland retten!"

Dennoch, fährt er fort, werde er seinem Eid, der ihm Verschwiegenheit auflege, getreu bleiben und den abtrünnigen Freund den Behörden nicht angeben; aber noch liege die von Marlows eigener Hand aufgesetzte und mit seinem Namen unterschriebene Eidesformel, wodurch dieser sich der Sache der Vaterlandsvertheidiger angeschlossen, an einem nur ihm, O'Neill, bekannten Ort, wo sie durch den nächsten besten Zufall entdeckt werden könne. Diesen Ort wolle er ihm ins Ohr sagen, wenn er sich herablasse in der Todesstunde zu ihm aufs Blutgerüst zu steigen. — Nach dieser Unterredung tritt der entkommene Norman verkleidet zu seinem Herrn in den Kerker, und erhält von ihm zuerst einen für jetzt nicht näher bezeichneten Auftrag, worauf er bloß mit einem furchtbaren Blick der Zusage antwortet; sodann ein Kleinod, das O'Neill bis jetzt immer auf dem Herzen getragen, und wovon er jetzt scheidet.

Durch aller Wechsel Sturm wie theuer diesem Herzen!
Scheiden vom Leben selbst — brächt' nicht so bittre Schmerzen.

Am Morgen der Hinrichtung hält sich Norman am Fenster eines Hauses, das dem Schaffot gerad gegenüber steht. Marlow besteigt das Blutgerüste, um den vorhin besprochenen Ort zu erfahren und im Augenblick, wo er das Ohr zu O'Neills Mund wendet, streckt ihn eine Kugel leblos nieder. Der dem Rebellen zur Seite stehende Priester vernimmt folgende leise Worte von ihm:

Dank dir, o Norman, mir so lang vereint,
Mein Aug' sah Rache noch an meinem Feind!
Von Königen entstammt beschließ' ich mein Geschlecht,
Und geh' zum Tod als Krieger, nicht als Knecht!
Weß Griff ist das? — — Ha, Sklav der Tyrannei,
Die Seele höhnt der Fesseln und ist frei!

Am Abend erscheint ein unbekannter Landmann im Schloß Lord Ullins und gibt ein Körbchen für Ellen ab, die seit der Schreckensnacht in der Kapelle langsam hingesiecht hat. Sie öffnet und findet das Armband, das sie einst dem Geliebten geschenkt, zerbrochen darin liegen.

Sie sah — und bebte nicht — der Liebe erste Gabe,
Des Lebens letztes Band: es ging der Freund zu Grabe!
Sie sah und bebte nicht; vorüber ist der Schmerz;
Tod lag in ihrem Seh'n und — Ruh hat jetzt ihr Herz.

Fr. Notter.

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 46.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

23 Julius 1836.

Natur und Seele.

Nach Herbert, einem Dichter aus der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts.

Du holder Tag, so kühl, so still, so labend,
Von Erd' und Himmel bräutlich Aufgebot,
Ein holder Thau weint um dich schon am Abend:
Du gehst zum Tod.

Du holde Rose, kühne Lenzesgabe,
Des Auges Schmerz in deinem Flammenroth,
Mit deiner Wurzel stehst du schon im Grabe:
Du gehst zum Tod.

Du holder Lenz, voll holder Tag' und Rosen,
Ein Balsamkelch, von Räuberhand bedroht,
Es klagt mein Lied: auch du bist bald verstoßen;
Du gehst zum Tod.

Nur eine holde Seele ohne Flecken,
Gleich zeit'gem Holze, nie verglimmt,
Und wenn die Erde Aschenhaufen decken
Vom Feuer selbst das höchste Leben nimmt.

Fr. Notter.

Gute Nacht.

Von Shelley.

Du sagst mir gute Nacht? Ach nein!
Du hast mir Böses zugedacht;
Laß uns noch lang' beisammen seyn,
Dann wird es eine gute Nacht.

Wie könnt' ich gut die Nacht wohl nennen,
Wenn trüb' und einsam zugebracht?
O! denke, rede nicht vom Trennen,
Dann wird es eine gute Nacht.

Für Herzen, die beisammen schlagen
Vom Abend bis der Morgen lacht,
Ist gut die Nacht — denn, Kind, sie sagen
Sich niemals gute Nacht.

Felix Adolphi.

Englische Kritik und französische Replik.

Das Quarterly Review enthält einen größern Artikel, mit der Ueberschrift: Französische Romanschreiber und ihre Wirkungen, worin die Werke von Paul de Kock, Viktor Hugo, Alex. Dumas, Balzac, Michel Raymond, Michel Masson und George Sand hauptsächlich vom moralischen Standpunkt beurtheilt und sodann die Immoralität in Frankreich, welche sich in der Menge von abscheulichen Verbrechen beurkundet, damit in Verbindung gebracht wird. Sainte-Beuve weis't in der Revue des deux mondes jene Anschuldigungen zurück. Ehe wir seine Vertheidigung mittheilen, führen wir aus der Anklage das Wichtigste an.

„Nicht ohne langes Bedenken kamen wir zu dem Entschluß, diese Masse von Abscheulichkeiten vor die Augen des britischen Publikums zu bringen. Wir fürchteten, schon die obenstehenden Namen möchten unsere Blätter zu besudeln scheinen, und wir waren nicht ohne Besorgniß, Manche, deren Gefühl zu Rathe zu ziehen eben so sehr unser Wunsch als unsere Pflicht ist, möchten der Ansicht seyn, das aus der Anzeige solcher Bücher entspringende Uebel möchte den guten Einfluß ihrer öffentlichen Brandmarkung überwiegen. Aber dessenungeachtet entschlossen wir uns nach reiflicher Erwägung dennoch dazu. Der Brauch, Büchsen und Päcke, welche Gift enthalten, mit einer warnenden Inschrift zu versehen, mag schon in seltnen Fällen einen Mord

oder Selbstmord erleichtert haben; — aber wie viel Unwissende und Unachtsame hat sie schon gerettet! Wenn wir doch einmal den Verkauf von Gift nicht hindern können, wenn Jedermann weiß, daß in jeder Apotheke Opium und Arsenik zu haben sind — so verlangt der gesunde Menschenverstand, daß man auf die Gefahr mit leserlichen Schriftzügen aufmerksam mache." — Fiat applicatio! — „Aber die Frage stellt sich noch von einer andern und nicht minder wichtigen Seite dar. Solche Producte verkehren nicht nur die Sittlichkeit der Einzelnen, sondern auch die öffentliche Moral — sie verderben nicht bloß Individuen, sondern Nationen und sind, beides, Ursache und Wirkung des das ganze europäische Staatengebäude bedrohenden Geistes. Die geographische Lage Frankreichs, im Mittelpunkt der civilisirten Welt — seine Berührung, sein Verkehr mit so vielen Nationen — die allgemeine Verbreitung seiner Sprache und der moralische, wie politische Einfluß, den es auf alle seine Nachbarn, das heißt auf ganz Europa ausübt — dieß Alles interessirt ganz Europa bei den Grundsätzen, von welchen die öffentliche Meinung in Frankreich abhängig ist. Die unglückliche Revolution von 1830 — noch unglücklicher besorgen wir in moralischer, als in politischer Hinsicht, hat nach dem einstimmigen Zugeständniß von Freund und Feind, nicht nur alle Regierungen, sondern auch alle Meinungen erschüttert. Der Berg, der im Jahr 1793 die Welt durch seine vulkanischen Ausbrüche in Schrecken setzte, speit jetzt aus demselben Crater eine weniger Lärmen und Getöse machende, aber weitergreifende und zerstörendere Masse geschmolzener Lava aus. Von der Hitze und der Richtung dieses neuen Phlegethon ist, glauben wir, die Literatur Frankreichs das untrüglichste Anzeichen; und erwägen wir den außerordentlichen, unverhältnißmäßigen Raum, welchen Schauspiele und Romane in dieser Literatur eingenommen haben und den entsittlichenden Charakter, den besonders die Romane immer mehr annehmen, so können wir, um gerecht zu seyn gegen uns selbst, unser Vaterland und die Welt, nicht umhin eine Gefahr deutlich hervorzuheben, die nur um so furchtbarer ist, als sie den Gleichgültigen und Kurzsichtigen als gering oder entfernt erscheint."

Der erste der vor dieß Tribunal gezogen wird, ist Paul de Kock, mit seinen mehr als achtzig Bänden, deren größerer Theil noch der Zeit vor der Revolution angehört. Diese, in der Weise des Pigault le Brün geschrieben, sind mehr derb und leichtsinnig; aber das neueste Werk: Ni jamais, ni toujours hat „die Farbe der Zeit angenommen und ist ganz im Charakter seiner schlechtesten Zeitgenossen." Von diesem Roman wird jedoch noch gerühmt, daß darin nicht alle sich darbietenden Gelegenheiten, Mord und Incest einzuführen, so sorgfältig ausgebeutet seyen, als dieß möglich wäre, und nur Ein Selbstmord und ein paar Exekutionen vorkommen, obgleich sämmtliche Personen den Strick verdienten.

Viktor Hugo ist bekannt und in frischem Gedächtniß als Verfasser von Marion de Lorme, Le Roi s'amuse und Lucrèce Borgia — drei Dramen, eben so verwerflich hinsichtlich der Moral, als ausgezeichnet durch Talent. Seine Romane gehören alle einer früheren Zeit an, außer den letzten Tagen eines Verurtheilten. Wir haben hiebei nichts auszusetzen als den entarteten Geschmack, den der Autor selbst zeigt und dem französischen Publikum zutraut, wenn er die Todesangst eines sterbenden Elenden zu einem ganzen Band ausspinnt.

„Dumas ist, wie Hugo, am meisten bekannt durch seine verworfenen Dramen, am meisten aber durch den Antony. *) — Was den sonst nur verächtlichen Erfindungen eine besondere Wichtigkeit gibt ist, daß Dumas sich gar sehr bemüht, sie ganz und gar des Charakters von reiner Erdichtung zu entkleiden — er erzählt sie in seiner eigenen Person und ist bestrebt ihnen durch Einflechtung mancher Vorfälle seines Privatlebens und von Anekdoten aus seiner wirklichen Gesellschaft, einen Anschein von Realität zu verleihen."

„Wir kommen zu dem gewandtesten, fruchtbarsten und populärsten aller dieser Romanschreiber, zu Herrn von Balzac. Handelte es sich nur um das literarische Verdienst seiner Werke, so hätten wir viel zu seinem Lob, und mindestens eben so viel zu seinem Tadel zu sagen. Aber wir haben hier mit Balzac zu thun nur als einem Zeugen vom moralischen Gefühl und vom gesellschaftlichen Leben in Frankreich und in diesem Betracht ist sein Zeugniß in der That von höchstem Gewicht, nicht bloß wegen seines anerkannten Talents, sondern auch weil er den unbestrittenen Ruhm behauptet, der treueste Schilderer des Privatlebens und des dermaligen Gesellschaftszustandes par excellence zu seyn. Wirklich will auch ein lobpreisender Aufsatz in einer französischen Revue seine Werke als Etudes sur les moeurs empfehlen! — Balzac hat alle seine vor 1830 geschriebenen Werke der Vergessenheit übergeben und sich gleichsam davon losgesagt; er scheint seinen Ruhm hauptsächlich den Scenen aus dem Privatleben, dem Leben in Paris und in der Provinz verdanken zu wollen. Hier ein paar Proben im Auszuge: Die erste Scene aus dem Privatleben ist betitelt: La Vendetta (die Rache). Die einzige Tochter eines Corsikaners im Gefolge von Bonaparte den er zu Rang und Reichthum erhoben, ist Zögling an einer gemeinen Malerschule, wo sie Bekanntschaft macht mit einem proscribirten Offizier der alten Armee, den sie durchaus heirathen will und heirathet, trotz der Warnungen, Bitten, und Befehle ihrer zärtlichen Eltern. Diese hatten die dringendsten und rechtgegründetsten Einwendungen gegen diese Verbindung — nämlich eine alte Familienfehde, neu belebt durch frische blutige Unthaten. Sie ernährt anfänglich sich und ihren Gatten durch ihr großes Malertalent — aber sie kommt nach und nach aus der Mode und die Armuth bricht ein. Ihre Eltern sind unerbittlich, — und so sterben denn des wirklichen Hungertodes zuerst ihr Kind — denn die mütterliche Nahrungsquelle ist vertrocknet, — dann sie und ihr Gemahl. Die alten Eltern bereuen, wie es schon zu spät ist; die Mutter stirbt an Gewissensbissen und der Vater bleibt allein in der Welt — um bald auch am gebrochenen Herzen zu sterben, zur Strafe seiner Grausamkeit. Die Moral scheint zu sein: Daß Vater und Mutter gerecht bestraft wer-

*) Der Inhalt ist den Lesern in einem anderen Aufsatz dieser Blätter mitgetheilt worden.

den, was wir zugeben, obgleich sie wohl Grund zur Abneigung gegen jene Heirath hatten; aber kein Tadel ist ausgesprochen gegen den grausamen Ungehorsam der Tochter, noch gegen einen Zustand der Gesellschaft, wo man eine bewunderte und liebenswürdige Künstlerin mit Gatten und Kind wirklich Hungers sterben läßt, in der sogenannten Hauptstadt der Civilisation. Die Schilderung mag ziemlich treu seyn, aber wir denken, ein großer Moralist hätte nicht allen Tadel der Vendetta der gekränkten Eltern aufbürden dürfen. Die zweite Erzählung ist: Die Gefahren eines unordentlichen Lebenswandels, welche geschildert werden in dem Beispiel einer Gräfin von Restaud, die durch Umgang mit einem andern Mann die Ansprüche auf den Namen und das Vermögen ihres Gemahls Kindern gegeben hat, welche nicht die seinigen sind. Sie verkauft ihre Juwelen, um die Schulden ihres Liebhabers zu bezahlen, borgt zu eben diesem Zweck von einem Wucherer große Summen, welche ihr Gatte bezahlen muß; und auf ihrem Sterbebette wendet sie die boshaftesten Kunstgriffe gegen ihr ältestes Kind (das einzige, welches ihr Gatte für das seinige hält) an, damit eine Urkunde verbrannt werde, wodurch dieß Kind vom Vermögen des Vaters einen größern Antheil bekommen würde, als die übrigen. Und diese Geschichte wird einer jungen Dame und ihrer Familie erzählt von einem gemeinschaftlichen Freund aller Parteien, als ein Mittel die Verbindung dieser jungen Dame mit dem Sohn dieser liebenswürdigen Eltern zu befördern. Das mag eine moralische Lektüre seyn in Paris, aber uns scheint es eine Anleitung zur Liederlichkeit. Weiter: In den Erzählungen aus dem Privatleben nimmt eine Frau ihre beiden Kinder, ein brünettes Mädchen von sieben bis acht und einen schönen Knaben von fünf bis sechs Jahren mit auf den Spaziergang auf den südlichen Boulevards von Paris. Während die Kinder am Rand eines schlammigen Kanals spielen, tritt ein schöner junger Mann zu der Gesellschaft, umarmt den kleinen Knaben mit der lebhaftesten Zärtlichkeit und entfernt sich dann in vertraulichem Liebesgespräch mit der Mutter. Die Frau ist, wie man klar sieht, eine Ehebrecherin, der Mann ihr Liebhaber — das brünette Mädchen das Kind ihres Mannes, der blonde Knabe die Frucht des unerlaubten Verhältnisses. Das Mädchen ist alt genug, die Intrigue einzusehen und zu empfinden; es betrachtet das verbrecherische Paar und ihren Bruder mit Augen voll Entrüstung und Haß, und während jene ihm den Rücken kehren und der Knabe am Wasser spielt, stürzt sie ihn plötzlich hinein und die schwarze Fluth schließt sich über ihm auf immer. „Wie wird," sagt Herr von Balzac, „das unglückliche Weib ihrem Gatten bei ihrer Zuhausekunft entgegentreten? Wie wird sie je der um ihre Schuld wissenden Tochter ins Angesicht sehen können?" „Zu den ursprünglich pseudonym unter dem Namen Michel Raymond erschienenen Schriften, hat sich jetzt Michel Masson bekannt, obgleich vielleicht auch dieser Name noch einen andern versteckt. Bemerken müssen wir, daß in dem Roman: die Vertrauten die zwei einzigen Personen, welche einiges Gefühl für Religion haben, die Ehebrecherin und ihre Mutter sind, deren gemeinem Aberglauben die Verbrechen ihrer Tochter hauptsächlich zur Last gelegt werden, obgleich wir ums Leben nicht herauszufinden vermögen, wie die Bigotterie der Mutter die Lasterhaftigkeit der Tochter zur Folge haben soll. Aber diese gottlose Bosheit ist doch unverkennbar die Moral des Buchs. Bekannt sind auch die Werkstatterzählungen. Der Inhalt einer derselben ist der: „Eine Mutter ist eine Buhlerin und hält ein schlechtes Haus, gibt aber ihrer unehlichen Tochter eine gute Erziehung in einer Pension, wodurch ihre Verheirathung mit einem achtbaren jungen Mann möglich wird. Der erste Theil der Geschichte ist den Details schmutziger Verworfenheit gewidmet, der zweite enthält ein Gewebe von Falschheit und Trug, wodurch die Mutter der Familie ihres Tochtermanns ihr Gewerbe zu verheimlichen sucht. Zuletzt stirbt sie, und ihre Kinder errichten ihr einen Denkstein mit der rührenden Inschrift: Hier liegt eine gute Mutter!" Beinahe alles übertrifft an Schändlichkeit: „Das Herz eines jungen Mädchens," bestehend aus 24 Erinnerungen aus dem Leben eines Mädchens, welche sie einem Mann erzählt. — Wir kommen jetzt auf einen Autor, der wegen vieler Umstände der beachtenswertheste von allen ist. Nicht minder talentvoll als Balzac, nicht minder verrucht als Raymond, führt George Sand, durch Vereinigung leidenschaftlicher Rhetorik und sinnlicher Ideen, diese demoralisirende Gattung von Romanen auf die höchste und schändlichste Höhe. Und diese sittenlosen Romane, widerlich genug, wenn von einem noch so jungen, noch so verdorbenen Manne geschrieben, sind in der That die Produktionen eines Weibes — einer Dame — einer Dame wo nicht von Rang, doch von Titel — von der Madame la baronne du Devant." Das ist zum Erstaunen, selbst in Zeiten, welche die Memoiren der Frau von St. Elme und der Herzogin von Abrantes gesehen haben. — Die Wahl des falschen Namens selbst ist nicht unwichtig und verdient eine flüchtige Betrachtung — George Sand! Ein deutscher Name wird schwerlich von einem französischen Schriftsteller nur aus einem Zufall und absichtslos gewählt. Warum denn Sand? Zu Ehren wahrscheinlich oder wenigstens zum Gedächtniß des jungen deutschen Fanatikers, der im Jahr 1819 die Welt durch Ausführung einer schwärmerischen und romanhaften blutigen That überraschte — durch den Meuchelmord Kotzebue's. Wenn dieser Name angenommen ward, um hinzudeuten auf den Charakter der Werke dieser Schriftstellerin, so war die Wahl gewissermaßen glücklich, aber obgleich der Name Sand zusammenstimmt mit vielen dieser blutbefleckten Blätter, so gibt er doch keine Aussicht auf die unsittlichen Scenen, welche noch häufiger darin vorkommen. Madame Du Devant schließt sich enger an Rousseau an, als irgend einer der obengenannten Schriftsteller. Diese haben die Grundsätze der Schule angenommen; sie ahmt den Gang und die Manieren des Meisters nach. Die Mehrheit ihrer Romane beruht auf einer und derselben Verwicklung — der Verwicklung der Heloise — eine unpassende Ehe und eine ehebrecherische Liebe, und der sehr ungleiche Kampf zwischen Pflicht und Leidenschaft ist durchgeführt in einem brennendheißen Styl, was sowohl die Sprache als die Empfindung betrifft, der offenbar an der verbrecherischen Flamme von Julie und St. Preur sich entzündet hat. Aber sie ist in mancher Beziehung noch weit über ihr Vorbild hinausgegangen. Rousseau wagt nie, die Sce-

ne der Schuld selbst vors Auge zu führen, wie lebhaft er auch die Vorbereitungen und die Folgen davon schildert. Madame Du Devant hat keine solche Bedenklichkeiten. Rousseau bemerkte ferner in der Schlußanmerkung zur Heloise, als eine Art Entschuldigung wegen der Unsittlichkeit seiner Geschichte, es fallen ihr wenigstens keine noirceurs, crimes, horreurs zur Last, und er spricht sein Mitleid und seine Verachtung gegen Schriftsteller aus, welche sich damit befassen. Aber Madame Du Devant hat nicht nur das Hauptereigniß der Heloise in mehreren Romanen wiederholt, sondern auch, wahrscheinlich weil sie fand, daß die häufige Wiederholung auch den Ehebruch am Ende abgeschmackt macht, hält sie es für nothwendig, den nachlassenden Appetit ihrer Leser auch noch durch Greuel, Schändlichkeiten und Abscheulichkeiten zu reizen, die über das hinausgehen, was der verdorbene Kopf, oder das noch verdorbenere Herz eines Rousseau ausbrütete." Die Quintessenz von einigen ihrer Romane wird mitgetheilt, namentlich aus Lelia, „einem Buch, das in jedem andern Land, als in Frankreich, durch Henkershand würde verbrannt werden." Zu diesen hervorragenden Autoren hat man nun die Menge von Nachahmern zu rechnen, welche die Grundsätze derselben weiter ausbreiten. — „Wenn wir unser Erstaunen und unsere Unruhe über diese Sündfluth von Unsauberkeit, Schändlichkeit und Gottlosigkeit nicht verhehlen, so glauben wir nicht über unbedeutende und eingebildete Gefahren uns Sorge zu machen; wenigstens kann Keiner von den prahlerischen Freunden der unbeschränkten Freiheit der Presse — Keiner von der politischen Partei, zu welcher die Verfasser der meisten, wo nicht aller dieser Bücher offen sich bekennen — Keiner von denen welche behaupten: Die öffentliche Meinung sey die Königin der Welt und die Druckerpresse erster Minister — Keiner kann die enge, die vitale Verbindung zwischen Literatur und Charakter eines Volks läugnen — ob man nun die Literatur eines Volks ansehen mag als Spiegel des Volkscharakters wie er ist — oder als das Mittel, wodurch derselbe bestimmt wird — oder als Spiegel und Bildungsmittel zugleich. Wollte aber Jemand die Theorie dieser Behauptungen läugnen, so steht uns unglücklicherweise ein Ueberfluß von Thatsachen zu Gebot, um sie faktisch zu erhärten. Wir haben mehr als 100 Romane dieser Art vor uns, binnen der letzten fünf Jahre erschienen — und unter diesen sind gewiß nicht sechs, wo nicht der Fall eines Weibes das Hauptereigniß ist; keine zehn sind, worin es nicht ein Ehebruch ist; in nicht wenigen kommt dazu noch Incest und andere Schändlichkeiten und in der Mehrzahl ist im Gefolge davon Mord und Selbstmord. Ist nun das Bild das sie vom Zustand der Gesellschaft geben falsch? Dann muß ihre Wirkung seyn, daß sie die noch unschuldigen Seelen vergiften; ist es wahr? Dann sind unsre schlimmsten Befürchtungen in Erfüllung gegangen." Thatsachen über den Zustand der Sittlichkeit werden mitgetheilt. Im Oktober 1834 meldeten die öffentlichen Blätter 65 Selbstmorde, von Ende Septembers bis Anfang Decembers 710, und diese Zahl umfaßt Personen von den höchsten wie von den niedersten Ständen. Eine Menge von Mordthaten werden nach französischen Blättern erzählt, an den Prozeß des La Ronciere und des Priesters Delacollonge erinnert, Lacenaire's erwähnt und dann heißt es zum Schluß: „Der Zustand der Gesellschaft in einem großen Land läßt sich nicht nach einigen vereinzelten Umständen bemessen — nach einem halben Dutzend unzüchtigen Schriften oder einem Dutzend abscheulicher Verbrechen; auch unsere Literatur ist durch schlechte Bücher befleckt, auch unsere gerichtlichen Annalen durch arge Verbrechen besudelt worden, und mit Bedauern haben wir unter unsern neuesten englischen Novellisten Spuren von Einfluß der französischen Presse bemerkt; aber das Uebel war nie so groß, nie so ermuntert durch Gleichgültigkeit oder gar Beifall des Publikums, um zu einem nachtheiligen Schluß auf die öffentliche Moral Englands zu berechtigen. In Frankreich herrschte seit Ludwig XIV und XV große Verdorbenheit; unter der Revolution konnte wohl keine günstige Umwandlung der Sitten erwartet werden; doch schienen bis 1830 Religion und Moral stetige Fortschritte zu machen; aber nach der Julius-Revolution brach die Fluth der Unsauberkeit und Gottlosigkeit in einer Weise aus, wie man es nie erwartet hätte, und die St. Simonistischen Ideen von der Emanzipation der Frauen gewannen eine große, praktische, unheilvolle Bedeutung. — Der Artikel schließt mit der Versicherung, daß den Verfasser kein Nationalvorurtheil oder Haß gegen Frankreich beseele, daß er im Gegentheil diesem Land alles Gute gönne und wünsche. — Wir lassen Sainte-Beuve gegen diese Urtheile und Beschuldigungen sprechen:

„Es kommen dermalen ziemlich häufig sehr lebhafte Diatriben von Ausländern gegen unsere jetzige Literatur, unsere Dramen, unsere Romane u. s. w. vor. In Erwiederung der Bewunderung, des enthusiastischen Wohlwollens, womit wir seine letzten großen Männer aufnahmen, zeigt England insbesondere, obwohl jetzt gerade seiner stolzesten literarischen Namen beraubt, eine ausnehmende Strenge und Herbigkeit gegen Frankreich, das doch allein noch, seit dem Hingang eines Schiller und Goethe, Walter Scott und Byron, fortwährend eine Reihenfolge von Dichtern, eine immer nachwachsende Mannichfaltigkeit von Talenten aufzuweisen hat. Da wir hier durchaus keine systematische oder patriotische Vertheidigung beabsichtigen, lassen wir vor der Hand die Dramen dahingestellt, die, ohnehin zum größten Theil für das Auge bestimmt, eher selbst von durchreisenden Fremden auf den ersten Blick hin beurtheilt werden können. Aber ein Artikel des Quarterly-Review macht gegen unsere ganze dermalige Literatur einen Kriminalprozeß in solcher Art anhängig, daß es Leuten von gesundem Sinn und Geschmack, an welchen es bisher unserem Land nie fehlte, unmöglich wird, den Eindruck zu verschweigen, den solche Diatriben von Fremden auf sie machen, wo alle zu machenden Unterscheidungen, alle das Verhältniß der Talente und der Erzeugniße betreffenden Rücksichten untereinandergeworfen und begraben sind in einer Fluth von Schmähungen.

(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 47.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

27 Julius 1836.

Gedichte von Robert Burns.

1.

Ich stand wo die Mauern des Thurmes wanken,
Wo der Abend die duft'ge Viole bethaut,
Wo die klagende Eule aus Epheuranken
Dem nächtigen Monde ihr Leiden vertraut.

Es schlief die Luft und des Windes Flügel,
Die Sterne schossen den Himmel entlang;
Die Füchse heulten auf dem Hügel
Und die Thäler wiederholten den Klang.

Es eilte durch buschige Ufergewinde
Der Strom vorbei dem zertrümmerten Wall,
Daß er mit dem rauschenden Nith sich verbinde,
Der ferne donnert mit dumpfem Schall.

Der eisige Nord mit heulendem Ton
Trieb flackernde Lichter und nebligen Dunst,
Die durch den Himmel zischten und floh'n,
So unstät wie des Schicksals Gunst.

Ich wandte mich und sah mit Beben
Bei'm Mondenscheine durch die Nacht
Sich eine mächt'ge Gestalt erheben,
Gehüllt in eines Minstrels Tracht.

Wär' ich ein Marmorbild gewesen,
Mich hätt' ihr kühner Blick bewegt;
Auf ihrem Helme war zu lesen
Der Name „Freiheit," klar geprägt.

Es strömte von ihrer Harfe ein Klang
Um Todte zu wecken aus ihrem Schlaf;
Doch o! es war der trübste Gesang,
Der jemals Britten-Ohren traf.

Sie sang vom Glücke der Vorzeit viel,
Beweinte der letztern Jahre Grau'n;
Doch was sie sagte, war kein Spiel;
Ich will's dem Liede nicht vertrau'n.

2.

Jetzt hüllt sich in grünes Gewand die Natur
Und lauschet dem Lämmergeblöck auf der Flur;
Es wirbeln die Vögel mit süßem Akkord —
Mir bringt es nicht Freude, denn Nanny ist fort.

Schneeglöckchen und Röschen entsprießen der Au,
Es baden sich Veilchen im blitzenden Thau;
Mich schmerzet ihr Blühen am traulichen Bord,
Es mahnt mich an Nanny und Nanny ist fort.

Du Lerche, dich hebend aus thauigem Hag,
Dem Schäfer zu künden den kommenden Tag;
Du Drossel, begrüßend die Dämmerung dort,
Habt Mitleid und schweiget, denn Nanny ist fort.

Komm, Herbst, trübsinnig, mit Schauer und Frost,
Und bringe durch traurige Kunde mir Trost;
Der düstere Winter, der schneeige Nord
Ergötzen mich einzig, denn Nanny ist fort.

3.

O pfeife, mein Bursche, so komm' ich zu dir,
O pfeife, mein Bursche, so komm' ich zu dir;
Und zanken auch Eltern und Alle mit mir,
O pfeife, mein Bursche, so komm' ich zu dir!

Doch kommst du zu mir, so nimm dich in Acht,
Und Pförtchen und Riegel hübsch zugemacht!
Und spähe umher mit bedächtigem Sinn,
Und thue, als gingest du anders wo hin.

Im Kirchlein, beim Markte, wo immer es sey,
Beachte mich nicht, und geh' mir vorbei;
Verstohlen nur blinzle mir in das Gesicht,
Doch stelle dich immer, als säh'st du mich nicht.

Betheure und schwöre, du liebest mich nicht,
Ja sage, ich habe ein häßlich Gesicht;
Doch lieble mit Keiner, und wär' es zum Scherz,
Und fürchte, daß sie mir entwöhne dein Herz.

O pfeife, mein Bursche, so komm' ich zu dir,
O pfeife, mein Bursche, so komm' ich zu dir,
Und zanken auch Eltern und Alle mit mir,
O pfeife, mein Bursche, so komm' ich zu dir!

4.

Als ich mit Willy ward getraut,
O Logan, rauschtest du so traut,
Und Jahre floh'n seitdem in Wonne
Wie Logan in der Sommersonne.
Doch jetzt erscheint dein Uferthal
Wie düstrer Winter öd' und kahl;
Denn Willy kämpft mit Feindeshand
So fern von mir und Logan's Strand.

Es kommt der muntre Monat Mai
Auf Hügel und auf Thal herbei,
Die Vögel freut die Sonnenwärme,
Um Blumen summen Bienenschwärme;
Doch ob der Morgen rosig scheint,
Der Abend Freudenthränen weint,
Ich seh' es freudlos, unverwandt,
Da Willy fern von Logan's Strand.

Die Drossel hält bei ihrer Brut
Im weißen Hagedorn die Huth,
Ihr treues Männchen steht ihr bei
Und singt, daß sie nicht traurig sey;
Doch ich mit meinen Kleinen hier
Und ohne Tröster neben mir
Bin Tag und Nacht im Wittwenstand,
Da Willy fern von Logan's Strand.

Weh' euch, ihr Mächtigen im Staat,
Daß ihr verstreut der Zwietracht Saat!
Wie ihr ein liebend Herz zerbrecht,
Das werd' an eurem Haupt gerächt!

Englische Kritik und französische Replik.

(Schluß.)

Eine Frage über welche man wenigstens Zweifel hegen darf ist: die Kompetenz von Ausländern bei Beurtheilung einer gleichzeitigen Literatur, zumal wenn diese Literatur die französische ist, wenn sie nicht durch Reisen, durch langen Aufenthalt, durch alle Arten von Belehrungen, welche der Naturalisation gleich kommen, vorbereitet sind: wie können diese Ausländer andre als nur mehr oder weniger der Wahrheit sich annähernde oder nur vorläufige Urtheile fällen? Freilich im achtzehnten Jahrhundert hätte ich einen Bolingbroke, Horaz Walpole, Hume oder Grimm, gerne als sehr kompetente Richter anerkannt. Aber sie kannten Frankreich und die gute Gesellschaft von damals anders, als etwa von einem sechsmonatlichen Aufenthalt in Touraine, wie es vielleicht beim Verfasser jenes Artikels der Fall ist. Auch würde ich mich willig Richtern unterwerfen wie Malintosh, klugen, feinen, gewandten Geistern, uud gut eingeführt und bedient von dem unentbehrlichen Cicerone. Doch hat man auch ausgezeichnete Geister, trotz eines langen Aufenthalts sehr ungelehrig gesehen. Herr A. W. Schlegel, der berühmte Kritiker, ist immer gegen uns ziemlich ungerecht und trotz seines vieljährigen Aufenthalts, ziemlich schlecht über uns unterrichtet geblieben. Ja ich wage die Behauptung: hinsichtlich dessen was ganz aus der Jetztzeit und von Gestern ist, was eine aufmerksame, wachsame, ins Einzelne gehende Vergleichung und Erwägung erheischt, kann ein Ausländer, wie einsichtsvoll und unterrichtet er auch sey, in der Ferne nur ein approximatives, unvollständiges, bedingtes, um im Styl zu sprechen, der zur Zeit Ludwigs XIV im Brauch war, nur ein grobes Urtheil fällen, etwa wie der entfernteste Provinziale thun würde, der mit der Literatur der Hauptstadt auf dem Laufenden bleiben wollte. Die größten Geister entgehen diesem Uebelstand nicht. Goethe, so scharfsichtig und so empfänglich für alle Eindrücke, urtheilte etwas schief und spitzfindig über unsere jüngste Literatur; es fehlte seinen Urtheilen das richtige Verhältniß; was er darüber dachte und sagte zu den Zeiten des Globe,*) mochte werthvoll seyn, um ihn, aber nicht um uns daraus kennen zu lernen. Sein Geschmack war in dem, was uns betraf, unsicher und zweideutig, und unser literarisches Schicksal hängt keineswegs von seinen Orakelsprüchen ab. Der große Kritiker Tieck hat vor einiger Zeit einen Ausfall auf unsere jetzige Literatur gemacht; er nahm aber nur die Uebertreibungen in Anschlag und sein Bannstrahl traf nicht. Um eine gleichzeitige Literatur, zumal die französische, zu beurtheilen, muß man an Ort und Stelle seyn, die Schattirungen beobachten, die Abstufungen unterscheiden, das Original von den Nachahmungen trennen, das zarte und Feine vom Deklamatorischen ablösen, das Gemachte, das sich

*) Goethe urtheilte über den Globe sehr günstig. So sagte er einmal: „Was aber die Herren vom Globe für Menschen sind, wie die mit jedem Tag größer, bedeutender werden und Alle wie von einem Sinne durchdrungen sind — davon hat man kaum einen Begriff." Eckermann, Gespräche mit Goethe.

oft schnell zu der ursprünglich wahren Begeisterung gesellt, herausfinden und dieß nicht bloß im Verhältniß von einem Autor zum Andern, sondern auch bei Einem und demselben Talent; ist man aber fern, so muß man darauf verzichten.

Der Aufsatz des Quarterly-Review mag gut und genügend seyn für England; es ist eine moralische, ich möchte sagen, ortspolizeiliche Gesundheitsmaßregel. Man hält uns für krank, für verpestet, man verbietet allen Gesunden und Wohldenkenden uns zu lesen — nun wohl! Haltet Polizei bei Euch, Ihr Herren; Ihr habt einen guten Anfang gemacht mit Byron, Shelley, mit Godwin, mit mehreren Eurer ächten Dichter und großen Männer, die Eure Prüderie auf den index prohibitorum gesetzt hat; es wäre anmaßend von uns, wenn wir uns beklagen wollten. Der Verfasser jenes wüthenden Artikels mag, ja er muß seyn ein unterrichteter und verständiger Mann, ein ausgezeichneter Gelehrter, der Griechisch, Geschichte, Sprachen versteht. Aber für uns Franzosen ist sein Artikel eben ... (das Wort unverständlich würde nur schwach bezeichnen was ich meine), und er zeigt eine Verwirrung in jeder Hinsicht, die uns sehr bescheiden und etwas skeptisch machen muß in den Urtheilen, welche wir über Literatur fällen, die wir nicht aus eigener, lebendiger Anschauung kennen, selbst wenn wir die Aktenstücke in Händen und ihre Vorlegung mit größter Sorgfalt bewirkt haben.

Die Verwandtschaft, welche der Verfasser des Artikels nachzuweisen sucht zwischen den jetzigen Romanschreibern, und denen des vorigen Jahrhunderts, ist ganz erkünstelt. Herr von Balzac ist keine Emanation von Jean-Jacques. Der jüngere Crebillon hat im achtzehnten Jahrhundert nie den herrschenden Einfluß ausgeübt, welchen der Verfasser ihm beilegt; sein Ruf stieg nie bis zum Ruhm und blieb immer ziemlich untergeordnet. Von den Romanen des verflossenen Jahrhunderts redend, vergißt der Verfasser allzusehr, daß, bei der Art wie er die Sache behandelt, er damals, hätte er schon gelebt, ganz zuverlässig das zusammengeworfen haben würde, was er jetzt getrennt halten möchte. Selbst der Gil-Blas, der Unantastbare, mußte wohl seiner Zeit die Puritaner jenseits des Kanals und die bischöflichen Theologen skandalisiren, wenn sie ihn nur halb aufgeschlagen haben. Gott weiß mit welchem Abscheu man damals in den ehrbaren Familien Englands von Voltaire sprach, von Voltaire, welchen der Verfasser des Artikels dem Jean-Jacques gegenüber stellt, wie ein Genie einem Narren. Das ganze Gemälde das uns vom achtzehnten Jahrhundert geboten wird, ist falsch, überladen, geschwärzt von politischer Leidenschaft und hat die Absicht, unsere jetzige Hölle zu erklären, die nach dem Verfasser aus demselben stammt.

Seine Weise den Prozeß, den er uns anhängt, zu beginnen mit einer ernsthaften und genauen Untersuchung der Werke von Paul de Kock, muß die Leute von Talent, die er anschuldigt, lächeln machen; und dieß Lächeln würde feiner und boshafter seyn, als das des Verfassers, wenn er seinen Mißgriff einsähe, aber man muß ihm seine Freude lassen. Wenn man zuweilen mit Fremden von Geist sich unterhält, die neuerlich angekommen und ganz begierig sind auf unsere berühmten Männer, so heißt es anfänglich ... Lamartine, Beranger ... nun, diese Konfusion ist noch nicht so arg — weiter ... dann plötzlich, bei der dritten oder vierten Frage, entwischt ihrem Munde der Lieblingsautor ihres Herzens ... „Und Paul de Kock?" rufen sie aus. Man hat dann viele Mühe ihnen zu erklären, daß es mit diesem etwas ganz Anderes ist; daß er wohl sein Verdienst haben kann, daß er es wahrscheinlich hat, aber daß man es nicht so genau weiß, daß man ihn nicht gelesen hat. Der englische Schriftsteller hat sich also mit seinem Anfang nicht sonderlich gut orientirt, er liebt im Lesen das bunte Durcheinander; es ist etwas Böotisches in seinem ersten Auftreten; da er stolz und grob ist, so wollen wir nicht uns die Mühe geben, ihn zu leiten und ihm sicherere, seinem Blick entgehende Pfade zu zeigen. Heu liquidis immisi fontibus aprum!

Viktor Hugo, den er sehr naiv nach Paul de Kock aufführt, wird sogleich wegen seiner Notre-Dame als ein Schüler Scotts, als Plagiarius von Quentin-Durward denunzirt. Scott ist bei uns gelesen, bewundert, geliebt, und wenn man es sagen darf, verstanden worden in dem Maße, daß man sich nicht verdächtig macht, wenn man ihm nicht Alles zugesteht. Nein! Notre-Dame de Paris gleicht keinem Roman von Walter Scott. Der Engländer hat sich durch ein paar Scenen, worin Ludwig XI vorkommt, verblenden lassen. Die Grundidee von Notre-Dame, die Kathedrale, gehört Herrn Hugo ganz und ursprünglich an, und konnte auch nur durch einen Dichter seines Styls ausgeführt werden. Aber Styl — was heißt das? Wir wollen dem Engländer nicht erklären, wie hoch wir unter diesem Gesichtspunkt Viktor Hugo stellen. In der Form, bei einer fremden Sprache, sieht man darauf nicht so genau, man geht nur auf die Masse des Romans, das was zur Handlung gehört — was aber nur zu einem groben Urtheil führt.

Eine berühmte Frau, die, als sie zum Ruhm gelangte, so unwürdig mit allen Arten von Kränkungen überhäuft wurde, diese Frau, die an Talent hinter keinem Mann zurücksteht, entgeht den Streichen des Engländers nicht. Er forscht lächerlich als grammatischer Kommentator dem Ursprung ihres angenommenen Namens nach; er sieht ihren Titel und ihr Wappen an; und diese höhnische Leichtfertigkeit, diese Feinheit des Tons haben gewiß ihren Werth und ihre Delikatesse bei einem Autor, der uns das Dekorum predigt. Was an diesem überlegenen Talent tadelnswerth und verwerflich seyn mag, wird mit dem Reizendsten und Schönsten in ihren Schriften zusammengeworfen. Die mildesten und keuschesten Produkte ihrer Feder sind von dem Engländer, der uns in Masse lies't, in Einem Mundvoll, so zu sagen, mit den stärksten hinuntergeschlungen worden; Lavinia und Leone Leoni waren ihm nur Ein Bissen. Indiana und Valentine fallen unter demselben Streich wie Lelia, welche geradezu dem Henker überliefert wird. Hr. v. Vigny darf sich Glück wünschen, daß er mit seinen Dramen und Romanen, den Erzeugnissen eines seltnen und feinen Talents, dieser etwas cyklopischen Kritik entgangen ist. Der englische Schriftsteller hat doch wenigstens dem Herrn von Balzac die ausgezeichnete Gunst widerfahren lassen, seine Eugenie Grandet von le Père Goriot zu unterscheiden.

Was die Frage betrifft von der Achtung, welche man der Ehe schuldig ist, und von den Angriffen, die ein berühmter Autor durch seine Schriften auf sie gemacht haben soll, und die socialen Folgen, welche der Engländer davon erwartet, so enthalte ich mich, in diese Sache mich zu mischen, da der angeschuldigte Autor selbst seine Sache geführt hat. Es sind dieß ernste und schwer zu behandelnde Materien, wo überdieß, meines Erachtens, die Vertheidigung beinah eben so viel schaden kann, als der Angriff, wenn die Vertheidigung sich länger ausspinnt und als Thesis sich einer andern Thesis entgegenstellt. Daß die heutige Literatur eben nicht sonderlich prüde sey, daß sie die Ausnahmen, die besondern Fälle, kitzliche oder heftige Situationen liebe — das will ich nicht läugnen, und ich möchte ihr etwas mehr Mäßigung wünschen, im Interesse der Moral allerdings, aber auch im Interesse des Geschmacks. Der Geschmack, man muß es geradezu sagen, ist nicht ein und dasselbe mit der Moral, wenn schon er ihr nicht entgegengesetzt ist. Die Moral, auf strengen Gesetzen beruhend, kann bisweilen im Widerspruch seyn mit dem Geschmack und ihn schweigen heißen; wie ekel und streng auch der Geschmack sey, die Moral ist immer noch eingeschränkter, noch weniger elastisch als er. Wenn eine Person von Grundsätzen und Religion gegen eine gewiße Gattung der Literatur aus Gewissensbedenklichkeiten sich erklärt, so verbeuge ich mich und lasse mich auf keinen Streit ein; es ist dann bei ihr ein höheres Motiv, das vor Gefahren, vor Klippen warnt; man darf da keine Vergleichung anstellen zwischen den Vortheilen einer geistreichen Lektüre und den verderblichen Folgen, welche sie dabei glaubt befürchten zu müssen.

Als Racine sich von der Lehre Nicole's überzeugt hatte, dichtete er keine Tragödien mehr. Das war auch das Sicherste. Vor dem heiligen Paulus existiren Anakreon und Horaz gar nicht: den Gürtel der Venus muß man aufgeben gegen den strengen Mönchsstrick. Aber die Gesellschaft steht nicht auf diesem Punkt; und in der gegenwärtigen Diskussion, wenn man sich an die Moral der Welt wendet, an das, was man ein ehrbarer Mann seyn nennt, an die Moral, welche die Komödie und Tragödie, den Tartüfe und Phädra gestattet, den Gürtel der Venus und die Gärten der Armida — o, dann darf auch der Geschmack seinerseits am Streite Theil nehmen und seine Motive geltend machen. Aber seit es civilisirte Gesellschaften und verfeinerte Literaturen gibt — seitdem haben auch diese Literaturen, sey es auf dem Theater, sey es in lyrischen Poesien oder in andern Gattungen, von pathetischen, leidenschaftlichen, oft verbrecherischen Ausnahmfällen, von Liebe, Verführung, Schwäche, gelebt, und die bewundertsten Werke sind diejenigen, welche triumphirten durch die Form, durch einen gewißen darin athmenden Reiz, durch eine gewiße Sittlichkeit, welche eben so sehr aus der Schönheit der Produktion, überhaupt aus dem eigentlichen Endergebniß entspringt, und die oft eine ganz andere ist, als die man, am Buchstaben klebend, aus dem Endergebniß herausliest. Diese Schönheit, man muß es gestehen, diese Harmonie der Umrisse und der Komposition, die bis auf einen gewißen Grad die Mängel der Grundidee gut machen kann, diese haben unsere modernen Schriftsteller, die so glänzend sind im Detail, nicht, und dieß dürfte man wohl eher von ihnen fordern, als eine strenge Moralität, welche die wahre Kunst nie gesucht hat und die sie gewiß hartnäckig fliehen würde, sobald man sie ihr feierlich aufdrängen wollte. Unter anderm Wesentlichem im Leben gehört auch die Ehe zu demjenigen, was man um so mehr respektirt, je weniger man davon spricht und predigt. Man erfreue sich ihrer, man finde darin ein tugendhaftes Glück, aber die Begeisterung ist hier allein nicht zu holen. In dem Zustand der Demokratie oder vielmehr der Herrschaft der Mittelklassen, dem wir uns von Tag zu Tag mehr nähern, liegt eine Klippe, ein falsches Ideal, vor welchem die Kunst und der Geschmack sich zu hüten haben. Man denke sich eine Literatur von der Art, daß sie auf den ersten Anblick, guter Gott! befriedigte die Aengstlichkeit der Moralisten über'm Meer, die tugendhaften aber beschränkten Haushaltungen in allen Provinzen oder gar die Majorität einer Deputirtenkammer (ich bitte Alles um Verzeihung, was diese Majorität von persönlich, für sich geistreichen Mitgliedern in sich schließt) — an dem Tag, wo es eine solche Literatur, klar, einleuchtend, geregelt, schön moralisirend geben wird, die nur tugendhafte Schilderungen darbietet — an dem Tag wird die Gesellschaft zwar in allen andern Punkten, nicht aber an Geschmack gewonnen haben. — Aber heutzutage sind wir noch nicht da angekommen."

Nur die Akten dieses Streits wollen wir zunächst den Lesern im Auszug mittheilen und enthalten uns hier einer weitläuftigeren Erörterung. Nur ein paar Bemerkungen fügen wir bei: Wenn der englische Kritiker einer maßlosen Heftigkeit folgt, wenn er die Selbstmorde und Verbrechen in Frankreich in eine doch nicht gehörig nachgewiesene Verbindung mit der modernen französischen Literatur setzt und sonst noch manche Blößen gibt: so ist dagegen die Antwort des französischen Kritikers zu wenig erschöpfend, zu oberflächlich; er sucht den Gegner durch Nachweisung seiner Inkompetenz überhaupt zurückzuweisen, statt seine Beschuldigungen im Einzelnen genauer zu prüfen und zu widerlegen. Das Quarterly-Review spricht so, als ob in Frankreich beinah keine andere als solche Schriften producirt würden; Sainte-Beuve aber macht geltend, daß die französische Kritik das Gute wohl zu unterscheiden und anzuerkennen wisse und verläugnet einen der Romanschreiber, in welchem der Engländer einen Hauptrepräsentanten des französischen Geschmacks erblickt, ganz und gar als nicht der guten literarischen Gesellschaft angehörig. Wichtig aber wäre zu erfahren: Welchen Beifall und Absatz finden die Schriften eines Paul de Kock und Balzac, und welchen die eines Lamartine? Auf manche Punkte, welche in diesem Streit angeregt wurden, wird sich Gelegenheit ergeben, zurückzukommen.

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 48.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

30 Julius 1836.

An die Lerche,

Von Shelley.

Heil dir, Geist der Lieder,
In des Vogels Kleid,
Der vom Himmel nieder,
Oder ihm nicht weit,
Strömet seines Herzens volle Seligkeit.

Höher stets und freier
Du vom Boden dringst
Wie ein siegend Feuer;
Dich ins Blaue schwingst,
Wo du singend schwebest, schwebend ewig singst.

In des Hochgolds Blitzen
Wenn der Tag zerrann,
Durch der Wolken Ritzen
Steigst du wogend an,
Wie der Freude Seele, deren Fest begann.

Um dein hold Getümmel
Fließt des Spätroths Kranz,
Wie ein Stern am Himmel
In des Tages Glanz
Bleibst du ungesehen in der Töne Tanz.

Wie wenn Speer um Speere
Schickt der Sonne Licht,
Wenn im Dämm'rungsmeere
Ihren Schein sie bricht,
Fühlen wir dein Schweben, doch wir sehen's nicht.

All an Erd' und Lüfte
Deinen Klang du leihst,
Wie der Nächte Klüfte
Leis' ein Strahl zerreißt
Und durch alle Himmel fließt des Morgens Geist.

Wie soll ich dich grüßen,
Dich vergleichen wie?
Regenbögen gießen
So den Thauglanz nie,
Wie aus deiner Nähe fluthet Melodie.

Wie ein Dichter leise
Von der Welt gewandt
Singend dem Geheiße
Seines Lieds sie bannt,
Bis sie fühlt und ahnet was sie nie empfand.

Wie des Mädchens Laute,
Nächtlich im Palast,
Was sie ihr vertraute
Zart in Wohllaut faßt.
Und vom Schlosse strömet süßer Liebe Last.

Wie der Glühwurm gülden
Zwischen Tropfen Thau's
Unter Blumenschilden
Haucht sein Dunstlicht aus,
Farbenvoll bestrahlend sein verhüllend Haus.

Wie versteckt die Rose
Unterm grünen Laub
An des Winds Gekose
Spendet duft'gen Staub,
Bis der flücht'ge Schmeichler stirbt im süßen Raub.

Maienregens Zittern
Auf das lichte Gras,
Blüthen nach Gewittern
Wenn die Flur genas,
Nichts hält deines Jubels überfel'ges Maß.

Ach wo ist die Quelle
Für dein trunknes Herz,
Auf dem Feld, der Welle,
Thalab, himmelwärts?
Liebe zu den Deinen? nie erfahrner Schmerz?

Nie wird des Genusses
Gabe dir genung;
Nie hemmt Ueberdrusses
Schatten deinen Schwung;
Liebend kennst du nimmer Liebessättigung.

Wachend oder träumend
Winkt dir Grabes Saum
Lenzeshafter keimend
Als im Menschentraum:
Flöß! sonst deine Weise so in Wonneschaum?

Uns, um einst und morgen,
Um das Ferne bang,
Tönt ein Laut der Sorgen
Durch der Freude Klang,
Und an Trauer mahnte wer je Süßes sang.

Doch könnt' er erdrücken
Stolz und Angst und Groll,
Quöll' von seinen Blicken
Nie der Thräne Zoll,
Dennoch wär' sein Jubel nie so himmelvoll.

Mehr als jeder Weise
Freudiger Beginn,
Mehr als trübem Fleiße
Bringt ein Buch Gewinn.
Gäb' dein Herz dem Dichter, Wolkennachbarin!

Nur die Hälfte lehne
Deiner Seele mir,
Wahnsinn süßer Töne
Flösse dann aus ihr,
Und mir horchten Welten wie ich horche dir.

Einsamkeit,

von Kirke White (geb. 1785, gest. 1806.)

Nicht um mein niederes Geschick
Weilt still die Thräne mir im Blick,
Ich klag' um keine Herzenspein,
Es ist nur weil ich so allein.

Nach Wald und Thal zieh' ich hinaus,
Wenn müd der Dörfer kehrt nach Haus,
Ich ruhe auf des Teiches Moos,
Wenn Sternglanz blickt auf seinen Schoß.

Doch wenn des stillen Abends Schmerz
Steigt melodievoll himmelwärts,
Bricht andrer Sinn leis auf mich ein
Und seufzet, daß ich so allein.

Des Herbstes Laub ist todt und dürr,
Es woget in des Bachs Gewirr;
Ich möcht' kein Laub seyn, dem ein Ach
Nie zieht aus liebem Herzen nach.

Mit jachem Weh aus Wind und Wald
Dieselbe Sprache zu mir hallt;
Mit meinem Lächeln lacht kein Freund,
Mit meinem Weinen Keiner weint.

In Träumen doch seh ich ein Bild
Das an mich denkt, so liebemild;
Und flieht geschreckt der süße Schein,
So wein' ich, daß ich so allein.

Fr. Notter.

Beranger.

Wir haben in Deutschland gelernt, den Champagner dergestalt nachzumachen, daß schon ein sehr geübter Weinschmecker dazu gehört, um ihn von dem Original zu unterscheiden, und daß nichts als der Heimathschein dem nachgekelterten Weine zu fehlen scheint, mit welchem ihm wohl auch manchmal gutherzige Leute aushelfen mögen. Aber nicht eben so wie den Champagner, in dessen berauschendem, leichtem Feuer Beranger's Bachantin sich berauscht, vermögen wir den in den Liedern des Chansonnier, wie er sich selbst vor Gericht nannte, sprudelnden und moussierenden Geist nachzuahmen — weder in Originalgedichten, noch in Uebersetzungen; und mancher deutsche Mann, der keinen Franzmann leiden kann, aber doch seine Weine gern trinkt, und der weit entfernt ist, gleich dem Nachbar des Epikuräers, schon beim Anblick des Champagners die Migräne zu bekommen, preis't im Stillen Gott, daß der französische Geist der Leichtfertigkeit, wie er in Beranger's Liedern weht, nicht auch schon bei uns sich einheimisch gemacht, ja wenig Hoffnung hat, es, in dieser Gestalt wenigstens, je zu werden. Für unmöglich soll es nicht gerade erklärt werden, Beranger's Lieder mit Glück auch ins Deutsche zu übertragen, denn wie manche scheinbare Unmöglichkeit ist schon überwunden worden durch Fleiß, Geschick und Glück! — Aber wir unsers Theils verzichten vor der Hand darauf, größere Proben verdeutscht mitzutheilen, da wir nicht hoffen dürfen, diejenigen welche das Original kennen, auch nur von Ferne zu befriedigen.

Bei solchem Mangel an Verwandtschaft dieses französischen Dichters mit dem deutschen Genius könnte man den Deutschen das Recht streitig machen, auch nur ihre Stimme über denselben abzugeben, da bei solcher Heterogenität kein Verständniß, und

ohne Verständniß keine Gerechtigkeit zu erwarten sey. Börne hat in seiner Balance (der unparteiisch abwägenden? sollte nicht der Gallier etwas, wenn auch kein Schwert, aber vielleicht seine Gunst und sein beifälliges Lächeln in die eine Wagschale geworfen haben?) — Börne hat eine Vergleichung angestellt zwischen Beranger und einem deutschen Dichter, der mit jenem beinah nichts gemein hat, als die Publicität, deren beide genießen, und den Dichtergeist im allgemeinsten Sinn — Uhland. Beinahe könnte man sich versucht fühlen, zu glauben: Börne habe das Vorurtheil, das gegen sein, als eines Ausländers Urtheil sich erheben mochte, zu überwinden und sich zu legitimiren gesucht zur Beurtheilung des französischen Dichters durch ein ächtfranzösisches Mißverstehen des Deutschen. Ist es doch als ob ein schadenfroher Geist alles Deutschgeschriebene und Deutschgedruckte, was nach Frankreich hinübergeht, mit arglistiger Feder entstellend korrigirte, mit einer magischen Schnellpresse es umdruckte und eine nicht bloß zerstörende, sondern sinnstörende, eine wirklich positiv wirkende Censur übte! So muß es auch mit dem Exemplar von Uhlands Gedichten gegangen seyn, das Börne beim Niederschreiben seines Aufsatzes in Händen hatte — ein jämmerlich entstelltes, corrumpirtes, lückenhaftes Exemplar — ein solches, aus welchem sich gerade der entgegengesetzte Sinn der Gedichte herauslesen ließ — vielleicht eines, das zum Gebrauch von Enthusiasten für Feudalismus und Aristokratie eigens zugerichtet war, (und warum sollte das nicht denkbar seyn, wenn man weiß, wie z. B. die von Wein und Liebe glühenden Gedichte eines Hafis, wahrscheinlich durch Vermittlung eines dem lustigen Sünder sehr gewogenen Genius oder Zauberers, in fromme Offenbarungen, heilige Liebesergüsse der mystischen Zunge verwandelt wurden;) — vielleicht ein Pariser Nachdruck gar mochte in Börne's Händen seyn. Man besorge jedoch nicht, daß jener Aufsatz Börne's auf den Schreiber des Vorliegenden einen die Unbefangenheit trübenden Einfluß ausgeübt habe; allerdings geschieht es gar leicht, daß man den Widerwillen und Aerger, welchen ei übertriebene Bewunderung und Lobpreisung Einem erregt, auf den Gelobten selbst überträgt; aber es wird nicht behauptet, daß Beranger von Börne über Verdienst und Gebühr gepriesen werde, sondern nur, daß dieses Lob durch eine Uhland verkleinernde und verdächtigende Vergleichung, eine ganz falsche und hohle Unterlage, höchst unglückliche Motive bekommen habe; und wir hoffen, indem wir Beranger als einen der glänzendsten Repräsentanten des französischen Geistes betrachten, ihm alle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Alle poetischen Geister und ihre Werke unter sich zu vergleichen, sie zu lociren, jedem in dem großen Reiche der Poesie, auf dem allgemeinen Parnaß die ihm gebührende Stelle und Decoration anzuweisen: mag die große Aufgabe einer, wenn nicht vorhandenen doch postulirten Weltkritik seyn; darauf verzichten wir hier; unsere Aufgabe ist nicht sowohl die: auszumitteln, was die Verdienste von Berangers Muse seyen, welche Anerkennung ihr gebühre? — diese Fragen sind factisch beantwortet durch die ungeheure Gunst und Popularität, deren er sich in seinem Vaterland erfreut; — als vielmehr die: was sich aus dem, diesem Dichter zu Theil gewordenen Beifall als charakteristisch für den französischen Geist und Geschmack ergebe? Sein Ruhm ist eine unbestreitbare Thatsache; seine Lieder leben im Munde des Volks; darüber aber, was das wahre Wesen der Poesie sey, werden sich die Aesthetiker und Philosophen ewig streiten; ob Beranger's Gedichte dem größern Theile nach dauern werden, können wir nicht entscheiden, aber wir dürfen wohl auf ihn, auch im ungünstigsten Fall die Worte anwenden:

> Wer seiner Zeit genügt,
> Der hat genug gelebt für alle Zeiten!

Wer in der Poesie überhaupt nur Absolutes, Ideelles und Idealisches sucht, wer ihr Gebiet philosophisch absteckt oder gar ihre Gegenstände und die Art und Weise der Behandlung a priori deducirt, der wird freilich bei Beranger seine Ansprüche an Poesie oft sehr wenig befriedigt finden; er wird ihm entweder den Poetentitel absprechen müssen, oder, wenn er davor doch Scheue trägt, wird es ihn viele Mühe kosten, durch Nachweisung einer tieferen Bedeutung, durch Handhabung der noch ziemlich schwebenden Kunstausdrücke von Ironie, Humor, Komik doch noch ein Plätzchen unter den ernsthaften, würdigen, belorbeerten Häuptern, wie man sich die wahren Dichter vorzustellen pflegt, diesem schalkhaften, leichtsinnigen und oft auch leichtfertigen Chansonnier zu vindiciren. Da findet sich nichts von der rauhen Größe eines Dante, der an der Hand Virgils durch Hölle und Fegefeuer, und von Beatrice geleitet durch das Paradies wandert; nichts von der, wenigstens in der Poesie treuen Liebesgluth eines Petrarka, der dieselbe Schönheit, dieselben Augen in unzähligen Sonetten feiert; da ist nicht die melancholische Zärtlichkeit und die in einem Gedicht die tiefsten speculativen Probleme, die schmerzlichsten Zweifel und die seligsten Hoffnungen verkörpernden und veranschaulichenden Tiefsinnigkeit so vieler brittischer und deutscher Dichter — auch nicht der elegisch-pathetische Schwung seines Landsmanns Lamartine; die ernsten Elemente, welche sich darin vorfinden, könnte man für verirrte Trümmer aus einer andern Welt erklären. Und doch, wenn man nicht gerade mit schwarzgallichter Laune, mit verbittertem Gemüth, wenn man mit leichtem offnem Sinn und Muth diese Lieder lies't — und wie anders mag die Wirkung seyn, wenn man sie in ihrer Heimath singen und recitiren hört und alles in ihnen Angedeutete vollkommen versteht! — doch muß man bekennen, daß in diesen Liedern eine Fülle von Geist und Einbildungskraft, nicht bloß von Witz und Verstand enthalten ist; daß das verhältnißmäßig wenige Ernste darin denn doch mit dem Launigen und Spaßhaften zusammenstimmt; man würde sich doch nicht entschließen, diese Faunen und Satyrn aus dem Pantheon der Poesie hinauszuweisen. Für seine kecken politischen Gedichte mußte Beranger, trotz der Vertheidigung des Herrn Barthe (tempora mutantur!) im Gefängniß büßen, weil sie das Gericht für strafbar erkannte; wenn ein Collegium von Kritikern sie aber nicht für Gedichte anerkennen wollte, würde gewiß Beranger aufs lebhafteste und mit gerechtem Selbstgefühl empfinden, daß ihm durch diesen Ausspruch größeres Unrecht geschehe, als durch jenen; es würde ihm aber auch von diesem die Appellation an ein Forum frei-

stehen, welches ganz gewiß das Verdict der Kunstrichter kassiren würde.

Es soll nicht bestritten werden, daß die höchste Poesie diejenige ist, welche durchaus große, edle und würdige Gegenstände behandelt; aber so wenig durch die Größe und Würde des Gegenstands eine dürftige Poesie gut und reich wird — so wenig kann die Geringfügigkeit, oder Frivolität des gewählten Thema's die Ansprüche auf poetisches Talent ungültig machen; ja sogar läßt sich behaupten: wie ein großes Thema die Armseligkeit der Behandlung um so auffallender hervortreten läßt, so bewährt sich der Reichthum des poetischen Genius gerade auch darin, daß er das Unbedeutende, Kleine mit Geschick zu behandeln, zu schmücken und interessant zu machen vermag; womit jedoch nicht behauptet werden soll, daß Beranger, weil er in der Gattung der leichten Chansons unerschöpflich reich und mannichfaltig ist, deßwegen überhaupt ein reicher Dichtergeist in jeder Gattung seyn würde. Beranger hat seine Sphäre erkannt nnd gefunden; er ist in ihr ausgezeichnet; ob er es in einer andern auch seyn würde, ist zweifelhaft; ob Beranger besser thäte, statt leichter Liedchen lauter ernste Oden zu dichten, die ihm vielleicht wenig gelängen, mag ein Moralist in Erwägung ziehen, aber die Kritik muß es unbedingt verneinen.

Beranger ist ächt französischer Dichter; er ist populär und national — er ist das eine, weil er das andere ist; ferne sey es von uns behaupten zu wollen, seine Poesie erschöpfe und befriedige den poetischen Trieb und Sinn der Franzosen; aber er repräsentirt, und gewiß auf eine glänzende Weise, eine wichtige und hervortretende Richtung ihres Geistes. Er ersetzt mit seinen Liedern die älteren, keiner Nation fehlenden Volkslieder und verbindet damit die Kunst und den Reiz einer höchst gebildeten und gewandten Sprache. Während meist die Kunstpoesie die Volkspoesie verdrängt, scheint Beranger dazu bestimmt zu seyn, die letztere aus sich wiederzugebären. Auf welche Weise die alten Volkslieder entstanden sind, welche zum größten Theil keinen Namen eines Dichters mehr an der Stirne tragen, ist schwer sich vollkommen anschaulich zu machen; allerdings mußte es zuletzt immer ein Individuum seyn, welches dem von einer größern Masse angeschafften und vorbereiteten Stoff die eigentliche Form des selbstständigen Liedes gab; aber gewiß stand doch damals der Dichter den Uebrigen, die gewissermaßen seine Mitarbeiter waren, nicht so fern wie heutzutage. Wie jetzt die Theilung der Arbeit mehr und mehr um sich greift, so scheint auch gleichsam eine Theilung der geistigen Vermögen eingetreten zu seyn; der großen Mehrzahl fällt der prosaische Verstand zu, wie er allerdings dem in materiellen Interessen versinkenden Leben nothwendig ist; nur Wenigen verhältnißmäßig wird das Geschenk einer mehr als nur träumenden, einer dichterisch schaffenden und bildenden Phantasie zu Theil. Von der alten Dichtkraft oder Phantasie ist aber doch noch immer in der großen Masse ein Rest zurück, der, wenn auch zum Produciren zu schwach, wenigstens durch die Poesie geweckt und angesprochen wird und sich als Empfänglichkeit und Geschmack beurkundet. Diejenigen Dichter, welchen es gelingt, diese schlummernde Lust an der Poesie wach zu rufen und indem sie ihre Lieder dem Gedächtniß und dem Munde des Volks einprägen, das ihnen durch die Gunst des Himmels vorbehaltne Geschenk freigebig gleichsam mit Allen theilen, sind Volksdichter; je größer der Unterschied der Stände und der gesellschaftlichen Zustände wird, desto seltner werden auch die Volksdichter, d. h. diejenigen Dichter werden, welche, wo nicht das ganze Volk, doch Menschen aus den verschiedensten Klassen, und nicht nur Einzelne, sondern die Mehrzahl der überhaupt Empfänglichen, in einem gemeinsamen Interesse und Genuß verbinden. Man irrt häufig darin, daß man sich einbildet: das mache den Volksdichter, daß er die Redeweise des Volks in einzelnen Ausdrücken und Wendungen sich anbequeme und dadurch dem Gehalt und Stoff seiner Poesie durch diese Form Eingang und Beifall bei der Menge verschaffe; aber im Gegentheil! nicht die Form allein oder vorzugsweise, sondern der Stoff, der Geist der dem Volke gebotenen Poesie muß dasselbe als verwandt ansprechen; die Gedanken, die Empfindungen, die Interessen, die Anschauungsweise des Volks müssen, freilich nicht in natürlicher oder erkünstelter Rohheit und Derbheit, sondern in einer veredelnden, von dem Boden der gemeinen Wirklichkeit sie ablösenden Sprache, eine zugleich heimliche und gesteigerte Stimmung erzeugen; der ästhetische Genuß, der Reiz der Form, die Singbarkeit, die Anpassung an bekannte und beliebte Melodien, kommt dann allerdings dem Interesse des Stoffes mächtig zu Hülfe. Ein Volksdichter in diesem Sinn wird freilich nicht sowohl die Einsicht und die Sittlichkeit des Volks erweitern und fördern, als vielmehr nur dessen Bewußtseyn und Interessen eine kräftige und verklärende Sprache leihen; er wird nicht im Licht eines weisen Pädagogen erscheinen, aber mit freudigem Stolz sich sagen, daß er das Organ der Volksgesinnung ist; der Gemeingeist, der Geist der Nation wird seine Muse.

Ein solcher Dichter ist unter den Franzosen Beranger, der Geliebte und Bewunderte; französischer Geist, Charakter, Sitte und Anschauung sprechen sich in ihm aufs schärfste und glänzendste aus; er gehört weder den Klassikern noch den Romantikern an, weder den hartnäckig und eigensinnig am Alten und Hergebrachten Festhaltenden, noch den absichtlich und willkürlich, eben deßhalb oft ungeschickt Neuernden; er ist fortgeschritten, wie das französische Volk selbst, ja er richtet die Blicke hoffend in eine mehr gewährende Zukunft, aber er verläugnet die alte französische Weise nicht. Er ist ein ächter Sohn, ein treuer Repräsentant seines Volks; dabei hat er denn doch seine eigene Individualität, welche sich auch in seinen Liedern geltend macht und auf anmuthige, bescheidene Weise darin hervortritt. Auf diese seine Persönlichkeit und seine Lebensschicksale betreffenden Gedichte werfen wir zuerst einen Blick.

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 49.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

3 August 1836.

Anna.

Von Burns.

Noch gestern trank ich hohe Lust
Weil keines Auges Bann nah,
Noch gestern lag an meiner Brust
Das goldne Haupt der Anna.
Du, jenen Dürstenden geschickt,
Der Wüste labend Manna,
Du hast sie nicht so süß erquickt,
Wie mich der Mund der Anna.

Ihr Fürsten nehmt den Ost und West
Vom Indus zum Savannah!
Ich halt' in meinen Armen fest
Den Wellenleib der Anna!
Nicht stolzer Kaiserinnen Blick,
Nicht goldumstrahlt Susanna,
Bezwäng' mich, wenn ich trunknes Glück
Empfang' und tausch' mit Anna.

Du stolzer Gott des Tags sey fern,
Sey still, du Strom des Banna, *)
Es leuchte schimmernd mir kein Stern
Auf meinem Weg zu Anna.
Sey mir, du liebesholde Nacht
Dein dunkelndes Gespann nah,
Und deines Himmels Klang gebracht
Zum sel'gen Lied von Anna.

Fr. Notter.

*) Das Original sagt hier: „fort, bleichende Diana;" da das reinere deutsche Ohr das Wort „Diana" als Reim auf „Anna" nicht erträgt, so wurde obige Phrase substituirt; der Banna ist irgend ein den Schotten bekanntes Gewässer, dessen in Bezug auf vorstehendes Lied insofern Erwähnung geschieht, als bemerkt ist, dasselbe singe sich nach der Melodie: „Banks of Banna." — Aus gleichen Gründen wurde in der vorhergehenden Strophe statt der Wendung des Originals: „Nicht Kais'rin noch Sultana," gesetzt: „nicht goldumstrahlt Susanna," da diese schöne Frau von der Bibel ausdrücklich als Gemahlin des „reichsten Mannes im Volke" erwähnt wird.

Ozymandias.

Von Shelley.

Ein Wanderer aus einem alten Lande
Erzählte mir: Es stehn im Wüstensande
Aus Stein geformt zwei ries'ge Beine; dicht
Dabei liegt ein zertrümmertes Gesicht;
Der Hohn, der die gefurchte Stirn umschwebt,
Sagt, daß der Bildner wohl die Leidenschaft
Verstanden, die gemeißelt auf dem Schaft,
Das Herz, das sie einst nährte, überlebt.
Und auf dem Fußgestelle steht: „Ich bin
Der Kön'ge König Ozymandias;
Ihr Mächt'gen, seht auf meine Werke hin
Und dann verzagt." Sonst sieht man nichts als das.
Rings um die Trümmer des Kolosses breiten
Die Wüsten sich in unermeßnen Weiten.

Felix Adolphi.

Beranger.

(Fortsetzung.)

In dem Gedicht: der Schneider und die Fee gibt er eine kurze und rührende Selbstbiographie. In Paris, voll Gold und Elend, war er als zartes Kind bei seinem alten Großvater, einem armen Schneider. Nichts weissagte ihm den Ruhm eines Orpheus an seiner Wiege, die nicht von Blumen war; aber eines Tags fand der Alte, der auf das Schreien des Kindes herbeigeeilt war, dasselbe in den Armen einer Fee, die es mit fröhlichen Liedchen beschwichtigte und dem Großvater auf seine Fragen nach der Zukunft des Kindes, weissagte; er werde Aufwärter im Gasthof, Buchdrucker und Kommis *) werden; ein Blitzstrahl werde ihn treffen — eine, sein Leben bedrohende aber

*) So heißen in Frankreich die niedern Beamten in den Büreaux und Schreibstuben u. s. w.

doch noch glücklich an ihm vorübergehende Weihe von oben — von Gott geschützt fliege der neubeseelte Vogel anderen Stürmen und Gefahren entgegen. Alle Freudengenüsse, die Sylphen der Jugend, werden seine Leier in der Stille der Nächte erwecken; in der Hütte des Armen verbreitet er Frohsinn, dem Reichthum erspart er die Langeweile. Traurig wird seine Sprache, wenn Ruhm und Freiheit untergehen und versinken und er, wie ein erschrockener Fischer, vom Schiffbruch erzählt. Aber seine leichten Lieder werden dem Franzosen theuer seyn und die Thränen des Geächteten mildern. — Weitere Aufschlüsse über seine Lebensschicksale gibt das Lied: Meine Berufung.

Gesetzt auf diese Kugel,
Krank, aller Reize baar,
Erstickt in dem Gedränge
Weil ich nicht groß genug war —
Ein bittres Wort der Klage
Aus meinem Munde ging;
Der gute Gott sprach zu mir:
Sing', armer Kleiner, sing!

Die prächtige Karosse
Bespritzte mich mit Koth;
Die Mächtigen, die Reichen
Verhöhnten meine Noth;
Wer ist der ihres Spottes
Giftstachel je entging?
Der gute Gott sprach zu mir:
Sing', armer Kleiner, sing!

Um nicht zum ungewissen
Leben zu seyn verdammt,
Bequemt' ich mich der Kette
Von einem dürft'gen Amt.
Ich glühe für die Freiheit,
Doch aus das Brod mir ging;
Der gute Gott sprach zu mir:
Sing', armer Kleiner, sing!

Die Lieb', in meinem Jammer,
Um mich zu trösten kam;
Doch mit der flücht'gen Jugend
Die Lieb' auch Abschied nahm,
Die blühende Schönheit achtet
Mein sehnend Herz gering;
Der gute Gott sprach zu mir:
Sing', armer Kleiner, sing!

So als Beruf hienieden
Mir nur das Singen blieb.
Die ich damit ergötze —
Haben sie mich nicht lieb?
Wenn Becher zündend kreisen,
In trauter Freunde Ring,
Der gute Gott spricht zu mir:
Sing', armer Kleiner, sing!

So entfernt diese Nachbildung von der leichten Anmuth des Originals ist — das Rührende, Anspruchslose wird man doch immer herausfinden. Das „dürftige Amt" jedoch, dessen er Erwähnung thut und das in einer untergeordneten Anstellung bei der Universität bestand, verlor er in Folge seiner ersten Verurtheilung im Jahr 1821. Um ihn dafür zu entschädigen, bot ihm Lafitte eine Stelle in seinen Büreaux an, welche aber der Dichter in dem an Lafitte gerichteten Liede: Lisettens Rath mit eben so viel Freimüthigkeit als Zartgefühl ablehnte. Der Refrain dieses Gedichts ist:

Lisette ins Ohr
Stellt alles mir vor;
Ganz leise dieß Orakel spricht:
O sing' hinfort und schreibe nicht!

Selbst von einem ächten Bürger Bezahlung zu nehmen, sey immer eine schwere Bürde;

Du wirst die Armuth leicht ertragen,
Wenn Amor neu die Laute stimmt,
Die jetzt, erzürnt, sie zu zerschlagen,
Themis aus deinen Händen nimmt.

Es halte ihn die doppelte Bedenklichkeit ab, daß man ihm aus Lafitte's Wohlthaten, und jenem aus seinen (Berangers) Gesängen, ein Verbrechen machen würde. Seine Muse würde besorgen zu schmeicheln, wenn er Lafitte rühmte, und er würde diesem Mann gegenüber seine, beide, trotz der Ungleichheit des Vermögens gleichstellende, Unabhängigkeit verlieren. An Freunden fehlte es dem Dichter nie, der den Werth und die Pflichten der Freundschaft selbst auch wohl zu schätzen wußte; am Jahrestag seiner ersten Verurtheilung sang er seinen Freunden:

Die Liebe schläft auf Rosenpfühlen;
Doch wenn den Horizont färbt Nacht,
Der Freundschaft Stärke recht wir fühlen,
Die an des Kerkers Thoren wacht.

Nicht abgeschreckt durch seine erste Verurtheilung fuhr Beranger fort, seiner kecken Laune und seiner patriotischen Erbitterung freien Lauf zu lassen, so daß im Jahr 1828 zum zweitenmal eine Anklage gegen ihn erhoben und er wieder zu einer Gefängniß- und Geldstrafe verurtheilt wurde. Aber diese Verurtheilung, welche der Dichter mit Gleichmuth ertrug, war für die damalige Regierung selbst sehr schädlich, und die Nation wurde durch die gegen seinen Liebling verhängte Strafe wahrscheinlich nachhaltiger gereizt, als durch seine allerdings ziemlich respektswidrigen Verse. Wo schon so viele Gährungsstoffe vorhanden waren, da wirkte auch dies Ereigniß in solcher Weise. An der Juliusrevolution nahm er lebhaften Antheil, verschmähte es aber, die ihm sich darbietende Gelegenheit zu Aemtern und Bereicherung zu benützen. Er rief Chateaubriand, der sich aus Frankreich entfernte, in einem schönen und schmeichelhaften Gedicht zurück und forderte ihn auf, sich der Sache des Volks zu weihen. Chateaubriand entsprach zwar jenem Rufe, nicht aber der Auffoderung in dem Sinn, wie Beranger sie verstanden hatte. Seither lebt er in der Zurückgezogenheit, treu seinen Grundsätzen;

seine Leier scheint beinah ganz verstummt zu seyn. „Nein, meine Freunde, nein! ich will nichts werden!" beginnt sein Lied an seine Minister gewordenen Freunde, dessen wiederkehrender Refrain ist: „Als er mich schuf, sprach Gott zu mir: Werde nichts!" Ein seltener und gewiß alles Lobes würdiger Unabhängigkeitsgeist, um so preiswürdiger in einer Zeit und in einem Lande, wo Aemter- und Geldgier schon so mancher Renommée den Todesstoß gegeben haben.

Von den Liedern, welche auf Beranger's eigene Lebensschicksale Bezug haben, und deren noch mehrere angeführt werden könnten, gehen wir über zu denjenigen, worin er seine Empfindungen mit denen des Volks, d. h. zwar nicht der Gesammtheit der Franzosen, aber doch einer bedeutenden Partei identificirte, zu seinen nationalen und politischen Gedichten. Diese beiden Arten möchten wir so unterscheiden: eine nationale Poesie ist eine solche, worin sich das Bewußtseyn eines Volks als einer Totalität ausspricht, im Gegensatz zu andern Nationen; das politische Gedicht tritt da hervor, wo in Einem und demselben Volk ein Gegensatz, ein Streit, eine Spaltung in Parteien entsteht; das politische Gedicht gehört Systemen und Meinungen an, das nationale dagegen einer durch die natürlichen Bande des Bluts, der Sitten und der Sprache verbundenen Masse. Das nationale Gedicht muß durchaus nicht polemisch seyn, dagegen das politische wohl nothwendig eine polemische Richtung haben muß; dieß mochte es auch seyn, was Goethe über diese letzte Gattung das Wort aussprechen ließ:

„Ein garstig Lied! pfui, ein politisch Lied!"

Dann kann man sagen, in der Poesie soll Alles auf Einheit, nicht auf Einseitigkeit, auf Versöhnung nicht auf Hader hinzielen. Wir lassen jedoch dieß hier dahingestellt und halten uns daran, daß Beranger wirklich politische Lieder, und zwar zum Theil ausgezeichnete, neben den nationalen, gedichtet hat. Die Freiheit und der Ruhm Frankreichs — dieß sind die seine Seele unablässig beschäftigenden Gedanken, die er auf die mannichfaltigste Weise mit unerschöpflichem Reichthum der Bilder und Wendungen ausspricht; aber der Personification des französischen Ruhmes, dem Kaiser Napoleon Weihrauch zu streuen, verschmähte er, weil er doch die Freiheit vermißte und erst als der Gewaltige durch die Fremden gestürzt und der Ruhm Frankreichs durch die Invasion verdunkelt, sein Lorber entblättert war, erst da benützte er die nunmehr doch größere Freiheit dazu, den entschwundenen Ruhm zu beklagen, und wenn auch mit Gefahr, eine Stimme zu erheben, welche während der eisernen Herrschaft Napoleons ganz erstickt gewesen war. In der That, von dem Druck unter Napoleon gibt Folgendes ein anschauliches Bild: ein französischer Beurtheiler von Beranger, Tissot, sagt: „die Kunst, große Gedanken unter einer scherzhaften und einfachen Sprache zu verstecken, macht das Verdienst des Liedes: Le Roi d'Yvetot aus, das wirklich eine verdienstliche That war. Ganz Europa verstummte vor Napoleon an der Spitze einer Million Soldaten, ein schlichter Bürger wagte in einer artigen Fabel einen Tadel über die ganze Herrschaft eines Eroberers auszusprechen." Und was enthält dieser Roi d'Yvetot, welchen zu publiciren schon einen damals bewunderten, also seltenen oder einzigen Muth erforderte? Nichts als die in schlichten, in kindischem Ton gehaltenen Versen erzählte Lebensweise eines in der Geschichte wenig bekannten Königs, der früh zu Bett ging, spät aufstand, sehr gut ohne Ruhm schlief, gut aß und trank, keine Soldaten hielt, die Frauen und Mädchen gern mochte, als ein friedliebender Mann seine Staaten nicht vergrößerte und nur durch sein Tod das Volk weinen machte. Quel bon petit roi c'était là! — das war das Maximum von Freiheit und Muth unter Napoleon! Beranger verkannte diesen Stand der Dinge nicht; in dem Gedicht: Meine Seele, sagt er zu dieser;

Du sahst wie das Geschick des Krieges
Ilions Ruhm verkehrt in Schaam,
Das, thöricht, den Altar des Sieges
Für den Altar der Freiheit nahm!

Ein paar Strophen sang er über die Schlacht von Waterloo, wo der „Schlachten-Riese" unterging. Er antwortet darin auf die Auffoderung alter Soldaten, diesen letzten Tag des Ruhmes zu besingen: „Der Trauer Name komm' nie in mein Lied!" in zweifacher Hinsicht habe diese Schlacht den Ruhm betrogen. Die Menschen eines spätern Alters werden verwundert nach dem Grund seines Schmerzens fragen — ihnen freilich trägt dieser Schiffbruch nichts aus; ihre Wiege schwamm über der Fluth! Mögen sie glücklich seyn! möge ihr sich erhebender Stern die Spuren des unglücklichen Tages verwischen; aber sollte auch dieser Tag nur ein nichtiger Traum seyn — „der Trauer Name komm' nie in mein Lied!" — Der fünfte Mai, ist ein einem alten Soldaten, der auf einem spanischen Schiff an St. Helena vorbei fährt, in den Mund gelegtes Lied, eine Klage um den auf dieser Insel verschmachteten Kaiser; sein Tod ist noch unbekannt. Der Krieger sieht jetzt selbst den Haß der Spanier erlöschen — da erblickt man an der Küste eine schwarze Fahne aufgepflanzt — selbst die Feinde weinen. — Die Erinnerungen des Volks feiern ebenfalls Napoleon. Noch lange, weissagt der Dichter, wird man unter dem Strohdach von ihm sprechen und keine andere Geschichte kennen als seinen Ruhm; da werden die Dorfbewohner ein altes Mütterchen auffordern, durch Erzählungen aus jener Zeit ihnen die Zeit zu verkürzen, und sagen „obschon, wie es heißt, er uns viel geschabet, verehrt, ja verehrt ihn das Volk noch immer; erzähl' uns, Mütterchen, erzähl' uns von ihm." Die Alte erzählt, wie er, von Königen begleitet, durch dieß Dorf gezogen sey, mit dem kleinen Hütchen und dem grauen Oberrock, und wie er sie freundlich begrüßt. „Er hat mit Euch gesprochen, Mütterchen, mit Euch gesprochen!" — fällt der Kreis der Zuhörer ein. Sie erzählt weiter, wie sie ihn ein Jahr nachher in Paris gesehen, als er eben einen Sohn bekommen; wie das Volk gejubelt, wie er selbst so heiter und mild gelächelt habe. — „O was für ein schöner Tag für Euch, Mütterchen, was für ein schöner Tag." — Wie die Fremden in die Champagne eingedrungen, da habe es eines Abends an ihrer Thür gepocht — sie habe geöffnet und guter Gott! Er sey es gewesen mit einer kleinen Begleitung, und habe sich unter dem Ausruf: o welch ein Krieg! dahin gesetzt, wo sie jetzt sitze. „Da ist er gesessen, Mütterchen,

da ist er gesessen!" Sie habe ihm Speise und Trank gereicht; er habe seine Kleider getrocknet und am Feuer geschlafen. Wie er beim Aufwachen ihre Thränen gesehen, habe er ihr freundlich Hoffnung zugesprochen. Als einen Schatz habe sie bis jetzt sein Glas aufbewahrt. — „Ihr habt noch sein Glas, Mütterchen, Ihr habt noch sein Glas!" — Sie zeigt es vor. — Aber der Held wurde gestürzt; der von einem Papst Gekrönte starb auf einer öden Insel. Lang glaubte es Niemand, man sagte: er wird wieder kommen. Als man endlich vom Irrthum zurückkam, da habe es ihr bitter weh gethan. — „Gottes Segen über Euch, Mütterchen, Gottes Segen über Euch!" — Die schwungvollsten Hymnen anderer Dichter, ja ganze Epopeen reichen nicht an dieses ungekünstelte, aber tief empfundene Volkslied. Beranger ist unparteiisch genug zu sagen; Bien qu'il nous ait nui, le peuple encor le révère; aber außerdem hat er auch noch ein ebenso einfaches, als poetisches Mittel gefunden, seinen Helden in verklärtem Licht, rein von den Schlacken der Wirklichkeit, erscheinen zu lassen, indem er sein Bild, vielleicht fünzig Jahre nach seiner Regierung aus dem Gedächtniß eines alten Mütterchens, das er freundlich begrüßt, und die ihn in ihrem Hause bewirthet hat, glänzend aufsteigen läßt. — In dem Gedicht: Die alte Fahne, spricht ein Soldat den Wunsch aus, die alte Fahne, die zu so vielen Schlachten geführt habe, wieder aufgepflanzt zu sehen, (der Dichter sagt in seiner Anmerkung: „Zum Schutz der konstitutionellen Charte.")

„Wann werde ich den Staub abschütteln,
Der ihre edeln Farben deckt?"

Noch manche andere Gedichte, wie: der alte Sergent und die zwei Grenadiere feiern mehr oder weniger direkt das Andenken der glorreichen Zeit Napoleons und beklagen den Verlust des Ruhms. Dem Schmerz über das Unglück Napoleons und mit ihm Frankreichs, mischte sich aber auch noch eine ingrimmige Bitterkeit bei, gegen die Sieger sowohl, als noch mehr gegen diejenigen, welche sich über den Sieg der Feinde Frankreichs freuten (unähnlich jenem Jakob II von England, der, als er vertrieben war und durch französische Waffen wieder eingesetzt werden sollte, bei einem Seetreffen doch sich der Freude nicht enthalten konnte, wenn er die Engländer im Vortheil sah), welche die Früchte desselben ernteten und bei dem Unglück Frankreichs sich Glück wünschten. Diese Erbitterung spricht sich aus in dem Gesang des Kosaken, dessen Refrain die Anrede an sein Roß ist:

„Wieh're vor Stolz, o du mein treuer Renner,
Und stampfe nieder Völker — Könige!"

Fürsten, Adel und Geistlichkeit haben die Kosaken zum Beistand herbeigerufen und zu ihnen gesagt: „Kommt! seyd unsere Herren! wir wollen gern Sklaven seyn, wenn wir nur Tyrannen bleiben dürfen." — Der Kosak ruft seinem Pferd am Ende zu: „Vernichte, vernichte auf deinem Lauf, Tempel, Palläste, Sitten, Erinnerungen und Gesetze." — Daß die Restauration zum Theil das Werk solcher noch halbwilden Barbaren war, das konnten ihr die Franzosen gar nicht verzeihen. — Zwei andere Gedichte, von derselben Stimmung eingegeben, sind: der gute Franzose, in so gelinder Ironie gehalten, daß, was der Dichter in der Aufschrift, wir wissen nicht ob im Ernst oder Spaß anmerkt: Lied, gesungen vor Adjutanten des Kaisers Alexander," wohl wahr seyn könnte, und die weiße Cocarde, „gedichtet für ein Essen, zur Jahresfeier des ersten Einzugs der Russen, Oestreicher und Preußen in Paris," wo die Ironie, oder vielmehr der Hohn, weit stärker hervortritt.

O singt dem Tage Freudenlieder,
Der gründet der Besiegten Glück!
Die Ehre gab er Frankreich wieder,
Die weiße Cocarde ihm zurück!

So lautet das abwechselnd wiederkehrende Thema dieses bittern Gedichts, in welchem auch wieder der Kosaken vom Don Erwähnung geschieht, die in dem schönen Paris den Reif von ihren Mänteln trotzig abschütteln. — Diese Gedichte machen schon den Uebergang zu den im eigentlichsten Sinne politischen, die sich auf die innern Verhältnisse Frankreichs, das System und die Maßregeln der Restauration, auf die Stellung der Kammern, des Adels, der Geistlichkeit u. s. w. beziehen. Zwar dichtete er im Jahr 1815 das Lied: Plus de Politique (Keine Politik mehr!) worin er seine angebetete Freundin auf ihre Klage hin: daß das Vaterland immer noch zu viel Antheil an seiner Liebe habe, versichert, er wolle, wenn ihr die Politik Langeweile mache, nicht mehr davon sprechen; er habe für Frankreich, das Unvergleichliche, auf das die Welt eifersüchtig sey, schon zu viele vergebliche Wünsche gethan — so wurde er doch diesem Versprechen vielfach ungetreu. Mit unerschöpflicher Laune, mit proteusartigem Spott griff er alle Lächerlichkeiten und Verkehrtheiten unter der Restauration an und verschonte keine Klasse der Gesellschaft. Der Dickbauch — diese Aufschrift führen zwei Gedichte; ein Deputirter der Sitzung von 1818, wo die servile Partei Villeles, genannt Villeles Bauch, alle Gebote ihres Herrn und Meisters gehorsam vollzog, erstattet seinen Wählern über seine parlamentarische Wirksamkeit Bericht und schildert die Taktik der Majorität. — „Meine Sachen sind jetzt aufs beste geordnet, ich bin Prokurator des Königs; zwei meiner Brüder hab' ich untergebracht: meine drei Söhne haben ein Plätzchen; für die nächsten Sessionen hab' ich Ueberfluß an Invitationen! Der Refrain ist (nach Metromanus Uebersetzung):

Exzellent
Exzellent
War der Minister Traktament!
Auf Ehre ja! ganz exzellent!

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 50.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

6 August 1836.

An ein Kind am Abend des längsten Tags.

Nach Wordsworth.

Tritt nun, meine junge Wonne,
Aus der Schatten Ruhestatt,
In den Hafen lief die Sonne,
Ihres offnen Himmels satt.

Abend öffnet seine Schranken,
Glühend in des Spätlichts Pracht,
Alle, die da athmen, danken
Dem Verkündiger der Nacht.

Und die Ruh, die er erschlossen,
Bietet ernste Zeichen dar,
Denn der Tag, der jetzt verflossen,
War der längste in dem Jahr.

Wie du spieltest, Laura, spiele
In der Kindheit Glück gehüllt,
Der, ob kurz, ob weit vom Ziele
Auf dem Wege gleich viel gilt.

Doch in dieser Mahnungsstunde
Mag ein zärtliches Gebot
Aus der schlichten Wahrheit Munde
Mehren holder Wangen Roth.

Ebbe ward's, und jeder Morgen
Fließt jetzt rückwärts aus der Fluth,
Nach der Tiefe, wo verborgen
Kalt der Frost des Winters ruht.

So der ew'ge Herr der Zeiten
Wies die flücht'gen Stunden an,
Leise, langsam zu entgleiten
Aus des Menschenlebens Bann.

Doch! die Früchte stets sich röthen,
Blumen blühen wie zuvor,
Und das Herz will nimmer tödten
Was es hoffnungsreich erkor.

Sey du weiser, süße Kleine,
Und laß an des Abgrunds Schoß
Früchte nicht noch Blütenhaine
Bergen dir dein kommend Loos.

Heut noch, eh du sinkst in Träume,
Blicke auf das weite Meer,
Welchem Zeiten, Zahlen, Räume
Folgen ohne Wiederkehr.

Blicke auf den Strom, den Sieger,
Dessen Busen unbewegt
Den Betrognen und Betrüger
Durch das Thor der Tage trägt.

Durch des Jahrs erneute Pforten,
Die umwandelt Stern um Stern,
Spähend was aus uns geworden,
Wenn sein Schimmer kehrt von fern.

Denk' dann in dem Schmuck der Jugend,
Denk' wie schwankend dieser Halt,
Hebt ihn zaubernd nicht die Tugend
Ueber aller Zeit Gewalt.

Wie ein Greis, ein abgelebter,
Hart gebeut die späte Pflicht,
Nimm die Distel drum zum Scepter,
Weil der Mai dich noch umflicht.

Faß' sie; würd'st du zaghaft weichen,
Du, des Lenzes Lieblingin,
Fehlte dir das einz'ge Zeichen,
Das verräth die Königin.

Das erste Lied.

Nach Burns.

Noch ist die Zeit mir frisch und neu,
Als ich noch bartlos, jung und scheu
Zuerst die Tenne drosch,
Zuerst zum Pfluge fährt' ein Joch
Und mir, wenn auch verspottet, doch
Der Lernstolz nie erlosch;
Als in dem gelbenden Revier
Zuerst als Mann ich zählte
Und jeden lust'gen Morgen mir
Die Schnitterin erwählte,
Mit Schneiden und Weiten
Was aufgehäuft lag,
Mit Singen und Klingen
Verbringend den Tag.

Schon da ward mir der Wunsch erregt,
Der mir, so lang' dieß Herz noch schlägt,
Vom Busen nimmer flieht,
Daß mir zu meines Schottlands Heil
Würd' hohen Wirkens Kraft zu Theil,
Zum mindesten im Lied, *)
Und sah ich wo die Distel breit
Durchs Gerstenblachfeld streichen,
Wandt' ich die Jäterhart' beiseit
Und schont' das heil'ge Zeichen.
Kein's Landes, kein's Standes
Ich sonst wo begehrt':
Ein Schotte vom Spotte
Der Andern nichts hört.

Doch schlug die Woge des Gesangs
Noch haltlos schäumend, mächt'gen Drangs,
Mir in dem Ohre wild,
Bis damals in der Erntezeit
Mein Mädchen in dem Festgeleit
Zur Form rief das Gebild.
Noch hör' ich ihres Plauderns Klang,
Seh's Lächeln auf den Wangen,
Das Schelmenaug' vor dem mir lang'
Des Herzens Saiten schwangen.
Ich glühte und sprühte
Bei jeglichem Blick,
Doch blöde zur Rede
Hielt stets ich zurück.

Fr. Notter.

Beranger.

(Fortsetzung.)

Im zweiten Gedicht, mit derselben Ueberschrift, empfiehlt sich der Bäuchige zur Wahl im Jahr 1819 mit vieler Offenherzigkeit, indem er Präfekten, Maires, Bigotten, Ultra's und Liberalen aufs Beweglichste zuspricht, indem er dem Einen zeigt, was er für sie thun könne, und welche Gefahren sie bedrohen, wenn es anders ginge als bisher, den Andern beweis't, daß sie nichts gegen ihn haben sollten, da man ja jedes Gesetz durch Ordonnanzen umgehen und vernichten könne. -- Er weiht einige gefühlvolle Strophen dem aus der Deputirtenkammer gestoßenen, bald darauf gestorbenen Manuel. Am stärksten und unverschleiertsten hat Beranger in den unter dem Titel Chansons politiques gesammelten Liedern die Regierung der Restauration und den König selbst angegriffen. Die Nationalgarde spricht den Zorn aus über die Auflösung dieser Bürgersoldaten, die großentheils aus alten Kriegern bestanden; der neue Tagesbefehl ist eine spottende Klage über die Organisation der Armee, Bevorzugung des Adels, die Aechtung des Ruhms. Mehrere Lieder: der gute Pabst, die Heimath des Pabstes, der Sohn des Pabstes spotten über die Hinneigung der Restauration zum Ultramontanismus; die Kapuziner machen die Bigotterie lächerlich. In dem gegen Beranger erhobenen Prozesse wurden aber namentlich zwei als die Person des Königs selbst schmähend hervorgehoben: Le Sacre de Charles le Simple und Les infiniment petits, ou la Gérontocratie. In dem ersten wird die Salbung Karls des Einfältigen, und zwar in solcher Art geschildert, daß auch der Blindeste Karl X damit geschildert sehen mußte. Unter Anderem wird gesagt: Seine Getreuen werden durch eine Milliarde (die Entschädigung der Ausgewanderten) in Athem erhalten — c'est peu pour la fidélité. Wie Karl sich vor den ihn salbenden und krönenden Priestern in den Staub wirft und ihre Befehle demüthig hinnimmt, ruft das Volk: Notre maître a des maîtres. (Dieß wurde in der Anklage besonders urgirt.) Der Inhalt des andern Gedichts: die unendlich Kleinen, oder die Herrschaft der Alten ist folgender: der Dichter erzählt, wie er, ein Anhänger der Zauberei, vor kurzem bei einem großen Zauberer die Zukunft Frankreichs in einem Spiegel gesehen habe — ein Bild zum Verzweifeln! Paris und die Vorstädte lagen vor ihm da:

Nous sommes en dix-neuf cents trente
Et les barbons règnent toujours.

Ein Volk von Zwergen sey an die Stelle der jetzigen Franzosen getreten; dieß Frankreich ist nur der Schatten vom Gespenst des Frankreichs seiner schönen Tage. Kleine Jesuiten, kleine Priesterlein überall; unter ihrem Segen entartet alles und der älteste Hof ist nur noch ein Seminar. — Allerliebst ist die Halbstrophe:

Sur la frontière mal fermée
Marche, au bruit de petits tambours,
Une pauvre petite armée;
Mais les barbons règnent toujours.

Endlich um diese traurige Zukunft zu vervollständigen, zeigt der prophetische Spiegel einen ketzerischen Riesen, den kaum eine Welt groß genug ist zu fassen;

Du peuple pygmée il s'approche,
Et bravant de petits discours,
Met le royaume dans sa poche,
Mais les barbons règnent toujours.

*) Das Symbol Schottlands.

Der Eindruck, den diese einerseits anmuthig scherzhaften, aber zugleich auch einen bittern Stachel führenden Lieder bei einem für das Lächerliche so empfänglichen Volk, wie die Franzosen, machen mußten, läßt sich bei uns ernstern Deutschen wohl kaum vorstellen. Interessant ist übrigens die Vergleichung, was sich derselbe Dichter unter Napoleon erlaubte, und was er unter der Restauration, wiewohl nicht ungestraft, wagte. Unter jenem sprach er seinen Tadel so indirekt aus, daß man ihn kaum entdeckt — und am Ende hört es ein Eroberer, der jährlich 100,000 und mehr Menschen in seinen Schlachten opfert, nicht einmal so ungern, wenn man auch das friedliche Leben preist; in jedem Fall fiel durch den Roi d'Yvetot auf Napoleon kein lächerliches Licht; unter der Restauration gibt Beranger die Bourbons und ihre Regierung dem bittersten Gelächter preis und deutet eigentlich handgreiflich auf die Personen die er meint; schon dem Sinne nach war das Wort barbons (die Graubärte, alte Knaster) in diesem Zusammenhang verständlich genug, aber dazu kommt noch die Aehnlichkeit des Lauts mit Bourbons. Es ist aber auch in diesen satyrischen Liedern doch nicht bloß der Stachel was interessirt; es ist auch in ihnen Poesie. Das Liedles infiniment petits ist reizend, wie ein hübsches, kleines Liedermährchen, und das andere von Charles le Simple hat in den Anreden des Volks an die Vögel etwas Phantastisch-Legendenhaftes.

Das ist das Kriterium des ächten Dichters, daß er, wenn ihm auch sein Gegenstand als solcher noch so wichtig ist, dennoch desselben vollkommen Meister bleibt und ihn mit Freiheit und künstlerisch beherrscht. Wenn die Freiheitsliebe ihm solche Gedichte eingab, so formte und bildete sie die Kunst aus. Jene Freiheitsliebe aber galt nicht Frankreich allein; er gönnt allen Nationen dasselbe Gut und in diesem Sinn sang er: die heilige Allianz der Völker, wo er der Göttin des Friedens die auf die Erde mit Gold, Blumen und Aehren herabschwebt, die Worte in den Mund legt:

Ja einmal soll die Welt aufathmen freier!
Vergeßt versöhnlich die Vergangenheit!
Besä't die Felder unter'm Klang der Leier,
Dem Frieden sey der Kult der Kunst geweiht!

Insbesondere singt er der Freiheit Griechenlands ein köstliches Lied: die Brieftaube. Die Geliebte des Dichters sang von den in Griechenland vergessenen Göttern, als eine Taube vor ihnen niederflatterte, unter deren Flügel Nöris ein Briefchen entdeckt. Sie lesen es — es enthält eine Botschaft aus Athen — Griechenland ist frei; Athen, noch immer schön, ist nicht mehr zur Religion der Trümmer verdammt! der Refrain ist:

Aus meinem Becher trink, o treue Botin,
Und schlummre sanft an meiner Nöris Brust!

Von patriotischer Trauer, Niedergeschlagenheit oder Bitterkeit erfüllt, zieht sich der Dichter oft in den Kreis der Freundschaft, in die Arme der Liebe, zum rosenbekränzten Becher zurück und vertauscht das zürnende, trauernde und spottende Lied mit anakreontischen oder tibullischen heitern Ergrüßen einer bald mehr süßträumerischen, bald mehr bacchantischen und glühenden Muse. Ueber seine Liebeslieder lassen wir Tissot sprechen: „Die zierlichen Kompositionen, die gefeilten Verse eines Horaz, die glänzenden Schilderungen eines Properz, die zärtlichen Bitten eines Tibull, flößen uns sehr wenig Interesse an den Frauen ein, deren Ketten sie trugen; Niemand beneidet das Loos der Liebhaber einer Pyrrha, Cinthia und Nemesis; aber Beranger's Lisette, einfach, zärtlich, gefühlvoll und doch schalkhaft, hat einen eigenthümlichen Reiz; man glaubt an das Glück ihres Dichters. Und dann — wie weiß er von Liebe zu reden! Bald ist es der Ton eines Parny, der Eleonoren einladet, mit ihm aufs Land zu ziehen, bald ist es die Sprache Voltaires in der Epistel vom Du und Sie; sonst kann man an Chaulieu denken, aber gefühlvoller, den Frohsinn eines vergnügten Zechers mit politischen Erinnerungen verbindend und dann demüthig das Haupt unter das von der Geliebten hingehaltene Joch beugend.“ Wir wollen uns über diesen Punkt kein Urtheil anmaßen und lassen Jedem seinen Geschmack an Lisetten (welche übrigens auch mit andern, ebenso wenig idealischen Geliebten, Rosette, Margot u. s. w. wechselt) unbestritten; erlauben uns jedoch zu bemerken, daß auch französische Dichter, Lamartine, V. Hugo, größere Innigkeit, mehr Gemüth in ihren Gedichten zeigen, als, bei aller Lebhaftigkeit und allem Feuer, Beranger. Er tändelt immer noch mit den Gegenständen seiner Liebe, was dem tiefen Gemüth fremd ist. Voll innigen Gefühls ist jedoch das Lied: La bonne vieille (die gute Alte), worin er die Zeit sich vergegenwärtigt, wo er selbst verstorben seyn, und seine Geliebte gealtert, an einem friedlichen Feuer sich seines Andenkens und seiner Lieder erfreuen werde. Die letzte Strophe heißt:

Geliebte! wenn mein armer Ruf und Name
Einst deines Alters Schmerzen leidend stillt,
Wenn deine Hand, die zitternde, halblahme
Mit ein paar Blumen schmückt im Lenz mein Bild:
Erhebe dann den Blick von dieser Erde
Zur Welt, wo ew'ge Liebe uns vereint,
Und, gute Alte! am durchwärmten Herde
Sag' dir die Lieder her von deinem Freund!

Auch der Weinlieder hat Beranger nicht wenige; in die meisten spielt entweder die Liebe oder die Politik mit herein. Eines der anmuthigsten ist das: Meine Republik; der Senat von dieser ist mit den Gläsern in der Hand versammelt, geächtet ist nur die Langeweile; die Gedanken sind vermöge Ordonnanz von Bacchus völlig frei; jeder kann seinen Gott verehren; Rang und Titel gelten nicht; wollte einer nach dem Königthum streben, so würde er in Trunkenheit untergetaucht. Aber dieß friedfertige Völkchen hat doch einen Feind! Lisette ruft es unter die Gesetze der Liebe — und um die Freiheit ist's gethan. — Ein ausgezeichnetes Lied ist: Brennus oder die Pflanzung der Rebe bei den Galliern.

1.

Zu seinen Galliern Brennus sprach:
Ihr dürft Euch heut der Freud' ergeben!
Belohnt hat mich für meine Thaten Rom —
Ich bring' dorther den Schoß der Reben!
Dem Weinstock Dank! in ew'ge Zeiten währe
Vereint bei uns Kunst, Liebe, Ruhm und Ehre!

2.

Versagt war uns der Trank — der Kampf
Kauft' uns das Recht davon zu trinken!
Auf unsern Hügeln grünend, sollen jezt
Dem Sieger Weinlaubkronen winken!
Dem Weinstock Dank! in ew'ge Zeiten währe
Vereint bei uns Kunst, Liebe, Ruhm und Ehre!

3.

Die rothe Beere wird Euch einst
Hoch über alle Völker heben;
Aus ihrer sonnerzeugten Nektarfluth
Trinkt jede Kunst Gedeihn und Leben!
Dem Weinstock Dank! in ew'ge Zeiten währe
Vereint bei uns Kunst, Liebe, Ruhm und Ehre!

4.

Verlassend unsern schönen Strand
Sich tausend Kiele mächtig rühren;
Mit Wein befrachtet und im Blumenschmuck
Die Freude um die Welt zu führen.
Dem Weinstock Dank! in ew'ge Zeiten währe
Vereint bei uns Kunst, Liebe, Ruhm und Ehre!

5.

Ihr die Ihr uns beherrscht,
Die Ihr uns rüstet Wehr und Waffen,
In diesem Naß seht einen Balsam mehr
Den Wunden Lind'rung zu verschaffen,
Dem Weinstock Dank! in ew'gen Zeiten währe
Vereint bei uns Kunst, Liebe, Ruhm und Ehre!

6.

Sey'n einig wir! die Nachbarn soll'n
Dereinst am Tag des Kampfs erfahren,
Daß nöth'genfalls der schwache Rebenpfahl
Die Eisenwaffe kann ersparen!
Dem Weinstock Dank! in ew'ge Zeiten währe
Vereint bei uns Kunst, Liebe, Ruhm und Ehre!

7.

Ein gastlich Volk fleht Bacchus dich
Um eine Gunst — gönn' uns, zu pressen
Den Saft, bei dem Verbannte einst, für kurz
Des lieben Vaterlands vergessen.
Dem Weinstock Dank! in ew'ge Zeiten währe
Vereint bei uns Kunst, Liebe, Ruhm und Ehre!

8.

Zum Himmel betet Brennus dann,
Wühlt mit der Lanze in der Erden,
Die Rebe pflanzt' er — und die Gallier, froh,
Sahn in der Zukunft Frankreichs Werden.
Dem Weinstock Dank! in ew'ge Zeiten währe
Vereint bei uns Kunst, Liebe, Ruhm und Ehre!

In einer englischen, jüngst erschienen Schrift: Vater Prout's Nachlaß II. Bd., deren Titel ein Holzschnitt zum Brennus schmückt, wird über dieß Gedicht gesagt: „Solchen klassischen und tiefen Gedanken gibt sich Beranger gerne hin unter den anspruchslosen Ergießungen eines angeblichen Trinkliedes; er kleidet die edelsten und patriotisch'sten Empfindungen in die einfache Form einer historischen Anekdote, oder einer leichten, phantastischen Allegorie:" und derselbe Autor sagt aus Veranlassung des Gedichts: Der neue Diogenes: „dieser Dichter besitzt die Fähigkeit, das Niedrige und Gemeine durch den Zauberstab antiker Erinnerungen zu verschönern; proprie communia dicere ist zu allen Zeiten ein seltenes Geheimniß und nur originelle Geister, wie Byron, Horaz, Scott, Beranger waren im Besitz dieser werthvollen Ueberlieferung. Als Herkules den Rocken zur Hand nahm, stellte er einen elenden Spinner vor, und riß alle Fäden ab, zur großen Ergötzung seiner Gebieterin, aber Beranger hätte sich auch dieses unedleren Geschäfts mit Anstand entledigt, ohne daß die Streitart in seiner Hand an Stärke verloren hätte. Das ist die staunenswerthe Gewandtheit des Genius!"

Noch sind diejenigen Lieder Berangers nicht berücksichtigt worden, welche französische Sitten und Zustände zum Gegenstand haben, und welche man als Maßstab der Religiosität und Moralität in Frankreich könnte betrachten wollen, wenn man einerseits dem Dichter eine genaue, scharfauffassende Beobachtung und Kenntniß des socialen und sittlichen Zustands in seinem Vaterland zugesteht, und andererseits bedenkt, wie beliebt, wie verbreitet überall seine Lieder sind. Sein Kritiker Tissot selbst sagt: „seine stärksten Züge sind immer noch Sittenschilderungen." Aber derselbe sagt auch: „man wird uns fragen, ob denn dieser Dichter ohne Fehler ist? Ohne Zweifel nein! aber seine Fehler sind nicht von der Art, daß sie ansteckend werden könnten, während seine Schönheiten andere erzeugen und den Genius seiner Nachfolger befruchten können. Nichts legt uns die Pflicht auf, gegen einen natürlichen und wahrhaften Dichter so zu verfahren, wie gegen einen glänzenden Verderber und Verführer des Geschmacks und des gesunden Sinnes." Ohne Zweifel hat hier Tissot die bezeichnete Klasse von Gedichten im Auge, welche man zum Theil vom Vorwurf großer Frivolität, ja Obscönität nicht frei sprechen kann. Das darf man keck behaupten: derjenige Deutsche, der solche Produkte, wie manche sich unter Berangers Liedern finden und die nicht weiter bezeichnet werden sollen, dem Publikum vorlegte, der hätte gewiß dadurch das Recht verwirkt, sich an die edelsten patriotischen und menschlichen Gefühle zu wenden; man würde an seinen sittlichen Ernst nicht mehr glauben. Statt uns jedoch gegen Beranger zu ereifern, ziehen wir vor, kalt und ruhig zu erwägen, in welchem Verhältniß seine, dem reinen Gefühl anstößigen Lieder, zur sittlichen Stimmung in Frankreich stehen.

(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 51.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

10 August 1836.

Die Gefangene.

Eine tragische Scene in einem Privat-Tollhaus. Von dem verstorbenen M. G. Lewis, Esq.

(Eine englische Zeitschrift theilt diese Scene mit der Bemerkung mit: Wir sind in den Stand gesetzt, den Lesern eine literarische Curiosität mittheilen zu können — ein bisher nicht im Druck erschienenes Monodrama von dem verstorbenen M. G Lewis, allgemein bekannt unter dem Namen Monk (Mönch) Lewis. Es wurde geschrieben zu einer Zeit, wo der Autor durch seinen Mönch*), seine Wundererzählungen, sein Schloßgespenst sich zum unbestrittenen König der Reiche des Schreckens aufgeworfen hatte. Wir wollen uns hier nicht auf die Frage nach dem literarischen Verdienst der dramatischen Productionen des Herrn Lewis einlassen, auch möchten wir nicht, daß man aus unserm Schweigen hierüber die Folgerung ableitete, als dächten wir gering von denselben; aber in der Kenntniß des Theatereffects und in der Gewandtheit, durch solche Mittel Interesse, Ueberraschung und vorzüglich Schrecken zu erregen, sind sie kaum je übertroffen worden. Im vorliegenden Stück jedoch hat er einigermaßen die gesetzlichen Marken seines eignen Gebiets überschritten und ist auf das Territorium des Gräulichen hinübergestreift — dieß wird jeder unbefangene Leser anerkennen. Diejenigen, welche eine der gewaltigen Darstellungen der Schauspielerin, welche die Rolle der Gefangenen spielte (Mrs. Litchfield), gesehen haben, können sich den Eindruck denken, welchen die Aufführung auf das Publikum machte. Die Aufführung wurde nicht wiederholt.)

Die Gefangene.

Die Scene stellt einen Kerker dar, mit einem Gitterthor, das mit starken Stangen und Ketten versehen ist. Oben ist ein offner Gang, der zu den obern Zellen führt.

(Schwermüthige, gedämpfte Musik. Man erblickt die Gefangene in der Stellung hoffnungslosen Grams. Sie ist in Ketten; ihre Augen stieren vor sich hin und ihre Hände sind gefaltet. - - Nach einer Pause sieht man den Schließer durch den obern Gang mit einer Lanze gehen; er erscheint vor dem Gitter und öffnet die Thüre. Das Klirren der niederfallenden Eisenstangen weckt die Gefangene. Sie sieht sich rasch um, aber wie sie den Schließer eintreten sieht, schüttelt sie traurig die Hand und versinkt wieder in ihre vorherige Starrsucht. Der Schließer füllt einen Krug mit Wasser und legt einen Laib Brod neben sie hin. Dann schickt er sich an, den Kerker wieder zu verlassen, als die Gefangene den Entschluß zu einem Versuch zu fassen scheint, sein Mitleid zu erregen; sie erhebt sich von ihrem Strohlager, faßt seine Hände und sinkt ihm zu Füßen. Die Musik schweigt und sie spricht:)

Halt Schließer, halt und hör' mein Leid!
Nicht toll ist die, die vor dir kniet!
Zu wohl nur weiß ich, was ich bin,
Und was ich war, und werde seyn!
Nicht tob' ich mehr, verzweifelnd, stolz —
Ganz ruhig sprech' ich jetzt zu dir;
Doch dieß beschwör' ich fest und wahr:
Ich bin nicht toll (sie küßt ihm die Hand) — ich bin nicht toll!

(Er will sie verlassen; sie hält ihn zurück und fährt im Tone lebhafter Ueberzeugung fort:)

Meines Gemahls Bosheit ersann
Das Mährchen, das mich hergebracht;
Die Meinen kennen nicht mein Loos;
O Schließer, zeig' es ihnen an!
O eile, meines Vaters Herz
Zu trösten — Schmerz und Freude faßt
Ihn, wenn er hört — im Kerker zwar
Sey ich — nicht aber toll! nicht toll!

(Strenge Musik, während der Schließer mit einem Blick der Verachtung und des Unglaubens seine Hand aus der ihrigen reißt und sie verläßt. Man hört die Stangen wieder vorschieben.)

*) Byron urtheilt vom Mönch, es sey ein Product, würdig der Einbildungskraft eines Tiberius in Capreä.

Er lächelt höhnisch!
Er dreht den Schlüssel!
Er geht hinweg! Ich kniet' umsonst!
Noch — noch — seh' ich der Lampe Strahl!

(Die Musik drückt aus, daß das Licht immer schwächer wird, wie der Schließer sich durch den Gang entfernt und die Gefangene sein Weggehen mit gespannter Aufmerksamkeit beobachtet.)

Verloren! Alles wieder Nacht!

(Sie schaudert zusammen und hüllt sich dichter in ihre Kleider ein.)

Kalt — bitter kalt! Nicht Wärme, nicht Licht!
Sonst hatt' ich Alles so bequem —
Und jetzt gekettet — in rauher Nacht —
(Lebhaft.) Und doch nicht toll! Nein, nein, nein, nein!
nicht toll!

(Einige Takte schwermüthiger Musik, welche sie durch den plötzlichen Ausruf unterbricht:)

Gewiß ein Traum! ein hohler Traum!
(Stolz) Ich — ich — gewöhnt an Reichthums Lust,
Ich klirre mit den Ketten jetzt,
Gefangen, freundlos und verarmt?
O, während ich gedenk' an das,
Was mir jetzt nimmer wird zu Theil —
Wie seufzt mein Herz — wie brennt mein Kopf!

(Sie unterbricht sich selbst und drückt ihre Hände fest an die Stirne.)

Und doch nicht toll — nein! doch nicht toll!

(Sie bleibt einige Augenblicke in dieser Stellung, mit dem Ausdruck der Furcht, bis der Wechsel der Musik andeutet, daß ein zärtlicher, schwermüthiger Gedanke durch ihre Seele gezogen.)

Mein Kind!

(Einige Takte Musik, worauf sie kräftiger wiederholt:)

Mein Kind

O hast du doch vergessen nicht
Der Mutter Angesicht und Ton?
O sie vergißt es nie, wie du
Zum Abschied sie geküßt, wie fest
(Lächelnd) Du dich an ihren Hals gehängt!
Wie du mit ihr zu geh'n verlangt,
Wie dir dein Vater dieß gewehrt —
(Mit tödtlichem Schmerz)
Und wie —
(Mit einem Blick des Entsetzens)
O — die Gedanken fort!
(Mit hohler, hastiger Stimme)
Sie machen mich toll! Sie machen mich toll!

(Eine Pause. Dann fährt sie mit schwermüthigem Lächeln fort:)

Wie lachte süß sein Rosenmund!
Wie glänzte mild sein blaues Aug'!
Nie gab es ein so lieblich Kind!

(Mit einem plötzlichen Ausbruch leidenschaftlichen Schmerzens, der sich dem Wahnsinn nähert)

Und bleibst du ewig mir geraubt?
Und darf ich nimmermehr dich schau'n?
Mein liebes, liebes, süßes Herz?

(Kräftig) Frei will ich seyn! Sprengen dieß Thor!
Ich bin nicht toll! ich bin nicht toll!

(Sie sinkt erschöpft gegen das Gitter nieder, an dessen Stangen sie sich hält. Aus ihrer Erstarrung wird sie aufgerüttelt durch lautes Kreischen, Kettengerassel u. s. w.)

Horch, horch! was will der Lärm, das Schrei'n!

(Das Getöse nimmt zu.)

Es bricht ein Wüthender seine Ketten!

(Man sieht den Wüthenden mit einem Feuerbrand in der Hand durch den Gang rennen.)

Er kommt! Ich seh' sein funkelnd Aug'!

(Der Wüthende erscheint am Thor, das er zu erbrechen versucht, während sie vor Schrecken und Todesangst zusammensinkt.)

Jetzt rüttelt er an den Eisenstangen!
Helft, helft!

(Von ihrem Geschrei erschreckt, verläßt der Wüthende das Gitter. Er erscheint wieder oben, wird von seinen Wächtern gepackt, welche Fackeln bei sich haben, und nach einigem Widerstand weggeschleppt.)

Weg ist er! Welcher Graus
Dieß anzuhören, anzuseh'n!
Mein Hirn, mein Hirn! Ich weiß, ich weiß,
Toll bin ich nicht, doch werd' ich's bald!
Ja! bald! Schau — wie ich rede — dort
Wie dort das Teufelsauge glotzt!
Er sieht mich! jetzt, mit wildem Schrei'n
Wirft er Skorpionen hoch empor!
O Graus! ich fühl' den Schlangenbiß
Im Herzen, ganz von Qualen voll!
Ihr Teufel lacht! Ich weiß gewiß:
(Laut kreischend)
Jetzt bin ich toll! Jetzt bin ich toll!

(Sie wirft sich im Wahnsinn auf den Boden nieder.)

(Ihre zwei Brüder kommen, den Schließer mit sich schleppend, durch den Gang; dann erscheint ein Diener mit einer Fackel, den Vater führend, der sich auf seine jüngste Tochter stützt. Ihnen folgen Diener mit Fackeln, von welchen ein Theil auf dem Gang zurückbleibt. Die Brüder erscheinen am Gitter, das sie den Schließer zwingen zu öffnen; sie treten ein und beim Anblick der Gefangenen wird der eine von Kummer überwältigt, während der andere heftigen Zorn gegen den Schließer an den Tag legt, der sich zu entschuldigen sucht. Vater und Schwester treten ein, nähern sich der Gefangenen und wollen sie aufrichten; sie fährt plötzlich auf und betrachtet sie mit einem wilden Blick des Entsetzens. Sie bemühen sich, sich ihr zu erkennen zu geben, aber vergebens. Sie flieht vor ihnen voll Furcht und Abscheu und fängt an aus dem Stroh sich einen Kranz zu flechten, — da fällt ihr Auge auf den Schließer — sie schreit laut auf vor Entsetzen und verhüllt ihr Angesicht. Der Schließer wird weggeschickt. Der Vater sucht wieder ihre Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, aber vergebens. Er bedeckt sein Angesicht mit seinem Taschentuch, das ihm die Gefangene mit einer Miene der Verwunderung wegzieht. Ihre Hoffnungen werden regt und sie beobachten sie mit größter Sorgfalt. Sie

wischt dem alten Mann die Thränen mit ihren Haaren ab; und, wie sie nachher diese anfühlt und feucht von Thränen findet, bricht sie in ein wahnsinniges Gelächter aus, nimmt wieder ihren Strohkranz, macht von Zeit zu Zeit etwas daran zurecht, läßt ihn aber plötzlich fallen und bleibt vor sich hin starrend, regungslos stehen. Der Vater und die Andern drücken ihre Hoffnungslosigkeit hinsichtlich ihrer Wiederherstellung aus — die Musik verstummt — ein alter Diener tritt ein und bringt ihr Kind, das mit sorgloser Miene sich nähert; aber beim Anblick seiner Mutter reißt es sich von dem Diener los, stürzt auf seine Mutter zu, faßt ihre Hand — sie sieht es an — mit stierem Blick — dann mit dem Ausdruck ausschweifender Freude, ruft aus: „Mein Kind!" sinkt auf die Kniee und preßt es an ihr Herz. Der Vater und die Uebrigen erheben ihre Hände zum Himmel voll Dankbarkeit für die Wiederkehr ihrer Vernunft, und der Vorhang fällt langsam unter feierlicher Musik.)

Abgesehen von dem glücklichen Ausgang, bei dem einem aber leicht der Schluß von Menschenhaß und Reue einfallen kann, ist diese dramatische Scene von der Art, wie sie bei der neufranzösischen Schule so beliebt ist; in der That hätte sich mancher der neuen französischen Poeten dieser Production nicht zu schämen, und wahrscheinlich hätte in Paris die Aufführung, besonders wenn ein berühmter Name mitgeholfen hätte, größeres Glück gemacht und wäre öfter wiederholt worden, während es in London im Covent-Garden nur einmal zur Vorstellung kam. Das englische Publikum war aber, wenigstens damals, (im Jahr 1803) noch so wenig abgehärtet, seine Nerven noch so empfindlich, daß mehrere Damen durch das kräftige und erschütternde Spiel der Mrs. Litchfield in Krämpfe verfielen. — Ein englischer Kritiker stellt Lewis mit Anna Radcliffe zusammen und urtheilt über seinen Mönch: er gehört in dieselbe Classe wilder und regelloser Schöpfungen; alles ist gewaltsam und übertrieben; Männer und Frauen stellen sich in einem Licht dar, welches sie entstellt und verzerrt — die menschliche Natur kommt keinen Augenblick zu einer schönen Entfaltung; aber es herrscht darin große Kraft — nicht der Leidenschaft, wohl aber der Situationen, und lebhafte Färbung — die jedoch nicht natürlich, sondern erkünstelt ist. Diese melodramatische Schilderung des Lebens machte eine Zeit lang Aufsehen, hatte aber keinen Bestand; als Wahrheit und ächte Leidenschaft das Feld einnahmen, da hatten die Dichtungen von Lewis so viel Werth als die falschen Zauberstäbe der Propheten neben dem ächten Zauberstab des Moses.

Beranger.

(Schluß.)

Von seinem Hohn gegen Pabst, Jesuiten, Geistlichkeit u. s. w. könnte man sagen: die Feindseligkeit sey nur gegen die Entstellung der Religion, gegen die Mißbräuche der Kirche, gegen die Anmaßungen und Laster der angeblichen Diener der Religion gerichtet; aber eine solche Rechtfertigung, zulässig etwa bei den Angriffen eines Hutten und Erasmus, wird bei Beranger wenig Wahrscheinlichkeit für sich haben; nirgends ist bei ihm eine Scheidung von Korn und Spreu in Sachen der Religion sichtbar, und wenn er gegen das entstellende Beiwerk der Religion erbittert und sarkastisch ist, so zeigt er sich gegen den Kern derselben eben gleichgültig. Schaden wird er damit in Frankreich nicht viel anrichten; es ist dieß so ziemlich die allgemeine Stimmung; Berangers Vertheidiger machte zu Gunsten seines Klienten geltend, daß er gegen Gott und Unsterblichkeit keine Zweifel vorgebracht habe, und gewiß läßt mancher Franzose noch billiger mit sich akkordiren. Die Religion lebt in Frankreich in beinahe vergessener Zurückgezogenheit; nur an außerordentlichen Galatagen holt man sie hervor, wobei sie jedoch jedesmal wieder unscheinbarer und bleicher erscheint.

Was die für die Sittlichkeit anstößigen Lieder betrifft, so sind freilich über das, was unsittlich und frivol zu nennen sey, die Ansichten sehr getheilt und auch bei verschiedenen Völkern verschieden — was man wird zugeben müssen, wenn man auch gesonnen ist, die Grundlagen der Moral für zufällig, dem Wechsel ausgesetzt oder gar für willkürlich zu erklären. In England gilt das schon für unziemlich, was in Frankreich ganz übersehen wird; Byron's Kain war, freilich in Betracht der Religion, anstößiger selbst als sein Don Juan. Die Franzosen hatten in der Leichtigkeit und Schlüpfrigkeit eine tüchtige Schule durchgemacht und konnten Viel vertragen; deßwegen muß man auch Berangers dahin einschlagende Gedichte anders beurtheilen, als wenn er eine bisdahin ziemlich reine Literatur damit beschenkt hätte. Man könnte etwa die Rechtfertigung von den derartigen Gedichten Beranger's versuchen, daß man sagte: es seyen satyrische Sittengemälde seines Volks. So sagt Tissot von zwei Gedichten l'Opinion und La complainte de ces Demoiselles: „hier gebietet die Vernunft selbst, Dinge zu verzeihen, worüber die Schamhaftigkeit sich beunruhigt, weil ohne dieselben die Literatur eine höchst nützliche Rüge eines großen Skandals entbehren würde, der von einem Bürgerdichter gegeißelt werden müßte. Man bemerke, daß der scherzhafte Ton allein die Freiheiten gestatten konnte, deren der Gegenstand bedurfte, um den beabsichtigten Eindruck zu machen." In dem einen Liede L'opinion de ces Demoiselles freuen sich die Mädchen, welche von der Freude den Namen führen, mit kosmopolitischer Menschenliebe auf den Einmarsch der Fremden im Jahr 1815, in Erinnerung der früheren Gold- und Silberregen; der Refrain ist: Viv' nos amis, Nos amis, les enn'mis! In dem anderen Gedicht La complainte d'une de ces Demoiselles beklagt sich Eine von diesem Stande über die schlechten Zeiten:

Faut qu' Lord Villain-ton ait tout pris
On'a plus d'argent dans c'gueux d'Paris.

Hier tritt allerdings die satyrische Tendenz deutlich genug hervor und hievon könnte man gelten lassen: facit iracundia versum. Auch noch viele andere Gedichte könnten unter die Rubrik: satyrische Sittengemälde subsumirt werden, z. B. Le Senateur, worin ein Ehemann, der eine schöne junge Frau hat, sich vor Freude nicht zu lassen weiß über die große Freundlichkeit des Herrn Senators, der täglich in sein Haus komme, ihn mit Artigkeit überhäufe, ihn einlade, ihn mit Champagner trunken mache, sein Kind über die Taufe halte und gar dasselbe im Testament bedenke — ein Gedicht, worüber selbst Napoleon im

Jahr 1813 lächeln mußte. Uebrigens ist auch mit der satyrischen Tendenz nicht alles gerechtfertigt was die Sittlichkeit verletzt, und es ist gar leicht der Fall, daß, was Heilmittel und Korrektiv seyn soll, selbst als Reiz und als Gift wirkt. Es ist nicht genug, wenn aus einer Satyre nur soviel erhellt, daß allerdings die Vernunft des Satyrikers gegen den dargestellten Uebelstand sich entscheidet; die Satyre wirkt im entgegengesetzten Sinn, reizend statt hemmend, wenn die Phantasie des Satyrikers selbst als dem dargestellten Gebrechen oder Laster geneigt erscheint; dieß ist besonders auch bei Boccaccio der Fall, von dem zwar Viele behaupten, daß er in seinen Novellen das ärgerliche Leben der Geistlichen zu geißeln beabsichtige, der aber in Wahrheit der Schwäche und dem Leichtsinn das Wort redet. Eine starke, eine unentnervte Hand gehört dazu, den Bogen der Satyre zu spannen und den sichertreffenden Pfeil abzuschießen! — Was sollte aber Satyrisches zu entdecken seyn z. B. in dem Lied: die zwei barmherzigen Schwestern, wo eine Nonne und eine Opernsängerin sich vor dem Himmelsthor begegnen und beide ihre Verdienste um die Menschheit auseinandersetzen, worauf beide von dem Himmelspförtner als gleich willkommen und würdig aufgenommen und eingelassen werden: „Mein Gott fordert nicht mehr; man wird in seinem Reich aufgenommen, sobald man Thränen getrocknet hat, sey es unter der Martyrkrone, sey es unter dem Blumenkranz." Hierin kann man offenbar nichts anderes als eine Apologie des Lasters finden und eine entweihende Mißdeutung des Wortes Charité durch solche, wenn auch in der schönsten und bestechendsten Sprache ausgeführte Sophismen den Unterschied von einer Menschenliebe und von gewerbsmäßiger Sünde verwischen zu wollen, ist des Dichters unwürdig. — Beranger selbst sagt in der Vorrede: ich könnte noch manche andere Vorwürfe zurückweisen, wenn ich nicht denken müßte: man werde diesen Liedern nicht so viel Aufmerksamkeit zuwenden, daß es nöthig wäre, sie ernstlich zu vertheidigen. Eine Sammlung von Liedern ist und wird immer seyn — ein Buch ohne Folgen; und in einem seiner Sammlung vorgesetzten Gespräch Collé's mit dem Censor legt er jenem, dem der Censor seine gaillardises zum Vorwurf gemacht hatte, die Worte in den Mund: „Eben weil ich keine Prüfung meiner Sitten scheue, erlaubte ich mir die Sitten der Zeit mit einer Genauigkeit zu schildern, welche an ihrer Zügellosigkeit Theil nimmt." Mag, wer da will, sich hiemit zufrieden geben; wie unsers Theils glauben, es gehört ein hoher Grad von Skepticismus dazu, wenn man noch immer der Erfahrung nicht glauben will: daß das Feuer durch Oel nicht gelöscht werde.

Doch um nicht mit einem ungünstigen Eindruck zu schließen, theilen wir noch eines der schönsten Lieder Berangers in der Uebersetzung mit.

Die zerbrochene Geige.

Da magst, mein armer Hund, versuchen,
Ob's Fressen schmeckt, troz meiner Noth:
Vom Festtag hab' ich heut noch Kuchen,
Für morgen bleibt uns schwarzes Brod.

Die Fremden, durch Verrath nur Sieger,
Verlangten: spiel' zum Tanz uns hier!
Ich schlug es ab; der rohen Krieger
Einer zerbrach die Geige mir.

Sie war des Dorfs Musik im Schatten
Der Linde; wer ruft jezt zum Tanz?
Die Lieb' wird ohne sie ermatten,
Bleichen des frohen Tages Glanz.

Wenn mit dem frühsten Morgenrothe
Die Saiten klangen, freudig laut:
So war der helle Ton ein Bote
Vom Nahn des Bräutigams, der Braut.

Der Pfarrer, der sie hörte streichen,
Am Tanze nicht mehr Anstoß nahm;
Ihr muntrer Zauber mußte scheuchen
Von eines Königs Stirn den Gram.

Wenn stolzen Hymnen unsrer Sprache
Sie angab Ton und Melodie:
Konnt' ich da ahnen, daß die Rache
Des Fremden fallen würd' auf sie?

Da magst, mein armer Hund, versuchen
Ob's Fressen schmeckt troz meiner Noth!
Vom Festtag hab' ich heut noch Kuchen,
Für morgen bleibt uns schwarzes Brod.

Unter der Ulme, in der Scheune —
Wie wird der Sonntag werden lang!
Wird klären sich der Most zum Weine,
Fehlt seiner Wiege Geigenklang?

Sie tröstete, wer viel gelitten,
Vor ihr des Elends Klage schwieg;
Sie war in unsern armen Hütten
Der einz'ge Trost bei Steu'r und Krieg.

Die Thränen wußte sie zu enden,
Der Feindschaft legt' sie Zügel an;
Kein Scepter hat in Königshänden
So, wie mein Bogen, wohlgethan.

Doch frisch mein Herz; den Zorn zu wetzen
Ermahnt dich die erlitt'ne Schmach!
Die Flinte muß mir jezt ersetzen
Die Geige die der Feind zerbrach.

Wenn meine Freunde dann erfahren,
Daß ich gefall'n, spricht mancher Mund:
Zum Tanzen wollt' er den Barbaren
Aufspielen nicht auf eignem Grund!

Da magst, mein armer Hund, versuchen,
Ob's Fressen schmeckt, troz meiner Noth!
Vom Festtag hab' ich heut noch Kuchen,
Für morgen bleibt uns schwarzes Brod.

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 52.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

13 August 1836.

An Edinburg.

Von Burns.

Edina, Schottlands heil'ger Grund,
Willkommen, Schloß an Schloß,
Wo einst aus königlichem Mund
Der Selbstmacht Hoheit floß;
Aus wilder Thäler Blumenschoß
Vom Saum des Ayr hervor,
Dem sich mein einsam Lied ergoß,
Such' ich dein gastlich Thor.

Dort, wo des Landes weite Schau,
Dein Bollwerk hoch dich krönt,
Gleich einem Krieger, waffengrau,
Von Narben rauh verschönt —
Hat oft von Schlachtgewühl umdröhnt
Des Felsens troz'ger Thurm
Der Feinde Angiffgrimm verhöhnt,
Geworfen ihren Sturm.

Mit dunklem Busen, feuchtem Blick
Seh' ich des Domes Pracht,
Wo in der alten Tage Glück
Der Schotten Herr'n gewacht.
Weh! Arges barg der Zukunft Nacht!
Ihr Königsnam' im Staub!
Ihr heimatlos Geschlecht in Acht!
Die Gnade ihnen taub!

Wild schlägt mein Herz euch Wandrern nach
Aus hehrem Ahnenzug;
Der durch gesprengter Feinde Schmach
Alt-Schottlands Löwen trug.
Da ließ vielleicht vom dunkeln Pflug
Auch meiner Väter Hand,
Mit eures Banners kühnem Flug
Zum grimmen Kampf gewandt.

Edina, Schottlands heil'ger Grund,
Willkommen, Schloß an Schloß,
Wo einst aus königlichem Mund
Der Selbstmacht Hoheit floß;
Aus wilder Thäler Blumenschoß.
Vom Saum des Ayr hervor,
Dem sich mein einsam Lied ergoß,
Such' ich dein gastlich Thor.

Fr. Rotter.

Dramatische Poesie in England.

Erster Artikel.

Daß die dramatische Poesie in England dermalen nicht in hoher Blüthe stehe — darüber kann kein Zweifel obwalten und es wird auch im allgemeinen von den Engländern selbst zugegeben. Man kann sich aber leicht denken, daß demungeachtet in den Urtheilen der Kritiker und in ihren Aussichten für die Zukunft eine große Verschiedenheit herrscht, welche theils auf den Differenzen des Geschmacks und der ästhetischen Grundsätze beruht, theils auch darauf, daß die Einen in dem Gang und der Entwicklung der Literatur vorzugsweise das Gesetzmäßige und Nothwendige anerkennen, die Andern, den einzelnen Erscheinungen mit Neigung sich zuwendend, der unerschöpflichen Kraft und dem Glück des Genius mehr vertrauen. Jene Ansicht wird repräsentirt in einem Aufsatz des Athenäum, aus Veranlassung eines neuen Drama: Jon von Serjeant Talfourd, von welchem in einem zweiten Artikel die Rede seyn wird.

„Das todte Drama, so hat man in der neuesten Zeit ausposaunt, ist im Begriff sein Grab zu verlassen und aufzuerstehen. Auch wir haben nach unsern Tabellen der Wahrscheinlichkeitsrechnung einen Kalkul angestellt, bis wann diese Wiederbelebung erwartet werden dürfe und sind ihrer gewärtig zugleich mit dem Wiederbeginn der Orakel. Wie lange vor dem jüngsten Gericht dieß eintreten werde, wissen vielleicht die besagten Posaunenbläser anzugeben; wir unseres Orts sind eher geneigt, erst nach dem

jüngsten Gericht Jener entgegenzusehen. Die Tragödie mag freilich wohl wieder ihrem Grab entschweben, aber das wohl nicht anders als in „besceptertem Leichentuch," das heißt als Gespenst oder als Skelett. Aber auch so, demungeachtet, würde England mit dem Staunen und Beifalljauchzen eines Gargantua-Mundes sie willkommen heißen. Doch nein! — zu unserem Leidwesen ist das *Drama* nicht *todt* — in diesem Fall wäre doch noch einige Hoffnung zu seiner Auferstehung; es ist *vernichtet!* Knochen, Mark und Geist haben sich in's Nichts verflüchtigt und fortan eine ewige Leere in unserer Literatur gelassen. Wir haben nur noch acht Musen — Melpomene ist aus der Reihe der Lebenden ausgelöscht.

Das Zeitalter ist so schreibselig als man nur wünschen mag, aber nichts weniger als dramatisch; auch wird alles Belorbeern, Rühmen und Anspornen unserer Poeten es nicht dahin bringen, den dramatischen Genius zu erwecken, wenn der Geist des Zeitalters, wie ein anderes manichäisches Prinzip, ihm auf Leben und Tod entgegensteht. In Wahrheit, beide können nicht mit einander geboren werden, denn so giftig und tiefgewurzelt ist ihre Fehde, daß einer den andern im Mutterleib erwürgt. Mag man ein Idol ums andere der öffentlichen Anbetung darstellen — mag man, wie die Aegyptier mit dem Lauch oder dem Lotus thaten, dieß oder jenes Gewächs des Parnasses vergöttern — es gibt nur Einen Gott des Drama's (der Geist der Elisabeth'schen Periode), und Shakspeare ist sein Prophet. Die Dichter sind ein halsstarriges Geschlecht und mögen vielleicht ihren Nacken nicht unter den Glauben beugen — mögen sie einem andern Cult nachgehen, mögen sie einen andern Gegenstand ihrer Anbetung erhöhen — Wordsworth oder Byron — wir beneiden sie nicht um alle Eingebungen, um all die Hülfe, die ihnen zufließen mag von ihrem goldnen Kalb oder ihrer ehernen Schlange. Aber was nützt, (so können uns die Dichter fragen), was nützt Euch Euer Glaube, wenn er nicht die Kraft verleiht, Wunder zu thun? Welche Eingebung, welche Hülfe wird uns, wenn wir Eure Gottheit als die einzige anerkennen? Ihnen antworten wir: *Nichts von dem Allem!* Die Wunder sind schon gewirkt, ihre Zeit ist vorüber, die Sendung der Propheten ist vollführt. Ihr verlangt Wunder! sind sie nicht geschrieben in dem Buche von Shakspeare, von Marlowe, Webster, Ford, Beaumont und Fletcher, Jonson, Massinger und ihren Zeitgenossen? Was wollt Ihr mehr? Hat nicht England im Gebiet des Drama's genug geleistet — England, welches das einzige ächte Drama hervorbrachte und mit dessen dahin gehörigen Produktionen verglichen, alle anderen, antike wie moderne, armselige Fehlgeburten sind. *) Man möge uns nicht mißverstehen! wir sind weit entfernt von dem Wunsch, dem Werth der griechischen Tragödie Abbruch zu thun, aber wir betrachten sie als philosophische Gedichte in einer schwach dramatischen Form, nicht als Darstellungen aus dem wirklichen Leben, welche allein auf den Titel des *Drama's* Anspruch machen können. Diese hohe Bahn der Literatur nehmen wir für England in Anspruch, als den Sternenpfad, den sein Genius zuerst betrat, und auf dem alle Andere, die es ihm nachthun wollten, strauchelten oder zu Fall kamen. Aber wir erwarten eben so wenig, daß sein Genius, als daß seine Fürsten immerdar Elisabethisch bleiben sollten. In der That, eine neue Elisabeth könnte erstehen — aber ein neuer dramatischer Genius, so fürchten wir, nicht eher, als bis England eine neue Erdrinde bekommt, aus welcher sich ein solches Riesenthier erzeugen könnte.

Wir wissen, wie abschreckend diese Ansicht für unsere hochstrebenden Poeten und ihre kritischen Bewunderer seyn wird. Jeder Vollmond, so sagt man uns, geht mit einem großen Dramatiker schwanger und könnte einen solchen gebären; jedes Irrlicht das über einem Sumpf flackert, ist ein Stern, der der Geburt eines Bühnen-Genius leuchtet; Sonnenfinsternisse drohen uns mit einer Pest tragischer Poeten; der letzte Komet verkündigte ihre wunderbarliche Erscheinung. Diese Erneuerer der Bühne halten sich jedoch allezeit in prospectu; die Zeit ihres Auftretens ist immer das Futurum in-rus; und so wird es auch immer bleiben. Unsere Gründe zu dieser Vermuthung sind vielfach; wir wollen hier nur ein paar anführen. Für's erste haben wir die Ueberzeugung, daß bei dem unausgesetzten Fortschritt eines Volks von der Rohheit zur Verfeinerung jede Phase seiner Gesittung vorzugsweise für irgend eine bestimmte geistige Ader günstig ist — das heißt für die Produktion einer bestimmten Gattung der Literatur. So haben, unsers Erach-

---

*) Diesem so ausschließenden Urtheil mag ein anderes entgegengesetztes eines französischen Schriftstellers, Chateaubriand's, an die Seite gestellt werden, welcher Shakespeare mit den klassischen Mustern der Griechen und Franzosen vergleicht und letztern den Vorzug zuspricht. Da heißt es unter Anderem: „Die Werke aus der romantischen Zeit gewinnen gar sehr dabei, wenn man sie nur im Auszug aufführt; einigen fruchtbaren Seiten gehen immer eine Menge dürrer Blätter voraus. Das Verdienst der Werke aus den klassischen Jahrhunderten ist entgegengesetzter Art; es besteht in der Vollendung des Ganzen und im richtigen Verhältniß der Theile." — „Etwas Anderes sind einzelne Situationen, glückliche Effekte eines Augenblicks, lebhafte Rührungen; etwas Anderes sind Rollen, die von Anfang bis zum Ende mit derselben Ueberlegenheit durchgeführt werden. Desdemona, Julia, Ophelia, Perdita, Cordelia, Miranda — sie alle sind keine Antigone, Elektra, Iphigenia, keine Phädra, Andromache, Ximene, Roxane, keine Monima, Berenice, Esther, ja nicht einmal eine Zaire oder Amenaide. Einige Ausrufungen aufgeregter Leidenschaft, mehr oder weniger glücklich in poetischer Prosa gegeben, können nicht den Sieg davontragen über dieselben Gefühle in der reinen *Sprache der Götter* ausgedrückt." — „Was sind alle Frauen Shakspeare's neben Esther?" — „Wenn man mit Unparteilichkeit die ausländischen und unsere Werke im Ganzen beurtheilte, so würde man finden, daß bei gleicher Stärke der Gedanken, wir den Vorzug der Regelmäßigkeit und Angemessenheit der Komposition behaupten. Das Genie erzeugt, der Geschmack erhält; ohne Geschmack ist das Genie nur erhabener Wahnsinn." — Ohne Zweifel werden wenige Deutsche seyn, welche nicht eher auf die Seite des Engländers als des Franzosen im Urtheil über Shakspeare träten; aber dagegen werden auch die Meisten darin übereinstimmen, daß der Engländer das Ausländische zu tief herabsetzt, und daß er namentlich den Geist der griechischen Tragödie ganz und gar verkennt. Die hier zusammengestellten Urtheile beweisen übrigens, wie weit man noch von dem Ziele der Einheit des Geschmacks entfernt ist!

tens, die heroische Ballade, die Chronik, das Drama, das epische Gedicht, die Beredsamkeit, die Geschichte jede ihre eigenthümliche Aera im Leben einer Nation, so daß z. B. die Geschichte in den früheren ungebildeteren Zeiten etwas eben so Seltenes seyn wird, als die heroische Ballade in den Zeiten der Verfeinerung.

Natürlich behaupten wir für unser System keine mathematische Genauigkeit; wir wollen nicht das Leben einer Nation in Vierecke zerschneiden und die Möglichkeit läugnen, daß ein Werk auch außer der einer Gattung besonders zukommenden Periode gut geschrieben seyn könne; aber wir behaupten: kein Zweig der Literatur, ansehnlich und bestimmt genug, um mit einem eigenen Namen bezeichnet zu werden, kann in mehr als Einer Phase, in mehr als Einem Stadium der vorschreitenden Gesittung wahrhaft gedeihen. Läßt man dieß als Postulat gelten — was ist dann in unsern Annalen die eigentliche Epoche des Drama's? Gewiß nicht die gegenwärtige, und gewiß auch keine künftige Zeit, wofern wir uns nicht wieder zu dem gebührenden Zustand strenger Einfachheit entfernen. Das Drama ist die poetische Darstellung des wirklichen Lebens; seine Sprache, um die Leidenschaften, ihren Wahnsinn und ihre Tiefe, wiederzugeben, muß kunstlos, energisch und ernst seyn; sind dieß die Eigenschaften einer verfeinerten Zeit? Wordsworth ist einfach — (gesucht, erkünstelt einfach,) aber er ist nicht energisch. Dramatische Effekte müssen mit Einem Schlag hervorgebracht werden; zu diesem Behuf müssen die Worte im Drama die plötzliche Gluth und Kraft von Donnerkeilen haben. Wie viele Donnerkeilverse findet man in unseren schläfrich sich hinschleppenden, langgedehnten Gedichten! Byron war dann und wann elektrisch, aber im Ganzen war sein Styl mehr gedehnt als gedrängt; er hatte ebenso die voluminösen Wendungen, wie den giftigen Stachel der Klapperschlange. Mit Einem Schlag das Herz des Publikums zu rühren, eine gemischte Zuhörerschaft mit Mitleid oder Schrecken zu erfüllen — dazu müssen Worte und Gedanken eine durchdringende Schärfe, eine Raschheit und eine gerade Richtung auf's Ziel haben, welchen nur der siebenfache Schild der Dummheit widerstehen kann; wie sollten unsere Dramatiker einen solchen Wurfspieß-Styl der Beredsamkeit aufbringen können? Oder fallen ihre leichten Federpfeile mit viel mehr Wucht und Kraft auf die Zuschauer, als ein Hagel von Federbällen? Charaktere wollen mit eiserner Feder, mit scharfen und deutlichen Zügen gezeichnet seyn; ist dieß möglich, wenn in Folge der socialen Abreibung und Abschleifung alle Leute einander so gleich sehen, wie Kiesel auf dem Strand? Wo sind die Vorbilder und Muster, nach welchen man Charaktere gestalten sollte, wenn in der schaalen Einerleiheit der Civilisation alle Individualität verloren gegangen ist? Man sehe in Einem Stück Lear, Edgar, Edmund, Gloster, Kent, Goneril, Regan, Cordelia und den Narren — mit welch tiefeinschneidendem Griffel ist jeder Charakter gezeichnet! sie scheinen mit einer Pflugschaar umrissen, wie der Plan zu einer Stadt, um sie von allen Andern zu sondern; jeder Zug ist eine Furche, jeder Punkt ein scharfer Winkel. Das klingt hyperbolisch — aber sollen wir logisch seyn, wenn die Dramatiker der Zeit absurd sind? Der Dialog sollte meistentheils rasch herüber und hinüber schlagen, laut, in schnellen Takten, wie eine Sturmglocke; aber welcher von unsern lebhaftesten Dichtern vermag die Frage: Wie geht's? in weniger als drei Verse zusammenzudrängen? Welche von den längeren Zungen kann schauerlich genug anschlagen lassen, um den Sturm in unseren Herzen zu erregen oder die schlafende Gemeinde zu erwecken? Das Gespräch sollte zugleich poetisch und ungesucht seyn; aber es ist das Schicksal der verfeinerten Sprache, daß sie am Boden kriecht, wenn sie nicht auf Stelzen gehen kann; unsere dramatischen Dichter versuchen sich selten im Einfachen, ohne ins Einfältige hinüberzustreifen, und verwechseln Gemeinplätze mit ordentlichem Gespräch. Byron selbst, wir wagen die Behauptung, wird schaal, wo er nicht poetisch ist — mit Einem Schritt kommt er vom Tiefen aufs Seichte. Es gibt nichts Kahleres und Trockneres als der dialogische Theil seines Werners u. s. w. Wahrhaftig, wir haben in unserer Zeit viel Aussicht auf Ausbrüche so voll Natürlichkeit, Einbildungskraft und Leidenschaftlichkeit zugleich, wie die Stelle wo Coriolan zu Sicinius sagt:

— — — — Soll bleiben?
Hört ihr der Gründlinge Triton? Bemerkt Ihr
Sein herrschend Soll?

Oder die ruhige Nachdrücklichkeit der Antwort in Einer Zeile:

Was athm' ich sonst in einem Christenland?

Die geheiligten Lippen desjenigen, den wir den großen Propheten des Drama's nannten, waren mit Feuer geweiht; deßwegen brennen seine Worte, deßwegen entzünden sie unsre Seelen mit so glänzender Flamme. Und doch vermochte er auch wieder zu Zeiten seine holde und harmonische Stimme ertönen zu lassen in Weisen

Süß wie ein hochgefiedert Lied, gesungen
Von einer Kön'gin in der Sommerlaube,
Zur Laute mit bezaubernden Variationen.

Weiter müssen die Verwicklungen aufregend und mannichfach seyn; wie können sie aber lebendig und aufregend seyn, wenn die Zeit, die durch Handlung ausgefüllt werden sollte, von unsern Dramatikern an weitläuftige, leblose Poesie verschwendet wird? Wie sollten sie mannichfach seyn, wenn bei ihnen eine ganze Scene kaum einen einzigen in die Handlung eingreifenden Vorfall herausarbeitet? Allerdings muß es am geeigneten Ort Ruhepunkte für die Handlung geben — schattige Plätze, wo man sich sammelt und zur Besinnung kommt. Hier findet man oft die Schönheit im Schlummer. Wir verlangen so wenig von einem schönen Drama als von einem schönen Fluß beständiges Rauschen und Schäumen; aber zu große Zahmheit führt bei beiden zur Stagnation — allzu leise gewürzt wird unschmackhaft.

Ferner: unabhängig von der Civilisation, als welche die massive rohe Sprache und die Charaktere wie Bimsstein abschleift — wir glauben, daß der poetische Geist des Zeitalters weit weniger männlich als weiblich ist. Vielleicht mag auch dieß eine Folge der Civilisation seyn — einerlei! Der Geist des Zeitalters begünstigt ohne Zweifel eine Entfaltung der sanfteren Neigungen, das Sichgehenlassen in zarten Ueberschwänglichkeiten, das Hinbrüten in häuslicher und heimlicher Glückseligkeit, das Tändeln mit — das Sehnen nach — den ausgesuchteren Formen des Gedankens, den feineren Schönheiten der Natur; er begün-

stigt mehr das Pathetische als das Erhabene, mehr die Stickerei und Verbrämung und das zierliche Blumenwerk, als das derbe Gewebe, mehr das Phantastische als das Phantasievolle; sein stärkstes Gewebe ist so fein wie das Netz Vulkans, und dient, wie dieses, beinah immer nur zum Rahmen einer Liebesscene. Genau so aber ist der Genius des Weibes; und das Weib beherrscht heutzutage nicht bloß unser Herz, sondern unsern Geist; ihr Geist dringt ein in die innerste Seele unsrer Poesie und übt den gewaltigsten Einfluß über unsre schöne Literatur. Selbst der gewaltigste unsrer Autoren — selbst Byron verdankt seine große Popularität dieser sanften und Leanderähnlichen Ergebenheit gegen sie, welche beinah überall in den Fluthen seines Gesangs sich offenbart, und Wordsworth die seinige der Einführung solcher liebenswürdigen Empfindungen, Gedanken, Gefühle und Phrasen, wie etwa eine philosophische Frau im Mund führen mag. Jugendliche Dichter geben in Folge dieses Geschmacks oft ihren Productionen einen hermaphroditischen Anstrich. Solche, welche ohne diesen Beigeschmack vielleicht ganz rosenwangige Dichter seyn könnten, sind mit einer Art von männlicher Bleichsucht behaftet, welche dermalen kein Geschlecht und Alter verschont. Aber in welcher Art auch der Geist des Zeitalters sich bethätige — er muß sich endlich erschöpfen. Kein tyrannischer Widerstand, kein Spott, keine Verachtung von Seiten derjenigen, welche eine andre Art des Genius vorziehen, wird diesen hemmen oder ihm trotzen. Und warum sollte nicht jede reiche Ader des Geistes zu ihrer Zeit und in ihrer Reihe sich geltend machen? Es ist dieß nothwendig schon wegen der Freude am Neuen. Durch dasjenige nun, was wir als den weiblichen Genius des Zeitalters bezeichnet haben (und ein großer Theil der schriftstellernden Classe gehört wirklich dem weiblichen Geschlecht an), ist das Drama unmöglich gemacht. Das Drama hat, zum größten Theil, mit höhern Leidenschaften, mit heftigeren Gemüthsbewegungen, mit gefährlichen Entzückungen zu thun; es hat mehr mit wankenden Thronen, mit dem stürmischen Forum, mit dem blutigen Schlachtfeld, als mit dem friedlichen Herde und mit der Schafweide zu schaffen; seine Sprache ist männlich und gedrängt; seine Bilder haben, wenn schön, die Schönheit des Erhabenen, seine ganze Stimmung ist fieberhaft und weniger mit dem Anziehenden als mit dem Entsetzlichen verwandt; der weibliche Genius sinkt dann in Ohnmacht; nur männliche Kinder der tragischen Muse spielen gern mit ihrem vergoldeten Dolch und ihrer Leichenfeder, nur sie hören gern das Rollen ihrer gedämpften Trommel und das Schmettern ihrer todverkündenden Trompete. Aber unser Zeitalter verlangt mehr nach dem Kräuseleisen und der Straußenfeder, nach dem Tamburin und der hirtlichen Flöte.

Freilich dürfen Werke, welche für die Unsterblichkeit bestimmt sind, nicht ganz und gar nur in dem gäng und gäben Geist des Zeitalters geschrieben seyn; aber noch viel weniger dürfen sie ohne denselben, im Widerspiel mit ihm, geschrieben seyn. In jenem Falle werden sie eben auch sterben, wenn er stirbt, weil sie für ihn und für keinen andern passen, weil sie oberflächlich sind und eines tiefern Haltes entbehren; im andern Fall aber werden sie unvermeidlich aller tiefern Begründung — der Wahrheit, der Natur und der ächten Empfindung ermangeln. Das Drama der Gegenwart muß deßwegen ganz an ihrem Geist Antheil nehmen, um sich auch nur als poetische Production zu erhalten; dieser Geist aber ist, wie wir gezeigt haben, völlig unverträglich mit dem ächten Geiste der Tragödie. Wie unter so ungünstigen Constellationen unsere Tragödienschreiber den ersehnten Hafen erreichen sollen, wird man vielleicht dann anzugeben wissen, wenn die Seeleute die Kunst gefunden haben, mit Schiffen aus Gaisblatt, und Segelwerk aus Sommerfäden gegen den Wind zu steuern." — „Der Geist der Liebenswürdigkeit und Zärtlichkeit ist nicht derjenige, der uns noth thut; ach! diese Liebenswürdigkeit und Zärtlichkeit wird kein gutes Drama zu Markte bringen. Unsre Verfechter des Sanften, Zarten, Häuslichen, Schmelzenden (alles vortrefflich, wenn nur nicht im Uebermaß!) scheinen zu vergessen, daß die Charaktere im Othello nicht lauter Desdemona's und die im Lear nicht lauter Cordelia's sind. Ja, wenn schon Romeo selbst etwas von Julie an sich hat und der alte Capulet nur eine zweite Amme ist — so verleihen doch der tapfre Merkutio und der tobende Tybalt selbst der weibischsten unter den Tragödien Shakspeare's noch Mannhaftigkeit genug. Was würde die größte Mannjungfrau unter unsern Dichterinnen männlichen Geschlechts dazu sagen, ein Drama, wie Macbeth zu schreiben, in dem nicht ein einziger weiblicher Character vorkommen sollte? Denn Lady Macbeth ist noch mehr Mann, als ihr Gemahl!

Aber noch einmal, wir wünschen nicht mißverstanden zu werden. Wir wollen nicht streiten gegen diese moderne Verehrung der Hausgötter — gegen den sich aus sich selbst herausspinnenden Styl der Betrachtung — gegen den ewigen Hymnus und das Hosiannah um den Altar der geselligen Liebe, zum Preis der sanftäugigen Charitinnen, welche dem menschlichen Glück vorstehen; wir streiten für den Geist des Zeitalters und verlangen, daß er seinem ganzen Gehalte nach sich entfalten soll, weil jede Provinz des Geistes und besonders eine so nahe liegende, die höchstmögliche Pflege und Ausbeutung verdient. Wenn wir Shakspeare für den größten aller Dichter halten, wird man uns nicht zutrauen, daß wir an einer Quelle keinen Geschmack finden sollten, welche ihn begeisterte, und wir wissen, er hat aus keiner Quelle reichlicher getrunken, als aus der süßen, reinen, tiefen Quelle der Humanität. Wir behaupten nur einfach: daß sie allein nie Stoff und Beredsamkeit genug für das Drama liefern werde — kaum genug für die sentimentale Abtheilung desselben — für solche Stücke wie George Barnwell. Flammende Einbildungskraft, Macht des Geistes, spürende Forschung sind nicht minder erforderlich, als ruhige Ueberlegung, Zartheit des Gefühls und Erfahrung in den häuslichen Liebesempfindungen. Der Genius des ächten Dramatikers wird nicht immer zwischen dem Feuerherd und dem Fischteich sich herumtreiben, sondern zwischen Erde und Himmel hin und her wandeln."

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 53.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

17 August 1836.

Liebe und Wahnsinn.

Von Campbell.

Horch! von des Thurmes Zinnen kommt so schwer
Der dumpfe Ruf der Mitternacht daher,
Aus schwarzen Träumen kummervoll erwacht,
Schaut B— einsam weinend in die Nacht.

Laß ab, Erinn'rung, ruft sie, dieses Herz
Zu quälen mit dem tausendfachen Schmerz,
Laßt ab, Gedanken, ach! zu schweifen weit
Auf den Gefilden einer beff'ren Zeit,
Wo mich umfing der Hoffnung heil'ge Gluth,
Wo E— so hold noch war, so mild und gut!

Doch kann ich's lassen schwermuthsvoll und bang
Zu seufzen deines Namens dumpfen Klang?
Ich höre deinen Geist im Sturmgebraus,
Ich sehe dich im mitternächt'gen Graus,
Blaß wie zur Stunde, wo du in der Brust,
Du falscher Mann, den Dolch empfah'n gemußt.

Du Rachegeist, der mich zur That ermannt,
Der du den Dolch mir gabst in diese Hand,
Hielt mich zurück des Mitleids banger Ruf?
War es der Schrecken, der Verzög'rung schuf?
Mein Herz sann lächelnd auf den grausen Plan,
Es that der Haß, was Liebesweh begann.

Ja, wer noch nie in seiner kalten Brust
Ein zart Gefühl zu bergen hat gewußt,
Verdamme zürnend und doch mitleidsvoll
Dieß Herz zerfleischt von Liebe und von Groll!

Ihr Schönen, die ihr keine Wonne kennt,
Als wenn ein Fant für eure Reize brennt,
Ihr, angebetet von der tollen Schaar,
Kennt ihr die Schmerzen, die das Herz gebar,
Wenn es, beseelt von treuem, heil'gem Muth,
Sich klammernd hielt an wahrer Liebe Gluth,
Wenn falscher Sinn ihm jedes zarte Band
Zerriß, daß es im Blut sich schmerzlich wand!

Sag', hat der Himmel denn die That verdammt,
Als dich die Rache traf von Zorn entflammt?
Lang' sah ich deiner Stirne finstern Groll,
Als dir im Busen falscher Meineid schwoll!
Dieß arme Herz, es schlug so bang und schwer,
Dein Blick erzürnte kalt und liebeleer,
Bis mich dein treulos Herz so ganz verstieß,
Mich in der Welt verlassen, freundlos ließ!

Gerechter Gott! da war es, wo mein Herz
Sich seinem Zorn ergab und seinem Schmerz.
Weg, stiller Blick, weg Auge thränenwund,
Weg, schwerer Seufzer, aus des Herzens Grund!
Zur grausen That ruft wild der Rache Gluth,
Er schreit, er fällt, er liegt in seinem Blut.
Der letzte Kampf vorbei, er war so schwer,
Er schläft im Blute, er erwacht nicht mehr.

Vorbei! der glüh'nde Haß ist ausgebrannt,
Das Herz, es hat zur Milde sich gewandt,
Zu spät! — es hört des Mitleids Ruf zumal,
Die Hand erbebt, zur Erde fällt der Stahl,
Im Busen sitzt so kalt des Schauders Pein,
Des Schreckens Schatten hüllt das Auge ein!

O blut'ge That, so schwarz, so grauenvoll,
So wohnte, so in B—'s Herz der Groll,
Ein Freund einst treu, ein Buhle lange mein! —
Wo Liebe wohnte, konnt' nicht Mitleid seyn?

So lang der Mond hinwandelt durch die Nacht,
Wie er der Erde tiefen Schlaf bewacht,

Erhebt ein Geist sich schlaflos aus der Gruft
Und zeigt mir mein Geschick und winkt und ruft.
Da steht er wieder, weiß ist sein Gewand.
Er rollt das Aug' und winkt mit blaßer Hand.

Du flackerst schwach, du letzter Lebensstrahl,
Verlasse bald dieß Herz und seine Qual!
Du mattes Auge schließe bald dich zu!
Willkommen, traumlos dumpfe Grabesruh!
O flüchte zu dem Born, gequälter Geist,
Wo ew'ger Schlummer dich vergessen heißt.

E. Feust.

Dramatische Poesie in England.

(Fortsetzung.)

Es ist immer etwas Bedenkliches und Mißliches, in der Literatur a priori über das, was die Zukunft bringen werde oder nicht bringen werde, was kommen müsse und was nicht mehr kommen könne, ein Urtheil oder eine Prophezeihung auszusprechen. Es gibt allerdings auch hier eine Wahrscheinlichkeitsrechnung, aber man muß sich hüten, die Resultate einer solchen für untrügliche Orakel ausgeben zu wollen. Daß ein Gedicht wie Dante's göttliche Comödie in unsern Zeiten nicht mehr geschaffen werden kann — das läßt sich mit zweifelloser Sicherheit aussprechen — denn dieß Gedicht hat, abgesehen von dem Genie seines Schöpfers, die gesammte religiöse und politische Anschauungsweise eines scharf ausgeprägten Zeitalters zum Gegenstand und zum Lebensathem; aber bei den Dramen Shakspeare's überwiegt das ihnen vom Dichter aufgedrückte Gepräge den Charakter und die Eigenthümlichkeit, die sie ihrer Zeit und den Umständen verdanken, bei weitem, und es erscheint gar nicht als undenkbar, daß ein Dichter, wenn die Natur noch einmal zu solch verschwenderischer Gunst gegen eines ihrer Kinder sich entschließt, Tragödien schaffen könnte, welche denen Shakspeare's ähnlich wären. Daß aber dieß nicht sehr wahrscheinlich ist, geben wir gerne zu. Der Kritiker, von welchem wir Obiges mittheilten, hat gewiß Recht, daß der Geist des Zeitalters die Hervorbringung von Tragödien nicht begünstigt, und was er von England sagt, findet seine Anwendung auch auf die Literatur anderer Völker. Aber deßwegen darf man doch nicht schlechthin verzweifeln, und nicht alle Productionen, beinah ungeprüft, von vornherein verdammen. Man kann jenem Kritiker seine Prämissen so ziemlich zugeben, ohne in seine totale Hoffnungslosigkeit einzustimmen. Eine Stimme der Hoffnung erhebt sich im New Monthly Magazine in einem Aufsatz, betitelt: Anzeichen eines neuen Genius in der dramatischen Poesie. „Das bewundernswerthe Vorrecht des Genius," so beginnt dieser Aufsatz, „ist seine die Ungunst der Umstände überwindende Macht; das feindseligste Schicksal, die verzweifeltsten Widerwärtigkeiten vermögen nichts gegen ihn. Männer von Genie warten nicht ab, bis Andere ihnen einen Weg gebahnt haben. Wir wollen darthun, trotz der ungünstigen Zeugnisse der Schauspielzettel in unsern Tagen, daß ein neuer Genius für dramatische Poesie in unsrer Mitte ist. Unter den vor uns liegenden dramatischen Werken beginnen wir mit der Anzeige des neuesten und vielleicht am wenigsten bekannten: Paracelsus, von Robert Browning.

Dieß ist der einfache und ungesuchte Titel eines kleinen Bandes, der vor etwa einem halben Jahr erschien und eine tiefere Fülle von Gedanken, Empfindung und Leidenschaft eröffnet, als irgend ein Dichter seit Jahren her beurkundete. Ohne das geringste Bedenken nennen wir Herrn Robert Browning neben Shelley, Coleridge, Wordsworth. Er hat sich den Anspruch auf einen Platz unter den anerkannten Dichtern des Zeitalters erworben. Diese Ansicht wird wahrscheinlich Viele verdutzt machen; aber es ist völliger Ernst damit. Es ist nicht unsre Art, von einem Autor darum nichts zu halten, weil keine Seele sich zu seinen Gunsten ausgesprochen hat; eben so wenig wollen wir ihm unser Beileid wegen dieser Gleichgültigkeit des Publicums gegen ihn aufdrängen. Wie schon gesagt: der Mann von Genie bedarf weder des Einen noch des Andern. Wer sich großer Geisteskräfte bewußt ist, findet seine Befriedigung allein schon in der Uebung derselben. Sein Tag wird kommen. Herr Browning ist ein Mann von Genie, er trägt in sich alle Elemente zu einem großen, philososophischen, wie dramatischen Dichter —

Der Jüngste, welcher
Im Schatten von Apollo's Baume sitzt.

Aber er sitzt einmal da und hat so viel Recht auf seinen Platz, als die Größten derer, die um ihn her versammelt sind, auf die ihrigen haben.

Das Gedicht Paracelsus hat die äußere Gestalt eines Drama's, bindet sich aber nicht an die beschränkenden dramatischen Regeln. Es zerfällt in fünf Scenen, und umfaßt einen Zeitraum von vierunddreißig Jahren. Vier Personen treten auf; zwei davon sind bewundernswürdig skizzirt und die zwei andern edel nnd vollständig dargestellt. In wenigen einleitenden Zeilen gibt der Verfasser folgende Bezeichnung seines Werkes: „Es ist ein, wahrscheinlich mehr neuer als glücklicher Versuch, die Methode umzukehren, die gewöhnlich von Dichtern befolgt wird, deren Zweck ist, ein Phänomen des Gemüths oder der Leidenschaften mittelst handelnder Personen und Begebenheiten zu veranschaulichen. Statt mich an eine äußere Maschinerie von Begebenheiten zu halten, um die von mir beabsichtigte Krisis zu entwickeln und herbeizuführen, habe ich gewagt, mit einiger Genauigkeit den Seelenzustand selbst in seinem Anwachs und Fortschritt zu verfolgen, und lasse den Einfluß der mitwirkenden und bestimmenden Ereignisse und Umstände immer nur als ganz untergeordnet erscheinen, wenn er nicht ganz ausgeschlossen bleibt." Ausgeschlossen, die Bemerkung müssen wir uns erlauben, ist er gewiß nie, insofern es auf die wesentliche Eigenthümlichkeit des Drama's ankommt; denn eben hierin liegt eine der überraschenden Schönheiten des Gedichts. Die Leidenschaft wird immer dargestellt und nie bloß analysirt. Selbst da, wo wir am meisten nur von ihren Resultaten zu hören glauben, selbst da empfinden wir auf's lebhafteste die Anwesenheit von mitwir-

kenden Umständen, durch welche die Resultate bestimmt wurden. Der Dichter besitzt die Macht eines großen dramatischen Dichters; wir denken nie an Herrn Browning, so lang wir sein Gedicht lesen; wir identificiren uns nicht mit ihm, sondern mit den Personen, welchen er seinen Genius geliehen hat. Die dem Dialog der französischen Schule gemachten Vorwürfe finden hier keine Anwendung. Man bekommt mehr, als Vermuthung und Raisonnement, mehr als einen allgemeinen Eindruck von den Verhältnissen der Redenden, mehr als allgemeine Reflexionen über ihre Leidenschaften, mehr als nur Andeutungen über ihr Entstehen, ihr Wachsthum und ihren Ausgang. Wir sind selbst auf der Bühne, wir hören, sehen und fühlen mit — wir sehen den Auftretenden ins Angesicht, wir nehmen Theil an den Thränen, welche fließen, an den vorkommenden Empfindungen und Leidenschaften, an der flammenden Wange und dem heftig funkelnden Auge. Dieselbe unaufhörliche Lebendigkeit in Gedanken und Empfindungen, durch welche das Resultat des Gedichts herbeigeführt werden soll, afficirt im Fortschritt der Handlung den Leser, und er ist von der unmittelbaren Gegenwart alles dessen, was vorgeht, eben so überzeugt, wie er im Leben irgend einer Sache gewiß ist, die ihn weinen oder lachen macht. In dem Treiben und Stürmen der Empfindungen bekommt auch die Einbildungskraft ihre Richtung. Dieß ist eine wesentliche Probe des Dramatischen, bei welcher Herr Browning immer besteht.

Wie schön ist der Eingang dieses Gedichts! Wir befinden uns in einem Garten in der Umgegend von Würzburg, mit zwei jungen Männern und einem zarten Mädchen: Paracelsus, sein vertrauter Freund und Studiengenosse, Festus, und Michal mit ihrem ruhigen, holden Angesicht, sie mehr als Schwester des Paracelsus, die Verlobte des Festus. Die erste Zeile ist ein Gemälde und man bemerke, zu welch lebhafter und natürlicher Wirkung die Empfindung sich mit einemmale steigert.

Paracelsus.

Kommt her zu mir Ihr Lieben! näher! — so!
Recht nah an dieses Herz, das, wenn verfließen
Auch lange Zeit — vielleicht recht lange — muß,
Eh's wieder rasch, wie jetzt, an Eurem schlägt,
Soll mindstens Euer Bild verklärt und ruhig
Bewahren, wie es einer Heimath ziemt.
Mög' Eurer Brust auch heimisch seyn mein Bild!
Ach, wohl zu viel verlangt es von der Liebe,
Wenn es so freundliche Erinn'rung heischt!
Denn wolltet ihr mein treues Bild behalten,
So wie ich sollte seyn — vergessen müßt
Ihr dann den Trotz, den trüben Eigensinn,
Der immer meinen bessern Geist verdunkelt,
Und, meine Lieben, nur an Augenblicke
Wie dieser jetzt, Euch halten. Treuer kann
Mein Herz nie seyn, doch Wort und Thaten sollen
Es mehr bezeugen. Michal! wen'ge Monden
So wirst Du sagen: dieser Herbst war schön,
Um ein'ger wen'ger sonn'ger Tage willen,
Und übersehen seinen traur'gen Wind,
Der bang umherjagt das verwelkte Laub.
Der Herbst wär' sonnig gern — und gerne glich' ich
Mehr meiner besseren Natur; doch schwach
Sind beide wir und trotz der Schwäche, beide
Geliebt doch.

Michal.

O Aureolus!

Paracelsus.

Sie weint!
Weint, wie ein Kind! dicht fallen ihre Thränen.
Nicht so ... ich bin zufrieden — mehr als das.
Sieh nur, der Herbst gewinnt dein Herz am meisten
Durch seinen stummen Aufruf an dein Mitleid
Bei seinem Untergang . . schau holde Michal —"

Und er läßt mit seinem zärtlichen Zureden nicht nach, bis das alte Lächeln wiederkehrt; ja er verlangt von ihr, sie soll lachen, wie er ihr die kleinen Insaßen des Gartens alle zeigt und sie auffordert, sich die Grillen zu denken, wie jede zu ihrem Haus heraussieht und sich über die Welt verwundert.

Michal.

Fürwahr, wir lebten sorglos und vergnügt!

Paracelsus.

So wird's auch ferner seyn, mein trefflich Paar,
Eins ganz geboren für das Andre, glaubt mir.
Vermengt zeigt beider Haar die gleiche Farbe.
Wo, als in diesem Plätzchen, solltet Ihr
Zwei miteinander wandeln, wenn ich fern,
Und gutes Glück mir wünschen? O bleibt hier!
Die Pflanze hier soll ihre Blätter nie
Bewegen leicht und sanft, gleich einer Kön'gin,
Die ihren Herrscherarm nachlässig reckt,
Kronen auf ihre Lieblinge ausschüttend:
Daß Ihr nicht daran dächtet, mir ein großes
Glück zu weissagen! Schaut, die Sonne sinkt
Breit hinter'm Dom — jetzt ist sie ganz hinab!

Festus.

Hemm' jetzt dein schweifend Aug, Aureolus!
Heut Nacht noch mindestens bist du der Unsre!
Und weil du da von Michals Thränen sprachst —
So dacht' ich: Niemand kann freiwillig scheiden
Von dem, was er so sehr zu lieben scheint.
Doch meinen Traum zerstört dein letzter Blick —
Als ob, wohin Du schautest, stünd' ein Stern!
Wie fern lag Würzburg, seine Kirchen alle,
Die Gärten sammt dem Allem was darin,
Wie fern lag's deines Blickes Flug?

Paracelsus.

Ich sprach
Und schaute so hinaus aus lautrer Freude.

Glaubt es nicht! Es war nicht „lautere Freude." Aber der Leser wird Gelegenheit haben, diesen tiefen Blick sich wieder ins

Gedächtniß zurückzurufen. Mit der Sonne, welche eben untergegangen, schließt sich der letzte Tag von Paracelsus' Aufenthalt in Würzburg — der letzte Tag, so zu sagen, seiner Jugend und seiner glücklich unverkümmerten Zeit. Morgen begibt er sich auf eine weite Wanderung und Forschung mit ungeheueren Entwürfen. Die Zeit, man behalte dieß wohl im Andenken, ist die Zeit der andämmernden Reformation, wo die Gedankenfreiheit in der Welt sich erhob, wo die Köpfe der Menschen geschäftig brüteten, und ihre Geister von Eifer und Wißbegierde brannten. Eine große Zeit! Paracelsus hat sich dem Streben nach Weisheit gewidmet, und durch kühne, selbstvertrauende Thatkraft zur Verachtung der Gelehrsamkeit der Schulgelehrten hingerissen, hat er beschlossen, einzig und allein durch eigene Kraft die Erfüllung seiner umfassenden Sehnsucht durchsetzen. Er bildet sich ein, dazu schon den Weg gebahnt zu haben. In der Ferne sieht er schon vor sich das Geheimniß der Welt, des Menschen, des Menschen wahrer Bestimmung, Bahn und Geschicks, und morgen will er sich allein auf den Weg machen und wandern, bis er zu demselben gelangt. Festus ist von tausend Besorgnissen erfüllt. Bis auf die jetzige Stunde hat er seine Kindheit und Jugend mit Paracelsus verlebt und erkennt ebenso die Schwäche, wie die Stärke seines Freundes; er hält seine Bestrebungen für groß und würdig, aber er fürchtet, derselbe verfolge seine Zwecke allzusehr nur um des äußern Erfolgs und Ruhms willen, er wünschte, daß das Göttliche deutlicher hervortrete; er wünscht ferner, daß die Neigungen des Gemüths in unmittelbarere Verbindung mit der Erkenntniß gebracht würden, nicht einsehend, was der schärfere Geist des Paracelsus, obwohl nachher durch Stolz geblendet, erkennt: daß bei fortschreitender Erkenntniß auch das Uebrige sich von selbst ergeben muß, gemäß der Wahrheit, „daß der Sinn fürs Schöne gar einstimmig ist bei allen Menschen." Festus ist geistreich und durchaus liebenswürdig, eine edle und zarte Schöpfung des Dichters; er vertritt viel Gutes in der Welt und Nichts was je schlimm werden kann; die Schwäche in seinem Charakter wird vergütet durch die Stärke seines Gemüths. Er besitzt zu viele Kenntnisse und Einbildungskraft um nicht hoch zu streben; aber er hat auch zu viel kernhaftes Gewissen, um kühn vorwärts zu schreiten; er sähe lieber, daß Paracelsus ruhig in Würzburg bliebe, als daß er im Verlauf seiner großen Reise nur Einen verhängnißvollen Schritt wagte. All dieß haben sie schon oft vor dieser letzten Unterredung durchgesprochen; aber es wird jetzt nicht bloß um unsertwillen von neuem in Anregung gebracht; es wird mit der höchsten Natürlichkeit und Schönheit entwickelt. Paracelsus fängt damit an, lächelnd die Liebenden von den vielen guten Gründen zu versichern, die er habe, in all seinem Vorhaben wohlbedacht zu verfahren. —

und endlich, weil,
Ständ' Erd und Himmel — Alles auf dem Spiel
Michal am Abschiedsabend nicht soll weinen.

Diese letzten Worte durchzucken Festus, er sieht den Abend hereindunkeln, er bildet sich ein, er habe noch tausend Dinge zu sagen und erbittet sich die Erlaubniß, seine innerste Seele aussprechen zu dürfen.

Festus.

Wir waren Brüder — und nun trennt die Welt
In Zukunft uns — darf ich enthüllen dir
Ganz frei mein Innerstes, Aureolus?
Es ist die letzte Nacht!

Paracelsus.

O sprich!
Heisch' jede Liebesprobe — jede That,
Die ich für Euch soll wagen — sprich es aus
Und ginge ganz die Nacht drauf — um so besser!
Bedenk' wie oft mit meinen Hoffnungen,
Und wunderlichen Planen, Sorgen, Träumen
Ich dich hab' unterhalten — aber nie,
O nie wardst müde du! So lebhaft nie,
Wie jetzt fühlt' ich die Treue deiner Liebe!
Geboren ward sie, als Einsiedeln uns
Mit seinen grünen Hügeln war die Welt,
Sie wuchs bis diese Nacht, mit der zu Ende
Mein Aufenthalt in Würzburg geht ... O, stolz
Wirst du mit Grund einst seyn! sprich theurer Freund!

Aber was vermag Festus zu sagen vom Werth der Ruhe und der Liebe — denn darüber wollte er sich noch recht dringend aussprechen — was vermag er darüber zu sagen einem Mann, der sie schon so empfindet! Eine vergebliche Bothschaft war es, welche die Gunst des morgenländischen Königs nachsuchte mit Geschenken

Die funkelnder Staub nur waren, den Goldlagern
Entschüttelt, die in diesem Lande heimisch.

Er ändert sein Thema und weist hin auf die schwachen Seiten des Stolzes und die anmaßenden Bestrebungen, als Keime des Unglücks und Falls. Im Verlauf des Gesprächs spielt Michal eine nicht wortreiche, aber vollkommene Rolle, was man nur bei einer Lektüre des Ganzen recht würdigen kann. — Der arme Festus hat wenig Aussicht mit seinen ernsten und besonnenen Worten etwas gegen die glühende Sprache des Paracelsus auszurichten! Was vermag die Warnung des der Einsicht ermangelnden Zutrauens? Der Schwärmer antwortet:

Versichert sey, daß Gott niemals die Kraft
Verloren gehn läßt, die er selbst ertheilt.
Den Geieradler frag', warum er kühn
Sich in die unerforschte Tiefe stürzt?
Woher dazu ihm ward der Trieb, die Kraft?
Warum er unerschrocken, flügelschlagend
Des Aethers gränzenloses Reich durchdringt?
Glaub'! deren Gott bedarf — die schlafen nicht!

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 54.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

20 August 1836.

Gedichte von Juan Melendez Valdes. *)

1.

Ven placido favonio.

O komm, du milder Zephyr,
Und mit dem frischen Athem
Umspiele mir die Schläfen,
Daß nicht mein Haupt verschmachte!
O komm, du Lebenbringer,
Du Hauch des jungen Jahres,
Aurorens munt'rer Bote,
Des holden Frühlings Gatte,
Komm her und in den Blumen,
Die deiner Ankunft harren,
Beginne dein Gesäusel
Und dein verliebtes Tanzen;
Umschmiege ihren Busen
Und tauche dich in Balsam,
Um schmeichlerisch die Düfte
Zu mir heranzutragen!
Komm zu der stolzen Weide
Und in dem grünen Dache
Bewege ihre Blätter
Mit leisem Flügelschlage!
Dann nahe, stärker wehend,
Dich meiner trauten Harfe,
Und lasse tausend Lieder
Aus ihrem Saiten schallen;
O säume nicht! ich scheue
Mich vor dem Sommerbrande:
Wenn du mich nicht erquickest,
So wird mein Geist ermatten.
Besänft'ge, Freund, und streichle
Den Busen, der verschmachtet,
Mit deiner sanften Rechten,
Und spiel' um mich und tanze:
Dann will ich deine Flügel
Mit frohem Rebensafte
Besprengen, und mit Liedern
Dir für die Labung danken;
Dann mög' ein ew'ger Frühling
Auf deinem Pfade lachen,
Dann mögen die Violen
Dich küssen wo du wandelst,
Dann möge Thau wie Regen
Benetzen deine Pfade,
Von Rosen dargeboten
Wie in krystallnen Vasen,
Und wenn du meine Saiten
Durchflüsterst, will ich trachten
Auf ihnen dein Geflüster
Und Klagen nachzuahmen.

*) Geboren 1754 zu Ribera in Estremadura, gestorben 1817 in Montpellier. Er ist der Lieblingsdichter der heutigen Spanier und wird häufig der spanische Beranger genannt. — Die Assonanzen des Originals sind in der Uebersetzung nachgeahmt.

2.

Siendo yo niño tierno.

Als zartes Kind durchhüpfte
Ich mit der kleinen Doris
Den Wald und pflückte Blümchen,
Worauf sie, voll von Anmuth,
Die kaum gepflückten Blüthen,
Uns Beide zu bekrönen,
Zum bunten Kranze fügte.
In solchen Kindereien,
In Spielen und Genüssen,
Verbrachten wir die Tage
Und Stunden voll Vergnügen,
Doch floh mit ihnen mählig
Die Jugendzeit vorüber,

Und mit der Kindesunschuld
Stand es nicht mehr wie früher.
So wie sie mich erblickte
Flog Doris scheu zurücke,
Und ihr ein Wort zu sagen
Gelang mir nur mit Mühe;
Mein Herz begann zu pochen,
Wenn ich ihr Blumen pflückte,
Und wenn sie mich bekränzte,
War sie verzagt und schüchtern.
Da sah'n wir eines Abends
Zwei Turteltäubchen hüpfen,
Die mit den zarten Schnäbeln
Sich schmeichelten und küßten.
Wir folgten ihrem Beispiel;
Mit freundlichem Geflüster
Erzählten wir uns Alles,
Was unser Herz bedrückte;
Da floh, gleich einem Traume,
Die Kindheit uns vorüber,
Doch ließ statt dessen Amor
Uns seine Freuden fühlen.

3.

Viendo el Amor un dia.

Als Amor einst bemerkte,
Daß hübsche Hirtenmädchen,
Die seine Waffen sahen,
Entfloh'n und sich entsetzten,
So schwur er, sich an ihnen
Durch einen Scherz zu rächen,
Und ward zum Schmetterlinge.
Es wurden seine Aermchen
Zu Flügeln, seine Füßchen
Zu dünnen, goldnen Fäden.
Wie artig er sich ausnimmt!
Wie lieblich ist sein Schweben!
Er schimmert in der Sonne
Wie Purpur oder Perlen.
Bald fliegt er durch die Thäler,
Bald schwebt er um ein Blättchen,
Bald küßt er eine Blume,
Bald schmeichelt er der nächsten.
Da er so lustig flattert,
So halten ihn die Mädchen
Für einen Sommervogel
Und folgen ihm auf's schnellste;
Die Eine will ihn fangen,
Doch er entwischt behende,
Die Andre folgt ihm hüpfend
Und Die beginnt zu schmähen.
Als Amor nun erblicket,
Wie sie ihn rings umstehen,
Enthüllt er seine Gottheit
Und trifft der Mädchen Herzen;
Allein die zarten Flügel
Behielt er auch noch später
Zur Zierde seiner Schultern,
Und so erreicht er Jeden.
Auch blieb vom Schmetterlinge
Ihm noch das Unbeständ'ge;
Er fliegt von einem Busen,
Den anderen zu stechen.

Dramatische Poesie in England.

(Fortsetzung.)

Eben so vergeblich sind die Bemühungen des Festus, seinen Freund dazu zu vermögen, daß er die Studien alter Gelehrter nicht verachte, daß er wenigstens die Aufklärungen, die sie darbieten, annehme. Paracelsus beruft sich auf einen höheren Lehrmeister — „Gott der das All erhält und lenkt," — und deutet auf die Erde als die Geliebte, welche zur Offenbarung ihrer Geheimnisse gezwungen werden muß. —

Und, Festus, ich bin jung, glücklich und frei!
Ich kann mich opfern — hinzugeben hab' ich
Ein Leben — dieß, ja dieß ist mein Beruf!
Bedenk! der Osten, draus die Weisheit stammt,
Der glänzendhelle Süden, wo sie wohnte,
Der völkerreiche Norden — Alles vorbei!
Jetzt dämmerts mir! Zeit ist es, daß die Welt
Beseele neue Hoffnung — neues Licht
Soll neuen Offenbarungen entströmen
Für ein zu lang versunkenes Geschlecht!
Der Himmel, der uns aufbehalten, soll
Sich nicht für Kreaturen öffnen, die
Der ungewohnte Glanz verblendet — nein!
Empfangen soll er uns ganz lechzend nach
Dem Anschaun der entwölkten Herrlichkeit,
Die unsre Pilgerfarth mit ihren Strahlen
Oft hat erleuchtet, unser Leben oft
Verklärt in dieser niedern Welt.

Der dringenden Abmahnung des Festus setzt Paracelsus eben dieß entgegen, daß, was er in sich fühle, ein geistiger und göttlicher unwiderstehlicher Antrieb sey.

Der Aufruhr meiner Brust sagt mir nur dieß:
Daß ich muß sterben gleich — wo nicht, mich heben
Hoch, hoch empor über das Weltgewühl.
Ich möchte schreiten über allen Menschen
Und sie zugleich beglücken — bringen möcht' ich
Ein unerhörtes Opfer ihretwillen,
Ein wunderbares Gut für sie erkämpfen
Vom Himmel oder von der Erde; sterben
Und ew'ges Heil im Tod für sie gewinnen,
Wie einer der den zorn'gen Donner riße

Aus seiner Wolk', und alle seine Flammen
Entladete auf sich, damit kein Sturm
Beleid'ge den Azur des Sommerhimmels;
Doch möcht' ich mich mit ihnen nicht vermengen,
Daß Theil an meinem Werk sie nähmen, Theil
An meiner Größe. Wenn die That vollbracht,
Entzög' ich ihres Lobes Sturme mich,
Wies' ich zurück des Dankes Ueberströmen,
Dem Ritter gleich, der durch die Wildniß zieht,
Und auf dem Weg etwa der Wüste Söhne
Von einem Drachen, ihrem Feind, befreit.
Wenn ihn die braune Schaar umdrängt, die Füße
Zu küssen ihm, zum König ihn zu wählen,
Und ihre Zelte, unter Bergen Sands
Armselig ausgespannt, zum Königreich
Ihm bietet — lächelnd deutet er alsdann
Auf seine Schärpe, schwer von lautrem Gold,
Auf seinen Helm, dran edle Steine blitzen,
Und dann nach Osten, wo dieß glänzen soll!

Mit glänzender Beredsamkeit fährt der glühende Schwärmer fort; das Gesicht in seinem Innern drängt ihn —

Ich gehe, meine Seele zu erproben!
Ich sehe meine Bahn, so wie der Vogel
Seinen spurlosen Pfad; ich komm' ans Ziel,
Zu welcher Zeit, auf welchem Umweg — das
Ficht mich nicht an — doch sendet Gott mir nicht
Schnee, Schlossen, Hagel, blendend Feu'r entgegen:
Komm' ich einmal, zur rechten Zeit, ans Ziel!
Er führt mich und den Vogel. — Zur rechten Zeit!

Michal.

Quäl' ihn nicht weiter Festus, denn so ist's!

Festus.

Stets ist dieß deine Antwort; passend wär' sie
Wenn ein dich lüde die spurlose Luft,
Und nicht ein Pfad, den viel Fußtapfen schon
Bezeichnen, mächt'ger Geister die ihn gingen.

Vortrefflich ist Michals Nachgeben und bald gibt auch Festus nach:

Festus.

Und wer bin ich, daß ich anfechten sollte
So klare Zuversicht! Weg alle Furcht!

Michal.

Aureolus ist Gottes Auserkorner!
Groß und berühmt wird er! und das für uns!

Paracelsus.

Nein Holde! Keins von beiden! Kann ich dienen
Der Menschheit — wohl! doch mehr begehr' ich nicht!
Für meinen Dienst will ich nie Gegendienst.

Festus.

Nimm dich in Acht! hier, hier ist ein Pestpünktchen —
Versteck' es, wie du willst! zwar jetzt, bei uns
Sprichst mit Verachtung nur von jenem du,
'S ist nur ein Pünktchen erst, doch, übersehn,
Dehnt sich's umfassend aus zur garst'gen Beule.
Wie mag die Bahn doch sicher seyn, die gleich
Vom Anfang an gleichgültig für die Liebe
Der Menschen macht? Wär' ich, wie du, begabt,
Ich würde gürten mich mit Liebe, würde
Aufführen einen Wall von Zärtlichkeit;
Unmöglich sollte mir ein Fehltritt scheinen
Bewacht von Freunden, welche meine Sache
Zur ihren machten; schützen sollten sie
Mich vor des Schicksals Neide, weil der Schatz,
Zu groß, wenn ich allein ihn wollt' besitzen,
So gut, wie mir auch ihnen angehörte.
Wie milder Vorwurf würd' ihr Auge blicken,
Wenn der Gefahr ich, der Versuchung wiche!

Michal.

Aureolus! kann je allein ich singen,
Daß nicht zuvor in meiner Phantasie
Euch beiden ich, mir zuzuhören, riefe?
So ist es mir! Und du — du fühlst dieß nicht?
O sage, daß du's fühlst!

Paracelsus schildert ihnen seinen Plan.

Die Wahrheit ist in uns und sie entspringt
Nicht aus der äußern Welt, glaubt was ihr wollt!
Ein innrer Mittelpunkt ist in uns Allen
Wo volle Wahrheit wohnt, und rings — es schließt
Das grobe Fleisch, wie Mau'r auf Mau'r, sie ein —
Vollkomm'ne Wahrnehmung — und das ist Wahrheit!
Des Stoffes täuschend grobe Masse trübt sie
Und zeuget Irrthum. Das Erkennen kommt
Zu Stand dadurch, daß einen Weg man bahnt,
Durch den ausströme das gefangne Licht,
Nicht dadurch, daß das Licht man einläßt, das,
So meint man, außen sey. Betrachte nur
Mit Schärfe das Entstehen einer Wahrheit:
So findest du gewiß, daß sie entstammt
Dem Innern, wo der große Lichtborn quillt,
Aus welchem Strahl um Strahl hervorbricht, wie
Es just der Zufall fügt; der Zufall! ja!
Denn wie uns unbekannt ist die Geburt
Von diesem Licht, so wenig wissen wir,
Durch was sein Kerker ihm wird aufgeschlossen.
Denn Männer alterten oft unter Büchern
Und starben, in Unwissenheit verhärtet,
Die, als harmlose Jünglinge verhießen,
Was langer Jahre Arbeit nie geleistet;
Und umgekehrt hat sichs getroffen auch,
Daß Einer, der im Herbst das Feld durchstrich,
Müßig, mit zügelloser Phantasie,
Wie Mücken in der Sonne, — eine Wahrheit
Entdeckt, — die sich geheimnißvoll erzeugt,

Wie aus dem dünnen Nebel Wolken werden.
Kann drum nicht Wahrheit gleich in Allen wohnen.
Dem Niedrigsten, wie Höchsten? nur ein Dunst
Mag's seyn, was eine Seele hemmt und bindet —
Der Dunst hinweg — so tritt sie glanzvoll vor!
Ich sah die Seele, die — das wissen wir —
Unsterblich ist, doch öfter eingesperrt
Im Sklavenkerker, als den Thron behauptend.
Schwach kämpft im Kinde sie, wird schlaff im Mann,
Erdrückt von Krankheit, durch Zerfall und Alter
Sinkt sie herab, der Tod befreit sie endlich.
Nicht nur im ruh'gen Fluß des Lebens tritt
Die Wahrheit und die Kraft hervor — auch dann,
Wenn Mißgeschick den Lauf hemmt; wenn den Körper
Bricht Krankheit, Hunger, Wachen, Ausschweifung,
Ermattung, Todesnähe, Gefahr, Erschüttrung
Durch Freud' und Schmerz. Ein Mensch schleicht hin durchs Leben,
Inmitten wildsten Treibens unbewegt,
Und wird ein Narr; und dieses Menschenwrack
Läßt durch verworrne Reden nur errathen,
Was für ein großer Geist in ihm gehaus't.
Dieß Alles sah ich — und warum sollt' ich
Verzehren mich in eiteln Strebungen,
Um eines Tags die glänzende Gestalt
Der Wahrheit vor mir stehn zu sehn? Warum
Des Leibes dunklem Stoff Gewalt anthun,
Daß er sein Wesen änd're und sich stracks
In Licht verkläre — mir allein zu gut!
Sollt' überlassen ich der Welt, zu suchen
Ihr Heil, so gut sie kann, oder den gleichen
Dornvollen Pfad zu geh'n? Nein! ich will lernen,
Wie man die Seelen überall befreit,
Erforschen will ich das Gesetz, wornach
Das Fleisch den Geist verdunkelt.

Eine große und edle Aufgabe! mit Paracelsus an der Schwelle dieser glänzenden Unternehmung stehend, fühlen wir unsere Brust von seinem Enthusiasmus gehoben, unser Herz von seinen Hoffnungen klopfen. Aus dem kleinen Garten in Würzburg treten wir mit dem großen Reformer heraus, dürstend die Wahrheit zu erkennen, damit die Wahrheit uns frei mache, und bereit ihn durch die Welt zu begleiten auf der Forschung nach der geheimnißvollen Weisheit, welche mit dem dießseitigen Leben die schönsten Hoffnungen und Träume verschmelzen, welche schon hier die Gottheit enthüllt zeigen und nicht Alles der künftigen Welt überlassen soll.

Armselig ward das Leben, aber neu
Gekrönt soll's werden! Windet Amaranthen!
Ich bin ein Priester! weil mit keckem Geist
Ich aufgeb' ein so dürft'ges Daseyn — weil
Ich scheid' von einer Jugend, welche Andre
Sammt allen Kräften, welche dienstbar sollten
Dem Guten seyn, an Puppenwerk verschwenden.
Und ob ich gleich für meinen Theil nichts frage
Nach eitlem Lob noch nach der Liebe Rühmen,
So mag doch, Wer derlei für wichtig achtet
Und meinethalb besorgt ist, wissen: daß
Mir dieß auch sammt dem Andern zu wird fallen —
Gleich wie im Main, der dort, wie schlafend, fließt,
Mit rollen eine Menge Körner Golds.
Auch meine Neigungen, ein Weilchen schlummernd,
Sie werden reiner und gemilderter,
Durch das, was ich vollendet, neu erwachen.
Bis dahin — dahin — O die ungeduld'ge
Erwartung eines Pagen, der die Zeit
Wandernd durch Schloß und Forst sucht umzubringen.
Bis ihm die Nacht bringt die geliebte Dame —
Des Fischers banger Schlaf, deß grober Kittel
Die königliche Perle birgt — o schwach
Sind die Vergleichungen. O seht, o seht
Sie schau'n auf mich! ich triumphire jetzt!
Sagt, Festus, Michal sagt mir Eins — ich hab' Euch
Entdeckt was ich je Sterblichen entdecke —
O sprecht: glaubt Ihr, ich werde dieß erreichen?

Festus.

Ich glaub's.

Michal.

Und ich, theurer Aureolus!

Paracelsus.

Ich werde diese Worte nie vergessen!
Mein Festus, theure Michal, sind im Schicksal
Des Tauchers nicht zwei große Augenblicke,
Der eine, wenn, ein Bettler, er sich anschickt
Hinabzustürzen, und der andere, wenn,
Ein Fürst, mit seiner Perl' empor er taucht!
Festus, ich stürze mich hinein!

Hiemit schließt die erste Scene des Gedichts, welche den Titel führt: „Paracelsus' hohes Streben." Nur von dieser ersten Scene gibt auch die Anzeige Auszüge und verspricht, die weitere Entwicklung in einem andern Artikel nachzutragen. „Wir werden den Leser noch durch vier Scenen begleiten, wo immer eine die andere überbietet in Kraft und Leidenschaft, in Darlegung der geheimsten Falten des Herzens, im Ausdruck von mühsam errungener Erkenntniß, im Aussprechen tiefer Resultate, bis von Paracelsus Todtenbett, zuletzt eine volltönende, melodische und erhabene Stimme der Weisheit sich vernehmen läßt."

(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 55.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

24 August 1836.

Johnson.

Ueber Johnson, ehmals eine gewichtige und gefürchtete Macht in der englischen Literatur und noch jezt, theils durch Verdienst, theils durch Tradition einflußreich, spricht sich eine englische Zeitschrift folgendermaßen aus:

Johnsons Ruf und Ansehen entsprang aus zwei Quellen; die eine derselben, sein Geist, mag als berechtigt anerkannt werden, die andere, sein Charakter, muß als erkünstelt und gemacht gelten, sofern hier nur vom Intellectuellen die Rede ist. Unter Charakter verstehen wir die ausgeprägte Individualität, die scharfausgesprochene Eigenthümlichkeit, welche einzelne Menschen mehr oder weniger von den Uebrigen und unter einander unterscheidet. Bei einem leichten Temperament wäre Johnson eben eine Notabilität auf dem Lande geworden, wäre ein müßiger Squire oder ein Gutsbesitzer von „fettem Witz" gewesen. Sein sauertöpfisches Wesen und seine derbe Hartnäckigkeit — in der Wahrheit wie im Irrthum — seine Beharrlichkeit, mit dem Strom all seiner Kräfte zu überwältigen, was immer sich ihm entgegensetzte — seine Krankheit, Melancholie, sein bitterer und cynischer Humor, sein Hochmuth des Herzens und seine Gleichgültigkeit gegen die gewöhnlichen Formen — diese Fehler eben, in welchen, wie in harten Angeln, sein eiserner Charakter ging, machten von Anfang an aufmerksam auf ihn und flößten jedem in seiner Nähe das Gefühl der unheimlichen Bangigkeit, wo nicht der Bewunderung, ein. Manches Andere noch außer seinem Charakter trug dazu bei ihm Bahn zu brechen; seine ungeheure Gestalt trug auch das Ihrige dazu bei; sein gewaltiges, drohendes Antlitz, wenn er im Nachdenken den Kopf herüber und hinüber schwenkte, die Schwerfälligkeit seines Ganges, wobei er so gerade vor sich hin schritt, wie ein unter gutem Wind segelndes Kriegsschiff — wer konnte diese massive Stirne und diesen starren Blick ansehen, ohne seine Aufmerksamkeit gefesselt zu fühlen?

Wir sind überzeugt, daß Charakter und Persönlichkeit beim literarischen Ruf viel mehr mitwirken, als man gewöhnlich gelten läßt. Freilich, für sich allein bewirkt der Charakter noch nichts dergleichen; aber mit einigem Talent verbunden gewinnt er mehr Ruf — in intellectueller Hinsicht — als mit Talent ohne denselben. Und diese Verbindung von viel Charakter und einigem Talent ist es, was die vorübergehenden Idole der literarischen Welt schafft; diese bedarf allerdings fortwährend solcher Männer, um die Weihrauchgluth nicht ausgehen zu lassen und das Te Deum im Gang zu halten; aber sie lassen ihre Kränze zurück auf dem Fußgestell, von welchem sie herabgestürzt werden durch einen neuen „blöckenden Gott," und nehmen vielleicht kaum einen mit, um ihn an ihren Urnen aufzuhängen. Der Charakter kann ihrem Ruf nicht mehr zu Hülfe kommen, wenn sie Staub sind, und ihr zuvor emporgehobenes Talent sinkt zu seinem wahren Maßstab herab — zur Nichtachtung. Wie manche gefeierte Namen haben bei ihren Lebzeiten die Sterne berührt und sind im Augenblick des Todes im Strom der Vergessenheit versunken! Keine moderne Berühmtheit vielleicht hatte so viel dem persönlichen Charakter zu danken, wie die Johnsons; man kann nicht die Gemeinplätze lesen, welche mit solcher Feierlichkeit aus seinem Munde kamen, als ob es eine Höhle der Orakel gewesen wäre, ohne die Bemerkung zu machen, daß die Nachdrücklichkeit derselben ihr Gewicht hauptsächlich von seinem energischen trotzigen Wesen, von seinem Character geborgt haben müsse. Und dieß war so mächtig, daß es noch heutzutag Einfluß auf uns übt. Das Bild, das uns Boswell*) von ihm entwirft, wirkt immer noch auf uns: seine riesenhaften körperlichen Verhältnisse, die knotige und brummige Derbheit, womit er seine, wenn auch noch so falschen Ansichten verfocht, seine Gewohnheit, sein Haupt wie im Sturm zu schütteln — das alles läßt ihn unsrer Einbildungskraft wie eine Rieseneiche erscheinen; wir achten selbst die Verzerrungen seines Geistes wegen ihrer Unbeugsamkeit. Ein solcher Berg von Mann, den aus dem Zustand seiner Wildheit herauszureißen alle Versuche der Civilisation fehlschlugen, konnte offenbar nie Mäuse gebären, sondern mußte entweder verschlossen daliegen, oder mit jedem

*) Johnsons Biograph.

Wurf ein Wunderthier hervorbringen. Man kann sagen: das Alles ist wahr! Johnsons Charakterstärke schuf ihm eine Arena für seinen Geist; mag dieser Charakter der nothwendige Begleiter seines Geistes gewesen seyn — ohne den letztern hätte ihm auch der erste gefehlt. — O nein! Denn es gibt viele, eben so plumpe, stockige und Oger-artige Leute, wie Johnson, die dabei so einfältig sind wie Og oder Doeg. Er bedarf keiner Vertheidigung dieser Art; sein ewiger Ruf gründet sich auf den Felsen des Geistes, obwohl sein zeitlicher großentheils auf den Sand des persönlichen Charakters. Er kann über die literarische Welt nicht mehr wie ehmals gleich einem Koloß dahinschreiten — aber immer muß man noch zu ihm aufschauen.

Als Moralist und Philosoph bleibt er, wo es ihm ganz Ernst ist, weit hinter Baco zurück, sowohl an Tiefe, als Kühnheit der Gedanken — denn der letztgenannte scheint oft seine Erleuchtung vom Himmel zu schöpfen. Aber Johnson hatte den größten Fehler an sich, den sich ein Moralist zu Schulden kommen lassen kann: es war ihm nicht immer Ernst, er tändelte oft mit der heiligen Sache der Wahrheit, um einen armseligen Triumph zu gewinnen, um einen volltönenden Satz abzurunden. Bacon hatte zu sehr das Bewußtseyn der Gegenwart göttlicher Erleuchtung, als daß er nicht immer hätte ernst und aufrichtig seyn sollen. Der große Unterschied zwischen diesen beiden Philosophen ist der, daß Baco seine Sätze aussprach aus reiner Liebe zur Wahrheit, Johnson um des Ruhmes willen, welchen dieses Aussprechen eintrug; seine Eitelkeit veranlaßte ihn, sich als der infaillible Doctor zu geberden.

Jedermann hält sich heutigen Tags für berechtigt, über Johnson als Dichter sich lustig zu machen, und vielleicht nicht mit Unrecht, wenn wir nicht anders jenen Titel einem Satyriker in Reimen zugestehen wollen. Aber seine Uebersetzung von „Anakreons Taube" ist nicht nur dem Original weit getreuer, sondern auch mit weit ächterm poetischem Sinn ausgeführt, als die eines noch lebenden Dichters ersten Rangs.*) Als Kritiker in der Poesie war Johnson, wegen seines Mangels an romantischem Sinn, (denn Einbildungskraft besaß er wohl), unfähig das Geistige daran herauszufinden und seine Vorurtheile blendeten ihm oft die Augen und verstopften ihm die Ohren in Beziehung auf das Logische. Aber seine Kritik, obwohl irrig, hat immer das Verdienst des Scharfsinns; seine Leviathanschläge sind bisweilen treffend, bisweilen unbeholfen, aber nie verächtlich; wenn er sich auf Prosa oder prosaische Verse, oder auch auf das Gebiet des Grammatischen beschränkt, ist er lichtvoll, gelehrt und gewöhnlich gerecht.

Sein Einfluß auf die englische Sprache war wohlthätig, obgleich nicht eben in dem Sinne, wie er glaubte und noch Viele dafür halten. Dieser erotische, schwerfällig einherschreitende Styl muß für eine monströse Umwandlung der englischen Sprechweise erklärt werden; aber wie babylonisch auch dadurch unsere Schriftsprache mag geworden seyn, so bekam dadurch doch, was lange trivial gewesen war, wieder Nachdruck, und Kraft was alles Feuer und Männlichkeit verloren hatte. Sein vornehmstes Resultat jedoch war, daß er, indem er das künstliche oder classische System auf ein Aeußerstes trieb, es dadurch in verdiente Mißachtung und unser National-Idiom wieder in Gunst brachte. Knox, Robertson, Hume, Gibbon wähnten die Sprache zu verschönern, wenn sie sie durch die Hefen des Lateinischen, Griechischen und Französischen zögen und sie vom barbarischen Sächsischen reinigten, während die ächte Reinheit vielmehr durch den Gebrauch solcher Worte und Ausdrücke erlangt wird, welche unser Eigenthum und unserm Vaterland angehörig sind. Durch die Aufnahme eines gehörigen Zuschusses von fremden Ausdrücken zum Behuf der Bereicherung, ist das Englische bezeichnend und schließt sich eng an den Gedanken an (die vorzüglichsten Tugenden einer Sprache), so wie es reich ist an ursprünglichen oder sächsischen Wurzeln und Bezeichnungen. Johnson, wo nicht der erste der unpatriotischen Schriftsteller, welche ihre Muttersprache verachteten, war doch einer der hauptsächlichsten Apostaten. Um der Sprache Würde zu geben, blähte er sie mit einem Wörterschwulst auf und suchte sie musikalisch zu machen durch einen tönenden Bombast. Obgleich ein Lexikograph und Grammatiker, schien er nicht zu wissen, daß Einfachheit wesentliche Bedingung ist für die Größe einer Sprache, und daß die Melodie der unsrigen großentheils auf ihren einsylbigen Wurzelwörtern beruht.

Reinere eigene Perioden, einander folgend in Cavalcaden von sonoren vielsylbigen Worten, beweisen, wie wenig in irgend einer Hinsicht durch Nachahmung des classischen Satzbaues und Rhythmus zu gewinnen ist.

Die Johnson'sche Phraseologie hat jedoch das Werthvolle, daß sie zum Charakter des Mannes, wenn auch nicht zu dem seiner Muttersprache paßte. Er trat als ein Argumentator auf, und diese gewichtigen Worte paßten für seinen Mund wie ungeheure Bomben für einen Mörser. Sie zermalmten und verdutzten. Aber mit ihm begann und endete die Eigenthümlichkeit seines Styls; nur dann nicht lächerlich, wenn er sich desselben bediente — weil in den Tatzen eines Bären die rauhe Keule ebenso furchtbar als burlesk ist — wurde er abgeschmackt, wenn Affen denselben handhaben wollten, die, seine Streiche nachzuahmen trachtend, sich selbst mit der gewaltigen Waffe die Köpfe zerschlugen. Wir haben nur noch beizusetzen, daß die Leichtigkeit seiner Komposition viel von ihrem Wunderbaren verliert, wenn man die langgedehnten Worte und die aufgeblähten Perioden in Erwägung zieht; wer die Ideen zählt, wird deren sehr wenige finden, verglichen mit dem Aufwand von Worten. Solche gigantische Anhäufungen von Phrasen um die geringfügigsten Gegenstände könnte man mit einer Boa-Constriktor vergleichen, die eine Ameise erdrosseln will, oder mit einem Wallfisch, der nach einer Seeschnecke schnappt.

Zum Schluß: nach Allem was man zu Gunsten Johnsons gesagt hat als literarischen Kritikers, als Lexikographen von vierzig Franzosen Kraft, als eines Brontites in Beredsamkeit — der rechte Arm seines Genius war ohne Zweifel Witz, Konversationswitz. Seine Kritiken von Milton und Gray sind Flecken seines Bildes. In der Weisheit war er nur ein Schein-Salomo; in der Philosophie bezweifeln wir, ob er solche tiefgreifende Konsequenzen zu ziehen vermocht hätte, wie Hume,

*) Thomas Moore's

oder eine vielseitige Gelehrsamkeit unter so lichtvolle Gesichtspunkte bringen, wie Gibbon; sein Lexicon dauert fort, wie gewisse alte Institute, als ein ehrwürdiges Gebäude von Abgeschmacktheiten und Irrthümern; seine Beredsamkeit ist eine Sünde gegen die Sprache — aber sein Witz, rasch, treffend und einschneidend, voll Einbildungskraft, gelehrter Anspielungen, Humor und wilder Scherzhaftigkeit, war bewundernswerth und furchtbar. Er redete Erdbeben und sprühte Centralfeuer. Hier stand er wirklich als ein Herkules da. Diese Stärke des Kopfs war es, die ihn gleichsam zu einem Sturmbock der Gesellschaft machte, auf die er einstürmte, bis sie zerschmettert vor ihm niederstürzte. Vielleicht bedarf es sonst nicht viel, um zu beweisen, daß der Witz seine eigentliche Stärke war, als die Erwähnung des Umstands, daß er ihm in so freier und einfacher Sprache vom Munde floß, während seine Weisheit nur wie gefrorenes Wasser an einem zerbrochenen Brunnen hervorquoll.

Er wird der englischen Nation immer theuer bleiben, weil er so gar ein Typus von ihr selbst ist. Abgerechnet den Witz, wegen dessen wir, als Volk, nicht eben berühmt sind, besaß er den englischen Charakter im größten Maßstab. Kein Land außer England konnte einen Johnson, einen Hogarth, einen Cobbett hervorbringen. Wir, die Kritiker von Allen, sind auch die Bewunderer von Allen, aber wir hoffen, mit Vereinbarung zweier, bei Kritikern so schwer zugleich anzutreffender Eigenschaften: Enthusiasmus und Maßhaltung.

Dramatische Poesie in England.

(Schluß.)

Wir theilen diese größern Auszüge mit, theils weil allerdings ein bedeutendes Talent sich in dieser Production ausspricht, theils auch weil gerade dieß von dem letzteren Kritiker so hoch gestellte Gedicht, in welchem er die Morgendämmerung einer neuen dramatischen Aera für England zu erblicken glaubt, einigermaßen als Beleg dienen kann für die Ansichten und Behauptungen, welche der Kritiker des Athenäums ausspricht. Sollte wirklich diese Art von Drama das Drama der Zukunft werden — wäre nur auf dieser Bahn das neue Heil zu erwarten — so müßte das Drama seinen eigensten, wesentlichen Charakter — den Charakter der Handlung aufgeben. Was von dem Engländer so hoch gepriesen wird, ist in der That, mit aller Achtung vor dem geistvollen und tiefsinnigen Verfasser des Gedichts, eine dramatisirte, oder vielleicht nur dialogisirte didaktische Poesie. Wie würden sich diese weitausgesponnenen, metaphysischen Reden auf der Bühne ausnehmen? Wer, der sie wohl noch mit Interesse lies't, würde sie anhören mögen? Wir wollen nicht bestreiten, daß etwas auch in dramatischer Hinsicht vortrefflich seyn könne, ohne für die Aufführung zu passen; aber gewiß ist die Weitschweifigkeit und Schwerfälligkeit der Reden eine Versündigung nicht nur gegen die Gesetze der Bühne, sondern auch gegen den Geist des Drama's. Wo fände man bei Shakspeare — auch wenn man in seinen Werken nicht das ewig und absolut gültige Gesetz, sondern nur ein Muster des Vortrefflichen erblickt — wo fände man bei ihm dieß Ausspinnen, diese Gedehntheit! Wie ist bei ihm fast jeder Vers ein Fortschritt, jedes Wort ein elektrischer Schlag! Wie greifen die Wechselreden, gleich Zähnen von Rädern in einander — aber von Rädern, welche etwas treiben! Shakspeare wirft einem Gold in Barren zu — die Modernen, wenn sie wirklich Gold besitzen, ziehen es zu einem so dünnen Draht aus, daß viele Ellen erforderlich sind, bis man nur einen kleinen Werth in Händen hat. Shakspeare verräth im Verlauf einer verhältnißmäßig geringfügigen Scene die tiefsten und zartesten Geheimnisse der Natur, die verborgensten Räthsel des Herzens, die wunderbarsten Ahnungen des Geistes — die Neuern scheinen einen Cursus zu lesen über Anatomie der Empfindungen und Gedanken; bei ihnen müssen die Personen des Drama's oft eigentlich zum Handeln geschleppt und gehetzt werden, während bei jenem Allen beinah ein Uebermaß von Leben und Thätigkeit inwohnt. Ganz bequem und ohne Ueberladung des Magens kann man bei den meisten neuern Dramatikern all die schönen Früchte, auf die man in ihren Productionen stößt, der Reihe nach verzehren; bei Shakspeare ist man in einem Zaubergarten, wo die Bäume, so viel Früchte man auch davon pflückt, nicht leerer werden, man ist in einem Labyrinth von Schönheiten, aus dem man nicht mehr herauskommt. — Uebrigens scheint der Paracelsus von R. Browning, so viel sich aus dem Mitgetheilten abnehmen läßt, ein Thema zu behandeln, das dem Faust ziemlich nahe verwandt ist. Bekanntlich hat der Faust Göthe's auch in England sehr stark gewirkt und außer den Uebersetzungen auch nicht wenig Nachahmungen hervorgerufen. Wenn die Faustidee in der That eine so nothwendige, dem modernen Geist wesentliche ist, wie von speculativen Kritikern behauptet und bewiesen wird, so ist kein Dichter, der sie, nach Göthe, zu behandeln unternimmt, deßhalb nur als Nachahmer Göthe's zu betrachten; dieser, kann man sagen, gab nur den (wiewohl nicht ersten) Anstoß, um die bis dahin mehr oder weniger schlummernde Idee zum Bewußtseyn zu bringen, und die Dichter, welche dieß Thema wählen, wählen es eben als Söhne ihrer Zeit, als theilhaft des derselben eignenden Geistes. Vergleicht man aber das Gedicht Paracelsus mit Göthe's Faust, so kann man freilich gar nicht mehr an Nachahmung denken, denn der Engländer scheint im mindesten nicht nach den Vorzügen gestrebt zu haben, welche Göthe's Werk verherrlichen, und die sich freilich auch nicht nachahmen lassen. — Als eine Genugthuung für die Deutschen darf es angesehen werden, daß der englische Dichter den Helden seines Gedichts, dessen Auftreten freilich glänzender ist, als seine Erfolge, in Deutschland gesucht und gefunden hat, und vielleicht ist es manchen Lesern nicht uninteressant, wenn wir hier von dem, was der englische Kritiker über die Schicksale dieses Mannes anführt, noch Einiges geben.

„Wir wollen das Werk dieses jungen Dichters als einen Anlaß benützen, den Bann ungerechter Verachtung zu brechen, der Jahrhunderte lang auf dem Namen des großen Zerstörers und Entdeckers gelastet hat; wir wollen, zur Beachtung für die Männer der Wissenschaft eine wahrhafte Darstellung von dem sonderbaren Geschick eines Mannes geben, der während seines Lebens in der Welt der Medicin eine ähnliche Umwälzung bewirkte, wie Luther in der Religion, und Baco in der Philo-

sophie; aber dessen einziger Dank nach seinem Tod von den Menschen für die er arbeitete, von den Professoren der Wissenschaft, deren Förderung zulieb er die gebahnte Straße verließ, der verächtliche Vorwurf des Empirismus, oder etwa der menschenfreundlichere der Tollheit war." „Noch sehr jung, als Schüler des Abts Tritheim in Würzburg, legte er seine geringe Meinung von den damaligen Gelehrten unverhohlen an den Tag, und widmete seine Zeit und seinen Geist der Betrachtung der materiellen Natur. Schon früh vertiefte er sich in die Mysterien der Chemie, oder Alchymie, wie sie damals hieß, und erkannte manche geheime Eigenschaften der Natur. Plötzlich verließ er Würzburg und blieb, alle Weltgegenden bereisend, 14 oder 15 Jahre aus. Die Geschichte seiner Reisen müßte sehr merkwürdig seyn. Er erzählte seinen Schülern, daß er Europa, Asien und Afrika durchwandert, viele Mühsale erstanden, in Gefangenschaft gewesen und als Soldat die Waffen getragen habe. Er bereis'te Böhmen und Schweden, um die Bergwerke zu studiren; auch Spanien, Portugal, Preußen, Polen und Welschland, wo er nicht bloß mit Aerzten, sondern auch mit alten Weibern, Gauklern, Beschwörern, Juden, Quacksalbern, Zauberern, Bettlern, Hexen u. s. w. verkehrte und ihre Künste und Geheimnisse erlernte. In Moscovien wurde er von den Tartaren gefangen und vor den Khan gebracht, dessen Sohn er nachher nach Constantinopel begleitete, um von einem daselbst lebenden Griechen das Geheimniß des Hermes Trismegistos zu erfahren. — Ohne Zweifel hatte er umfassende und kühne Plane: er dachte auf eine allgemeine Befreiung und Erlösung des Geistes mittelst der Vervollkommnung der körperlichen Organe, und alle Reisen und Bestrebungen seiner Jugend galten offenbar dem Zweck einer Erläuterung der Gesetze der Materie. Mag es heutzutag guter Ton seyn, dergleichen phantastische Entwürfe zu belachen, aber damals war das Zeitalter der großen Entdeckungen noch nicht vorüber, sondern erst im Aufgang, und mit demselben stieg auch in Paracelsus' Geist die Idee zu seinem großen Vorhaben auf, welches mit Verachtung zu behandeln eben kein Beweis von philosophischem Geist ist. Die wahre Philosophie, so glauben wir fest, ist noch weit zurück und wird es bleiben, bis das Geheimniß der Materie mehr aufgeklärt ist. Denn was wissen wir bis jetzt von ihr, außer was ihr Verhältniß zum Geist betrifft, oder sofern sie eine Vereinigung von Kräften ist, gewisse Sensationen hervorzubringen? Die wichtigere Erkenntniß von ihrem Verhältniß zum Schöpfer selbst steht uns noch bevor." — „Des Paracelsus Plan, die Gesetze der Materie in ein klares Licht zu setzen, führte ihn auf die Nothwendigkeit, die Chemie wieder zu beleben — und wirklich hat er sie quasi ab orco wieder belebt! Das war eine günstige Vorbedeutung für vollständigere Erfolge, und so weit stand alles gut." — „Während er so ganz in seiner Aufgabe lebte, die Wahrheit aus ihrem Kerker der Materie zu erlösen, ohne jedoch die glänzendere Sphäre, die geistige Natur, aus dem Auge zu verlieren, zu deren Erforschung er sich erst noch tüchtig machen wollte — erreichte sein Ohr die Stimme Luthers, welche verkündigte: daß jetzt schon die Zeit gekommen sey zur Erhöhung und Verherrlichung der geistigen Natur, und so dem Resultat vorgriff, für welches Paracelsus noch lange nicht gehörig vorbereitet war. Dieß, wir wagen die Vermuthung, veranlaßte wohl den Paracelsus zur Rückkehr nach Europa. Im Gegensatz zu Luther wollte er, nicht mittelst des Geistes der Materie Herr werden, sondern durch die Materie zum Geist vordringen. Erastus (ein Feind freilich) berichtet von ihm, er habe geäußert: er wolle dereinst mit Luther und dem Papst so gut fertig werden, wie mit Galenus und Hippokrates. Er kam nach Basel und erhielt den Lehrstuhl der Chemie — den ersten in Europa. Hier begann er niederzureissen, ohne daß er zum Wiederaufbauen gehörig gerüstet gewesen wäre. Er verbrannte im Hörsaal die Bücher des Avicenna und Galen. Aber das Uebermaß von Beifall und Bewunderung, das ihm wurde, verderbte ihn. Er war jetzt der Wundermann, der Herr über Leben und Tod, der Bevollmächtigte des Himmels, der Abgott der Fürsten. Aber er konnte die übertriebenen Anforderungen, welche man an ihn als Wunderthäter machte, nicht in die Länge befriedigen, und die Mittheilung seiner Kenntnisse genügte nicht. Sein Lehrsaal füllte sich nicht mehr. Er verließ Basel als ein andrer Mensch. Er ließ sich, verwöhnt durch Lob und Beifall, zu Taschenspielereien und unwürdigen Marktschreiereien herab. Er ergab sich, um seinen Geist zur Thätigkeit anzuspornen, dem Trunk, lebte noch 13 Jahre, während welchen er sich von Ort zu Ort umtrieb, alle Leute, wo er verweilte, mit staunender Bewunderung seiner übermenschlichen Geschicklichkeit erfüllte, und hin und wieder sich selbst beredete, immer noch ein ernster Naturforscher zu seyn. Bis an sein Ende währte sein Ansehen; die ausgezeichnetsten Personen seiner Zeit ehrten ihn, und sogar der Kaiser gab ihm Zeichen seiner Gnade. 1541 starb er in Salzburg." — Paracelsus war für die physische Welt, was Rousseau für die moralische. Die Natur hatte beide, jeden in seiner Sphäre, zu Helden befähigt; die Welt machte aus beiden Feiglinge. Rousseau unterschied sich von Voltaire und den andern Zerstörern seiner Zeit dadurch, daß er auch aufzubauen trachtete, was bei ihnen nicht stattfand, und darauf beruht auch das Verdienst des Paracelsus. Gewiß ist tief zu bedauern, daß sie, für sich, die Wahrheit so innig fühlten, und sie andern nur so unvollkommen mitzutheilen vermochten. Gelächelt würde Paracelsus haben, wenn ihm ein Blick in die Zukunft gezeigt hätte, wie die Jacob Böhme und die Rosenkreuzer ihre Philosophien auf seinen Namen hin aufbauten; denn diese Secten gründen sich auf Paracelsus. Wenn seit den Zeiten des Paracelsus und Rousseau's sich uns in der physischen und geistigen Welt Vieles aufgeklärt hat, viele früher verworrenen Züge jetzt deutlicher hervorgetreten sind: so wollen wir doch nicht vergessen den Professor von Basel und den Bürger von Genf! Paracelsus hat den Gebrauch der wichtigsten Heilmittel, des Opiums, des Quecksilbers u. a. entdeckt und erklärt; eben so den Blutumlauf und die Blutbereitung im Herzen. Er war auch Meister in der praktischen Physiognomik, und Lavater gedenkt seiner in dieser Hinsicht als eines Mannes von wunderbarem Genie!"

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 56.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

27 August 1836.

Gedichte von Juan Melendez Valdes.

4.

De esta graciosa noche.

Du holde Nacht, was spricht man
Von deinem traur'gen Blicke?
Was fürchten sich die Menschen
Vor deiner düstern Stille?
Wo ist der Schreck, die Trauer
Des Schleiers, den du spinnest,
Um vor dem trägen Glanze
Der Sonne uns zu schirmen?
Wie anders, o wie lieblich
Erblick' ich dich, entfliehend
Dem lauten Menschenschwarme;
Wie labt mich nicht dein Friede!
Wie süß sind deine Schatten,
Wie rein und wie zufrieden
Vergehn die stillen Stunden
Im Reiche deiner Milde!
Bald heb' ich meine Augen
Und in den klaren Himmel
Entreißen meine Seele
Die leuchtenden Gestirne;
Bald seh' ich in dem Walde,
Von leichtem Grauen zitternd,
Die hohen Erlenbäume
In tausendfachen Bildern;
Bald lausch' ich dem Geflüster,
Wie schmeichlerisch die Winde
In leicht bewegten Zweigen
Mit sanftem Hauche spielen,
Und blicke nach dem Monde
Durch's dünne Laub der Wipfel,
Wie er so still emporsteigt
Auf seiner Bahn von Silber;
Bald deckt ein dünnes Wölkchen,
An ihm vorüberziehend,
Mit leichtgewobnem Schleier
Sein liebliches Gesichtchen;
Bald träufelt von der Höhe
Sein Licht zur Erde nieder,
Zufrieden und voll Ruhe
So wie mein eig'nes Inn're;
Bald bilden seine Strahlen
Im Bache tausend Lichter,
Die auf dem Wasser tanzen
Und mit den Wellen fliehen;
Der Bach enteilt so munter
Und lockt mit leisem Flistern
Die müden Augenlieder,
Zum Schlummer sich zu schließen,
Indeß die Blumen schmeichelnd
Den Balsamhauch ergießen
Und tausendfach die Sinne
Durch ihren Duft erquicken.
Wo bist du, o Viole,
Die schüchtern und verschwiegen
Du nur den stillen Nächten
Das duft'ge Herz erschließest?
Wie schläft in deinem Kelche,
Sich auf und niederwiegend,
Der immer rege Zephyr,
Ermüdet durch sein Fliegen!
Doch welche Liebesstimme
Vernehm' ich durch die Stille?
Sie rührt sogar die Schatten
Mit ihrem traur'gen Girren.
O Nachtigall, du bist es!
Die süßen Melodieen,
Die anmuthreichen Töne,
Dein Auf= und Niederfliegen

Verkündet die Gefühle
Und Schmerzen deiner Liebe!
Du Glückliche, du weißt sie
Durch deinen Sang zu stillen.
O laß mich in der Nähe
Dein süßes Lied genießen,
Bei'm Echo deiner Klagen
In sanftem Schlummer liegen!

5.

Dame Dorila el vaso.

Mit süßem Weine fülle,
Dorilis, mir den Becher,
Denn wenn ich Schnee erblicke,
Erbeb' ich schon vor Kälte;
Er fällt in losen Flocken
Bei leiser Lüfte Wehen
Mit einem weißen Kleide
Die Erde zu bedecken.
O Lust! aus dieser Hütte
Den Flocken zuzusehen,
Wie sie, sich langsam schaukelnd,
Zur Erde niederschweben!
Es beugen sich die Bäume,
Gedrängt von ihrer Schwere,
Und scheinen süßer Zucker,
So glänzend und so helle.
Und mit krystallnem Schleier
Bedecken sich die Berge,
Um ihre finstre Oede
Dem Blicke zu verbergen,
Indeß das Bächlein murmelnd
Mit schwellenden Gewässern
Der eis'gen Fesseln spottet.
Der Landmann sieht mit Beben,
Daß all sein Sä'n und Pflügen
So ganz umsonst gewesen,
Und unterscheidet traurig
Sein Feld nicht von dem nächsten.
Die Vöglein sind erschrocken
Und stumm in ihrem Neste,
Und and're suchen zitternd
Den Schutz der Menschendächer;
Mit kläglichem Geblöcke
Verlangt in ihrem Pferche
Die arme, bange Heerde
Nach grünen Weideplätzen.
Jedoch der Schnee wird stärker;
Der Nord mit eis'gem Wehen
Beginnt, in dichten Wirbeln
Ihn mächtig aufzuregen.
Dorilis, laß ihn fallen!
Und laß uns seiner Strenge
Durch munt're Scherze spotten,
Die vollen Becher leerend!
Laß trinken uns und singen!
Bald wird die Zeit des Lenzes
Auf schmeichlerischen Flügeln
Des Zephyrs wiederkehren!

6.

Venid pajaritas.

Kommt, ihr kleinen Vögel,
Kommt auf leichten Schwingen;
Nehmt bei meiner Hirtin
Unterricht im Singen!

Kommt, und von den Rosen
Ihrer süßen Lippen,
Die der Huld und Anmuth
Eine Stätte bieten,
Lernet tausend Lieder,
Um sie dann zu singen
Bei den ersten Strahlen
Die den Morgen bringen.

Kommt, ihr kleinen Vögel,
Kommt auf leichten Schwingen;
Nehmt bei meiner Hirtin
Unterricht im Singen!

Suchet nachzuahmen,
Wie die holden Triller
Steigen oder fallen,
Lauter oder stiller,
Oder jene Läufe,
Die mit Liebesschlingen
Aller Hörer Herzen
Fangen und bezwingen.

Kommt, ihr kleinen Vögel,
Kommt auf leichten Schwingen;
Nehmt bei meiner Hirtin
Unterricht im Singen!

Ich, der sie vernommen,
Möcht' euch gerne schildern,
Wie sie mich entzücket;
Doch es fehlt an Bildern.
Kommt herbei geschwinde,
Hört sie selber singen,
Wenn euch ihre Lieder
Auch mit Neid durchdringen!

Kommt, ihr kleinen Vögel,
Kommt auf leichten Schwingen;
Nehmt bei meiner Hirtin
Unterricht im Singen!

Felix Adolphi.

Andreas.

Eine Erzählung von George Sand.

(Wir theilen hier einen Auszug aus dieser Erzählung mit, die zu den bessern der so fruchtbaren Schriftstellerin gehört.)

Der Marquis von Morand führte auf seinem alten Schloße mit einem mäßigen Landgut, dem spärlichen Reste von den einst glänzenden Besitzungen seiner altadeligen Familie, ein behagliches Leben, als tüchtiger Landmann, Wirthschafter und Jäger. Thätig und leutselig verschmähte der Edelmann nicht, im Nothfall selbst Hand anzulegen bei den ländlichen Geschäften und in Folge seiner Aufmerksamkeit und seines Fleißes war Alles auf seinem Gut im besten Stand; jährlich legte er ein Drittheil seiner Einkünfte zurück und vergrößerte je von fünf zu fünf Jahren seine Besitzung mit einem Zuwachs fruchtbaren Landes oder Waldung. Sein Haus war anständig, wenn nicht elegant, seine Küche schmackhaft, wenn auch nicht ausgesucht, sein Wein trefflich, seine kleinen Pferde voll Feuer, seine Hunde gut dressirt, seine Freunde zahlreich und tüchtige Trinker, seine Mägde braun und etwas bärtig. Der Marquis befand sich bei diesem einfachen Leben aufs beste.

Aber nicht ebenso war es bei Andreas von Morand, seinem einzigen Sohn, der sich vergeblich alle Mühe gab, an diesem beschränkten Daseyn sich genügen zu lassen. Ihm kamen die Geschäfte und Anstrengungen dieses ländlichen Lebens ebenso unersprießlich als seine Genüße und Freuden schaal vor. Aber seine Umgebung verstand ihn nicht und gab sich nicht einmal die Mühe ihm zu widersprechen. In seiner Kindheit war er kränklich und schweigsam gewesen; als er heranreifte, zeigte er sich melancholisch, unruhig, sonderbar. Ein mächtiges ehrgeiziges Streben gährte oft in ihm auf und sank dann wieder unter der Last der Muthlosigkeit zusammen. Er hätte mögen reisen, die Welt sehen, seine Kräfte nach außen versuchen — kurz seine unbestimmte, fieberhafte Sehnsucht befriedigen — aber dem setzte sich sein Vater entgegen, der seinem gebildeteren, unterrichteteren Sohn gegenüber, den Vortheil eines kräftigen Willens behauptete. Bei gehöriger Entwicklung hätte aus dem Vater ein ausgezeichneter Charakter werden können — so aber, in Zeiten der Anarchie, war er unter Landleuten eben als ein Bauer aufgewachsen, geschätzt und geachtet in seinem kleinen Kreise, aber, bei allen guten Eigenschaften, etwas eingeschränkt und gewaltthätig. Andreas dagegen hatte von seiner Mutter eine große, unbezwingliche Schwäche und Trägheit des Charakters geerbt, eine Empfindlichkeit und Weichheit, welche vor jeder harten Berührung zurückbebte. Er besaß Heftigkeit genug, um die Auflehnung zu wünschen und zu versuchen, aber er war unfähig zum Widerstand. Die äußern Einflüße drückten immer seinen Willen wieder hinab. Die eherne Kette seines Willens zerriß immer wegen eines darin befindlichen goldenen Gliedes.

Nichts war dem alten Marquis so zuwider, als die Neigung seines Sohns zum gelehrten Forschen und Studiren; er hielt den Geist der Forschung und Prüfung für gefährlich der Ruhe der Staaten und hielt seinem Sohn einen Lehrer, nur um nicht hinter seinen Standesgenossen zurückzubleiben; aufs strengste schärfte er übrigens diesem Lehrer und Erzieher ein, mit allen Kräften das väterliche Ansehen aufrecht zu erhalten, was auch bei dem biegsamen Charakter des Sohnes nicht schwer hielt. Nach dem Abgang des Hrn. Forez aber wurde der junge Mann etwas schwieriger zu behandeln und der ängstliche Marquis sann ernstlich auf Mittel, ihn an seine Heimath zu fesseln, weil er wohl ahnte, daß Andreas, einmal dem väterlichen Dach entronnen, den Versuch wagen würde, sich unabhängig zu machen, was ihm eine höchst unangenehme Aussicht war. In der Provinz urtheilte man: es gebe auf der Welt keinen jungen Menschen der glücklicher sey und besser behandelt werde, als der Erbe von Morand (denn sein Vater ließ es ihm an nichts fehlen); aber er genieße einer schlechten Gesundheit und habe einen mürrischen Charakter. Bleibe er am Leben, meinte man, so werde wohl nie so viel aus ihm, als sein Vater sey.

Zu der an Andreas' Herz nagenden Langeweile gesellten sich die Leiden und Freuden einer geheimen Liebe. „Gewiß konnte nichts Unreines aufkeimen in dieser jungen Seele, nichts Häßliches sich ansetzen in dieser frischen Einbildungskraft, gewiß war seine Peri schön wie der Tag. Hätte er sonst so viel geweint, wenn er an sie dachte? Hätte er so oft und mit so süßen Vorwürfen die Undankbare angerufen, welche nicht vom Himmel in seine Arme herabsteigen wollte? Oft ging er auf die Jagd und kam ohne Beute heim; sein Gewehr diente ihm nur als Vorwand; in der Tasche hatte er ein Buch und er verträumte, während die Hasen freundschaftlich um ihn her sprangen und die Drosseln über seinem Kopf plauderten, süße Stunden mit Rousseau oder Grandisson. Er ward, wenn auch kein glücklicher Jäger, doch ein tüchtiger Fußgänger und keine Einsamkeit war ihm zu entfernt, kein Berg zu hoch, um dahin zu flüchten vor dem Gelärme des ländlichen Treibens.

Drei Meilen vom Schloß Morand war eine reizende versteckte Thalschlucht, von einem Bach durchströmt, wo Andreas seinen süßen Träumen nachhing. Hier versammelte er die Schatten seiner Romanheldinnen um sich; die keuschen Frauengebilde Walter Scotts, Alir, Rebecca, Diana, Katharina sangen in dem Gebüsch köstliche Chorgesänge, unterbrochen zuweilen von den schmerzlich zürnenden Seufzern der kleinen Fenella. Von den Wolken herab antworteten die fernen Seufzer von Byrons hebräischen Jungfrauen diesen holden Tönen der Erde, während die schlanke, blasse Clarissa, auf dem Moos sitzend, sich ernst mit Julien unterhielt und das Kind Virginie mit den Blumen am Bache spielte. Bisweilen raste ein Chor Bacchantinnen an ihm vorbei und zerstörte die holden Melodien. Andreas, blaß und zitternd, sah sie vorüberziehen, fantastisch, boshaft und — schön, wie sie ohne Erbarmen die Blumen mit ihren nackten Füßen niedertraten, die auf den Weiden eingeschlafenen Vögel aus dem Schlummer weckten und ihre ins Wasser getauchten Weinlaubkronen spottend dem jungen Träumer ins Gesicht schüttelten. Traurig und entmuthigt erwachte Andreas aus seiner Vision, schalt sich, daß er sie schön gefunden und einen Augenblick Lust gehabt hatte, ihrer mit Blumen und Trümmern bezeichneten Spur zu folgen. Dann rief er wieder seine lieben Traumgestalten, die Gebilde voll Gefühl und Reinheit sich vor die Seele; er sah sie wieder in ihren langen weißen Gewändern niederschweben

und ihm im Grund der Gewässer ein flüchtiges Bild zeigen, das er sich vergebens mühte an sich zu ziehen und zu fassen. Dieses geheimnißvolle, unbestimmte Bild, das er überall sich umschweben sah, war seine unbekannte Geliebte, sein künftiges Glück; aber Alles in der Wirklichkeit war so unähnlich seiner idealen Schönheit, daß er oft verzweifelte, auf Erden ihr zu begegnen." — An dem Lieblingsort seiner Träumereien sah er jedoch eines Tags in der Entfernung eine weibliche Gestalt, in weißem Gewand, aber nur ganz flüchtig vorüberschweben und hinter einem Dickicht von Zitterespen verschwinden und vergebens suchte er sie in dem Gehölz auf. Am folgenden Tag blieb er in Pres-Girault (so hieß die Thalschlucht) allein und ungestört; am dritten Tag fand er einen zierlichen weißen Handschuh, welcher grüne Spuren hatte, wahrscheinlich vom Pflücken von Kräutern. Nach acht Tagen, als schon seine Hoffnung schwand, hörte er aus dem Gebüsch eine zarte frische Stimme singen und entdeckte auf zwanzig Schritte Entfernung ein weißgekleidetes Mädchen mit einem Strohhut und einem Strauß Feldblumen in der Hand, den sie nachdenklich betrachtete. Andreas, scheu und schüchtern, versteckte sich im Gebüsch; sie näherte sich ihm nnd suchte neue Blumen, ohne ihn zu bemerken, und nachdem sie eine hinlängliche Menge beisammen hatte, die sie mit Bast zusammen band und durch Umwicklung mit Nymphäa-Blättern frisch zu halten suchte, eilte sie wie ein gescheuchtes Reh davon. Andreas wagte nicht ihr zu folgen; aber er traf sie nie mehr wieder an dem heimlichen Plätzchen, bis der Winter hereinbrach.

Obgleich sonst ein Feind aller Zerstreuungen besuchte er jetzt alle Bälle und Festlichkeiten in der Umgegend, mit der, immer getäuschten Hoffnung, seine Unbekannte dort zu treffen. „Gewiß hätte er manches eben so schöne Weib finden können, wie sein Ideal, aber dieß hatte ihn einmal bezaubert, sie allein herrschte in seiner Einbildungskraft. Hartnäckig hielt er an dem Glauben fest, seine Bestimmung sey: diese und keine andre zu lieben und Gott habe sie ihm gezeigt, damit er ihren Eindruck in seiner Seele bewahre und ihr treu bleibe, bis sie ihm wiedergeschenkt werde. So macht man sich selbst zum Diener des Verhängnisses!" Besonders stellte er in der kleinen Stadt L... Nachforschungen an, die um so mehr erfolglos blieben, als er sich nicht entschließen konnte, sich einer Seele anzuvertrauen, nicht einmal demjenigen, den er am meisten schätzte, Joseph Marteau. Dieser, der Sohn eines ehrlichen Notars auf dem Dorf, war des Andreas Spielkamerade gewesen, so weit dieß bei der scheuen Zurückgezogenheit des leztern und bei der völligen Unähnlichkeit beider Charaktere möglich war; denn Joseph war groß, stark, lustig, harmlos und stimmte mit Andreas nur in einer gewissen Erhabenheit des Charakters und großer natürlicher Redlichkeit zusammen. Der Mangel an Bildung war an ihm sehr bemerklich; aber seine kecke und muntere Gutherzigkeit flößte ihm Geist ein, oder wenigstens etwas, das dafür galt und er war der einzige Mensch, der den schwermüthigen Andreas zum Lachen bringen konnte. Seit ein paar Jahren wohnte er mit seiner Familie in dem Städtchen L... und kam wenig auf das Schloß Morand, bis ihn der besorgte alte Marquis bat, seinen Sohn öfter zu besuchen und zu zerstreuen. Joseph besaß Zartgefühl genug, ihn richtig zu behandeln und Andreas überließ sich gern seiner Führung. Joseph, von der Voraussetzung ausgehend, daß Andreas in der Einsamkeit unmöglich sich verlieben könne, was ihm ersprießlich und nöthig schien, entschied, daß nur ein Wesen von jener liebenswürdigen Gattung: Grisetten genannt, seinen Freund aus seinem Trübsinn reißen könne, daß er sie also müsse kennen und schätzen lernen — und Andreas ergab sich willenlos darein. Das Städtchen L... war auf zwanzig Meilen in der Runde berühmt wegen seiner hübschen, unvergleichlichen Grisetten und jeden Sonntag trugen mehr als fünfzig kleine Gevatterinnen unter den Zuglampen ihre weißen Kleider, ihre schwarzseidenen Schürzen und ihre rosenfarbenen Gesichtchen zur Schau. Nirgends vielleicht in Frankreich genießt die Schönheit mehr Rechte und Freiheiten, als in diesem kleinen Königreich, und nirgends arten diese Vorrechte weniger in Mißbräuche aus, und ein kräftiger Gemeingeist waltete unter ihnen, so daß die Geheimnisse der Mitglieder dieser Klasse nicht leicht an Andere, an die vornehmeren Blaustrümpfe u. s. w. verrathen wurden. Und solche Geheimnisse und Abenteuer waren allerdings nichts Seltenes; denn jede der hübschen Arbeiterinnen hatte in der Regel ihren begünstigten, von wenigstens neun Mitbewerbern beneideten Liebhaber. Sie sind verliebt und heftig, schwärmerisch in hohem Grad, kokett und ekel, begierig nach Huldigungen, toll auf Vergnügungen, geschwätzig, prüde, locker, aber uneigennützig, großmüthig und offenherzig. Ihr Aeußeres entspricht ihrem Charakter; sie sind im Allgemeinen groß, stark und lebhaft; haben einen großen Mund, der gern lacht und herrliche Zähne zeigt, Wangen wie Milch und Blut, braune oder schwarze Haare; ihre Füße sind provinzmäßig und ihre Hände selten schön; ihre Stimme etwas männlich und der Accent des Landes ist nicht sehr melodisch. Ihre Augen aber sind ausgezeichnet schön und haben einen Ausdruck von Kühnheit und Gutmüthigkeit, der nie täuscht. In diese Welt, auf einen Ball, führte Joseph seinen Freund. Aber dieser war zu ungelenk und zu sehr erfüllt von dem Bild seiner Unbekannten, um sich hier behaglich zu finden, und besaß weder Eitelkeit noch Selbstvertrauen genug, um irgend einen Liebhaber auszustechen zu wollen. Er verließ den Ball frühe und wurde deßhalb von Joseph am andern Morgen getadelt und über die Art und Weise wie man hier zu Werk gehen müsse, um sich in Gunst zu setzen, belehrt. Achtungsvolle Aufmerksamkeit und Kühnheit am rechten Ort — das waren die Hauptpunkte, die er ihm einschärfte. Aber Andreas hörte das Alles nur mit Kopfschütteln an. Joseph lud ihn zu seinen Eltern aufs Essen ein und verkündigte ihm, daß er vier Arbeiterinnen bei ihm finden würde, welche mit der Aussteuer seiner Schwester beschäftigt seyen.

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 57.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

31 August 1836.

Kleinere Gedichte

von

Thomas Moore.

(Aus den Sammlungen: „Sacred Songs," „National Airs," „Ballads, Songs etc. und: „Epistles, Odes and other Poems.")

8.

Fallen is thy Throne.

Nun traur' in Schweigen, Israel!
Gefallen ist dein Thron!
Auf deinen Zinnen lastet Staub,
Auf deinen Kindern Hohn!
Kein Frühthau mehr befeuchtet
Dir Edom's dürr Gestad,
Und keine Wolk' erleuchtet
Dir fürder deinen Pfad!

Du liebtest, Herr, Jerusalem;
Dein eigen war es ganz!
Zum Throne deiner Herrlichkeit
Gereichte dir sein Glanz:
Bis, zorn'gen Strahls, das Wetter
In deinen Oelbaum schlug;
Bis Juda falsche Götter
In Salem's Schreine trug.

Da sank dein Stern, o Solyma,
Da floh dein Ruhm, wie Spreu;
Wie Haide, die der Wirbelwind
Führt durch die Wüstenei.
Schweigend und wüst die Hallen,
Wo geblitzt der Mächt'gen Kleid!
Die Thürm' in's Thal gefallen,
Die Baal's Dienst entweiht!

„Nun, Assur, würge!" sprach der Herr;
„Zeuch her, du Volk von fern!
Zu Boden ihre Mauern wirf!
Denn sie sind nicht des Herrn.
Bis ein Geschrei verkündet
Der Tochter Zion Qual;
Bis jammernd sie sich windet
In Hinnom's Würgethal!

9.

Who is the maid.

St. Hieronymus' Geliebte.

Wer ist sie, die mein Herz begehrt,
Was lästernd auch der Leumund spricht?
Ward ihrer Wange Roth gewährt?
Erglänzt ihr Aug' von ird'schem Licht?
O nein, von mitternächt'gem Flehn
Sind ihre Blicke trüb und hohl,
Und wird ein Licht oft drin gesehn,
So kam sein Strahl von oben wohl!

Und nicht bei denen such' ich sie,
Die eitel nah'n des Ew'gen Schrein!
Die vor ihm beugen nur das Knie,
Geschmückt mit Kränzen und Gestein!
Nicht füllt die Brust der Himmel ganz,
Die sich mit Pracht umgeben mag;
Und sie, die, glüh'nd von ird'schem Glanz,
Ob ihrer Schwäche klagt, bleibt — schwach.

Nicht so die trauernde Gestalt,
Die meine Lust, weil sie verblüht!
Ihr ganzer Reiz die Allgewalt
Des Heil'genscheins, der sie umglüht!

Nein, solch' ein Leuchten, rein und klar,
Ward üpp'ger Schönheit nie gewährt!
Nur Ihr, die, wie auf dem Altar
Die Lampe, zitternd sich verzehrt!

10.

The bird let loose.

Die Taube, fern im Orient
Heimzieh'nd mit freud'ger Hast,
Sie senkt die Schwinge nicht, sie kennt
Kein Ruh'n und keine Rast.
Durch Licht und Luft, wie strebt sie kühn
Nach ihres Herren Heerd,
Wo nichts des Ird'schen hemmt ihr Flieh'n,
Wo sie kein Schatten stört!

So laß, o Gott, vorübergehn,
Was bös und unrein, mir!
So durch der Tugend rein're Höh'n
Laß steuern mich zu dir!
Von Wolken und von Sünde rein
Sey meiner Seele Flug,
Auf ihrem Pfad dein Sonnenschein,
Und nur nach dir ihr Zug!

11.

Bright be thy dreams!

Licht sey dein Traum — mag all' dein Weinen
Im Schlaf als Lächeln dir erscheinen!
Die dir nahmen Tod und Zeit,
Die Geliebten und die Frommen,
Mögen alle lächelnd heut'
Im Traume zu dir kommen!

Da mag das Kind, das all' dein Beten
Nicht retten konnte, vor dich treten;
Noch als lebt' es — schön und froh!
Ganz dasselbe, frei von Sünden;
Oder, wenn verändert, so,
Wie du es bei Gott wirst finden!

12.

Row gently here.

Leis rudern hier, mein Gondolier! die Fluth vom Ruder sprüh'n
So leise laß, daß Sie uns nur vernimmt, zu der wir zieh'n!
O, könnte, wie er schauen kann, der Himmel reden — traun,
Er spräche Vieles wohl von dem, was Nachts die Sterne schau'n!

Nun rasten hier, mein Gondolier! In's Boot die Ruder! sacht!
Auf zum Balkone schwing' ich mich, doch du hältst unten Wacht.
O, wollten halb so eifrig nur dem Himmel wir uns weih'n,
Als schöner Weiber Dienste — traun, wir könnten Engel seyn!

13.

When first that smile.

Bei deines Lächelns erstem Sonnenschein
Welch ein Gesicht hab' ich gesehen!
Jahre der Liebe, Jahre, still und rein,
Ließ dieses Lächeln mir vorübergehen!
O Gott, kein Landmann wohl, der träumend Ernten sah
Und gold'ne Frucht mit süßerm Hoffen,
Als ich die Flamme dieser Augen, da
Süß lächelnd mich ihr Strahl getroffen!

Wo nun die Stunden, die er mir versprach?
Des Weibes Treue gleicht der Thräne,
Die bald versiegt; sie dauert einen Tag;
Sie schwindet, wie des Weibes Schöne!
Kurz, wie des Persers Flehn, wenn er am Abend fleht,
O Liebe, sey dein Flehen immer!
Schnell vor der Schönheit stammle dein Gebet —
Eh' du's gestammelt, flieht ihr Schimmer!

14.

Peace to the slumberers!

Friede den Schlummerern!
Sie liegen auf der blut'gen Flur,
Sarglos und ohne Leinen!
Der Morgenthau, der Regen nur
Sind es, die auf sie weinen.

Weh', all ihr Muth umsonst!
Wo sich erhob der Eiche Kraft,
Da liegen ihre Trümmer!
Doch Herzen, einmal uns entrafft,
Sie schieden, ach, für immer!

Fluch euch, Eroberer!
Wir wollen liegen kalt wie sie,
Die schnöd' ihr uns entrisset,
Eh' unser Herz der Rache, die
Sie uns vermacht, vergisset!

15.

See, the dawn from heaven.

(Einer zu Rom am Christabend gesungenen Melodie untergelegt.)

Sieh', wie durch die Wolken lachend Dämm'rung bricht!
Die Erd', aus Sünd' erwachend, grüßt ihr Licht!
Engel aus der Höhe schwingen lächelnd sich, o sieh',
Niederwärts; auf sonn'ger Stirne bringen Edens Kränze sie!

Hörst du brausen ihrer Lieder mächt'ge Fluth?
Lieblich schallt's hernieder, wer hier ruht!
Dort, in jener dunklen Hütte, schläft der ein'ge Sohn,
Er, der aus den Himmeln kam, — von Gottes Thron!

F. Freiligrath.

Andreas.

(Fortsetzung.)

Im Innern der Familie Marteau war Alles patriarchalisch. Die Großmutter, eine brave, dicke, halbtaube Frau, saß strickend am Kamin, und gab, noch munter, dann und wann ihr Wörtchen zur Unterhaltung drein. Die Mutter, eine thätige, trockene, verständige Haushälterin stand vor einem großen Tisch mit Tuch und schnitt zu; am offenen Fenster, dicht aufeinandergedrängt, saßen die vier Nätherinnen und drei Töchter des Hauses, eifrig mit den Arbeiten der Aussteuer beschäftigt. Die Braut selbst stickte ein Taschentuch. Eine der Nätherinnen stellte die Oberaufseherin vor, saß auf einem höhern Stuhl und leitete die Arbeiten und warf von Zeit zu Zeit einen Blick auf die den Mädchen anvertrauten Säume. Die blonden Köpfe der Töchter des Hauses, die etwas trutzig über ihre Arbeit sich hinbückten und keinen Theil am Gespräch nahmen, stachen ab gegen die belebten Gesichtchen der schwarzhaarigen Grisetten, von welchen die drei untergeordneten zusammen kaum fünfzig Jahre hatten, während Henriette, die Meisterin, die Schönste und Stolzeste von Allen, bereits die Fünfundzwanzig passirt hatte, aber demungeachtet noch im Zenith ihres Ruhmes stand und sich dessen auch gar wohl bewußt war. — Als die beiden jungen Männer eintraten, stockte einen Augenblick das Geplauder; aber bald fiel eine, dann wieder eine feine Flötenstimme ein und endlich schnatterten alle wieder lustig wie Staaren zusammen. Joseph zog seinen jungen Freund ins Gespräch mit den Mädchen; diese neckten und schalten ihn anfänglich wegen seines auf dem Ball gezeigten Stolzes, worüber sie jedoch Joseph zufriedenstellte, indem er sie versicherte, daß er verliebt sey. Henriette jedoch versagte sich die Bemerkung nicht, daß man auf dem Schlosse Morand überhaupt die Mädchen ihrer Gattung ziemlich geringschätzig behandle, und daß namentlich der Marquis immer vermeide, mit ihnen am Tisch zu essen. Scherze, Neckereien und Komplimente jagten einander und im Verlauf der Unterhaltung kam man zu wiederholten Malen auf eine junge Blumenmacherin, Genoveva zu sprechen, von der Alle, außer Joseph, der sie zu spröde nannte, mit dem größten Lob und vieler Neigung redeten. Es wurde erwähnt, wie sie in lateinischen Büchern Botanik studire, daß sie nie die Bälle besuche, aber dennoch die freundlichste, liebreichste Gespielin sey. „Sie ladet uns Abends zu sich ein," erzählte Henriette, „wenn sie eine kleine Summe verdient hat, sie gibt uns Kuchen und Thee, sie singt uns zum Tanz — und sehen muß man, wie stattlich es bei ihr aussieht! es ist ein kleines Schloß! .... sie hat das gefühlvollste Herz; sie liebt ihre Freundinnen wie Schwestern und ihre Blumen wie Kinder. Man muß sie wandeln sehen auf den Wiesen! wenn sie da eine Blume findet, die ihr gefällt — was ist das für eine Freude! eine Liebe! Manchmal geht sie mit Tagesanbruch aus, Blumen zu pflücken, eh Ihr andern Vögel ohne Federn nur aus dem Neste kriecht! — Wahrhaftig, rief Andreas, dann ist sie es, der ich einmal begegnet bin! .... und plötzlich schwieg er und ging weg um seine Bewegung zu verbergen. — Jetzt besprach sich Joseph, als er Henrietten allein auf dem Gang begegnete, mit dieser über das Mittel, seinen jungen Freund von seinem sonderbaren Wesen, seiner Schüchternheit zu heilen — und dieß Mittel würde darin bestehen, daß man ihn mit Genoveva zusammenbrächte, in die er sich unfehlbar verlieben müsse. Nach vielen Einwendungen ließ sich Henriette durch die Schmeicheleien und Komplimente Josephs bewegen, einen Versuch zu machen, ob sie die junge Blumenmacherin dazu bringen könne, Theil zu nehmen an dem Tanz, der nach vollbrachtem Tagewerke im Marteau'schen Hause von den Mädchen, der Sitte des Landes gemäß, aufgeführt werden sollte. Der Versuch gelang, doch nur mittelst einer kleinen Lüge: daß sie nämlich im Hause der Marteau's nur die Arbeiterinnen und die Töchter vom Hause antreffen würde. Joseph machte inzwischen mit Andreas einen Spaziergang, bis er glaubte annehmen zu dürfen, daß die Mädchen angekommen seyen. Sie trafen sie in dem Garten hinter dem Hause. Die Großmutter stützte sich mit dem Ausdruck der zärtlichen Neigung auf Genoveva und sagte: komm hieher, mein Kind, ich will dir meine Lilien zeigen; du hast nichts Schöneres gesehen. Wenn du sie betrachtet hast, wirst du wohl einen Strauß von solchen für Justine machen wollen! das ist die schönste weiße Blume! — Das Mädchen wußte noch nichts von der Anwesenheit der beiden jungen Männer — sie stand vor den Blumen, betrachtete sie schweigend und schien in traurigen Gedanken versunken. Liebst du diese Blumen nicht? fragte die Alte. Ach nur zu sehr, versetzte Genoveva mit leiser, köstlicher Stimme. Eben deßwegen mag ich sie nicht nachmachen. Ach, seht Ihr, Frau, das werde ich doch nie können! Wie sollte ich diese Weiße und den Glanz dieses Gewebes herausbringen! Und dieser Wohlgeruch? Was ist dieser Wohlgeruch? wer hat ihn in die Blume gelegt? Der gute Gott ist geschickter als ich, meine liebe Frau! — Wie sie sich über die Blumen bückte, um ihren Duft einzuathmen, sah erst Andreas ihr Angesicht und erkannte in ihr — seine Unbekannte! Sie glich durchaus nicht ihren Gespielinnen; sie war klein und mehr hübsch als schön; sie war von sehr zartem und anmuthigem Wuchs, trug sich aber sehr aufrecht. Sie war sehr weiß und hatte wenig Farbe aber von feinerem und reinerem Ton als die ausgesuchteste Moschusrose, die je aus ihren kunstreichen Händen gekommen. Ihre Züge waren zart und regelmäßig, und obgleich Nase und Mund von nicht besonders ausgezeichneter Form waren, gab ihr doch der Ausdruck der Augen und die Form der Stirne ein stolzes und bedeutendes Aussehen. Ihre Toilette war nicht wie die der andern Grisetten, sondern näherte sich der Pariser Mode, was man ihr wegen ihrer sonstigen anspruchslosen Bescheidenheit nachsah. Als sie die jungen Männer erblickte, erwiederte sie Josephs Gruß kalt; aber dieser wußte sich durch ein auf ihr Fach bezügliches Gespräch ihr doch zu nähern und Andreas fand Gelegenheit, sich auch in ihre Unterhaltung über Blumen zu mischen und seine botanischen Kenntnisse glänzen zu lassen. Man sprach von einer Blume, welche an dem See Château-Fondu sich fände. Ueber den Namen dieses See's gab Andreas folgende Auskunft. Die Sage berichtet, daß da, wo jetzt der See ist, ehemals ein Schloß gestanden sey. Aber einmal des Nachts wollte der Teufel, der einen Pakt mit dem Schloßherrn hatte, seine Beute holen und

stürzte die Grundmauern zusammen. Am folgenden Tag suchte man vergebens nach dem Schloß; an seiner Stelle war nur ein grüner See, und Sommers, wenn das Wasser seicht ist, kann man noch die Zinnen der Thürme sehen. — Genoveva gab dieser Erzählung ihren Beifall und fragte, ob der See weit entfernt sey? Ein Wort gab das andere und man beschloß am andern Tag, da es ein Sonntag sey, sollten die Mädchen sich von Joseph mit seinem Pferd dahin führen lassen, und weil die Näherinnen und die Töchter vom Haus nicht alle in Einem Fuhrwerk Platz hätten, sollte Andreas seines Vaters Char-à-bancs mit einem tüchtigen Pferd herbeiholen; die Mädchen jubelten und auch Genoveva, die sich anfänglich sträubte, willigte auf das dringende Zureden der Braut und der Frau Marteau, welche ihr die Obhut über ihre Kinder übertrug, ein. Dieß ins Reine gebracht, schickte man sich zum Tanz an, wozu Joseph die Flöte blies und wobei Genoveva zeigte, daß sie nicht aus Unkunde des Tanzes die Bälle mied. Andreas selbst war in solcher Verwirrung, daß die Mädchen, mit Ausnahme von Genoveva, sich über ihn lustig machten; diese aber war still und zurückhaltend, betrachtete aber Andreas mit Wohlwollen und fühlte durch seine Schüchternheit die ihrige vermindert. — „Es gibt auserwählte Naturen, welche sich von selbst und in allen Lagen entwickeln, in welchen es dem Zufall gefällt sie geboren werden zu lassen. Der Adel des Herzens ist, wie die Lebendigkeit des Geistes, eine Flamme, die durch nichts erstickt werden kann und die unaufhörlich aufwärts strebt, gleichsam um sich mit dem ewigen Urquell der Güte und Größe, von dem sie ein Ausfluß ist, wieder zu vereinigen. Welche feindseligen Elemente auch den Geschicken dieser Auserkornen sich in den Weg stellen: sie brechen sich Bahn, sie nehmen ohne Anstrengung ihre Stelle ein, sie schaffen sich einen Platz mitten unter den Hindernissen. Auf ihrer Stirn ist gleichsam ein göttliches Siegel, gleich einem unsichtbaren Diadem, das sie beruft untergeordnete Wesen zu beherrschen; man leidet nicht unter ihrer Ueberlegenheit, weil diese sich selbst ihrer nicht bewußt ist, man duldet sie, weil man sie liebt. So war Genoveva, ein Wesen frischer und reiner, als die Blumen unter welchen ihr Leben verfloß."

„Man sagt, die Poesie sterbe; die Poesie kann nicht sterben. Hätte sie auch nur noch das Gehirn eines einzigen Menschen als Asyl — so hätte sie doch noch ein Jahrhunderte langes Leben vor sich; denn sie würde gleich der Lava des Vesuvs hervorbrechen und sich einen Weg bahnen durch die allerprosaischste Wirklichkeit. Trotz ihrer umgestürzten Tempel und der falschen Götter, die man auf ihren Ruinen anbetet, ist sie unsterblich wie der Duft der Blumen und wie das Licht des Himmels. Verbannt aus den Höhen der Gesellschaft, verschmäht vom Reichthum, verjagt aus Theatern, Kirchen und Akademien wird sie in das bürgerliche Leben sich flüchten, wird sie mit den einfachsten Kleinigkeiten des Lebens sich vermengen. Müde in einer Sprache zu singen, welche die Großen nicht verstehen, wird sie den Geringen Worte der Liebe und des Mitgefühls ins Ohr flüstern. Und ist sie nicht schon herabgestiegen in die Gewölbe und Keller der Schenken? Hat sie sich nicht an das Spinnrad der Weiber gesetzt, wiegt sie nicht in ihren Armen die Kinder des Dürftigen? Läßt man für nichts gelten alle jene liebevollen Seelen, die in ihrem Besitz sind und leiden, die da schweigen vor den Menschen und weinen vor Gott? Die vereinzelten Stimmen, welche die Welt mit einem allverbreiteten Chorgesang erfüllen und im Himmel sich verbünden, die göttlichen Funken, die auf — ich weiß nicht welchen geheimnißvollen Stern zurückkehren, vielleicht zu dem Phöbus der Alten, um unaufhörlich wieder auf die Erde zurückzukehren und sie mit einem immer göttlichen Feuer zu nähren! Wenn sie keine große Menschen hervorbringt, kann sie nicht gute Menschen hervorbringen? Wer weiß, ob sie nicht die milde und wohlthätige Gottheit einer andern Generation seyn, und ob sie nicht an die Stelle des Zweifels und der Verzweiflung treten wird, welche an unserm Jahrhundert nagen? Wer weiß, ob nicht in einem neuen Gesetzbuch der Moral, in einem neuen Katechismus der Religion, der Eckel und der Trübsinn als Laster werden gebrandmarkt werden, die Liebe dagegen, die Hoffnung und die Bewunderung als Tugenden belohnt? — die Poesie, allen Geistern geoffenbart, wäre ein Sinn mehr, den vielleicht alle Menschen mehr oder weniger sich anzueignen befähigt sind, und der jedes Dasein bedeutender, edler und glücklicher machen müßte. Wäre sie nur eine Sprache, so könnte sie verloren gehen; aber sie ist eine Wesenheit, bestehend aus zwei Elementen: aus der Schönheit, welche in der äußern Natur verbreitet ist, und aus der Empfindung, dem Eigenthum jedes, auch des gewöhnlichen Geistes. Um die Poesie zum Tod zu verurtheilen und in den Sarg zu legen, müßten wir mithin die letzte der Blumen aus der Erde reißen, aus welchen Genoveva ihre Sträuße band. Denn auch sie war Dichterin, und man glaube es nur, daß es in der finstersten Hütte, in den armseligsten Lebensverhältnissen viele Seelen gibt, die ihr Ziel erreichen, ohne je ein Sonnet gedichtet zu haben und die selbst prächtige Gedichte sind." Eine solche Seele war Genoveva, die durch ihre Kunst, die Blumenmacherei, zur Betrachtung und zum Studium der Natur geleitet, in dieser das Geheimniß von der Harmonie der Welt las, und die ganze Schöpfung von unendlicher Liebe erfüllt sah. So lebte sie außerhalb alles dessen, was sie umgab, sie strebte nicht nach einer stolzen und finstern Tugend, sie hatte sich keine Grundsätze gemacht; sie lebte harmlos hin in ihrer Unschuld. Glücklich in ihrer Freiheit und Beschäftigung, Waise, reich über ihren Bedarf durch ihrer Hände Arbeit, war sie leutselig und freundlich mit ihren Jugendfreundinnen; sie hätte sich gefürchtet, ihnen eitel zu scheinen auf ihr Bißchen Wissen und sie nahm an ihrer Munterkeit Theil; aber sie duldete diese Munterkeit, mehr als daß sie sie hervorrief, und wenn sie sich nie im mindesten etwas von Verachtung und Verdruß gegen sie merken ließ, so war es ihr doch das größte Glück, sich wieder allein in ihrem kleinen Gemach zu finden, und im Anschauen des Mondes, den Duft der Jasmine vor ihrem Fenster einathmend, ihr Gebet zu verrichten.

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 58.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

3 September 1836.

Kleinere Gedichte
von
Thomas Moore.

16.

When through the Piazetta.

Wenn durch die Piazzetta
Die Abendluft weht,
Dann weißt du, Ninetta,
Wer wartend hier steht.
Du weißt, wer troz Schleier
Und Maske dich kennt,
Wie Amor die Venus
Am Nachtfirmament.

Ein Schifferkleid trag' ich
Zur selbigen Zeit,
Und zitternd dir sag' ich:
„Das Boot liegt bereit!
O, komm' jezt, wo Lune'n
Noch Wolken umzieh'n,
Laß durch die Lagunen,
Mein Leben, uns flieh'n!“

17.

Take hence the bowl.

Die Bowle fort! und schäume
Sie noch so glänzend heut'!
Sie bringt mir nichts, als Träume
Von längst geschiednen Zeit!
Sie macht mein Auge trübe,
Sie macht mein Auge naß,
Sie zeigt mir todte Liebe,
Wie eines Zaubrers Glas!

Es läßt mich jeder Tropfen
Vor todten Freunden knie'n;
Begrabne Herzen klopfen,
Und bleiche Lippen glüh'n.

O, wenn mir so die Jahre,
Die waren, schmerzlich nah'n,
Dann schaut mich ernst der klare
Kelch wie voll Thränen an!

18.

Farewell, Theresa!

Leb' wohl, Therese! die Wolke drüben,
Die finster über den Mond sich zieht,
Sie wird des Lächelnden Licht noch trüben,
Wenn über's Meer schon dein Buhle flieht!

Wie diese Wolke, so hab' ich lange
Beschattet dein Herz, verdüstert dein Thun!
Ich fand dich lächelnd, mit frischer Wange!
Wie warst du glücklich — o Gott, und nun?

Doch hier befrei' ich dich, süßes Wesen!
Wie aus schweren Träumen erwachst du wohl;
Da! — sieh' auch den Mond seinen Zauber lösen!
Die Wolke verzieht — Therese, leb' wohl!

19.

How oft, when watching stars.

Wie manchmal, wenn des Mondes Strahl
Die Berge zitternd küßt ringsum,
Zu lauschen einer Flöt' im Thal,
Lehn' ich am Erker stumm!
„O komm, mein Lieb! sagt leise flehend jeder Ton!
„O komm, mein Lieb! die Nacht ist bald entflohn!“
Nein, keiner Rede Kraft,
Wie warm, wie feurig auch,
Malt glühend so die Leidenschaft,
Wie dieser Töne Hauch!

Dann — wahrlich, nicht von ohngefähr! —
Ergreif' auch ich die Laute — wohl
Ist Andern fremd ihr Klang, doch Er
Kennt ihre Sprache wohl!

„Ich komme, Lieb!“ sagt leis verheißend jeder Ton;
„Ich komme! Dein, dein, bis die Nacht entflohn!“
O, schwach das mächt'ge Wort,
Und matt der Farben Licht
Bei dem, was zitternd mein Akkord
Alsdann ihm malt und spricht!

20.

When the first summer bee.

Bald, wenn die Biene hier
Summt um die Rose,
Dann, grad' wie die Lose,
Komm' ich zu dir!
Sie Blumen, ich Lippen, süß, duftend und glüh —
Welch' Finden, welch' Finden für mich und für sie!

Dann jedes Beetes Zier
Naht sie mit neuer
Begierde — doch treuer
Bleib' ich bei dir!
Sie sammelt bei Tausenden Süßigkeit sich,
Doch Tausender Süße in Einer find' ich.

21.

Light sounds the harp.

Süß tönt die Harfe, wenn Helden und Klingen
Ruh'n im Gezelt nach geschlagener Schlacht;
Wenn Lorbeern des Liebenden Schläfen umschlingen,
Und Eros aus Helmbüschen Flügel sich macht.
Doch wenn der Fremdling kehrt,
Gleich blizt des Helden Schwert;
Einmal noch schwingt er es hoch in der Faust:
Rasselndes Roßgeschirr,
Panzer- und Schwertgeklirr
Sind die Musik alsdann, die ehern ihn umbraust.
O, dann kommt die Harfe, wenn Helden und Klingen
Ruh'n im Gezelt nach geschlagener Schlacht;
Wenn Lorbeern des Liebenden Schläfen umschlingen,
Und Eros aus Helmbüschen Flügel sich macht.

Süß klang die Harf', als der Kriegsgott umschlingen
Vom schwellenden Arme der Schönheit sich ließ,
Als Myrten den Goldhelm des Wilden umfingen,
Als nistende Tauben sein Harnisch ihm wies.
Doch wenn die Schlacht begann,
Schaute der kühne Mann
Finster; der Göttin entwand sich der Held.
Hufschlag und Horn und Schwert
Ist's, was sein Ohr begehrt,
Ist die Musik alsdann, die ehern dröhnt durch's Feld.
Doch dann kam die Harfe; nach Sieg und Frohlocken
Beging er auf's Neu' mit der Schönheit ein Fest;
Sein Lorbeer vermischte sich goldenen Locken,
Und siehe, sein Goldhelm ward Tauben ein Nest.

22.

The song of war.

Das Lied des Kriegs soll durch die Berge gellen
Bis auch kein Glied mehr übrig bleibt
Der Kette, die den Arm uns reibt;
Bis kein Despote mehr uns stäupt,
Und Feindesmund trübt unsre Quellen.
Nein! nimmer, bis der Morgen glüht,
Sey Lusitania kampfesmüd,
Hör' es, o Friede, weh'n dein Lied
Um seine Höh'n, die sonnigen, hellen!

Das Lied des Kriegs soll durch die Berge gellen,
Bis froh der Sieg einst zu uns spricht:
„Durch eurer Feinde Wolke bricht
Der Freiheit Strahl, mit neuem Licht
Zu segnen Reben euch und Quellen!“
Nein! nimmer, bis der Morgen glüht,
Sey Lusitania kampfesmüd,
Hör' es, o Friede, weh'n dein Lied
Um seine Höh'n, die sonnigen, hellen!

23.

When 'midst the gay J meet.

Glänzt in der Frohen Kreis
Mir deines Lächelns Schein,
Ob ich's auch ständlich seh' und weiß,
Kaum mag ich's nennen mein!
Doch wenn an meiner Brust
Dir Thrän' auf Thräne rinnt,
Dann fühl' ich es mit glüh'nder Lust,
Daß sie mein eigen sind.
Drum all' dein Lächeln gib
Der Frohen kaltem Heer.
Anlächle, die dir minder lieb:
Mir nur laß deine Zähr'!

In farb'gem Lächeln glüh'n
Des Jura schnee'ge Höh'n,
Und Kälte dennoch fesselt ihn,
Wie wir ihn glüh'n auch seh'n.
Einzig erwärmen kann
Ihn oft ein Sonnenkuß;
Urplötzlich schmilzt das Lächeln dann,
Und wird zum Thränenguß.
Drum all' dein Lächeln gib
Der Frohen kaltem Heer;
Anlächle, die dir minder lieb:
Mir nur laß deine Zähr'!

F. Freiligrath.

Andreas.

(Fortsetzung.)

Andreas bedachte erst beim Heimgehen die Schwierigkeit, die er haben würde, sein Versprechen, den Char-à-bancs betreffend,

zu erfüllen, und zum Unglück fand er seinen Vater in der schlimmsten Laune, weil der beste Ochs krank geworden war. Unter diesen Umständen konnte er seinen Wunsch nicht vortragen — der Vater ging zu Bette — er mußte sein Versprechen halten, er entschloß sich, geradezu selbst das Pferd anzuspannen und ohne Vorwissen seines Vaters in der Frühe fortzufahren. Er führte den Entschluß aus und langte bei guter Zeit in L... an. Er bekam die Töchter des Hauses und Genoveva zu führen, Joseph die andern Grisetten. Die Unterhaltung während der Fahrt kam ganz gut in Gang und das Mädchen fand an dem Gespräch des Andreas, welches ebenso anständig als belehrend war, viel Gefallen. Man vergnügte sich den Vormittag über aufs beste, pflückte Blumen, sang, tanzte und genoß etwas in einer Meierei; gegen Mittag aber bemerkte Joseph, daß eine solide Mahlzeit doch wünschenswerth wäre, und schlug vor, sich bei dem alten Herrn Marquis von Morand, seinem guten Freund, zu Gast zu laden, da sein Schloß ganz in der Nähe sey. Andreas glaubte sich verloren, aber zu schwach zu widersprechen fügte er sich darein und ging, auf Alles gefaßt, seinem Schicksal entgegen. Als man sich aber dem Schloß näherte und er sich Alles vorstellte, was seiner wartete, da brach der Angstschweiß an ihm aus und er entdeckte sich seinem Freunde. Dieser, schnell besonnen, tauschte das Fuhrwerk mit ihm und kam mit dem Char-à-bancs des Marquis vor dessen Schloß an. Der Marquis stand an seinem Stallthor voll Erbittrung über die Entführung seines Pferdes und Wagens, und gefaßt, seinen Zorn aufs heftigste losbrechen zu lassen; aber als er statt Andreas den mannhaften, kecken Joseph auf dem Sitz sah, trat er einige Schritte zurück, und eh' er Worte finden konnte, überhäufte ihn der junge Marteau, welcher das begangene Verbrechen auf sich nahm, mit einem Schwall von Komplimenten und Schmeicheleien, erkundigte sich nach dem Befinden des kranken Ochsen und nahm seine bekannte Gastfreundschaft für die mitgebrachte Gesellschaft so zuversichtlich in Anspruch, daß der Marquis, ganz überrascht und verblüfft, nicht umhin konnte, die Selbsteinladung zu genehmigen, sie in den Speisesaal führte und bis das Essen fertig wurde, ihnen allerlei Erfrischungen auftragen ließ. Vor dem Essen noch führte Andreas Genoveva in einen kleinen botanischen Garten und gab ihr Aufschlüsse über die daselbst befindlichen Blumen. Ueber Tisch wußte Joseph, ein munterer Gesellschafter und tüchtiger Zecher, den Marquis warm und bei ziemlicher Laune zu erhalten, obgleich dieser nicht recht im Klaren war, was für Damen ihm eigentlich die beiden jungen Leute ins Haus gebracht hatten. Er hatte keine Vorurtheile, aber eine unüberwindliche Abneigung gegen die Grisetten. Leutselig auch gegen die Niedrigsten, mochte er diejenigen nicht leiden, welche sich dann auf gleichen Fuß mit ihm zu stellen die Anmaßung hatten. Die Erinnerung an den Widerwillen des alten Herrn gegen ihre Kaste wirkte bei den Näherinnen noch etwas nach, und nach der Mahlzeit, als man sich im Garten zerstreute, trieb sie diese Rachsucht und der Muthwillen, allerlei Unfug anzurichten, die Blumen zu zertreten, Früchte die sie nicht mehr essen mochten, herabzureißen und sogar die sorgfältig gehegten Spaliere zu beschädigen. Nur die Scheue vor dem stattlichen Joseph, ihrem Beschützer, hielt den Marquis zurück, diesem Unfug kräftig zu steuern; aber auch er wußte sich zu rächen. Er ging in den Stall, ließ sein Pferd an den Char-à-bancs spannen und es in eine dreihundert Schritte entfernte Scheune führen, deren Schlüssel er einsteckte. Dann begab er sich in den Saal und da er hier noch Niemand fand, streckte er sich auf das Ruhebett hin, auf welchem vier oder fünf Tüll-Hauben, mehrere Shawls und dergleichen ausgebreitet lagen. So erwartete er in süßer Ruhe die Rückkehr der seinen Garten verwüstenden Damen. Mit höchster Erbitterung, die der Marquis sich anstellte gar nicht zu bemerken, entdeckten diese die barbarische Mißhandlung ihrer Siebensachen. Aber wie groß ward erst ihr Zorn, als, nachdem Andreas mit dem Fuhrwerk Josephs weggefahren war und der junge Marteau den Char-à-bancs herbeiholen wollte, dieser nicht mehr zu finden, sondern nach der Aussage eines Knechts, von einem Pächter einige Stunden weit weggeführt war! Der Marquis selbst war nirgends zu finden — was blieb übrig, als sich, unter tausend Verwünschungen, zu Fuß auf den Heimweg zu machen? Die übrige Gesellschaft war inzwischen vorangefahren, aber so langsam, daß sie auf der Hälfte des Wegs das Rufen der Fußgänger hörten, anhielten und die Geschichte des Unglücks vernahmen, wobei die zornige Henriette über den Vater des Andreas sich nicht sonderlich mild äußerte. Man tauschte die Plätze — Andreas führte Justine Marteau und Genoveva am Arm heim. Nach längerem Schweigen entspann sich ein Gespräch über die Sterne, und bei diesem Anlaß gab Genoveva höchst naiv ihre völlige Unkenntniß des Weltsystems an den Tag, und Andreas, entzückt sie belehren zu können, erklärte ihr was er nur konnte und freute sich, an ihr die lernbegierigste und fähigste Schülerin zu finden. Unter solchem Gespräch langte man in L... an. Henriette begleitete Genoveva in ihr Haus. Glücklich über diesen Tag taumelte Andreas zurück auf seines Vaters Schloß.

Was ihn besonders rührte und anzog, war die naive, lernbegierige Unwissenheit des Mädchens; er glaubte sich berufen, in diesen fruchtbaren Boden die Keime der Erkenntniß zu legen. Eine gleichgestimmte Seele, eine befreundete Stimme konnte diese edle Natur zur Entwicklung bringen und sich selbst offenbaren; er glühte vor Freude bei dem Gedanken: der Prometheus dieses köstlichen Geschöpfs zu werden. Er fühlte sich glücklich, daß ihn die empfangene Bildung in Stand setzte, ihr aus dem Schatz seiner Kenntnisse und Einsichten mitzutheilen. Aber schwer hielt es, dazu Mittel und Wege ausfindig zu machen; den Beistand, welchen ihm Joseph anbot, wies er empfindlich zurück; als er jedoch endlich ihre Wohnung erfahren, wagte er mit Herzklopfen, sie daselbst aufzusuchen. Mit einem schönen Blumenstrauß machte er sich auf den Weg, stieg die Treppen alle hinauf und trat in ihr Zimmer, wo er aber leider eine boshafte Dame, eine Frau Privat, antraf, welche er schon im Hause Marteau's gesehen hatte. Genoveva benahm sich sehr klug und bat ihn, sich mit seinen Aufträgen zu gedulden, bis die Dame befriedigt sey. Diese konnte sich nicht entfernen, ohne Andreas ein paar vorlaute Worte hinzuwerfen, welche dieser mit einer bittern Anspielung auf ihre Eheverhältnisse erwiederte, worauf sie sich rasch entfernte. Jetzt übergab Andreas seine Blumen; über diese entspann sich ein Ge-

sprach; Andreas zeigte genaue Bekanntschaft mit den Blumen, besah ihre Arbeiten, tadelte mit Einsicht, was unrichtig und gegen die Natur war, lobte das Gelungene und erbot sich ihr zu einem regelmäßigen Unterricht, was sich dadurch machen ließe, daß er ihr seine Hefte schickte, sie ihm das, was ihr unverständlich bliebe, bemerkte und er ihr dann dieß erklärte — aber hier trat ihm die Einwendung Genoveva's entgegen, daß sie keine Besuche von ihm mehr annehmen dürfe. Er erbot sich, in etwas kaltem und beleidigtem Ton, durch seinen Lehrer ihr die erforderlichen Aufschlüsse zu verschaffen, und sie, betrübt, daß er sich verletzt fühlte, antwortete ihm so freundlich, daß er, um nicht zu weich zu werden, sich eilig wegbegab. Nachdem er weg war, sank Genoveva in einen Stuhl und empfand heftiges Herzklopfen. Sie wagte sich selbst nicht zu prüfen, sich nicht zu gestehen, was sie fühlte; sie warf sich auf die Kniee nieder und flehte den Himmel, ihr die Ruhe zu erhalten, welche sie bisher genossen hatte.

Den Tag über fühlte sie sich beinah krank und konnte nichts genießen. Abends ging sie hinter der Stadt auf eine einsame Höhe spazieren und betrachtete die vom Himmel auftauchenden Gestirne, in Folge ihrer neu erworbenen Kenntnisse, mit ganz ungewöhnlichen Empfindungen. Ihre Gedanken nahmen einen erhabenen Flug, und als sie wieder auf sich selbst zurückkam, erschienen ihr die Vorfälle des Tages weit nicht mehr so bedeutend. Schon fühlte sie die Wirkung dieser Betrachtungen, wo die Seele ihren irdischen Kerker zu verlassen und in reinere Sphären aufzufliegen scheint; aber noch wußte sie sich von diesen neuen Eindrücken keine Rechenschaft zu geben und erging sich in diesem neuen Land mit dem Erstaunen und der Unsicherheit eines Kindes, das zum erstenmal ein Feenmährchen liest. Sie war nicht schwärmerisch; sie fürchtete die Leidenschaften; sie fand ihr Benehmen gegen Andreas unklug und zitterte aus ihrem ruhigen Leben herausgerissen zu werden. Sie kehrte nach Haus zurück, mit dem Entschluß, Andreas nicht wieder zu sehen und hielt Wort. Die Hefte und Pflanzenbücher erhielt sie durch Henriette, aber sie öffnete sie nicht. In wenigen Tagen gewöhnte sie sich, ohne Unruhe und Bewegung an ihn zu denken. Vierzehn Tage verließ sie ihr Gemach nicht und hörte nichts von dem trostlosen Jüngling, der einen Theil der Nächte unter ihren Fenstern in Thränen zubrachte.

Aber das Schicksal wollte Andreas trösten und Genoveva's Entschlüsse vereiteln. An einem schönen Frühlingsmorgen lockte sie der Sonnenaufgang und der Lerchengesang ins Freie, an das Plätzchen, wo sie schon einmal, ihr unbewußt, von Andreas war belauscht worden, nach Prés-Girault. Singend saß sie am Bache, als sie hinter sich Schritte hörte — es war Andreas! Sie stieß einen Schrei aus — Andreas näherte sich ihr schüchtern, blaß, mit trüber Ergebung und versicherte sie, daß nur der Zufall ihn hieher geführt habe; er erbot sich, sofort sich zu entfernen. Sie war weich und gerührt; er blieb; er redete ihr viel von Blumen und sie lauschte ihm begierig; er verbreitete sich über die Naturwissenschaften, über die Größe und Beschaffenheit der Erde — das alles war dem Mädchen ganz neu; er bot ihr an, morgen einen Atlas mitzubringen und sie in der Geographie und Botanik zugleich zu unterrichten, und in der Ueberraschung nahm sie es an. Nach einem schweren Kampf mit ihrem Gewissen fand sie sich wirklich am folgenden Tag wieder ein, und wie anziehend war ihr der Unterricht! Sie kam an allen folgenden Tagen nach Prés-Girault und riß sich oft erst los, wenn die Sonne sich neigte. Andreas genoß ein unaussprechliches Glück, seine Träume verwirklicht zu sehen und in diese empfängliche Seele die Schätze seines Geists zu legen. Seine Liebe wuchs von Tag zu Tag; er war stolz sie zu sich zu erheben, der Schöpfer und der Geliebte seiner Eva zu seyn. Köstlich waren ihre Morgen. Frei und allein auf einem entzückenden Wiesengrund plauderten sie entweder, unter den Weiden am Ufer sitzend, oder wandelten dahin auf den mit Weißdornen besetzten Pfaden. Indem sie von unbekannten Welten träumten, sahen sie sich wieder ins Angesicht und erwachten aus den prächtigen Reisen ihrer Phantasie, um sich in einer friedlichen Oase, mitten unter Blumen, die Arme umeinandergeschlungen, zu finden. — Aber die Regen im Mai machten diesem Glück ein Ende. Eine Woche lang konnte Genoveva keinen Fuß aus dem Hause setzen. Andreas hielt es nicht aus. Er drang zu ihr — er wurde geduldet — in ihrer Wohnung hielt er seine Lehrstunden; während sie mit dem Ohr und der Seele seine Worte einsog, arbeitete sie an ihren Blumen fort. So brachte er zwei Monate jeden Tag einige Stunden bei seiner Schülerin zu. Aber hingerissen von den ihr so neuen Gegenständen, vernachlässigte diese doch einigermaßen ihre Kunst und die Käuferinnen verminderten sich. Wenig bekümmerte sie sich darüber; das ihr anbrechende reiche Licht der Erkenntniß versetzte sie in eine süße Trunkenheit, in welcher sie die Berechnungen der Klugheit vergaß. Aber bald sollte sie die Klippen entdecken, unter welche sie gerathen war. Justine Marteau lud am zweiten Tag nach ihrer Hochzeit ihre Jugendfreundinnen auf eine Meierei bei der Stadt. Auch Genoveva ward in diese Gesellschaft geladen, die sonst aus lauter jungen Leuten von guten Familien bestand — ein Vorzug der ihr schon oft zu Theil geworden war, wegen ihres tadellosen Wandels und gänzlich unbescholtenen Rufs. Aber ohne daß sie selbst es wußte, hatte sie diesen guten Ruf verloren. Alle Anwesenden, mit Ausnahme der jungen Frau, hielten sich so ferne von ihr, betrachteten sie mit so eiskalten Blicken und mieden sie so geflissentlich, daß sie, obgleich zu sanft um darüber Entrüstung zu empfinden, ihr Schicksal erkannte und sich unter einem Vorwand bald entfernte. Kaum war sie zu Hause und wollte ihrer Lage nachdenken, als Henriette kam und mit unbarmherzigem Mitleiden sie zuerst ausfragte, wie es ihr gegangen, sie, obwohl Genoveva selbst nicht klagte, wegen der abscheulichen Mißhandlung bedauerte, ihr entdeckte, daß ihr Verkehr mit dem jungen Marquis allgemein bekannt, sie selbst der Gegenstand der höhnischsten Lästerungen, des feindseligsten Hasses geworden sey.

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 59.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

7 September 1836.

Shakspeare und Scott.

Wie wenig der Ruhm Walter Scotts in seinem Vaterland selbst im Sinken begriffen ist, mag man daraus abnehmen, daß man eine Parallele zwischen ihm und Shakspeare zu ziehen sich nicht scheut. Es ist eine eigene Schrift in London erschienen, die den Titel führt: Parallele zwischen Shakspeare und Scott, und ist gut aufgenommen worden. Eine Anzeige dieser Schrift äußert sich ganz in demselben Sinne:

Shakspeare und Scott sind zwei unserer größten Wohlthäter; sie haben Glück und Ergötzen an Millionen Herden verbreitet. Sie sind immer frisch und immer neu und wir heißen sie noch bei der zwanzigsten Durchlesung willkommen, wie wir die Sommersonne willkommen heißen, welche unserm Alter dasselbe Licht, dieselbe Wärme bringt, wie unserer Jugend. Sie haben unser Gedächtniß und unsere Phantasie mit Wesen erfüllt, natürlicher und glänzender als irgend andere Arbeiter in der „unlehrbaren, unerlernten Kunst,“ sie zu schaffen vermochten, und unter allen Erfindungen und Entdeckungen der Wissenschaft, sind die Erfindungen dieser beiden Männer immer noch die wunderbarsten, die entzückendsten, wir hätten beinah gesagt: die nützlichsten. Wir stimmen dem Verfasser der vor uns liegenden Schrift in seinen meisten Ansichten bei und haben längst empfunden, daß in der Behandlung der menschlichen Charaktere der nördliche und der südliche Zauberer auffallende Aehnlichkeit haben. Beide waren große Nachahmer, aber keine Kopisten. Sie erbeuteten beide aus der Geschichte und aus mündlichen Legenden — Verwicklungen, Begebenheiten, Reden und Anspielungen. Sie hauchten beide den Todten Leben und Empfindung ein, sie riefen die Helden, die Weisen, die Witzigen, die Schönheiten ihres Heimathlandes wieder ins Leben und goßen über jede Scene solchen Zauber aus, verliehen Allem solches Leben, daß in ihrer Gesellschaft die längste Nacht kurz erscheint. Ihre vornehmsten — ja sogar ihre gewöhnlichsten Charaktere sind für uns Wesen von Fleisch und Blut mit Empfindung und Seele; wir können sie nicht als körper- und wesenlos betrachten; dennoch ist ein Unterschied zwischen den Charakteren beider, nach unserem Gefühl. Die Personen Scotts erscheinen so real, daß wir sie unter unsere Bekannte zählen. Am Ufer des Lyddel suchen wir den Andreas Dinmont; wenn wir durch Glasgow reisen, spähen wir auf dem Salzmarkt umher, mit der Hoffnung dem Bailie Jarvie zu begegnen, und wenn wir Aberdeen besuchen, sind wir gewärtig, unterwegs Dugald Dalgetty zu begegnen. Die Charaktere Shakspeare's erwecken selten solche lebhafte Erwartungen — warum? Sie sind poetischer, sie sind mehr gereinigt von den Wirklichkeiten des Lebens und erheben sich über die alltäglichen Sympathien. Das Drama, oder die Poesie überhaupt erheischt dieß; die Prosa hält sich in einer niedrigeren Sphäre und demgemäß bildete Scott seine Charaktere. Wir denken uns immer die Helden und Heldinnen Shakspeare's als Geschöpfe, die durch Einbildungskraft zu dieser Höhe gehoben wurden und wozu die Natur nur wenig Materialien bot; wir können kaum glauben, daß Wesen so schön und tadellos wie Julie und Imogen wirklich existirt haben sollen, aber wir haben etwas gesehen wie Julia Mannering und Diana Vernon, und wir denken uns: Sir Walter sah das Uebrige. Obgleich wir diesen Unterschied zwischen den Schöpfungen Shakspeare's und Scott's wohl begreifen, wollen wir doch nicht sagen, der letztere habe, wenn er nicht wie jener zu Werk gehen wollte, einen Fehler begangen; im Gegentheil, wir betrachten es als einen großen Vorzug. Wir hörten einmal Coleridge behaupten: während Shakspeare alle seine Charaktere von den Menschen in ihrer unverfälschten Natur entnommen, habe Scott sich begnügt, die seinigen nach den verschiedenen Beschäftigungen und Berufsarten anzufertigen. Dieß ist, so dachten wir damals und denken wir noch, ungerecht; nicht daß die Bemerkung ganz der Wahrheit ermangelte; aber unsere Sprache und Gesinnung trägt immer auch die Farbe unseres Standes und Berufs; ein Soldat unterscheidet sich nicht bloß durch sein Aussehen, sondern auch durch seine Sprache von einem Rechtsgelehrten; die Manieren eines Landmanns sind nicht eines Höflings — genug, die Charaktere des großen Novellisten sind natürlich und nicht geborgt.

Der Geschmack Scotts war der seiner Zeiten, und ebenso

war es bei Shakspeare; beide schrieben für die Welt; sie wandelten auf dem Weg, wo sie die Welt wandeln sahen; sie machten keine Versuche, neue Schulen zu gründen und doch sind sie Gründer im vollsten Sinn des Worts. Beide liebten heimathliche Vorwürfe und hatten ihre Freude daran, die alltäglichen Begegnisse des Lebens und der Geschichte zugleich natürlich und national aufzufassen und zu gestalten. Der Fehler von Shakspeare's Zeitalter war es, Rang und hohe Geburt zu überschätzen und Alles als niedrig und gemein anzusehen, was unter dem Stand eines Gentleman stand. Der Ruhm von Scotts Zeitalter war es, den Menschen zu ehren, wie Gott ihn erschuf, mit Burns zu denken: „Ein Mensch ist ein Mensch nun einmal!" und mit Achtung und Neigung auch auf die niedrigen Söhne der Hütte zu sehen. Diesem Unterschied hat man die buntscheckigen Narren und Helden von Eastcheap zu verdanken, so wie die gänzliche Abwesenheit der kecken Yeomanry Englands bei dem südlichen Dichter, und das Auftreten der Dinmonts, der Headrig's und Ochiltree's in den Romanen des nordischen Barden. Beide Dichter waren Männer von großer Seele und weitem Mitgefühl; wollten wir jenen Unterschied durch die Annahme erklären, daß Scott in höherem Maß als Shakspeare diese Eigenschaften besaß, so müßten wir befürchten diesem Unrecht zu thun; aber dennoch ist so viel wahr: daß unser nationaler Dramatiker uns kein treues Bild des socialen englischen Lebens, wie es zu seiner Zeit war, gegeben hat; er war, glauben wir, mehr Höfling als Scott, und obgleich selbst ein Jäger, hatte er doch keine herzliche Liebe für „Hub, Dick und Hick, mit Knütteln und geflickten Schuhen," seine ländlichen Gesellen.

Shakspeare und Scott gleichen einander auch darin, daß sie nie einen Gegenstand oder Charakter erschöpfen, so wie in der vollen Herrschaft, welche sie über beide behaupten. Das Ungeheuer von Witz, Falstaff, wird augenscheinlich von seinem Schöpfer nur aus Laune und Uebermuth getödtet, und nicht weil er erschöpft war; denn manche von seinen letzten Späßen gehören zu seinen besten, und so wissen wir auch daß der andere Dichter sich nur zu zügeln und zurückzuhalten hatte bei Ochiltree und Dalgetty, damit nicht ihr Humor die andern Charaktere gar verdrängte. Auch ist die Handlung bei beiden auf die leichteste und glücklichste Weise fortgeführt; Alles ist schicklich, Alles am rechten Platz.

Andreas.

(Fortsetzung.)

Als Genoveva wieder allein war, bemerkte sie, daß die Offenherzigkeit Henriettens ihr gut gewesen sey. Die Vorwürfe und Tröstungen derselben hatten, indem sie die Wunden ihres Stolzes erweiterten, ihr eine lebhafte Verachtung gegen die niederträchtigen Angriffe eingeflößt, deren Gegenstand sie war. Sie setzte sich ruhig an ihr Fenster und fing an zu arbeiten. Die untergehende Sonne warf so lebhafte Lichter in ihr Zimmer, daß Alles eine Purpurfarbe annahm — die weißen Wände ihrer bescheidenen Werkstätte, ihr Gewand und die blassen Rosenblätter die sie eben zuschnitt. Diese Fülle von Licht übte einen plötzlichen Einfluß auf ihr Gemüth. Sie hatte immer ein unbestimmtes Gefühl von Poesie gehabt, aber nie hatte sie so scharf die Verbindung zwischen den Eindrücken des Geistes und den Schönheiten der äußern Natur empfunden. Jetzt offenbarte sich ihr in einem Augenblick diese Macht. Eine köstliche Rührung, eine ihr bisher unbekannte Freudigkeit traten an die Stelle des Verdrusses. Indem sie mit Eifer fortarbeitete, erhob sie sich über sich selbst und die gesammte sie umgebende Wirklichkeit, um einen schwärmerischen Gottesdienst zu feiern vor dem neuen Gott des neuen Weltalls, das sich vor ihr enthüllte; und indem sie in poetischer Entzückung mit diesem Gott sich vereinigte, schufen ihre Hände die vollkommenste Blume, die je in ihrer Werkstätte aufbrach. Als die Sonne hinunter war, legte sie ihre Arbeit weg und schaute lange in die Orange-Tinten des Himmels und seine goldenen Streifen. Sie fühlte, daß ihr Auge feucht war, daß ihr Kopf brannte. Als sie aufstand, empfand sie heftige Schmerzen in allen Gliedern und einige Nervenzuckungen. Bei ihrer zarten Beschaffenheit hatten die Vorfälle des Tags sie gewaltsam angegriffen. Sie hatte Fieber und legte sich zu Bett, verfiel in die Träume eines Halbschlummers und verlor gänzlich das Bewußtseyn der wirklichen Welt. Henriette ging, als sie Genoveva verlassen, in eine Kirche, um eine Predigt des Vikars zu hören, der im Städtchen eines großen Ansehens genoß, weil er theatralische Manieren, eine schwülstige Sprache und ein sehr gutes Gedächtniß hatte. Seine heutige Predigt jedoch über die christliche Liebe machte auf Henriette, deren Herz durchaus nicht boshaft, vielmehr im innersten Grund gutmüthig war, aber beständig mit ihrem heftigen und eifersüchtigen Charakter zu kämpfen hatte, einen solchen Eindruck, daß der Gedanke an die unglückliche Genoveva, deren Kummer sie durch ihre halb zärtlichen halb bittern Zusprüche noch gesteigert hatte, sie mit Reue und Angst erfüllte und sie sogleich nach dem Nachtessen wieder zu ihr eilte und als ihr nicht geöffnet wurde, die Thüre erbrach. Sie fand das Mädchen in heftigem Fieber, holte ihr ihre eigenen Bettstücke, machte Feuer an, kaufte von ihrem Tagelohn Zucker und bereitete ihr Thee. Um neun Uhr Nachts hörte sie die äußere Thüre öffnen — sie ahnte wer es sey, ging hinaus und stieß auf Andreas, den, weil er seine Geliebte den ganzen Tag nicht gesehen, die Sehnsucht und Unruhe jetzt noch hieher trieb. Er wollte sogleich zu dem Mädchen, aber Henriette hielt ihn fest und entdeckte ihm im Verlauf eines sehr hitzigen und für Andreas tödlich peinlichen Gesprächs, wie sehr durch seinen Umgang mit Genoveva der Ruf des Mädchens gelitten habe, ja so gut als vernichtet sey; sie erklärte ihm, wie das einzige Mittel, sein Unrecht gut zu machen, sey: sie zu heirathen, versicherte ihn mit Lächeln — als er, außer sich vor freudigem Schrecken über diesen Vorschlag, nur zweifelte, ob er denn Genoveva's Liebe besitze und ihre Einwilligung erhalten werde — daß daran nach dem Bisherigen nicht mehr zu zweifeln sey; sie schlug seine Freude wieder nieder, durch die Frage, ob sein Vater seine Zustimmung dazu geben werde, die er kleinlaut mit Nein beantwortete, erfuhr aber auf ihre Erkundigung von ihm, daß er 60,000 Fr. mütterliches Vermögen besitze. Dann tröstete sie ihn, daß die Krankheit des Mädchens nicht bedenklich, sondern nur eine augenblickliche Folge der heftigen Gemüths-

bewegung und des Kummers sey und wollte sich entfernen, damit sie miteinander die Sache ins Reine brächten. Als nun aber Andreas sie mit Zittern bat, ihn nicht zu verlassen, weil er sich nicht getraue, sein Anliegen vor Genoveva zu bringen, und sie darauf vorzubereiten, da erstaunte Henriette über seine Schüchternheit und rief aus: wahrhaftig, diese Liebenden sind weit gekommen! das verlohnt sich der Mühe, den armen Kindern so viel Böses nachzusagen! — Damit trat sie in das Gemach ihrer Freundin und Andreas blieb allein in der Finsterniß, das Herz pochend vor Unruhe und Freude. Genoveva hatte sich schon wieder beinah erholt, nur fühlte sie noch Schwäche in den Gliedern und im Kopf; sie verstand Henriettens Reden nicht recht und bat sie, ihr keine Neuigkeiten mehr zu sagen; diese entdeckte ihr endlich, Andreas sey da und habe höchst wichtige Dinge mit ihr zu besprechen; Genoveva wollte ihn nicht anders anhören, als angekleidet und außer dem Bette; sie stand auf und setzte sich auf einen Stuhl. Andreas trat mit Henriette ein, und als das Gespräch nicht in Gang kommen wollte, entfernte sich Henriette, damit sie ungezwungener ihr Herz ausschütten könnten. Nun trug der junge Mann dem Mädchen seine Wünsche vor; sie hörte ihn freundlich und geschmeichelt an, es freute sie geliebt zu werden, aber einerseits machte sie Andreas auf die Hindernisse aufmerksam, die sich ihrer Verbindung entgegenstellen würden, andererseits gestand das unschuldige Mädchen, daß sie zwar Freundschaft, aber nicht Liebe für ihn fühle; denn sie kenne die Liebe nur aus einigen Romanen und habe sich immer vor ihr als einer schlimmen Leidenschaft gefürchtet; Andreas bekämpfte ihre Bedenklichkeiten und versprach, durch Lektüre von Dichtern, sie mit dem Wesen der Liebe bekannt zu machen — unterdessen trat Henriette ein; Andreas ermächtigte sie, die Zeitung von ihrer Verlobung auszubreiten, und Genoveva widersetzte sich zwar dieser Eilfertigkeit, da sie ja noch nicht wisse, ob sie für die Liebe empfänglich seyn werde, verstand sich aber doch dazu, sich von Andreas umarmen und küssen zu lassen, zum Zeichen ihrer Verlobung. So trennten sie sich — Henriette vergnügt über ihr gelungenes Werk; Andreas selig über die Krönung seiner Wünsche — Genoveva etwas unruhig und scheu wegen der Heftigkeit des jungen Marquis, aber doch innerlich zufrieden und ruhig. Am andern Morgen beschäftigte sie sich mit der angenehmen Vorstellung, daß sie nun nicht mehr allein stehen sollte in der Welt, daß eine andere Seele mit ihr sympathisire und ihr die Last des Lebens würde tragen helfen. Sie beschaute sich im Spiegel und entdeckte, daß sie schön war; sie besann sich, daß auch Andreas ein hübscher Mann und ganz anders sey als die übrigen Männer. Wie sie so in Gedanken versunken war, mit aufgebundenen Haaren, im leichten Morgenkleid, überraschte sie Andreas, der sie noch nie so gesehen hatte und bewunderte die reiche Fülle ihrer schönen, sonst unter dem Häubchen versteckten Haare. Sie hieß ihn die Rose suchen, die sie gestern vor ihrem Krankheitsanfall gemacht und in ihrem Arbeitszimmer hatte liegen lassen; er bewunderte dieß Meisterstück ihrer kunstfertigen Hände und bat sie, ihm diese Rose zu schenken und die Haube nicht aufzusetzen. Er faßte sie in die Arme — aber er wagte nicht ihren Mund zu küssen — er küßte ihre über die Schultern wallenden Haare. Welch ein seltsamer Mensch! sagte Genoveva erröthend. Hat man je Haare geküßt? —

Die neuen Unterrichtsstunden begannen. Die Blicke, die bewegte Stimme, die zitternde Hand des Andreas waren noch beredter als seine Worte, und allmählich verstand auch Genoveva diese Sprache und die rascheren Schläge ihres Herzens erwiederten sie. Er machte sie mit den Gesetzen des Universums und mit der Weltgeschichte bekannt und wollte sie dann in die Poesie, namentlich seines Lieblingsdichters, Goethe's, einweihen. Die Schülerin machte bewundernswerth schnelle Fortschritte, und wenn auch noch zurückstehend hinter dem Lehrer in der Fülle des Wissens und der Kenntnisse, überholte sie ihn bald in der Klarheit und im lebendigen Verständniß.

Henriette hatte indeß die Zeitung von der bevorstehenden Heirath des Andreas mit Genoveva treulich ausgebreitet; zuerst hatte sie die Nachricht dem Joseph gebracht, der aber, zu ihrem Erstaunen, nichts weniger als erfreut darüber sich zeigte, und auf Henriettens Erinnerung, daß er ja selbst die Bekanntschaft des jungen Marquis mit dem Mädchen veranstaltet habe, barsch erwiederte; ja, aber nicht damit er sie heirathen sollte. — Henriette entfernte sich ganz entsetzt über seine schlechten Gesinnungen und schwor ihm, sich nicht von ihm betrügen zu lassen. Joseph suchte Andreas auf, konnte ihn aber viele Tage nicht finden. Endlich traf er ihn an der Thüre seiner Geliebten, zog ihn in einen benachbarten Garten und stellte ihm in starken Ausdrücken vor, welche Thorheit er begehen wolle, fragte ihn, ob er den Muth habe, von der Sache auch nur mit seinem Vater zu sprechen, ob er, der kein Fach studirt, keine Arbeit gelernt habe, die Mittel besitze, sich mit einer Familie zu ernähren und bekannte freimüthig, daß er zwar Henrietten wahnsinnig liebe, ohne doch je mehr als ihr Liebhaber werden zu wollen. Andreas antwortete ihm bald kleinlaut, bald entrüstet, verbat sich die Vergleichung Genoveva's mit Henriette und erklärte ihm, sie seyen über diese Angelegenheiten zu verschiedener Ansicht, als daß sie sich darüber verständigen könnten. Er wolle gegen Genoveva handeln wie Gott es ihm gebiete, und vergebens suchte der junge Marteau den Entschluß seines Freundes zu erschüttern und verließ ihn endlich, indem er bei sich selbst dachte: der alte Marquis habe noch nicht gesprochen und somit sey die Sache noch weit vom Ziel entfernt. Mittlerweile hatten diensteifrige Freunde dem Vater die Kunde zugetragen, der die Sache anfänglich nicht hoch aufnahm, und erst als er zu wiederholten Malen hörte, daß sein Sohn Ernst machen wolle, beschloß, sich darein zu legen. Als sein Sohn eines Morgens früh wegreiten wollte, griff der Vater dem Pferde in die Zügel, hieß es abzäumen, führte seinen Sohn in das Schloß zurück, stellte ein kurzes Verhör mit ihm an, in welchem dieser von der Wahrheit nichts gestand und schloß ihn in seinem Zimmer ein, um sich, wie er sagte, im Studium des Lügens zu vervollkommnen. Er selbst ging auf die Jagd. Andreas verwünschte tausendmal sein Geschick und sprang endlich zum Fenster hinaus, um Genoveva zu besuchen und eine Stunde bei ihr zuzubringen; die Kürze seines Besuchs entschuldigte er mit einer Unpäßlichkeit seines Vaters, und war wieder zu Hause, eh' der Marquis von der Jagd

zurück kam. Beide triumphirten; der Vater, weil er glaubte den Willen seines Sohns gezwungen, der Sohn, weil er glaubte, seinem Vater getrotzt zu haben. So speisten sie ganz freundschaftlich mit einander zu Nacht. Drei Tage lang hielt aber jetzt der Marquis seinen Sohn von Ausflügen nach L... zurück, indem er ihn mit auf die Jagd nahm, ihm Wirtschaftsrechnungen auftrug u. s. w. Am vierten Tag kam ihm ein Brieschen von der geängstigten Genoveva glücklich zu; sie schrieb ihm: entweder müsse sein Vater oder er selbst bedeutend krank seyn, daß sie ihn nicht sehe, nichts von ihm höre. Sie könne es nicht mehr länger aushalten. — Beschämt und gestachelt dadurch, machte sich Andreas sofort auf den Weg und langte ganz erschöpft und athemlos bei dem Mädchen an, die er um Verzeihung bat, wegen seines langen Ausbleibens und Schweigens. Sie versicherte ihn, daß es dessen nicht bedürfe; sie hege keinen Zweifel an ihm und wolle ihn gar nicht deßhalb fragen. Sie danke Gott, daß sie ihn nur wieder sehe. Andreas fühlte sich durch dieß Vertrauen innerlich gedemüthigt, vermochte es aber nicht über sich, ihr die für ihn schimpfliche Wahrheit zu gestehen. Einen Monat lang täuschte er seinen Vater und seine Geliebte — rannte zu allen Zeiten des Tages und der Nacht zwischen dem Schloß und dem Städtchen hin und her, und hatte hier die Unruhe seiner Geliebten zu beschwichtigen, dort dem Verdacht und den Vorwürfen seines Vaters auszuweichen. Diese körperliche und geistige Anstrengung konnte er in die Länge nicht aushalten — und mit einer Art schwermüthiger Genugthuung empfand er das Herannahen und Ueberhandnehmen einer Krankheit, welche ihm die Fortsetzung seiner Besuche in L... geradezu unmöglich machte.

Eines Abends, als Joseph Marteau an seinem Fenster eine Cigarre rauchte, sah er eine weißgekleidete Gestalt durch die Straße gleiten und vor seiner Hausthüre stehen bleiben; eine leise Stimme rief bebend seinen Namen. Er eilte hinab und wollte sie in seine Arme schließen — sie machte sich los, sie beschwor ihn, sie anzuhören — es war Genoveva, in tödlicher Angst, weil sie so eben gehört, daß Andreas in Fieberphantasieen krank liege. Sie flehte ihn zu seinem Freund zu eilen. — Augenblicklich sattelte er selbst sein Pferd und das bleiche, zitternde Mädchen verfolgte alle seine Bewegungen. Gerührt über ihren Kummer versicherte er, daß er bald auf dem Schloß seyn werde. Aber ihr war das nicht genug — sie wollte bald auch Nachrichten von dem Kranken haben — er schlug ihr vor, sich hinter ihn auf sein Pferd zu setzen und hinüber zu reiten — in ihrer Bekümmerniß nahm sie, über alle Rücksichten mit dem Heroismus der Liebe sich hinwegsetzend, seinen Vorschlag an. In der Stadt erkannte noch das Auge Henriettens Joseph, nicht aber seine Begleiterin und schickte ihm eine Fluth von Verwünschungen nach, die er aber nicht mehr vernahm. Die beiden schlugen den kürzesten, aber auch gefährlichen Weg ein — sie mußten den ziemlich hohen Fluß passiren und das Roß hatte Mühe mit seiner doppelten Bürde hinüberzukommen. Genoveva zeigte hiebei solchen Muth und Kaltblütigkeit, daß Joseph selbst darüber sich verwundern mußte und gerührt von ihrem himmlich sanften Wesen, Gedanken anderer Art, welche flüchtig in ihm aufstiegen, unterdrückte. In der Nähe des Schlosses wollte er sie in einer ihm angehörigen Meierei zurücklassen; aber Genoveva mochte sich nicht der Neugier der Leute im Hause aussetzen und bat ihn nur, ihr seinen Mantel zu leihen, sie wolle allein in einer verlassenen Kapelle zurückbleiben und seine Botschaft oder Rückkehr abwarten. Sie bestand darauf, obgleich er sie vor Schlangen, wilden Thieren, Gespenstern und Viehdieben warnte und ließ ihn allein weiter ziehen. Andreas lag ernstlich krank in Fieberphantasieen; bei ihm waren sein Vater, der Arzt, seine Amme und Herr Forez. Joseph wurde wohlwollend aber trüb empfangen. Man hegte ernstliche Besorgnisse. Andreas erkannte Niemand; er rief nach Genoveva und verlangte sie zu sehen oder zu sterben. Sein Vater, in Verzweiflung, sprach ihm zu wie einem Kinde und verhieß ihm, er solle sie lieben und heirathen dürfen, gegen die anderen Anwesenden aber schalt er auf die heillose Kreatur, welche an dem Tod seines Sohns Schuld sey und die er umbringen würde, wenn er sie vor sich hätte. Nach einer Stunde, als Andreas' Zustand sich etwas gebessert, ging Joseph weg, um das bange Mädchen davon zu benachrichtigen. Als er sich der wüste stehenden Kapelle näherte, konnte er sich eines gewissen abergläubigen Schauers nicht erwehren, weil ihm alle Gespenstergeschichten und Sagen aus seiner frühesten Kindheit einfielen — namentlich die vom großen Thier, das von Zeit zu Zeit die Meierhöfe heimsuchte, in alle Thiergestalten sich verwandelte und eine Viehseuche verkündigte. Aber entschlossen, jeder Gefahr zu trotzen, setzte er seinen Weg fort. Mit Verwunderung traf er Genoveva nicht an dem von ihr bezeichneten Platz; aber drei Schritte von sich sah er eine Thiergestalt und hörte ein Kettengeklirr — eben wollte er seinen Peitschenstock erheben, als er sah, daß es ein junges, weißes Stutenfüllen war, das hier das Gras abweidete und jetzt erschrocken vor ihm davon eilte. Er trat in das Innere der Kapelle — da lag das Mädchen ruhig knieend vor einem Kreuze und der Anblick erfüllte den derben Joseph selbst mit geheimer Ehrfurcht. Als sie seine Schritte hörte, fragte sie voll Unruhe nach Andreas Zustand und vernahm mit Entzücken, daß er noch nicht gestorben, noch nicht rettungslos sey. Joseph verkündigte ihr, daß die Aussprüche des Arztes so viel besagten: die Krankheit sey an sich bedrohender Natur, aber bis jetzt haben sich keine Symptome gezeigt, welche auf einen unregelmäßigen Verlauf deuteten und die Hoffnung abschnitten. Das Mädchen sank wieder auf die Kniee und ließ das Haupt auf die gefalteten Hände niedersinken; Joseph wollte wieder auf das Schloß gehen und bald wieder Botschaft bringen; sie sagte zu ihm: hört mich, Joseph, wenn er diese Nacht noch sterben muß, so muß ich ihn noch sehen, ihm ein letztes Lebewohl sagen. So lang mir noch einige Hoffnung bleibt, traue ich mir nicht Kühnheit genug zu, mich in seinem Haus zu zeigen; aber wenn ich nur noch einen Augenblick habe, um ihn lebend zu sehen, so wird mich nichts auf der Welt zurückhalten, diesen Augenblick zu benützen. Schwört mir, daß Ihr mich benachrichtigen wollt, wenn Alles verloren ist, wenn er und ich nur noch eine Stunde zu leben haben.

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 60.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

10 September 1836.

Die (englischen) Dichter unserer Zeit nach ihren philosophischen Richtungen betrachtet.

Viel von dem, was heut zu Tage unter dem Namen von Kritik läuft, ist in der That nur eine andere Gattung von Poesie. Das Interesse davon beruht auf der Reproduktion derjenigen Gefühle, welche durch den zu beurtheilenden Dichter erweckt worden waren, und der Kritiker ist nur ein zweiter Sänger, der die Eindrücke des ersten wieder belebt und modificirt. Er poetisirt über den Poeten. Schlegels Vorlesungen über das Drama fallen uns hier ein als ein bewundernswerthes Beispiel dieser Art von poetischer Kritik. In seiner Darstellung spiegeln sich die Erfindungen der Dramendichter mit einer Lebendigkeit ab, welche, als hervorgerufen durch die Selbstthätigkeit unseres eigenen Gedächtnisses angesehen, vielleicht unserer Eitelkeit schmeichelt, und zu der wunderbaren Wirkung der so vor unsere Seele gestellten idealen Personen gesellt sich noch ein immer wachsendes Staunen über die Macht des Genius, der sie zuerst ins Leben rief. Für diejenigen, deren Einbildungskraft eines Sporns und Stachels bedarf — für die, welche gutmüthig genug sind, Alles zu sehen, was ein Anderer sieht — für die endlich, welche nichts dagegen haben, mit einer Art von Räsonnement sich unterhalten zu lassen, wo die Meinungen „wie Schatten kommen und so auch verschwinden," kann nichts unterhaltender und angenehmer seyn, als diese Art Kritik, die jedoch, wir müssen es bekennen, eher geeignet ist, unser früher empfundenes Vergnügen an poetischen Erzeugnissen wieder zu beleben und zu entflammen, als uns feste Grundsätze zu geben, um darnach unsere Bewunderung für künftighin zu regeln.

Eine andere Art von Kritik gibt es, die so wenig Gefahr läuft, mit Poesie und Beredsamkeit verwechselt zu werden, daß wir uns wohl wundern dürfen, wie sie aus einer Bekanntschaft mit diesen Gebieten entspringen konnte. Gescheute und grübelnde Männer, große Liebhaber von Kleinlichkeiten haben sich zuweilen mit den Schöpfungen des Dichters zu schaffen gemacht. Mit dem Richtmaß in der Hand und der Arithmetik an den Fingern haben sie die Gebäude der Einbildungskraft ausgemessen und geschätzt. Das sind die Leute, die mit Hitze über die gedoppelte Intrigue in einer Komödie sich ereifern, die, als etwas Abgesondertes, die Maschinerie in einem Epos herausheben und die, als eine ihnen ganz besonders zustehende Prärogative, eine abgeschmackte und geistlose Kontrole über alle Bilder und Metaphern ausüben. Aus der Kunst des Vergnügens und geistigen Genusses sogar entlehnten sie die Materialien zur peinlichsten Langenweile; und als wollten sie die unauflösliche Verbindung des Guten mit dem Schlimmen in dieser Welt recht deutlich ins Licht setzen, kleben sie ihre hölzernen Kommentare in Stücken von jeder Form und Maß unten an die Blätter des Genius an. Man sagt uns, dieß Geschlecht von Kritikern sey beinah ausgestorben. Wir bitten den Himmel, daß dieß wahr seyn möge. Es wären zwei von Pharao's Plagen auf einmal — Fliegen und Finsterniß!

Dem Kritiker gebührt es so wenig einerseits, den begeisterten Flug und Schwung des Dichters nachzuahmen, als es auf der andern Seite seines Amtes ist, dessen Wirksamkeit zu vermindern und zu stören. Seine Obliegenheit ist: zu erklären. Der Kritiker soll sich nicht an die Stelle des Dichters zu drängen suchen, aber er soll ihm folgen durch alle Labyrinthe seiner Gedanken; er hat das Recht, ihn in seinen erhabensten Verzückungen noch zu beurtheilen; er soll immer erkennen, was jener thut und durch welche Mittel er seine Wirkung hervorbringt; er soll das Vorkommen und die Kraft der Leidenschaften und Neigungen zu würdigen verstehen, an welche der Dichter sich wendet und wird so im Stande seyn, über das Wesen und Gelingen seiner Bestrebungen sich auszusprechen. Er wird auch die philosophischen Ideen unterscheiden und herausheben, (wenn solche da sind), welche die Einbildungskraft des Dichters beherrschten, oder zu deren Verbreitung und Befestigung dessen Gedichte beitrugen.

Je weiter die Menschen in geistiger Kultur fortschreiten, um so mehr muß ihr Glück abhängen von der Beschaffenheit ihrer philosophischen Spekulationen. Es gibt einen Jammer

und ein Glück, deren Zeuge die Welt nicht ist und deren Schauplatz die stille Kammer des denkenden Gelehrten abgibt. Wo ein menschliches Gefühl lebt, dahin soll auch die Poesie dringen. Deßwegen ist sie auch in den neuern Zeiten, hinwegschreitend über das Gebiet großer Thaten und hoher Unternehmungen, mit all ihrem Glanz und ihrer Fülle in die stillen Gemächer der nachdenksamen Betrachtung getreten. Sie hat ihr Zelt in den Einsamkeiten der Philosophie aufgeschlagen. Wie der Krieger angefeuert wird durch die Erinnerung an die Thaten seiner Vorgänger auf seinem gefahrvollen Pfade des Ehrgeizes; wie der Liebende an der Freude und Zärtlichkeit anderer Liebender sich ergötzt: so mag auch der Denker mit einem eigenthümlichen Lustgefühl die Zweifel und Aengste, die Qual, das Geheimniß, die Erhebung und den Trübsinn anderer Männer betrachten, die auch die pfadlosen Gebiete des Denkens durchwandert und ihre Wolkentempel erbaut haben. Wenn die Poesie ihr Gebiet ausgedehnt hat, so muß, in demselben Verhältniß, auch der Kritiker seine Einsicht und Empfindungsfähigkeit erweitern; und wenn sie jetzt den Stoff für ihre Behandlung in den tiefen Gefühlen findet, welche mit der Forschung nach Wahrheit verbunden sind, so muß er ihr auch in diese Sphäre folgen.

Eine eigenthümliche Freiheit scheint durch allgemeine Uebereinstimmung den Spekulationen des Dichters eingeräumt zu werden. Sänger waren die ersten Lehrer der Theologie. Eine kühne und glühende Einbildungskraft erfand im einen Zeitalter, was im nächsten der feststehende, überlieferte Glaube der Menge ward. Des Berufs eines Lehrers überhoben, ist der Dichter heutzutage mehr geneigt unsere Glaubensartikel in Frage zu stellen, als sie zu vermehren. Aber dieß in Frage stellen entspringt aus demselben Geist ungebundener Wißbegier und freier Einbildungskraft, und dieselbe Gemüthsbeschaffenheit, welche in dem einen Zeitalter einem Volk einen neuen Glauben würde gegeben haben, thut sich in einem andern durch Angriffe auf den bestehenden Glauben hervor. Die Menschen fühlen, daß die Religion im Ganzen sicher ist in den Händen der Dichter; denn die Religion ist die dauernde Poesie der Menschheit. Sie ist das Ideale des Lebens; sie ist die Wiederherstellung einer Welt, die unsere Täuschungen zertrümmert haben; das Gebiet unberührter Hoffnungen und Wünsche, die über den Bereich der Vereitlung hinaus liegen. Es ist zu beklagen, daß diese Zuflucht für verwundete Seelen, dieser Besitz sehnsüchtiger Geister so oft durch die Zänkereien von Fanatikern entweiht wird; daß sie bisweilen zur gewinnreichen Spekulation wird in den Händen der Habsucht — bisweilen auch eine eroberte Provinz unter dem Scepter der Bigotterie. Wie oft haben die Menschen gewünscht, daß die Dichter ihr Eigenthum wieder besäßen und es als ihr Eigenthum behaupteten!

Doktor Johnson hat einem Kowley, Donne und Andern von ähnlicher Art den Titel „metaphysische Dichter," gegeben. Er hätte sie vielmehr gelehrt, oder pedantisch nennen sollen. In jedem Fall kann dieser Name mit weit mehr Recht auf eine Klasse von Dichtern unserer Zeit angewendet werden, und unter diesen vornemlich auf Wordsworth, Shelley und Coleridge. Es ist die Absicht des vorliegenden Artikels, einige Bemerkungen über die Philosophie eines jeden dieser drei Dichter zu machen.

Wordsworth verdient den Namen eines religiösen Dichters; die Empfindungen, die er zu wecken begehrt, sind von dieser Art. Kein Thema kehrt in seinen Büchern häufiger wieder, als das von der Abhängigkeit und Verantwortlichkeit des Menschen gegenüber von einer höhern Macht. Bei keinem Anlaß erhebt sich seine Entrüstung so gewaltig, als wenn er für nothwendig erachtet, diejenigen Philosophen zu widerlegen, welche durchaus darauf bestehen, den Geist auf die materielle Außenwelt beschränken zu wollen. Aber so glühend, zuversichtlich und ermuthigend die Gefühle sind, bei welchen er verweilt — so lauert doch im tiefsten Grund ein geheimer Skepticismus. Die Hauptidee in dem Gedicht Excursion ist einfach die: daß ein religiöser Glaube aus der Einbildungskraft entspringe, erregt durch die Schönheit der leblosen Schöpfung; daß die Liebe zur Natur unsere beste Gottheit sey. Dieß, neben der etwas unbestimmten Einschärfung eines Sittengesetzes, ist die Summe des Glaubens, der dort gelehrt wird. Das Gedicht stellt keine absolute, erste Wahrheit auf, von welcher herab es an das menschliche Gefühl sich wendete: sondern der Glaube an Gott wird zum Ergebniß der Empfindungen gemacht, welche man gewöhnlich sonst als das Resultat von ihm ansieht. Bei diesem Dichter ist es die Einbildungskraft und das Herz des Menschen, was jene Gewalten und Throne und Fürstenthümer erzeugt, welche über diese niedere Welt herrschen. Sein Himmel verdankt seine Gestalt und sein Daseyn dem Auge des Betrachters. Nicht in der absoluten Unendlichkeit, die über unsere Anschauung und Begriffe hinaus reicht, sondern in der blauen Wölbung, wie sie dem menschlichen Auge erscheint und sich abrundet, findet er sein himmlisches Vaterland.

Die Excursion beginnt mit einer pathetischen Erzählung von dem allmählichen Zerfall und der endlichen Zerstreuung einer Familie, welche eine einsame Hütte auf einer Haide bewohnte. Nach dieser Erzählung (welche dazu dient, den Charakter des Hauptsprechers in den folgenden Unterredungen anzudeuten), begeben sich der Hausirer und ein Dichter, sein Begleiter, auf den Weg, einen unglücklichen Zweifler zu besuchen, der in vollständiger Abgeschlossenheit in den Bergen lebt. Dieser Einsiedler ist in allen seinen politischen Hoffnungen getäuscht, all seines häuslichen Glückes beraubt, von all seinem religiösen Glauben verlassen worden. Hier hat der Lehrer der Weisheit eine große Aufgabe zu erfüllen. Dieser Mann soll wieder für die Thätigkeit, für die Hoffnung, für den Glauben gewonnen werden. Aber was ist nun der Inhalt der Lehre, die der Hausirer, die Personification der Weisheit, bei dieser Gelegenheit entwickelt? Herrliche Gedanken sind da und dort zerstreut; der Ursprung griechischen und chaldäischen Aberglaubens ist poetisch geschildert und die edelsten Neigungen unserer Natur sind auf die gewinnendste Weise hervorgehoben. So wird ein freundlicher und wohlthätiger Einfluß geübt. Aber wollte der Leser allzu hartnäckig nach dem Kern der Wahrheit forschen, welche mit vielem philosophischem Prunk dem unglücklichen Zweifler geboten wird, so wird er finden, daß der Vernunft wenig gegeben ist, sich

daran zu halten. Der Weise rathet dem Kranken das wilde Reh auf den Bergen zu jagen, und es wäre unmöglich einen ersprießlicheren Rath zu geben für die Gesundheit und heitere Geistesstimmung. Aber wir besorgen, seine Zweifel möchten eben nicht sehr bedeutend aufgeklärt worden seyn, dadurch, daß man ihm sagte:

Steh mit der Lerche auf! Dein Morgen soll
Verziehn dir werden, magst du, wie du willst,
Ihn auch verwenden, wenn du nur mit ihr
Ihn anfängst!

und durch andere ähnliche Anweisungen. Leider erzeugt die Liebe zur Natur nicht immer die Liebe zu den Menschen, und leitet auch nicht unabänderlich zu einer orthodoxen Theologie.

(Fortsetzung folgt.)

Andreas.

(Fortsetzung.)

Joseph schwor es ihr; ich weiß nicht, dachte er im Weggehen, was sie in ihrer Stimme hat, und was sie für Worte gebraucht — aber sie könnte mich weinen machen wie ein Kind. — Lange betete Genoveva; dann setzte sie sich, mit trüber Ergebung, in Josephs Mantel gehüllt, auf einen Leichenstein; voll Bangigkeit sah sie der Rückkehr Josephs entgegen, die quälendsten Besorgnisse durchwühlten ihr Herz, sie verlor allen Muth und fing an zu schluchzen. Der Gedanke, Andreas liege im Sterben, bemächtigte sich ihrer mit solcher Gewalt, daß sie in der Verzweiflung durch die Wiesen auf das Schloß zu eilte. Alle Thüren standen offen, die Schloßbewohner waren alle wach; die Dienerschaft sah die weiße Gestalt an sich vorüberschweben und hielt sie für einen Geist — nach den Einen Tod, nach den Andern Rettung verkündend. Der Instinkt der Liebe führte das Mädchen in das Krankenzimmer — in das sie zitternd und blaß hineinstürzte. Aber kaum war sie über die Schwelle, als der alte Marquis wüthend auf sie los fuhr, sie mit Schmähungen überhäufte und sie hinausgehen hieß. Das Mädchen sank vor ihm auf die Kniee und flehte ihn, sie den Kranken sehen zu lassen, aber er wurde immer wüthender und seine Drohungen und Schmähungen heftiger — er achtete nicht auf das Zureden Josephs, der ihm die Unschicklichkeit seines Benehmens gegen ein Weib vorhielt. — Genoveva bat von neuem aufs rührendste — Joseph hielt ihre Bitten für unwiderstehlich und verband die seinigen damit, aber der Marquis schleuderte das Mädchen zurück — Joseph ballte die Faust, hielt sie dem Marquis vor, faßte mit dem andern Arm das Mädchen und führte sie an das Bett des Kranken. Der anwesende Geistliche legte sich darein und tadelte die beiden Männer über ihr heftiges, unziemliches Benehmen unter solchen Umständen, und Joseph nahm seine Ermahnung demüthig auf; der Marquis brummte zwar darüber, doch in einem Ton, der das Nachlassen seines Zorns anzeigte und wollte auf der Entfernung des Mädchens bestehen; — aber der Arzt erklärte, daß ihre Anwesenheit wohltätig auf den Kranken wirke, dem jetzt das Bewußtseyn zurückzukehren scheine und gebot, daß sie bleibe. Wirklich begann Andreas, nach der tiefen Bewußtlosigkeit, worin er versunken gewesen, wieder zu sich zu kommen und als er die Züge Genoveva's erkannte, verbreitete sich eine kindliche Freude über sein Angesicht. Der Druck von Genoveva's Hand brachte ihn ganz zu sich selbst. Er wendete sich gegen die Umstehenden und sagte mit naivem Lächeln: das ist Genoveva! Dann schaute er sie wieder mit süßem Wohlbehagen an, und sank endlich friedlich zurück. Es herrschte tiefe, feierliche Stille. Der Arzt setzte einen Stuhl für Genoveva neben das Bett des Kranken; so blieb sie bei ihm; von Zeit zu Zeit erwachte er, betrachtete sie unruhig und die Berührung ihrer Hand gab ihm wieder Zuversicht. Der Marquis beobachtete ängstlich von seinem lederner Lehnstuhl aus seinen Sohn und machte oft Miene aufstehen zu wollen; aber Joseph bewachte ihn und bedeutete ihn mit Augen und Mund sich still zu verhalten. Der Arzt hatte sich auf eine Matratze mitten im Zimmer geworfen und lag da wie ein Wachthund, bereit bei jedem Geräusch aufzufahren und den Marquis einzuschüchtern, falls er die Liebenden hätte trennen wollen. Joseph las in einer alten Zeitung, ohne daß er etwas verstanden hätte, und verfiel von Zeit zu Zeit in einen Halbschlummer, in welchem sich die buntesten Bilder und Vorstellungen vermengten. Der Geistliche las in seinem Gebetbuch. Bei jedem erstickten Seufzer des Kranken ließ er sein Buch sinken, hob seine Brille auf und gab dem glücklichen und traurigen Paar seinen stillen Segen. Genoveva war so angegriffen, daß sie sich selbst des Schlafs nicht erwehren konnte und ihr Haupt neben das des Andreas niedersinken ließ, und so ruhten die beiden jungen Leute auf einem und demselben Kopfkissen, unter den Augen des erbitterten und überwundenen Vaters, der vor Wuth über dieß Schauspiel knirschte und sie doch nicht zu trennen wagte. Als es ganz Tag geworden war, hatten der Geistliche und der Arzt eine leise Unterredung miteinander. Der Arzt prüfte des Andreas Puls, der Geistliche redete mit Genoveva, die ihm ehrerbietig zuhörte und ihr Haupt neigte, dann mit Joseph sprach und mit diesem das Zimmer verließ. Als der inzwischen eingeschlafene Marquis wieder erwachte, fand er sich außer dem Kranken mit dem Arzt allein und dieser erklärte ihm: man habe das Mädchen, während Andreas noch schlummere, entfernt; bei der in Folge seiner Krankheit eingetretenen Gedächtnißschwäche werde dieser leicht bei dem Glauben erhalten werden können, den er jetzt habe: daß die Erscheinung Genoveva's nur ein Fiebertraum gewesen sey. Der Marquis solle sich hüten, etwas zu sagen, was diesen Traum zerstören dürfte und bedenken, daß, da die Krankheit vornemlich psychische Ursachen habe, er, der Marquis, mehr als der Arzt zur Heilung seines Sohns beitragen könne. Der Marquis versprach, ihn zu schonen, aber nie werde er seine Einwilligung zu seiner Verheirathung geben. Der Arzt erwiederte ihm: ihn gehe die Heirath nichts an; wolle aber der Marquis seinen Sohn durch Verdruß und Gewaltthätigkeit tödten, so möge er dieß sogleich heraussagen, denn in diesem Falle habe er, der Arzt, nichts mehr hier zu schaffen. — Aus Furcht durch üble Behandlung seinen Sohn zu tödten, gab nun zwar der Marquis nach und behandelte ihn bis zu seiner Genesung ganz sanft; aber im Grund seines Herzens hegte er unversöhnlichen Haß gegen Genoveva.

Mit Andreas' Genesung ging es ziemlich schnell und binnen vierzehn Tagen war er so ziemlich wieder hergestellt. Joseph kam alle Tage zu ihm hinaus und jeden Abend brachte er Genoveva Nachricht von ihm. Aber während dieser Zeit sah das arme Mädchen ihre Lage deutlicher ein. Sie rief sich das Benehmen des Marquis gegen sich vor die Seele zurück und berechnete darnach die Möglichkeit, ob dieser Mann, der sie so mißhandelt, solchen Haß gegen sie an den Tag gelegt hatte, je seine Einwilligung zu ihrer Vermählung mit seinem Sohn geben würde. Sie sah ihren Ruf vernichtet, wenn Andreas sie nicht heirathete, und auf der andern Seite tausendfachen Verdruß und Kummer, wenn er sich dazu entschloß. Am meisten aber bekümmerte sie die Schwäche von Andreas' Charakter, die sie nunmehr klar einsah und die ihr für die Zukunft wenig Tröstliches verhieß. Sie wollte ganz ins Reine kommen und stellte Joseph über die Gesinnungen des Marquis und den Charakter seines Sohns zur Rede. Joseph schenkte ihr reinen Wein ein und ahnte nicht, daß er ihr Gift ins Herz gegossen hatte, als er mit den Worten schloß: Dieß Alles darf Euch nicht bekümmern, Andreas liebt Euch, ich bin Euer Freund, wir werden dem Geschick die Spitze bieten. — Sie schloß sich in ihre Kammer ein und brachte verzweiflungsvolle Nächte zu. Sie wollte nur noch abwarten, welche Schritte Andreas thun würde, um dann ihren Entschluß zu fassen. Joseph, der seit einiger Zeit an Genoveva ein ganz besonderes Interesse fühlte, wünschte sehnlich mit Andreas von ihr zu sprechen, aber dieser wich aus. Endlich einmal konnte er dem Mädchen die Nachricht bringen, daß Andreas ihm sein Herz geöffnet, von ihr mit Begeisterung gesprochen und verzweiflungsvoll über die Grausamkeit seines Vaters sich beklagt habe. Als aber Joseph auf ihre Frage: und was denn Andreas beschlossen? ihr erzählte, er habe ihn um Rath gebeten und sich weinend und seinen Beistand erbittend sich in seine Arme geworfen: da zuckte, ein kaum wahrnehmbares, bitteres Lächeln über Genoveva's Lippe — die einzige Aeußerung einer verletzten, für immer zerrissenen Seele. Joseph versicherte, alles Mögliche für ihn und für sie thun zu wollen — sie dankte ihm und gab ihm die Nachricht, daß sie jetzt, da sie über Andreas' Befinden ruhig seyn könne, zu einer kranken Muhme nach Gueret reise, welche sie zu sich berufen, und als Joseph sein Erstaunen äußerte, wie sie in dem Augenblick, wo ihr Geliebter genesen sey, abreisen könne, erklärte sie, blaß, und die Augen zum Himmel erhebend: Wir werden uns nie wieder sehen! Sie trug ihm auf, dieß nach und nach dem Andreas beizubringen, indem er den Termin ihrer Zurückkunft immer weiter hinaussetzen solle und sagte ihm auf seine Fragen, mit großer Milde: Ich bin nicht böse auf ihn. Das arme Kind! Wie könnte ich ihm einen Vorwurf darüber machen, daß er als ein Sklave geboren ist? Ich beklage, ich liebe ihn; aber ich kann ihm nichts Gutes erweisen und könnte alles mögliche Schlimme über ihn bringen. Seht Ihr nicht, daß unsere Heirath eine Unmöglichkeit ist? Sie erklärte ihm: sie wolle sich weder herabgeben, einen Mann wie den Marquis von Morand anzuflehen, noch es auf sich nehmen, eine Trennung von Vater und Sohn herbeizuführen; auch würde Andreas ewig unglücklich seyn, wenn er einmal die Schüchternheit seines Charakters, die Sanftmuth seiner Seele so verläugnete. Es sey nothwendig, den Gedanken an diese unkluge und romanhafte Heirath aufzugeben — es sey jetzt noch Zeit — Andreas habe keinerlei Verpflichtungen gegen sie. — Diese letzten Worte bestätigten in Joseph die Ueberzeugung von der Unschuld und Reinheit Genoveva's und beim Weggehen sagte er, als er ihr die Hand reichte: Ich bin weder galant noch romantisch; ich habe, um Euch zu gefallen, weder den Geist noch die Kenntnisse des Andreas. Zudem liebt er Euch und Ihr ihn... So habe ich nichts zu sagen.... Damit glaubte er Alles gesagt zu haben; aber Genoveva zu sehr in Anspruch genommen von ihrem eigenen Kummer, begriff nicht, was er meinte und sah ihm erstaunt nach. Sie überließ sich, längst unfähig recht zu arbeiten, ihrem Schmerz, als nach etwa einer Stunde Henriette kam, ein Besuch der ihr jetzt höchst lästig fiel. Diese war nicht wie sonst — sie war anfangs kalt und trocken, aber bald gerieth sie in Hitze, hielt Genoveva vor, was sie, Henriette, für sie gethan habe und ersuchte die Erstaunte, sich mit Andreas zu begnügen und ihr Joseph zu lassen. Als das arme Mädchen sie nicht gleich verstand, überhäufte sie sie mit den leidenschaftlichsten Schmähungen, rückte ihr vor, daß Joseph alle Abende zu ihr komme und drohte ihr mit einem *Charivari*. Empört über dieß Benehmen, faßte Genoveva all ihren Stolz und ihre Kraft zusammen, erklärte der Grisette, daß sie keine Absichten auf Joseph habe, daß sie morgen die Stadt verlasse, und hieß sie aus ihrem Zimmer gehen. Dann fiel sie ohnmächtig nieder. Henriette, schnell überzeugt von der Unschuld des Mädchens, und ihr unwürdiges Benehmen bitter bereuend, leistete ihr alle Hülfe, flehte sie, als sie wieder zu sich kam, um Verzeihung an, entschuldigte sich mit dem Wahnsinn der Eifersucht und erklärte sich vollkommen ruhig, wenn sie abreise, obgleich es außer allem Zweifel sey, daß Joseph sie liebe. Genoveva verzieh ihr, bedauerte sie, erinnerte sie aber auch daran, wie sie bisher hartnäckig geläugnet habe, daß sie Joseph liebe. Dann gab sie ihr einen Brief an ihn, den sie sofort schrieb, und welchen sie am andern Mittag ihm einhändigen sollte und verabschiedete sich von ihr. Die Nacht über ordnete sie Alles zur Abreise mit einer Sorgfalt und Genauigkeit, wie eine Pensionärin, welche in die Ferien reist; ihre schmerzerfüllte Seele nagte an ihrem Körper, ohne ihre Wange zu berühren, ohne eine Falte auf ihrer Stirne zu ziehen. Aber mit bitteren Empfindungen sah sie auf ihre Blumen, die Niemand so wie Andreas zu schätzen wußte, auf ihre Bücher, die sie von ihm hatte, und die statt sie glücklicher zu machen, ihr nur Leid gebracht hatten. Um sieben Uhr Morgens verließ sie in dem Postwagen von Gueret die Stadt, und nahm eine unheilbare Seelenwunde, die Erinnerung an eine für immer erstorbene Hoffnung, mit sich.

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 61.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

14 September 1836.

Die (englischen) Dichter unserer Zeit nach ihren philosophischen Richtungen betrachtet.

(Fortsetzung.)

Die drei Unterredenden begeben sich nachher auf einen Kirchhof, wo sie den Pfarrer eines einsamen Dorfes treffen. Von ihm verlangen sie eine Auflösung ihrer Bedenklichkeiten. „Ist der Mensch ein Kind der Hoffnung?" fragt der Hauptsprecher? Aber auch der Priester weicht einer entschiedenen Antwort aus:

Unsre Natur, versetzt der Priester mild,
Die mögen Engel nur ergründen! sie
Erschaun mit klarem unumwölktem Geist
Die Dinge wie sie sind; wir selber aber
Erreichen jene Höhn des Schauens nicht;
Uns mischt sich Gutes stets mit Schlimmem.
— — — Trotz dem stolzsten Rühmen
Bleibt Einsicht für den unvollkommnen Menschen
Nur stets ein Streben und ein edles Ziel.
Sie bleibt des Höchsten Kron' und Attribut,
Wornach wir ringen — die wir nie gewinnen!

Dann geht der Priester über auf die Schilderung der Mannigfaltigkeit von Charakteren, welche sich unter seiner kleinen Heerde zeigt — eine Schilderung, die keinen andern Zweck zu haben scheint, als die unvermeidliche Verschiedenheit in Temperament und Ansichten darzuthun, welche der vielgestaltigen menschlichen Natur eigen ist.

Es wäre vielleicht schwer, zwei Dichter namhaft zu machen, die sich besser mit einander vergleichen und einander gegenüber stellen ließen, als Wordsworth und Shelley. Bei dem ersten finden wir große Einfachheit der Methode, aber einen verwickelten und schwer zu verfolgenden Gedankengang; beim letztern ist Einfachheit der spekulativen Idee, aber die Entfaltung derselben ist schwierig und dunkel. Beide sind Männer von großer Schärfe und Feinheit im Denken; aber bei Wordsworth ist es die Schärfe der Reflexion, bei Shelley die Stärke der Einbildungskraft. Wordsworth liebt es, um einen alltäglichen Gegenstand eine Menge aus den entlegensten Quellen abgeleiteter Gedanken und Gefühle zu versammeln; Shelley schafft das Bild, das er malt. Bei dem Verfasser der Excursion haben wir nichts so Ursprüngliches, nichts Persönliches. Mit ausgebreiteter Schwinge und in weitem Bogen umkreist er den Horizont menschlicher Leidenschaft, aber nichts läßt errathen, daß er je selbst in den Kampf hinabgestiegen ist. Er scheint zum Behuf von Andern, nicht für sich selbst zu denken, und sein Glauben ist eine Art von Stellvertretung für Jedermann. Dagegen bricht die Poesie Shelley's aus ihm selbst mit eigenthümlicher, urkräftiger Gewalt. Er ist der weniger Weise unter beiden, aber ist von größerer Liebe zur Wahrheit beseelt; er besitzt weniger Menschenkenntniß, aber er bringt für die Sache der Menschheit einen glühenderen Eifer, eine stärkere Ueberzeugung mit.

Ihre Hauptfehler als Dichter entsprechen dieser Eigenthümlichkeit ihres Wesens. Shelley, immer über seinen Ideen brütend, überrascht uns mit einem Glanz der Sprache und einer Fülle von Bildern, die oft keine neue Gedanken darbieten; er erinnert uns an jene Feuerwerke, wo immer frisches Feuer aus hundert Röhren sprüht, aber dasselbe Wort fest und unverändert in Flammen vor uns steht. Wordsworth dagegen verschwendet oft die Arbeit eines vollendeten Künstlers auf schwache, unbedeutende, ja abgeschmackte Stoffe. Die Empörung des Islam ist eine unendliche Wiederholung derselben Gedanken, von welchen der Dichter sich nicht losmachen konnte; die kirchlichen Sonette geben das Beispiel von einem Barden in der höchsten Verlegenheit um einen Gegenstand, an welchen er seine Verse anknüpfen soll.

In der Harmonie der Versification ist Shelley weniger genau und fleißig, aber mannichfaltiger und origineller; im Gebrauch der Sprache ist er weniger gewählt, aber weit frischer, fruchtbarer und gewandter. Wordsworth muß man eine ruhigere und umfassendere Einsicht in die menschliche Natur und eine methodischere Kenntniß der Grundsätze, welche die Gesellschaft beherrschen, zugestehen; aber Shelley war es in weit höhe-

rem Grade gegeben, die bunteste und kühnste Phantasie mit dem feinsten Gefühl zu vereinbaren. Er ist der poetischste der Poeten. Vieles von seinen Gedichten mag man, aus mannichfachen Gründen, vernichtet wünschen; aber das, was nach einer solchen Ausmusterung übrig bliebe, würde im ausgezeichnetsten Sinne poetisch — es würde die Trunkenheit und Verzückung der Muse seyn. Seine Gedichte erzeugen eine Art von köstlichem Wahnsinn, welcher steigt und anschwillt und, man muß hinzusetzen, verschwindet mit der Musik des Liedes.

(Schluß folgt.)

Andreas.

(Fortsetzung.)

Sobald Henriette den Brief an Joseph abgegeben hatte, eilte dieser, ohne etwas zu erwiedern, in Genoveva's Wohnung, und als er diese leer fand, nach dem Schloß Morand. Genoveva ist fort! mit diesen Worten trat er in Andreas Zimmer und ohne diesem den Zusammenhang der Sache zu erklären, machte er ihm die härtesten Vorwürfe über seine Feigheit und Kälte, und erinnerte sich erst, als er damit zu Ende war, welche Schonung Andreas' Gesundheit verlange und daß er ihm noch gar nichts erläutert habe; er zog den Brief des Mädchens hervor und gab ihn seinem Freund zu lesen. Er enthielt die Nachricht ihrer Abreise und die Bitte an Joseph, nach und nach den Andreas mit dem Gedanken einer Trennung bekannt zu machen. — Verzweifelnd fragte Andreas, was er ihr denn gethan habe? Joseph gestand, von ihrer Liebe nichts zu verstehen, machte ihn aber aufmerksam, daß es jetzt auf entschiedene Schritte ankomme. Er fragte ihn, ob er entschlossen sey, Genoveva zu heirathen und seinem Vater zu trotzen, und auf seine bejahende Antwort schlug er ihm vor, Genoveva nachzureisen und sie nach L... zurückzuführen. Morgen solle er an seinen Vater um seine Einwilligung schreiben und dann werde man weiter sehen. Damit war Andreas ganz einverstanden; aber mit Erstaunen erfuhr jetzt Joseph, als er sich bei seinem Freund erkundigte, was denn der Marquis bisher zu Andreas' Plan gesagt habe, daß dieser noch gar nicht mit ihm davon gesprochen hatte. — Du wirst Genoveva nie heirathen! sie hat wohl gethan, dir zu entsagen! rief er aus. Tiefbeschämt erwiederte ihm Andreas: Du weißt nicht, was es heißt, zwanzig Jahre unter dem Joch eines Tyrannen gelebt zu haben. Du bist erzogen worden wie ein Mensch, und bist sonst von Natur kräftig. Ich bin schwächlich geboren und man hat mich niedergedrückt ... Joseph drang in ihn, ehe sie abreisten mit seinem Vater zu sprechen und machte ihm die Eröffnung, daß er selbst, falls Andreas nicht Genoveva heirathe, gesonnen sey, dem Mädchen, das er für völlig rein halte, seine Hand anzubieten. Seit jener Nachtreise auf das Schloß Morand liebte er sie — der Bruch zwischen ihr und Andreas schien ihm Aussichten zu eröffnen, aber er dachte zu ehrlich, als daß er unedle Mittel sich erlaubt hätte, um zu seinem Wunsch zu gelangen, nur daß er seinen Entschluß halb und halb als eine Handlung der Großmuth darstellte, um Genoveva zu retten. Aber als das Entsetzen des Andreas ihm zeigte, daß dieser seine Geliebte nicht aufgeben wollte, verzichtete er sofort auf seinen Plan — er erkannte selbst, daß der gebildetere, feinere Andreas besser für das Mädchen passe als er, und gelobte, aus allen Kräften eine Aussöhnung zu befördern. — Die von ihm durchaus geforderte Unterredung des Andreas mit seinem Vater hatte Statt; aber jener war viel zu sehr eingeschüchtert, als daß er hätte dem alten Marquis vernünftige Vorstellungen machen können; er hörte dessen Zornsergießungen und Drohungen schweigend an und wurde sogar einigermaßen gerührt, als ihm der Vater vorrechnete, wie sehr er sich seiner als eines Kindes, das ihm viele Unlust gemacht, angenommen, wie viele Mühe und Sorgfalt er auf ihn verwendet habe, und erst als der Marquis mit Schmähungen und Verdächtigungen des Charakters und des Wandels Genoveva's schloß, fand der Sohn wieder einige Kraft und entfernte sich mit der Erklärung: im Nothfall die Gerechtigkeit und die Gesetze zu seinem Beistand anrufen zu wollen. Die beiden jungen Leute machten sich in dem Char-à-bancs des Marquis und mit Josephs Pferd sofort auf den Weg nach Gueret. In einem kleinen Dorf holten sie die Postkutsche ein, vor Anbruch des Morgens. In einer Ecke des Saals fanden sie Genoveva, den Kopf auf die Hände gestützt, schlummern. Andreas fühlte sein Herz zerrissen von Rührung; er schloß sie mit Thränen und schluchzend in seine Arme. Mit einem Schrei erwachte sie — sie glaubte zu träumen und gab sich der Zärtlichkeit ihres Geliebten hin, während Joseph in peinlicher Rührung sich abwandte. Andreas suchte Genoveva zur Rückkehr nach L... zu bewegen; aber ihre Gründe dagegen waren so heftig, daß beschlossen wurde, sie sollte vorerst nach Gueret reisen und daselbst den Erfolg der Schritte abwarten, welche Andreas bei seinem Vater thun würde. — So trennten sie sich, auf acht Tage nur, wie sie hofften. Andreas schrieb an seinen Vater, erhielt aber keine Antwort; dasselbe Schicksal hatten weitere Briefe. Genoveva wollte nicht kommen, bis etwas entschieden wäre. Andreas, in Verzweiflung, ließ eine gerichtliche Auffoderung an seinen Vater ergehen, reiste nach Gueret, und bewog Genoveva, welche den gethanen Schritt im Innersten mißbilligte, mit ihm nach L... umzukehren. Sie that dieß mit Widerstreben: Du ziehst mich ins Unglück hinein, sagte sie zu Andreas, du machst, daß ich nicht mehr die Achtung vor mir selbst haben kann, die ich haben möchte; nie werde ich mich darüber trösten und immer werde ich dich einigermaßen deßhalb anklagen. Entsage, entsage mir! es ist noch Zeit; befürchte, daß, wenn ich dir heute nachgebe, ich es morgen bereue! Du hast Recht, sagte er, trennen wir uns! Aber jetzt verfiel er in Convulsionen. Genoveva vermochte es nicht über sich, ihn zu verlassen, und ging mit ihm nach L... zurück. Jetzt begann für beide eine kummervolle Zeit. Der wüthende Marquis hetzte Alles gegen das unglückliche Mädchen auf und es gelang ihm nur zu gut; sie verlor nach und nach ihre ganze Kundschaft. Andreas erhielt mit Mühe eine Stelle an einer Schule, aber er konnte sein Ansehen nicht behaupten, und der Verdruß und die Unlust zwangen ihn, sie wieder aufzugeben. Henriette quälte Genoveva mit ihrer Eifersucht, und diese ward nach und nach ganz furcht-

sam, verlor ihren frühern edeln Stolz und zitterte beständig vor neuen Stürmen und Schreckbildern. Sie ward krank; sie und Andreas hatten kein Geld mehr, um eine Wärterin zu bezahlen; Andreas übernahm ihre Pflege und war beständig um sie; aber er traute sich zu viel Kraft zu, jeder Versuchung zu widerstehen; diese zu große Zuversicht blieb nicht ungestraft; Genoveva's Stimmung gegen ihn änderte sich; die Zärtlichkeit blieb, aber die Begeisterung war todt. Gebieterisch verlangten die Umstände ihre Vermählung; sie hatte Statt, aber es war ein trauriger Tag; am Arme Josephs schwankte Genoveva in die Kirche und empfing den Trauring aus Andreas Händen. — Der steigende Mangel nöthigte den Andreas sein mütterliches Vermögen herauszufordern, aber dem widersetzte sich Genoveva aufs entschiedenste und Andreas gab, unklugerweise, ihrem Zartgefühl nach.

Sie unterzog sich den härtesten Arbeiten geduldig, ohne je eine Klage hören zu lassen. Joseph unterstützte seinen Freund so gut er konnte, aber auch dieß wollte dessen Gattin nicht zugeben und so sah der gute Marteau, dem ihr Elend zu Herzen ging, kein anderes Mittel ihnen zu helfen, als daß er den Marquis etwas milder zu stimmen suchte. Zu diesem Behuf machte er sich eines Tags auf den Weg nach dem Schloß Morand. Er traf den Marquis auf dem Feld und war überrascht über die Veränderung, die mit ihm vorgegangen war. Die Auflehnung seines Sohnes hatte ihn gekränkt, aber noch bitterer empfand er, daß er jetzt Niemand mehr hatte, gegen den er so seinen Zorn auslassen konnte, wie gegen Andreas. Joseph wußte durch einige wohlangebrachte Schmeicheleien und gutmüthige Reden seinen Groll einigermaßen zu entwaffnen; doch warf ihm dieser vor, daß er ihm seinen Sohn verführt und aufgesteift habe; Joseph aber erklärte ihm mit großer Keckheit, er habe vielmehr den Andreas von einem gewaltsamen Schritt abgehalten, den zu thun er in seiner Wuth nach dem Gespräch mit seinem Vater im Begriff gewesen sey, und durch viele Lügen, die der Marquis nur halb und halb zu glauben vermochte, gelang es ihm doch, ihn ziemlich zu besänftigen, und ihn auf die Meinung zu bringen, Joseph habe den Andreas, den er als ganz wüthend schilderte, immer noch zurückgehalten. Durch das Auspacken eines auf dem Markt gekauften Hasen, den er auf dem Gute des Herrn von Morand geschossen zu haben vorgab, (wo, trotz aller Bemühungen des Besitzers, keine Hasen sich aufhielten,) empfahl sich Joseph noch mehr und erwirkte eine Einladung zum Essen. Hier redete er wieder dem Marquis bestens nach dem Mund, ließ sich nach dem Essen von ihm auf seinen Gütern herumführen, von den Verbesserungen erzählen, die er überall angebracht, bewunderte seine Bewirthschaftung und schreckte ihn plötzlich aus der Behaglichkeit, womit er seine Güter, die zum Theil von seiner Gemahlin herkamen, betrachtete, durch die Hindeutung auf die Möglichkeit eines baldigen Verlustes derselben auf, indem Andreas gesonnen sey, die ihm nach dem Gesetz zustehenden Ansprüche geltend zu machen; diesen Gedanken konnte der Marquis nicht ertragen; daß er im Fall eines Processes verlieren müsse, sah er wohl ein — diese Stimmung benützte der kluge Marteau, um ihn zu einer Aussöhnung und Abfindung mit seinem Sohn zu vermögen; anfangs verlangte der Marquis, Andreas solle nur seine Frau aufgeben, wovon ihm jedoch Joseph die Unmöglichkeit vorstellte; verstand sich aber endlich dazu, ihn und seine Gemahlin aufzunehmen, nur wollte er ihnen keine Rente in Geld aussetzen, weil er keines habe. Joseph begnügte sich für dießmal hiemit, und eilte mit leichtem Herzen im Triumph nach L... Er traf Genoveva allein zu Haus; in der Hast der Freude trat er, ohne anzupochen und von ihr unbemerkt, in ihr Zimmer; sie betrachtete beim Licht der Lampe einen gemachten Zweig von Orangeblüthen und sagte: jungfräuliches Bouquet, ich habe dich an meinem Hochzeittag tragen müssen, aber ich habe dich entweiht und meine Stirne war deiner unwürdig; dennoch bist du nicht auf meinem Haupt gewelkt; zum Dank dafür will ich dich mit in mein Grab nehmen. Joseph hörte diese Worte mit Verwunderung und gab ihr die frohe Nachricht von der Nachgiebigkeit des alten Marquis, die sie aber mit den bedenklichen Worten aufnahm: Ach Joseph, umarmt mich! ich danke Euch, und sterbe jetzt ruhig. Er suchte den Andreas auf, der spazieren ging, weil es ihm zu Hause zu traurig war. Andreas zeigte keine besondere Freude; sein Wunsch war nur die Verzeihung seines Vaters zu erhalten, ihm seine Frau vorzustellen und nichts weiter. Bei ihm seinen Aufenthalt zu nehmen, war ihm ein entsetzlicher Gedanke. Joseph ärgerte sich über seine Gleichgültigkeit hinsichtlich seiner äußern Lage und der Armuth, worin sich Genoveva verzehrte, und stellte ihm vor, daß man vom Marquis weitere Zugeständnisse erhalten müsse, was ihm Andreas anheimstellte. Dieser kehrte zu seiner Frau heim, gab sich die Miene ihre Zufriedenheit zu theilen und schlief ein, müde vom Leben, wie er alle Abende einschlief. Joseph konnte den Marquis erst nach einigen Tagen sprechen, als er von einem Markt mit ziemlich viel gelöstem Geld in guter Stimmung zurückkam, welche noch erhöht wurde durch einen sehr bescheidenen Brief Genoveva's, worin sie ihm ihren Dank für seine Verzeihung aussprach, ihn bat, zu seinen Füßen weinen zu dürfen und erklärte, daß sie sonst durchaus nichts verlange. — Jetzt sah Joseph für sie alle Aussichten eröffnet und eilte nur den Eindruck zu verwischen, den seine, freilich gutgemeinten, Lügen in der Gesinnung des Marquis gegen seinen Sohn hätten zurück lassen können, was ihm auch gelang. Das Ehepaar kam auf dem Schlosse an und wurde freundlich aufgenommen; der Marquis erwies Genoveva mehr Artigkeit als je einer Frau; übrigens war Alles, was ihnen zu Theil wurde: ein Zimmer und zwei Plätze am Tisch. Andreas beklagte sich nicht und Genoveva war auch für dieß Wenige erkenntlich. Nur Joseph war ärgerlich über das Fehlschlagen seines Plans. — Anfangs ging Alles gut; aber als der Marquis glaubte, von seinem Sohn nichts mehr fürchten, und Andreas, von seinem Vater nichts mehr hoffen zu dürfen, gewann der alte Widerwille die Oberhand. Der Marquis war unruhig gerade über die Gleichgültigkeit Genoveva's hinsichtlich des Geldes und fürchtete, weil ihm eine solche Gesinnung unbegreiflich war, von ihr auf irgend eine Weise hintergangen zu werden. Sein Groll gegen sie erwachte von neuem und wurde von einer derben Haushälterin, welche die neue Hausbewohnerin ungern sah, eifrig

geschürt. Die Unglückliche wurde das Ziel des Hasses und der Verfolgung. Lange wollte sie sich nicht davon überzeugen, und als sie es sich endlich nicht mehr verbergen konnte, erstarrte sie vor Entsetzen, fiel auf die Kniee und flehte den Himmel um Beistand an. Einen Monat ertrug sie mit himmlischer Geduld die Unterdrückung, den Verdacht und den schmutzigen Geiz. Als sie eines Tages wegen eines Almosens geschmäht und verläumdet ward, rief sie Andreas zu ihrer Hülfe und verlangte von ihm Schutz. Er wußte ihr nichts vorzuschlagen als die Flucht. Dieß war in ihren Umständen, bei völliger Entblößung von Geld, eine Unmöglichkeit; sie sah, daß ihr nichts übrig blieb, als sich auf jede Bedingung hin unter das Joch ihres Schwiegervaters zu beugen und sie ergab sich jetzt mit resignirter Geduld und kalter Ruhe in Alles. Eine tiefe Leidenschaft für ihren Gatten hätte sie in Stand gesetzt, diese Bürde freudig zu tragen und sich für bessere Tage zu erhalten; aber diese waren nie zu hoffen bei einer so schwächlichen Seele wie Andreas. Sie liebte ihn wohl und behandelte ihn wie einen jüngern Bruder, sie suchte ihm ihr Leiden zu verhehlen; ihre Kraft wuchs, aber ihr Körper erlag und sie fühlte mit Freude, daß sie nicht mehr lange würde zu dulden haben. Andreas sah sie hinwelken, aber er begriff nicht, daß ihm ihr Verlust bevorstand; er schrieb Alles ihrer Schwangerschaft zu. Er hoffte, mit ihrer Entbindung würde sie von allen Leiden befreit werden. Auch Genoveva dachte ernstlich an diesen Zeitpunkt, den sie nicht hoffte zu überleben. Sie fühlte die Pflicht, die Zukunft ihres Kindes zu sichern, da weder der Vater noch der Großvater zuverlässig waren. Sie wollte bewirken, daß 1200 Fr. Renten für das Kind ausgesetzt würden und bat Andreas, dieß mit seinem Vater ins Reine zu bringen. Er versprach es, aber sie sah wohl, daß er nie dazu kommen würde. So entschloß sie sich, selbst den Schritt zu thun; der Marquis war dazu bereit unter der Bedingung, daß dann Andreas auf alle anderen Ansprüche verzichte; darein glaubte Genoveva, die für sich selbst nichts wollte, nicht für Andreas willigen zu dürfen. Sie weigerte sich entschieden. Der Marquis gerieth in Wuth und überhäufte sie mit Schmähungen, die Haushälterin kam ihm zu Hülfe und Genoveva konnte ein tiefeinschneidendes Wort der Verachtung gegen die letztere nicht unterdrücken. Der Marquis hob den Arm auf — in dem Augenblick trat Andreas ins Zimmer, und von plötzlicher Wuth ergriffen, schwang er ein auf dem Tisch liegendes Jagdmesser gegen seinen Vater. Genoveva warf sich zwischen sie, der Stoß traf den Marquis nicht und er verwundete Genoveva's Hand. Es ist dein Vater! dein Vater! rief sie Andreas zu, der in Ohnmacht fiel. Der Marquis erkannte sein Unrecht; er sah ein, daß ihm Genoveva das Leben gerettet hatte, er verzieh seinem Sohn und umarmte ihn, als er wieder zu sich kam. Drei Tage litt Andreas an fürchterlichem Nervenzittern. Der Marquis behandelte ihn und seine Frau ganz mild und gütig; für Genoveva war es zu spät — das junge Leben unter ihrem Herzen war erloschen. Der Arzt bekannte ihr auf ihre Fragen, daß sie verloren, aber versprach ihr zugleich, daß ihr Tod sehr leicht seyn werde. Wirklich war der letzte Lebensmonat schmerzlos für sie, obgleich sie nicht die Kraft hatte ihren Lehnstuhl zu verlassen. Sie ließ sich Blumen bringen und blieb am liebsten allein; sie redete mit diesen auf eine seltsame, kindliche Weise: Ich liebe Euch, ich habe Euch immer Allem vorgezogen. Lange habe ich nur für Euch gelebt; Euretwillen habe ich auch Andreas geliebt, weil er mir rein und schön vorkam, wie ihr. Wir sind Schwestern. Meine Mutter hat mir oft erzählt, wie sie, als sie mit mir in der Hoffnung war, nur von Blumen träumte und als ich geboren war, legte sie mich in eine Wiege mit Rosenblättern bestreut. Wenn ich todt bin, wird, hoffe ich, Andreas auch solche über mich hinschütten und wird Euch alle Tage auf mein Grab bringen. — Manchmal neigte sie eine Lilie gegen Andreas und sagte: Du bist weiß wie sie; deine Seele ist rein und anmuthig wie ihr Kelch, du bist schwach wie ihr Stengel und jeder Windstoß beugt dich nieder; vielleicht habe ich dich eben darum geliebt, weil du warest wie meine Blumen. — Bisweilen aber überfiel sie auch eine schmerzliche Sehnsucht zu leben und schlich sich, besonders an schönen Morgen, eine gewisse Bitterkeit gegen Andreas in ihr Herz, der das Glück ihrer Jugend ihr zerstört hatte; denn sie fühlte, wie glückliche und süße Tage sie in ihrem Stübchen verlebt hatte, ehe sie ihn kannte, und daß alle ihre Leiden sich von dem Tag herschrieben, wo er ihr von Liebe und Wissenschaft gesprochen hatte. In solchen Augenblicken bat sie Andreas sie allein zu lassen, bis sie wieder ihre gewöhnliche Fassung errungen; dann behandelte sie ihn wieder mit unaussprechlicher Zärtlichkeit und nahm das Geheimniß einiger dem Andenken an die Vergangenheit gewidmeten Thränen mit sich ins Grab. — Einige Tage vor ihrem Tod kam Henriette und bat sie schluchzend und auf den Knieen um Vergebung, wegen ihres grausamen und thörichten Benehmens. Am letzten Tag ließ sie sich von Andreas mehr Blumen bringen als gewöhnlich, bat ihn, damit ihr Bett zu bedecken und ihr einen Strauß und einen Kranz davon zu machen. Begierig griff sie nach Tuberosen, die ihr Andreas, wegen ihres narkotisch betäubenden Geruchs entziehen wollte. Joseph trat ein, sie reichte ihm ihre Hand, und schlang den andern Arm um Andreas und bat beide, zu schweigen, sie müsse über etwas nachdenken. Nach einer halben Stunde bemerkte Joseph ein leichtes Zittern; er küßte ihre Hand; sie war starr und kalt. Andreas, sagte er mit erstickter Stimme, umarme deine Frau! Andreas sah ihr ins Angesicht — sie war todt. — Ein Jahr lang siechte der Unglückliche hin — aber er war zu schwach zu sterben. Joseph verließ ihn nie. Oft sieht man sie miteinander gehen. Am tiefsten betrauert die Todte Joseph; er spricht nie von ihr, er scheint so sorglos, so lebenslustig wie früher; aber zu Zeiten verräth sein Angesicht einen tieferen, innigeren Schmerz als selbst der des Andreas.

(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 62.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

17 September 1836.

Kleinere Gedichte

von

Thomas Moore.

24.

Will you come to the bower?

Willst kommen zur Laube, so schattig und kühl?
Da dienen uns Rosen voll Thaues zum Pfühl.
Willst du, willst du, willst du, willst du
Kommen, mein Lieb?

Da ruhst du auf Rosen wohl unter dem Strauch,
Erröthend die Wänglein, doch Lächeln im Aug'.
Willst du, willst du, willst du, willst du
Lächeln, mein Lieb?

Doch röther als Rosen, mein Lieb, ist dein Mund,
Und süßer als Thau ist dein Küssen zur Stund'.
Willst du, willst du, willst du, willst du
Küssen, mein Lieb?

Und, o, dann der Freuden, die süßer, fürwahr,
Als Thau und als Rosen und Küsse sogar!
Willst du, willst du, willst du, willst du,
Willst nicht, mein Lieb?

25.

Auf eine schöne Ostindierin.

Wenn Jeder, die ein Sonnenkind,
In Aug' und Busen Feuer wohnt,
Dann sind, die so dich nennen, blind —
Dich sandte nur der bleiche Mond!

Und dennoch — zündend bliebe kalt
Dieß Auge, feurig, süß und licht?
Ihr Lippen, die ihr purpurn wallt,
Euch ziemt Diana's Siegel nicht!

O, Einen Strahl der Sonne nur,
Die deines Ganges Fluthen kocht,
Zu wandeln dich, du Lichtnatur,
In Alles, was mein Herz erpocht!

Ha — plötzlich lodern dich zu seh'n
In deiner ganzen glüh'nden Pracht,
Und dann im Brande zu vergeh'n,
Den ich doch selber angefacht!

F. Freiligrath.

An Elisa.

Von Burns.

Einmal gib mir noch, Elisa,
Einen milden Abschiedsblick,
Denke der verstoßnen Treue,
Breche nicht mein letztes Glück.
Einmal sieh zurück, Elisa:
Wenn dein Busen mich verbannt,
Hüll' erbarmend seinen Ausspruch
In der Freundschaft mild Gewand.

Hab ich Sträflich's dir geboten?
Liebe war es was ich bot:
Kannst du dessen Frieden brechen,
Der für deinen trüg' den Tod?
Weil noch Leben mir im Busen,
Fühl ich dich in jedem Schmerz:
Einmal gönne noch, Elisa,
Mild ein Lächeln diesem Herz.

Nicht die Biene auf der Blüthe
Von des Mittags Prunk umlacht,
Nicht der kleine frohe Elfe
In des Sommermondes Nacht,

Nicht der Dichter in der Stunde,
Wo des Geistes Strahl ihm blinkt,
Kennt die Seligkeit, die Himmel,
Die dein holder Gruß mir bringt.

Fr. Notter.

Die (englischen) Dichter unserer Zeit nach ihren philosophischen Richtungen betrachtet.

(Schluß.)

Die frühern Werke Shelley's verriethen einen so trotzigen und widerspenstigen Geist, daß nicht nur Männer, die eifersüchtig ob ihrem Glauben wachten, betroffen und in Unruhe versetzt wurden, sondern selbst der phlegmatischere Philosoph, der gefaßt ist, alle Ansichten sich aussprechen zu hören, Widerwillen und Verdruß empfand und nur allmählich das mit einer so verkehrten und ingrimmigen Bitterkeit verbundene Genie anerkannte. Ein tolerantes Gemüth mußte eben so empört seyn über die Tirade Shelley's gegen Priester und Monarchen, als über irgend eine Drohung, die zur Erwiederung gegen den Verfasser geschleudert wurden. Aber seine spätern Werke zeichneten sich durch eine geläutertere Stimmung aus, und nun, da der Sänger dahin ist, und seine besten Leistungen als die bekanntesten hervortreten, betrachten wir ihn im Licht eines heidnischen Poeten, eines vorchristlichen Klassikers, der kaum mehr als ein Lukrecius mit den Einrichtungen und den Lehren unsrer Zeit in Verbindung steht.

Unter allen größeren Gedichten Shelley's gewährt ohne Zweifel: Alastor oder der Geist der Einsamkeit dem Leser das unverkümmertste Vergnügen; aber der erlös'te Prometheus ist sein kühnstes und strebendstes Werk, und darauf müssen wir zurückkommen, um seine Philosophie zu erläutern.

Wenn Hobbes aussprach: die gegenseitige Furcht sey es, was die Menschen zum geselligen Leben veranlasse und sie darin erhalte, so sprach er nur eine der verschiedenen Wahrheiten aus, welche auf seinen Gegenstand Bezug hatten. Aber es war eine Wahrheit und eine von weitgreifender Wichtigkeit. Gegenseitiges Mißtrauen hat oft die Menschen sich zu den Füßen eines Tyrannen niederwerfen gemacht; und dieselbe Angst, in Folge deren man nöthig erachtete, einen irdischen Regenten einzusetzen, wurde auch auf den himmlischen Monarchen übertragen. Wenn die Menschen in Geisteskultur und Gesittung Fortschritte gemacht haben, so kann die Furcht vor einander nicht mehr die ganze Masse in der Sklaverei niederhalten. Nun ist es wohl möglich, sich einen Zustand des menschlichen Wesens zu denken, wo gegenseitiges Vertrauen und Wohlwollen so allgemein herrschend wären, daß jede Art von Zwang und Gewalt überflüssig würde. Für so weise, wohlwollende und freie Wesen hätte weder die Erde noch der Himmel mehr einen Gegenstand der Furcht. Die Herrschaft der Furcht, kann man sagen, würde dann durch die der Liebe verdrängt. Diese segensvolle Revolution macht das Thema des erlös'ten Prometheus aus.

Das Gedicht beginnt damit, daß der Titan auf seinem Felsen liegend dargestellt wird. Jone und Panthea (Schwestern von Asia, dem Weibe des Prometheus) sitzen zu seinen Füßen und bilden eine Art von Chor. Durch eine unseres Bedünkens ziemlich unglückliche Erfindung wird die Gestalt Jupiters selbst herbeigeholt, um den prophetischen Fluch zu wiederholen, welchen Prometheus gleich anfangs, als er an den Felsen geschmiedet ward, gegen den Tyrannen des Himmels ausgestoßen. Nachdem das Scheinbild Jupiters seine sonderbare Obliegenheit erfüllt, steigt Merkur herab, von den Furien begleitet, und versucht durch Androhung weiterer Martern, die Seele des unbotmäßigen Titanen zu beugen. Prometheus ist unbeugsam. Die Furien quälen ihn durch entsetzliche Erscheinungen und Gesichte. Nach seiner Todesqual steigen eine Menge freundlicher und hoffnungsreicher Geister aus der Erde empor, um ihn zu stärken und zu trösten:

„Geister, die athmen und nicht kranken
Im Dunstkreis menschlicher Gedanken.“

Die zweite Scene zeigt uns die verbannte Asia. Panthea ist bei ihr. Es nähert sich jetzt die Zeit des Triumphs für Prometheus und das Prinzip der Liebe. Asia ist voll von unbestimmten, glückweissagenden Ahnungen. Sie und Panthea werden von Faunen, Geistern und Echo's in das Reich Demogorgons geführt, wo ihrer ein Wagen harrt, sie auf den Berg zu führen, wo Prometheus liegt.

Demnächst sieht man Jupiter auf seinem Thron, triumphirend in seiner Allmacht. Demogorgon, hier Ewigkeit genannt, steigt herauf, stößt ihn von seinem Sitz der Gewalt und verkündigt, daß die Tyrannei des Himmels für immer ein Ende hat. Der Gott sträubt sich — droht — aber umsonst:

Die Elemente hören mich nicht mehr.
Ich sinke, schwindelnd tief und tief — für immer.
Mein Feind dort oben, einer Wolke gleich,
Verfinstert meinen Fall mit seinem Sieg.

Jetzt befreit Herkules den Prometheus, der seine Asia wieder erhält und das übrige Gedicht füllen Lobgesänge des glücklichen Wechsels, der jetzt in der ganzen Welt eintritt. Die Erde und der Mond werden in einem Zwiegespräch aufgeführt — eine verwegene Erfindung, die jedoch ihre volle Rechtfertigung findet in den kühnen lyrischen Ergießungen, welche diesen ungewöhnlichen redenden Personen in den Mund gelegt werden.

Welcher Art eigentlich die Umwandlung sey, welche möglicher- oder wahrscheinlicher Weise mit der Gesellschaft vorgehen mag, oder durch welche Mittel zu bewirken — das sind Fragen, die man vielleicht Dichtern nicht im Ernste vorlegen darf. Wir müssen uns begnügen zu erfahren, daß die dermaligen häßlichen Gestalten moralischer Verzerrung eines Tags der Menschheit abgenommen und in alle Winde zerstreut werden, daß die Menschen in idealische Reinheit gehüllt, erscheinen werden. Man muß jedoch bekennen, daß Shelley die menschliche Natur von einem beschränkten Gesichtspunkt aufgefaßt hat. Wohlwollen mag immer das Haupterforderniß zum menschlichen Glück, aber nicht

kann es das einzige Element derselben seyn, und kann auch nicht in die Länge dauern, wenn nicht andere Antriebe und Bestrebungen sich dazu gesellen.

Wenn der Name Coleridge's in Verbindung mit der Philosophie genannt wird, so ist man im Augenblick geneigt, eher an seine prosaischen Schriften als an seine Gedichte zu denken. Aber in eine Schritt für Schritt beweisende und prüfende Untersuchung von diesen uns einzulassen, würde uns in ein endloses Labyrinth führen. Wir müssen uns deßhalb darein ergeben, den Vorwurf der willkürlichen Behauptung über uns ergehen zu lassen, wenn wir versichern: daß, wer darin ein scharfausgeprägtes System oder eine strenge Verkettung von Gedanken zu finden hofft, sich schwer getäuscht sehen, dagegen, wer nur glänzende Bruchstücke zu sammeln verlangt, einer reichen Ernte sich zu erfreuen haben wird. Um in seiner Weise zu sprechen: denkt man sich eine Zeile, am einen Ende voll bewundernswürdiger Wahrheit, am andern voll hoffnungsloser Dunkelheit, — so würde Coleridge der Indifferenzpunkt zwischen beiden seyn, der als die Einheit beider gefaßt werden mag, weil er Eines wie das Andere seyn kann.

Männer, welche eine tiefgewurzelte Neigung zum logischen Nachdenken mit großer Lebhaftigkeit des Gefühls verbinden, sehen sich oft in Gegenständen der Religion zu einem peinlichen Schwanken zwischen Zweifel und Glauben verurtheilt. Wahrheiten, welche in der Seele lebhaft wie ein Blitz aufflammten, sind nachher auch eben so schwer festzuhalten und zu fixiren, wie jener. In diesem Wechsel von Licht und Dunkel scheint Coleridge große Erfahrungen gemacht zu haben. Da er keinen festen Standpunkt in der Philosophie fand, wandte er sich zu den heiligen Schriften. Aber er nahm seine alten philosophischen Gewohnheiten mit und suchte in der menschlichen Vernunft einen selbstständigen Boden für Wahrheiten, welche seine weiseren Landsleute mit schweigender Beruhigung hinnehmen, als hinausliegend über den dermaligen Bereich unserer Fähigkeiten. Die Metaphysik wurde wieder herbeigeholt um einen Beweis für die Dreieinigkeit aufzufinden und Kant wurde für den h. Athanasius zu Hülfe gerufen. Es ist augenfällig, daß die Philosophie, in dieser Weise betrieben, zu keinem befriedigenden Ergebniß führen konnte.

Coleridge hat sich das Verdienst erworben, eine Menge Wahrheiten mittelst seiner Gespräche und Reden in Umlauf gesetzt zu haben. Vielleicht darf man ihm auch zur Last legen, daß er durch dasselbe Medium — durch den Reiz der Beredsamkeit, durch die Bezauberung seines Namens und die Anziehkraft des Geheimnißvollen — einen unglücklichen Einfluß ausgeübt hat auf Geister, die selbst auch wieder Einfluß ausübten. Er besaß die Macht, die Einsicht zu verdunkeln, und seine Bewunderer beteten die Finsterniß an.

Die Anlage seines Geistes war ihrem innern Wesen nach poetisch; seine Verstandes- und Denkkräfte, so stark sie waren, standen doch zu sehr unter dem Einfluß seiner Empfindungen, um ganz geeignet zu seyn für die eben so besonnene als strenge Arbeit des Philosophen. Wir kommen so auf seine Poesie zurück. Hier jedoch finden wir keine eigenthümliche Idee philosophischer Art; überall aber offenbart sich die Neigung zu tiefgehendem Denken. Das Vorherrschende ist ein beständiges Trachten und Sehnen nach einem künftigen Leben, ohne einen entsprechenden festen Glauben an Unsterblichkeit. Er ist nie versöhnt mit der Erde und nie recht glaubig an den Himmel. Er wünscht einen günstigen Einfluß auf seine Leser auszuüben; aber seine Muse ist dann am stärksten, wenn seine eigenen Hoffnungen am schwächsten sind. Er singt am Portal des Tempels, sitzend zwischen dessen zwei Wächtern, Zweifel und Glaube.

Kein Meisterwerk existirt von diesem Dichter, das als hauptsächlich seine Denkweise enthaltend, könnte bezeichnet werden. Alle seine Dichtungen sind fragmentarisch. Ihm mangelte jenes untergeordnete Talent, das eine Verwicklung ersinnt und die Lücken von einem Punkt zum andern ausfüllt. Außerdem dichtete er immer aus eigenem freiem Antrieb, aus der Fülle seines Herzens. Seine Poesie war unterthan den Wechseln seiner Stimmung, den Bewegungen eines vielfach beschäftigten Geistes. Hinsichtlich des Styls ist er, unsers Erachtens, sowohl Shelley als Wordsworth überlegen. Er hat nie die schwindelnde Ueppigkeit des erstern, noch auch das langsame und schwerfällige Fortschreiten, welches nur zu oft den Dichter der Excursion auszeichnet.

Noch ist übrig, etwas über den Einfluß und die Tendenz dieser unserer metaphysischen Dichter zu sagen. Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß in Betreff des augenblicklichen Eindrucks auf die Gemüther ihrer Landsleute, alle drei übertroffen worden sind von ihrem Zeitgenossen Byron, den wir, obgleich er sich auch oft mit philosophischen Gegenständen zu schaffen macht, doch nicht unter die philosophischen Dichter zu rechnen wagen. Seine Ansichten waren die unmittelbaren Ergebnisse seiner ungezügelten Leidenschaft. Er zweifelte und läugnete, weil die Menge glaubte; wenn er fand, daß eine andre Menge unglaubig war, so wurde er geneigt seinen Unglauben zu verläugnen. Sein Einfluß war plötzlich, gewaltig und kurz. Er scheint allbereits nachgelassen und seinen Platz in der Geschichte der Vergangenheit eingenommen zu haben. Der Einfluß der mehr denkenden Dichter, Wordsworth, Shelley und Coleridge war allmählicher in seinem Entstehen, begrenzter in seiner Ausdehnung, aber er wirkt noch fort und wird lange noch fortwirken.

In wie weit die Revolutionen, welche in der Politik, in der Religion und im Geschmack statt haben, durch die individuellen Geister bedingt sind, welche dem Anschein nach an der Spitze derselben stehen, und wie weit durch den unwiderstehlichen Gang der Ereignisse: dieß ist schon oft Gegenstand des Streits gewesen. Früher war die vorherrschende Weise, sie als das Werk der großen, literarischen oder politischen Helden des Zeitalters zu betrachten; und die Menschen wurden nicht müde, sich voll Verwunderung zu fragen: was das Schicksal der Literatur oder Europa's würde gewesen seyn, wenn diese oder jene Person nicht gelebt, oder, wenn auch gelebt, ein anderes Schicksal gehabt hätte? Aergerlich endlich über diese endlosen, unnützen Grübeleien, haben neuestens Einige die Absicht blicken lassen, den Einfluß des Helden seiner Zeit ganz aus der Rechnung zu streichen, und jede große Veränderung im menschlichen Leben dem natürlichen

Strom des Denkens oder Empfindens unter der Menge zuzuschreiben — einem Strom, der sein Daseyn und seine Richtung Umständen verdankt, die auf dem Zustand der Gesellschaft überhaupt beruhen.

Aber beide Extreme sind, wie gewöhnlich, im Irrthum. Wenn die Bedürfnisse und Leidenschaften eines Zeitalters ihren Vertreter erzeugen, so hat dieser Vertreter denn doch seine eigenthümliche Geistesbeschaffenheit, die, zur Herrschaft erhoben, ihren Charakter der zu bewirkenden Veränderung mittheilte. So entlehnt jede Revolution in der Philosophie und in der Politik ihren Charakter halb von der großen Masse, halb von dem an der Spitze stehenden Herrschergeist. Hätte Leo X, sagen Manche, Luther versöhnt, wie er zu einer gewissen Zeit wohl hätte thun können, so hätte es keine Reformation gegeben. Wäre Luther nie geboren worden, sagt die andere Partei, so hätte demungeachtet die Reformation stattgefunden. Gewiß! das Menschengeschlecht würde auch ohne einen Luther nicht stillgestanden haben; aber man nehme an, der Reformator wäre anders gewesen als er war — er hätte, zum Beispiel, dieselben natürlichen Verstandeskräfte, dieselben moralischen Eigenschaften besessen, aber der gelehrten Bildung ermangelt, so daß er außer Stand gewesen wäre, seine Sache mit der Sache der Wissenschaften zu verbinden — in diesem Falle hätte er sich wohl an die Spitze einer von der römischen Kirche dissentirenden Sekte stellen können, aber nie würde er Fürsten oder Gelehrte zu seinem Beistand gewonnen haben. Er wäre der Prediger einer Häresie, aber nicht der Gründer der protestantischen Kirche geworden, und die religiösen Kämpfe Deutschlands hätten stattgefunden zwischen dem Volk und seinen Regenten, nicht zwischen abgesonderten Staaten und Fürsten.

Doch nicht von solchen Männern, wie Luther, haben wir hier zu sprechen, sondern von den Vertretern viel untergeordneterer Veränderungen; von den Vertretern entgegengesetzter Richtungen des philosophischen Denkens in einer müßig spekulativen Zeit. Wordsworth und Coleridge, vorzüglich der erstere, hielten mit Zähigkeit fest an der alten Welt, an den Schätzen und ehrwürdigen Reliquien der Vergangenheit; sie wollten die Zukunft beherrschen durch die Gefühle und Grundsätze, welche ihnen die Geschichte vermacht hatte. Shelley, von der Gegenwart und von der Vergangenheit sich lossagend, forderte einen Wiederaufbau der gesellschaftlichen Zustände auf ganz neuen Grundlagen, geradezu abgeleitet aus einer Prüfung der menschlichen Natur. Beide Parteien verstecken ihren Plan unter den schmeichelnden Farben der Einbildungskraft; beide sind deßwegen der Beschuldigung des Irrthums unterworfen, und wir können nur die allgemeine Tendenz der beiden Denkweisen zu vergleichen den Versuch machen.

Wer dafür hält, daß die Gesellschaft bestimmt ist, eine weit vollkommenere Organisation zu erreichen, als sie je bisher aufzuweisen hatte; wer glaubt, daß die Menschheit in sich selbst die Mittel besitze, durch welche dieß erwirkt werden kann: der wird dem Dichter mit der kühneren Hoffnung und Forderung Beifall zollen. Wer dagegen meint: die Zukunft werde nur die Wiederholung der Vergangenheit mit einigen Abänderungen und Modifikationen seyn; wer kein Vertrauen hat zu Prinzipien, die auf der menschlichen Vernunft selbst beruhen und in Angst ist über den Verlust jedes auch noch so geringfügigen Gutes, weil er verzweifelt einen Ersatz dafür zu finden — wird seine Zustimmung dem Dichter geben, der seine Bemühung darauf richtet, für künftige Generationen alle überlieferten Ansichten der Vergangenheit zu retten und zu befestigen. Wordsworth wird seine Bewunderer finden unter denjenigen, die alte Ansichten und Gefühle beizubehalten wünschen, aber die Freiheit philosophischer Forschung theilen. Shelley wird seine Jünger unter denen sammeln, die einen neuen Glauben suchen in den neuen Geschicken der Menschheit. Wenn die Welt still steht, ist Wordsworth der beste Dichter; wenn sie bestimmt ist zu einem noch unbekannten Glück vorzuschreiten — dann hat die Poesie Shelley's mit all ihren Fehlern, die edelste Tendenz.

Hätte Shelley seine Ideen so weit ausgebildet, um ihnen logische Schärfe zu geben: er wäre einer der einflußreichsten Geister seiner Zeit geworden. So aber kann er nur das Gemüth einiger spekulativer und mit Phantasie begabter Leser ansprechen. Man fühlt, daß seine Träumereien so fremd sind dem wirklichen Treiben des Lebens, daß der Aengstlichste unter den politischen Zionswächtern keine schlimmen Folgen von denselben befürchten kann. Wir können so wenig glauben, daß der erlös'te Prometheus den geringsten politischen Einfluß auszuüben vermöge, als daß das Rechtsgefühl des Zeitalters sollte vergiftet werden durch Wordsworth's Preisgesang auf Rob Roy.

Zum Schluß der Erinnerung, daß Keiner, wenn er bei Vergleichung dieser beiden Dichter die offenkundigen Mängel an Shelley's Glauben und Philosophie tadelnd bemerkt, auch die eigenthümliche Kraft und Innigkeit zu beachten verfehle, womit er einige der großartigsten Empfindungen, der edelsten Gefühle in der menschlichen Natur ergriff. Wenn er sich sträubte, eine höhere Verpflichtung anzuerkennen, als die durch die Gesellschaft auferlegte: so stellte er wenigstens dem Geist ein solches Bild der Gesellschaft dar, welches zu den hochherzigsten Bestrebungen ermuthigt und, als Bedingung der Existenz derselben, ein hohes Maß moralischer Reinheit verlangt. Wenn ihm der religiöse Glaube fehlte, so muß man doch bekennen, daß die moralischen Ideen, welche unsern Begriff vom Göttlichen ausmachen, seinem Geist nicht fremd waren; er sah die Schönheit in der Natur, das Wohlwollen im Menschen und hier betete er sie an. Wenn er es unterließ, die Hoffnung der Unsterblichkeit zu verkündigen — einen an edlen Früchten so reichen Glauben — so offenbarte er doch einen glühenden Glauben an die endliche Glückseligkeit der gesammten menschlichen Familie — ein Glaube, der gewiß nach der Ueberzeugung derer, die ihn mit dem Dichter theilen, eine Menge von Fehlern bedeckt.

(London and Westminster Review.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 63.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

21 September 1836.

Gesellschaftslied.

Nach Thom. Moore's Song for the poco curante society.

Bei unsrem Trinkspruch in dieser Nacht:
  „Das, was wir lieben!“ gedachten
Wir all' unsrer Freunde; jetzt, mit Bedacht,
Gebt auch auf's läng're Register Acht,
Von denen, die wir nicht achten!

Der Mann auf dem Throne, — mag finstres Dräu'n
  Auch seine Stirne umnachten, —
Ist nicht der köstlichste Edelstein
  In Kronen, die Liebe des Volkes, sein;
  So können wir nimmer ihn achten.

Der Sklave, der feig, — als wär' es Pflicht
  Im Joch des Despoten zu schmachten, —
Das Wort, das Kerker und Ketten bricht,
Das Wort des kräftigen Willens nicht spricht,
  Den können wir Freie nicht achten.

Der Priester, der's nur mit Worten verschmäh't,
  Nach Ehre und Schätzen zu trachten,
Und wie der Pfahl, der am Wege steh't,
Den Weg uns nur zeigt, den er selbst nie geh't,
  Verdient nicht, daß wir ihn achten.

Der Krieger, — mag er mit tapf'rer Hand
  Sein Schwert auch führen in Schlachten, —
Trägt unverletzt nicht ein heiliges Band
Des Ehrenworts immer gelöst'tes Pfand
  Am Schwerte; — der ist nicht zu achten.

Der Rechtsgelehrte, der Ränke lehrt,
  Des Unrechts Sieg zu ertrachten,
Ist, wenn er auch selbst nicht Lug beschwört,
Nicht mehr als der schwörende Lügner werth,
  Den Freunde der Wahrheit verachten.

Der Höfling, welcher nach Raupenart,
  Was Fleiß und Sorgen erbrachten,
Verpraßt; kein Blättchen, auch noch so zart,
Den kriechenden Leib einst zu sonnen, spart,
  Ist nicht ein Mann, den wir achten.

Der Reiche, der, was ihm das Glück verleih't,
  Aufhäuft in verborgenen Schachten,
Dem Edlen in Kummer und Dürftigkeit
Zur Hülfe sein lumpiges Gold nicht beut,
  Der ist als Mensch nicht zu achten.

Der Ueberkluge, der fern sich hält,
  Wo Funken der Liebe erwachten,
Dem Strahle der Schönheit, der auf ihn fällt,
Sein Herz nicht offen entgegenstellt,
  Den Thoren laßt uns verachten!

Wer, wo der blinkende Becher kreis't,
  Und Freunde nach Frohsinn trachten,
Geheimnisse brütet; um Herz und Geist
Nicht jeden verhüllenden Schleier zerreißt,
  Der ist als Freund nicht zu achten.

Kurz jeder, — ihn trage Land oder Fluth
  Ein Thron oder Schemel, — gedachten
Wir sein nicht, und ist er nicht redlich und gut,
Und war's nie, und hat es zu werden nicht Muth,
  So können wir nur — ihn verachten.

M. Bachmann.

O'Donnells Lebewohl an Irland.

Von Mrs. Crawford.

Land der Schönheit, Land des Kummers,
Droht von dir der Abschied mir?
Schwarz steigt auf der nächste Morgen
Der mein Herz reißt los von dir!

Freunde, Bande, die mich fesseln,
Wenn ihr nie mich mehr beglückt:
Sehnend doch zu allen Zeiten
Heimathwärts mein Auge blickt.

Wär'st du, was ich wünsch' und bete
Schönes Erin, wärst du frei:
Leichter würd' ich von dir scheiden,
Wär's in öde Wüstenei!
Dich in deinem Gram verlassen,
Stimmt nicht mit der Kindespflicht,
Aber weg vom lieben Strande
Lockt mich Lust und Freude nicht!

Die du Kön'gin warst der Völker,
Das Athen*) der jüngern Welt,
Gegen dich, die immer Treue,
Ward der Todespfeil geschnellt,
Und von denen, die den Bundes-
Becher einst mit dir geleert;
O wär' Erins Schwert gerostet,
Eh's für England sich gewehrt!

Doch umsonst ist's, rückwärts schauen,
Wenn die Zukunft schwarz verhängt;
Die Erinnrung schmiedet Ketten;
Hoffnung nur die Gräber sprengt;
Komm, du lächelnd Bild voll Schöne
Mit dem Sommerblumenkranz!
Auf dem Pfad der Pflicht mich leite
Fern Erins smaragdnem Glanz!

Extase.

Victor Hugo Orientales.

Ich weilt' allein im Meer, hoch über mir die Sterne,
Am Himmel kein Gewölk, kein Segel in der Ferne!
Und über diese Welt flog weit mein Blick hinaus,
Die ganze Schöpfung rings, Gebirg und Wälder schienen
Zu fragen mit Geschrei und mit verworrnen Mienen
Des Himmels Feuer und das Meergebraus.

Der goldnen Sterne Schaar, unzählige Legionen,
Zur Erde hingebeugt mit ihren Feuerkronen,
Sie sprachen laut und leis im wechselnden Accord,
So auch, die Niemand treibt und hält, die blauen Wogen,
Indem herüber sie den Kamm des Schaumes bogen.
Das ist der Zorn und das sein Wort!

*) Johnson bemerkt: „Irland ist in alten Zeiten die Schule des Westens, der ruhige Sitz der Frömmigkeit und Gelehrsamkeit gewesen. In Zeiten, wo andre europäische Nationen vergleichungsweise noch in Unwissenheit versunken waren, war Irland das Land der Aufklärung.“ Die sächsischen Fürsten und Edeln wurden nach Irland geschickt, um der Wohlthat einer aufgeklärten Erziehung theilhaftig zu werden und die ausgezeichnetsten Lehrer des nördlichen und südlichen Britanniens erhielten, unentgeldlich, ihren Unterricht in irischen Schulen.

Dein Auge strahlend gleich den Himmelskerzen
Gibt meinem trüben Blick ein neues Licht,
Du, meine Kraft, du Stütze meinem Herzen,
Das vor der Liebe Macht zusammenbricht;
Ich kenne keinen Wunsch mehr als den Deinen,
Du bist allein mein Schmerz und meine Lust,
In Deinem Willen find' ich nur den meinen,
Mein Leben ruht allein in deiner Brust.

Ich gleich', o Engel, dem bescheidnen Sterne,
Der seinen Glanz nur von der Sonn' erhielt,
Und ohne eignes Feuer in der Ferne
Nur mit erborgtem Farbenschimmer spielt!

Anonymus, poètes contemporains.

Andreas.

(Schluß.)

Dieß der, hier ins Kurze gezogene, Inhalt des Romans André; wäre er der einzige, welcher der Feder seiner renommirten Verfasserin entflossen ist, so würden die Urtheile über sie wohl ganz anders lauten: glänzendere Stellen finden sich wohl in mehreren ihrer andern Schriften und ihr unbestreitbar großes Talent ergießt sich hier nicht in so prächtigfarbigen Strahlen wie anderswo; aber dafür ist diese Komposition auch freier von den Mackeln, welche andere ihrer Erzählungen verunstalten und man würde in diesem Buche, wenn es von einem Mann wäre, durchaus nichts irgend Anstößiges finden. Bei dem Gedanken aber, daß eine weibliche Feder es geschrieben, dürfte man sich doch hin und wieder unangenehm berührt finden, und wenn man an so manche, in andern Schriften niedergelegte Ansichten sich erinnert, beschleicht Einen auch hier ein unbehagliches Gefühl: ob man wirklich auf festem Boden stehe, ob die Lebensanschauung, welche im „Andreas“ sich ausspricht, ernstlich gemeint, ob nicht Alles Fiktion und Hypothese sey?

Beschränken wir uns aber zunächst auf die Erzählung selbst, so ist der Styl auch hier leicht, gefällig und glänzend, nur oft, besonders in minder interessanten Gesprächen, zu gedehnt. Bei dem conversativen Volk der Franzosen spielt freilich das Gespräch eine große Rolle und es bringt in den Roman das dramatische Element; aber gar geringfügige Gegenstände sollten doch nicht in so weitschweifigen Wechselreden behandelt werden. Sterne freilich gibt auch jedes Wort, ja jede Miene — aber bei ihm läßt auch jedes Wort, jede Geberde einen Blick in die Seele thun und wird ein Zug zum Bilde, während in so vielen andern Büchern eben geplaudert wird. So ist die Unterhandlung Josephs mit dem Marquis unverhältnißmäßig breit. Die Charaktere sind gut gezeichnet, am besten vielleicht Joseph Marteau, ein ächt französischer Charakter mit seiner Intrigue, Gutmüthigkeit, Schlauheit, Großmuth und seinem Leichtsinn. Bei dem Marquis wird man von vornherein auf seine Härte und Geiz nicht gehörig vorbereitet. Henriette und das Grisettenwesen ist lebendig geschildert; die Scene im Marteau'schen Hause ist trefflich. Mit großer Vorliebe ist von der Verfasserin Genoveva, die, wie Sokontala, unter Blumen Aufgewachsene, behan-

delt; alle Zartheit und alle Kraft, alle Weichheit und aller Stolz des Weibes sind in dieser schönen Blumenseele vereinigt — und auch die Schwäche darf nicht ganz fehlen. Es läßt sich nichts einwenden gegen die oben mitgetheilte Behauptung der Verfasserin: daß die Poesie auch die Niedrigkeit und Armuth besuchen und verklären dürfe und eine Blumenmacherin wie Genoveva mag eine seltene Erscheinung seyn, aber unmöglich ist sie nicht. Ein schlimmes Kompliment aber für die Männer ist Andreas — der nur zum Hohn der Held dieses Romans, dem er den Namen gibt, heißen kann und man könnte die Vermuthung aufstellen: auch dieser Charakter sey von der Verfasserin geschaffen worden in konsequenter Verfolgung ihres durch all ihre Schriften sich mit mannichfachen Modifikationen hindurchziehenden Thema's: die Emanzipation des Weibes! — Wie der Mann seine überwiegende Kraft mißbrauche, um das Herz des Weibes erst zu gewinnen und dann zu zerreißen — dieß Thema hat z. B. Byron vielfach behandelt, sein eigenes Geschlecht anklagend und doch zugleich insgeheim triumphirend; dasselbe hat G. Sand in andern Romanen ausgeführt; hier aber wird gezeigt, wie der Mann auch durch seine Schwäche das Weib ins Verderben ziehe und somit der Beweis vollendet, daß der Mann das Unglück des Weibes sey. Die Schwachherzigkeit des Andreas, der wie ein Rohr vom Winde hin und hergeworfen wird, seine Unentschlossenheit und Thatlosigkeit sind treffend geschildert — (nur darüber könnte man mit der Verfasserin rechten, daß sie, wahrscheinlich um auch dadurch Licht auf seinen Charakter fallen zu lassen, zu seinem Lieblingsdichter — Goethe macht!) und auch das Sichbilden eines solchen Charakters ist durch seine Erziehung bei einem solchen Vater gut motivirt. Die unbestreitbare Wahrheit, daß eine solche Charakterlosigkeit so viel Unheil anrichten könne, als wirklich schlimme Eigenschaften und Handlungen, ist gut veranschaulicht und die einzelnen Aufwallungen von Zorn bei Andreas entsprechen ganz dem Wesen solcher Naturen, die von der Asthenie plötzlich zur gereiztesten Heftigkeit überspringen. Die selbstverschuldete Strafe eines solchen Charakters ist hart — der Schluß kontrastirt durch seine Traurigkeit herb gegen die Heiterkeit des Anfangs, und doch kann man nicht sagen, daß die poetische Gerechtigkeit falsch ausgeübt werde, denn auch Genoveva, obgleich ein Opfer, hat eine Schwäche abzubüßen. Wenn von der Moral eines Romans gesprochen werden darf, so ist die in dieser Erzählung enthaltene an sich gewiß nicht verwerflich — es ist diese: daß die Folgen der Charakterschwäche auch ohne positive Fehler gar leicht denen einer wirklich unsittlichen Handlungsweise gleich kommen können. — Wenn nur nicht die Verfasserin sonst die Charakter- oder Geistesstärke in ihrem Sinne, das Sichhinwegsetzen über alle gewöhnliche Moral, die Excentricität, welche alle Sitte verlacht und die Ordnung des Lebens mit kecker Hand umstürzt, mit unverkennbarer Vorliebe vertheidigte! Sie ist deßhalb und wegen ihrer, an einer Frau nicht anständigen, das Zartgefühl verletzenden Schilderungen, vielfach und gewiß mit Recht angegriffen worden. Gewiß kann der Autor nicht von der Kritik verantwortlich gemacht werden, für das was seine Personen, ihrem Charakter gemäß, reden und thun; es kann ihm auch nicht geradezu verargt werden, wenn er seltsame und ungeheure Naturen zu produciren sich innerlich gedrungen fühlt — aber auch in den objektivsten Produkten ist immer noch die subjektive Gesinnung und Tendenz des Autors für ein schärfer blickendes Auge erkennbar; diese Gesinnung und Tendenz hat die Kritik, freilich nicht mit inquisitionsmäßiger, argwöhnischer Engherzigkeit, sondern mit empfänglicher Unbefangenheit zu ermitteln und auch darnach, nicht bloß nach der künstlerischen Behandlung des Einzelnen ihr Urtheil abzumessen. Ungereimt wäre es, zum Maßstab der Beurtheilung das machen zu wollen: ob lauter oder recht viele edle und schöne Seelen, tugendhafte Handlungen und Aufopferungen und rührende Reden in einem Buche sich finden, ob am Ende eine recht strenge Gerechtigkeit geübt werde, ob der Verfasser den Schlechten schlecht, den Guten gut nenne — nein! Die Gesinnung und Tendenz gibt sich schon im Ton, im Styl zu erkennen, ohne daß der Dichter oder Erzähler mit seinem Urtheil störend sich hervordrängte, und wenn auch noch so bedenkliche Situationen geschildert, noch so krankhafte Zustände und Charaktere gezeichnet werden — und dieß muß immer der Poesie gestattet bleiben — so soll doch und kann doch die Sprache, der Ton, womit dieß geschieht, gesund seyn. Das ist es aber, was wir an so vielen Produktionen vermissen. —

In Beziehung auf die Einwendungen, die man dagegen vorbringen kann, daß eine Frau solche Romane schreibt, in welchen allzuhäufig der Anstand verletzt wird, mag immerhin geltend gemacht werden: das Genie, das Talent haben kein Geschlecht. Aber solche, mehr pikante als gründlich wahre Behauptungen auch im Allgemeinen zugegeben — im einzelnen gegebenen Fall kann man sich von einem Vorurtheil gegen eine Frau, welche auf diese Weise die ihrem Geschlecht vorgezeichneten Schranken überschreitet, nicht losmachen, und gerade die Verfasserin des André ist durch ihre Werke, durch Angriffe und Vertheidigungen zu einem solchen Ruf gekommen, daß man ihre Persönlichkeit unmöglich ignoriren kann. Auch hat sie sich selbst neuestens auf den Kampfplatz begeben und in den Reisebriefen, die in der Revue des deux mondes mitgetheilt wurden, Aufschlüsse über ihren Seelenzustand vor ihrer Heilung gegeben. Da finden sich z. B. folgende Stellen: „Ich habe den Spleen, die Verzweiflung in der Seele; in drei Monaten werde ich nicht mehr seyn. Ich kann nicht mehr leben — ich kann es nicht mehr. Die Welt wird nie verstehen, was ich gelitten, was ich versucht habe, eh' es so weit mit mir kam." — „Vielleicht ist mein Herz erschöpft, mein Geist zerstört durch ein abenteuerliches Leben und falsche Ideen; aber ich sterbe daran, siehst du —" — „Ich bin ein Wesen voll Irrthümer und Schwächen und die düstersten Schleier der Unwissenheit und des Leichtsinns bedecken die glänzendsten Blitze meiner Seele. Ich stehe allein — in Folge von Enttäuschungen und verlornen Illusionen. Diese Illusionen waren stark; aber Wer hat sie nicht gehabt? Aber Eine habe ich mir gemacht, eine ganz eigenthümliche, unermeßlich, schön, wie meine Seele es war in den früheren Jahren des Lebens, beim Austritt aus dem Jugendalter; und diese war, bei einer Frau ein Siegel ewigen Unsterns, ein Todesurtheil!" — „Es thut mir sehr leid das schlechte Buch geschrie-

ben zu haben, das **Lelia** heißt; nicht daß ich es bereue; dieß Buch ist die kühnste und ehrlichste Handlung meines Lebens, obgleich auch die tollste und am meisten geeignet, mir die Welt zu verleiden. Wenn es mir leid thut, die Lelia geschrieben zu haben, so ist es darum, weil ich sie nicht mehr schreiben kann. Ich bin in einer Geistesstimmung, ganz ähnlich derjenigen, die ich schilderte und in der ich mich befand, als ich das Buch schrieb." — „Du fragst mich, ob das Buch, das du so ernsthaft gelesen hast, eine Komödie ist? Ich antworte dir: Ja und Nein, je nach den Tagen. Es gab Nächte der Sammlung, des herben Schmerzens, der schwärmerischen Ergebung, wo ich sehr schöne Phrasen in bester Ueberzeugung niederschrieb. Es gab Morgen der Erschöpfung, der Schlaflosigkeit, des Unmuths, wo ich mich über den vorhergehenden Tag lustig machte und wo ich alle die Blasphemien wirklich dachte, die ich schrieb. Dieß Buch, so schlecht und so gut, so wahr und so falsch, so ernstlich und so scherzhaft, ist gewiß das am tiefsten, schmerzlichsten und schärfsten durchgefühlte, das je ein Hirn im Wahnsinn erschuf. Diejenigen, die einen Roman zu lesen glaubten, hatten ganz recht, es für abscheulich zu erklären. Diejenigen, die für Wirklichkeit nahmen, was die Allegorie verbarg und was im innern Kern ganz traurig und keusch war, haben wohl Grund gehabt, ein Aergerniß zu nehmen. Diejenigen, welche, die nämliche Pein leidend, darin eine abgebrochene Klage, mit Fieberwahnsinn, Schluchzen, unheimlichem Gelächter und Flüchen zu hören glaubten, haben es sehr gut verstanden und diese lieben es, ohne es zu billigen." — „Das zu gleicher Zeit unglückliche und bevorzugte Wesen, das man **Dichter** nennt, wandelt unter den Menschen dahin mit einem tiefen Gefühl der Trauer. Sobald sich seine Augen dem Lichte der Sonne öffnen, sucht es nach Gegenständen der Bewunderung, sieht es die ewig junge und ewig schöne Natur, wird es ergriffen von göttlicher Ekstase und unbekannter Entzückung; aber bald genügt ihm die träge Schöpfung nicht mehr. Der ächte Dichter liebt Gott und die Werke Gottes. Er möchte Gott finden und anbeten im Menschen, wie ein heiliges Feuer auf einem unbefleckten Altar. Seine Seele dürstet, seine Arme öffnen sich; in seinem Liebesbedürfniß würde er sich gerne die Brust aufreißen, um alle Gegenstände seiner unendlichen Sehnsucht darin aufnehmen zu können; aber die menschliche Häßlichkeit, das Werk von Jahrhunderten des Verderbens, kann seinem klaren Auge, seinem tiefen Blick nicht entgehen. Er durchdringt die äußere Hülle, er sieht mißgeschaffene Seelen in glänzenden Leibern, thönerne Herzen in Statuen von Gold und Marmor. Das schmerzt und entrüstet ihn; er murrt und schilt. Die Mißbräuche der Welt pressen ihm den Schrei des Jammers aus; der Anblick der Heuchelei versengt ihm das Auge, wie mit glühendem Eisen; die Leiden des Unterdrückten entflammen seinen Muth; verwegene Sympathien gähren in seiner Brust. Der Dichter erhebt seine Stimme und sagt den Menschen Wahrheiten, welche sie erbittern. Dann lies't das ganze unreine Geschlecht, das sich hinter eine falsche Achtung vor den Gesetzen zurückzieht, um im Schatten seinen Lastern nachzuhängen, die Steine vom Weg auf, um den Mann der Wahrheit zu steinigen." — „Warum habe ich, eine Dichterin, mit dem Stempel auf der Stirne, daß ich keinem Menschen angehören, daß ich ein unstetes Leben führen soll, warum habe ich, bestimmt zur Trauer und zur Freiheit, mich an die Gesellschaft angeschlossen? Warum habe ich einen Bund gemacht mit der Familie der Menschheit? Es war dieß nicht mein Loos! Gott hatte mir einen stillen und unzähmbaren Stolz, einen tiefen Haß gegen die Ungerechtigkeit, eine unüberwindliche Neigung für die Unterdrückten verliehen. Ich war ein Vogel des Feldes und ließ mich in einen Käfig sperren, eine wandernde Liane des Meers und man setzte mich unter eine Gartenglocke. Meine Sinne forderten mich nicht zur Liebe heraus, mein Herz wußte nicht, was sie war. Mein Geist hatte kein Bedürfniß, als Beschaulichkeit, Lektüre, Melodieen. Warum mir unauflösliche Ketten? O mein Gott, wie wären sie süß gewesen, wenn ein Herz ähnlich dem meinigen sie mit mir getragen hätte! Ach nein! nicht zur Dichterin, zur Liebe war ich geboren! Die Unseligkeit meines Verhängnisses, der Haß anderer Menschen haben mich zur Reisenden und zur Künstlerin gemacht. Ich, ich wollte ein menschliches Leben leben, ich hatte ein Herz — man hat es mir mit Gewalt aus der Brust gerissen, man hat mir nur einen Kopf gelassen, einen Kopf voll Lärmen und Schmerz, voll entsetzlicher Erinnerungen, voll trauriger Bilder, widerlicher Scenen ... und weil ich, Erzählungen schreibend um meinen Lebensunterhalt zu gewinnen, mich erinnerte, daß ich unglücklich gewesen, weil ich zu sagen gewagt: es gebe unglückselige Geschöpfe in der Ehe wegen der Schwäche, wozu man das Weib verdammt, wegen der Brutalität die man dem Mann gestattet; wegen der Schändlichkeiten, welche die Gesellschaft mit einem Schleier verhüllt und mit dem Mantel des Mißbrauchs zudeckt, hat man mich für unmenschlich erklärt, hat man mich als die Feindin der Menschheit behandelt." — Wir wollen dahingestellt seyn lassen, in wie weit diese pathetische Stelle, die übrigens in die Zeit vor der **Heilung** fällt, ganz und gar ernstlich gemeint ist; denn heutzutage hört und lies't man gar zu oft Ergießungen der schwärzesten Verzweiflung und Trostlosigkeit von Schriftstellern, welche ganz behaglich sich des Lebens und seiner Genüsse freuen; wir wollen auch nicht noch mehr Steine vom Wege auflesen, um sie nach der angefeindeten Schriftstellerin zu schleudern; aber verhehlen kann man sich nicht, daß die äußern Veranlassungen zum Dichten bei der Madame Dudevant nichts weniger als günstig waren, und daß allerdings von einer, durch die Pfeile des Lebens aufgerissenen poetischen Ader nicht die ächten und reinen Ergießungen sich erwarten lassen. Man hat schon Parallelen gezogen zwischen ihr und Rousseau; diese lassen sich noch weiter verfolgen, wenn man die Reisebriefe mit den Confessions zusammenstellt. Wenn aber Madame Dudevant es nicht bis zur Offenherzigkeit Rousseau's bringt, was ihr auch nicht zu verdenken ist, so würde sie doch wohl thun, sich die in seinen andern Schriften beobachtete Diskretion zum Muster zu nehmen.

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 64.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

24 September 1836.

Der alte Matrose.

Ein Romanzencyklus von S. T. Coleridge.

Vorwort.

Cowper und Burns waren die Ersten, welche der englischen Muse den Reifrock auszogen, den ihr, mit wenigen Ausnahmen, die meisten ihrer Priester seit Shakspeare's, Milton's und Spenser's Tagen angelegt hatten. Das frische, kräftige Mädchen, welches kühn vor Elisabeth die Laute geschlagen, welches Cromwell'n die Mysterien des Himmels und der Hölle in die Ohren gesungen hatte, war zur prüden alten Jungfer geworden, schämte sich der Natur und der Leidenschaft, spitzte den Mund zu Satyren und Lehrgedichten, greinte zahme Liedchen in den Drawing-Rooms der Vornehmen, und wenn es sich einmal im Freien erging, so war's „zum Gesange Sicilischer Musen" auf Windsor's „gesegneten Fluren," oder im Weichbild von Orford oder Cambridge. Da fielen, wie ein milder Regen, Cowper's sanfte Weisen in die erstarrten Herzen; da scholl des Bauern von Ayrshire kecker, herziger Wildgesang von Norden herüber, und gelöst war der Zauber, gebrochen der Spindelbann. Der Plunder des Reifrocks und der Schminke wurde in die Rumpelkammer geworfen; die Lieder jener Männer erwiesen sich als der Quell der Jugend, in den die britische Poesie zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts als Greisin hinabstieg, um ihn mit Beginn des neunzehnten als blühende, lachende Jungfrau wieder zu verlassen, an Moore's Hand auf Erin's grünen Bergen und im Orient zu schweifen, dem Zauberer von Abbotsford den Kelch vaterländischer und mittelalterlicher Romantik zu kredenzen, mit den Seedichtern über die Tiefe der Wasserbecken von Westmoreland sich zu neigen, und zuletzt als üppige, leben- und liebeglühende Haidee in Don Juan-Byron's Arme zu fliegen.

Byron, Scott und Moore, das dominirende Dreigestirne am jetzigen poetischen Himmel Albion's, sind in Deutschland längst keine Fremdlinge mehr; minder hingegen, wie eifrig wir uns auch auf die Novellisten geworfen, sind die übrigen Poeten im engern Sinne, Epiker sowohl, als Lyriker, bei uns bekannt geworden. Wir meinen: mit Unrecht; und bezwecken zur Begründung dieser unserer Ansicht die Ausbeute unserer Streifzüge durch die minder betretenen Gebiete der englischen Literatur von Zeit zu Zeit in diesen Blättern niederzulegen. Den Anfang machen wir heute mit Coleridge's berühmtem Romanzencyklus: „The Rhyme of the ancient Mariner," und lassen unserer Uebersetzung die folgenden kurzen Bemerkungen über den Dichter und die Schule, als deren Mitglied man ihn gewöhnlich nennt, vorangehen.

Samuel Taylor Coleridge, geb. 1773, gest. 1834, Einer der Vorfechter der Romantik in England, gehört zu den originellsten und anerkanntesten Dichtern, welche den britischen Parnaß unserer Tage verherrlichen halfen. Reichthum der Phantasie und Tiefe des Gefühls zeichnen ihn gleich vortheilhaft aus, und machen ihn wie zu einer der gewaltigsten und hervorragendsten, so zu einer der liebenswürdigsten Erscheinungen in dem Kreise befreundeter Dichter, die man, da sie meist in der Nähe der Seen von Westmoreland und Cumberland wohnen oder wohnten, unter dem Namen der See-Schule zusammenfaßt: Wordsworth ihr Haupt, Coleridge, Southey und Wilson ihre bedeutendsten Anhänger. Edle Simplicität in Form und Ausdruck (die bei Coleridge selbst zuweilen in eine berechnete, aber den Leser gerade durch ihre Phantastik fesselnde, Nachlässigkeit ausartet), hohes sittliches Gefühl, begeisterte Anpreisung häuslicher Tugenden und Freuden (die jedoch, wie breit sie auch, namentlich bei Wordsworth, manchmal auftritt, niemals in Vossische Philisterei ausartet), vor Allem aber ein glühender Enthusiasmus für ein mystisches Sich-Versenken in die Schönheiten der Natur, sind das Auszeichnende der Seedichter: ihre Poesie ist ein Pantheismus. „Sie haben," sagt Allan Cunningham in seiner Biographical and Critical History of the British Literature of the last fifty years „einen Plan und ein Gesetz in der Natur entdeckt, ein großes Band der Sympathie und Harmonie, welches die todte mit der lebendigen Welt, und beide mit der heiligen und allmächtigen Quelle des Lichts und der Liebe verbindet." — Auf den einsamen, laubbewachsenen

Ufern ihrer Seen, im Wald und am Meere, auf Bergen und Felsen scheint ihre Seele mit dem Weltgeiste sich zu vermischen; „sie fühlen," äußert sich ein anderer Berichterstatter „einen unsichtbaren und unaussprechlichen Einfluß, der sie erhebt, entzückt und läutert. Alles in der Natur ist ihnen der Ausdruck einer intellectuellen Kraft, und sie legen dem geringsten, wie dem größten Gegenstande in der Schöpfung nicht nur eine physische, sondern auch eine moralische Existenz bei. Der Ocean wird von Gefühlen und Leidenschaften bewegt; der Mond hat seine Launen; Kometen, Sterne und Wolken folgen innerlichen Antrieben." — Sie fühlen, wie Hugo, als er seine „Träume" dichtete.

„Irrt man auf Meeressande
Und im Gehölz, entwich
Man nach des Flusses Strande —
Dann, ledig aller Bande,
Glaubt näher man den Himmeln sich!

Dort, wie ein Traum ist Alles!
Kein Ton dort ohne Wort!
Ein Loblied mächt'gen Schalles
Steigt aus des Wogenschwalles
Und Laubwerks Murmeln dort!

Es braus't wie eine volle
Und tiefe Stimm' uns an!
Es ist des Alls Gegrolle,
Es ist der Welt Gerolle
Im Himmelsocean!" u. s. w.

Indem wir uns über die Schule aussprechen, haben wir auch fast schon über den Einzelnen berichtet: Coleridge ist ganz und gar „Lakist." Allerdings gab er später Manches von den phantastischen Theorien seiner Genossen auf; dieß geschah aber erst, nachdem er als schaffender Dichter vom Schauplatz abgetreten war. Wie er jetzt in seinen Dichtungen vor uns liegt, zeigt er unserm prüfenden Auge Alles das, was wir oben als das Charakteristische der See-Schule bezeichneten, womit wir übrigens, im Widerspruch mit unserer obigen Behauptung, keineswegs sagen wollen, daß Coleridge der Originalität ermangele. Er ist in hohem Grade poetische Individualität, zumeist wohl durch seine gewaltige Phantasie, deren wilder, häufig alle und jede Schranke toll durchbrechender, Flug uns um so mehr in Erstaunen setzt, als er auf der andern Seite zart, innig, selbst kindlich zu seyn vermag. „Seine Gedichte," sagt Cunningham, „sind verschieden und ungleich; zuweilen kräftig und schwungvoll; oft zärtlich und moralisch; häufig sanft, einschmeichelnd und überredend; immer aber voll schöner, kurz und klar ausgedrückter Gedanken. Stellen von großer Kühnheit, und Ausströmungen einer so eigenthümlichen, als seltsamen Einbildungskraft sind häufig. Auf seine unvergleichliche „Genevieve" hat er allen Reiz der Poesie und des Ritterthums ausgegossen; im „alten Matrosen" segelt, in „Christabel" fliegt er bis zu den äußersten Gränzen der Erfindung und der Glaubwürdigkeit, und in seinem Gesange: „Feuer, Hunger und Gemetzel" hat er die wilden Akkorde der Sibyllen, oder vielmehr der Furien wieder in's Leben gerufen, und uns ein, der ersten Diener des Verderbens würdiges, Lied gesungen. Diese Gedichte sind, jedes in seiner Art, vortrefflich; allerdings ist „Christabel" nur Fragment, und von so eigenthümlich wilder Erfindung, daß es selbst poetischfühlende Kritiker erschreckt; aber es fließt über von Poesie, es enthält Zeichen, daß der Verfasser höher zu fliegen vermag, als er bis jetzt irgendwo gewagt hat, und durch das Ganze zieht sich eine superstitiöse Ader, die ihm eine wilde, übernatürliche, mit dem Volksglauben harmonirende Größe aufdrückt. Dem Dichter scheint entweder die Erfindung ausgegangen zu seyn, oder er scheint gefühlt zu haben, daß er sich zu hoch in die Regionen der Phantasie erhoben hatte, als daß gewöhnliche Geister ihm folgen konnten; denn er hält inne auf seiner Luftreise, schlägt das Buch zu, und weigert sich, weitere Offenbarungen zu machen. Er scheint die Sage von Merlin im Sinne gehabt zu haben, eine Mönchsfiction, mit der aber, wie schön sie auch seyn mag, in unsern materiellen Tagen schwer umgehen ist. Der „alte Matrose" ist aus Gefühlen hervorgegangen, die unserer Natur eigen sind, und enthält eine wunderbare Lehre über unsere Güte gegen die stumme, aber lebende Schöpfung um uns her. Der Matrose schießt muthwilligerweise einen Albatros, den die Seefahrer für einen Vogel von guter Vorbedeutung halten, und wird für seine Grausamkeit mit der ganzen Mannschaft bestraft. Die besondere Art, auf welche dieß erzählt wird und die übermenschlichen Abenteuer der Seeleute und ihres Schiffes machen diese Ballade eben so kühn, als originell.

(Fortsetzung folgt.)

Das Dictionnaire de l'Académie française.

In dem Ausspruch Charles Nodier's: „c'ést le savant, qui tuera la parole de l'homme" liegt ein so tiefer und unwiderleglicher Sinn, daß man, bei fehlender Einsicht, denselben sogar für eine fade Oberflächlichkeit halten kann. Wollen wir, die Deutschen, diesen Ausspruch recht verstehen, so müssen wir uns unter dem „savant" den Mann der Literaturzeitungen denken; zugleich aber müssen wir unter dem Tod der Sprache ihr eigentliches Sich-Ableben, ihr Erstarren, ihr Schwindsüchtigwerden, Verbleichen und Verenden verstehen, durch welchen schaudervollen Proceß die reiche Fülle, der kräftige, jugendliche Leib der Sprache endlich zu einem saft- und blutleeren Körper, zu einem hohlen Todtenhaupt, zu einem, mit Floskelwerk, gleich als mit Lumpen aufgeputzten Leichnam wird. So begriffen, sind es freilich die Gelehrten, die nichts als die Gelehrsamkeit repräsentiren, welche die Sprache austrocknen und zu Grunde richten; jene Gelehrsamkeit, welche in ihrer Inproduktivität (denn das Produktive ist das Allgemeine und Allen Gemeinsame), in ihrer starren Förmlichkeit, in ihrer stagnirenden Wort- und Begriffs-Klauberei nur den höchsten Egoismus ausdrückt, indem sie, ewig am schalsten Zeuge sich selbst befriedigend, auch andern, auch der Welt, die für sie nur aus Gelehrten, aus ihres Glei-

chen besteht, diesen Egoismus der Selbstbefriedigung am Nichtigen und Schlechten aufzudringen strebt. In dem Volke, das einen so unendlichen Theil zu der allgemeinen Sprachbildung und zu dem stetigen Progreß des Gedankens in dieser beiträgt, lebt freilich ein anderer Geist, und das Volk ist deßhalb von jeher jener, in sich selbst und in ihrem räucherigen Studierzimmer erstarrten Gelehrsamkeit abhold gewesen; ja sogar hat es die Rache des verschmähten Geistes an dieser Gelehrsamkeit selbst übernommen, und solche durch den gewaltigen Hohn ausgesprochen, womit sie den vertrockneten und versauerten Literatoren zu Leibe ging.

Daß das Volk nicht dichte, (troß dem, daß so viele tiefe Geister dieß behauptet, und nicht bloß behauptet, sondern auch bewiesen haben) hat neuerlich zwar ein superkluger Kritiker in Berlin zum Erschrecken der Berliner dargethan; allein derselbe wird nicht so sehr für sein autokratorisches poetisches Ich eingenommen seyn, daß er nicht wenigstens dem Volk (worunter man freilich nicht den Berliner Pöbel zu verstehen hat) sein entschiedenes Theil an der Erzeugung, Construktion, Auferbauung, Weiterführung und Vollendung der Sprache zugestehen sollte. —

Hiervon abzubrechen, müssen wir uns, jedoch dießmal negativ, auf einen zweiten Ausspruch des tiefgelehrten, aber nicht minder geistreich forschenden Nodier beziehen, und ihn bestreiten. Er sagt nämlich, eben da, wo er von dem Dictionaire de l'Académie mit so viel Anerkennung spricht: daß keine Sprache sich firire, d. i. eine Epoche des Ruhestandes erleben könne, so lange sie überhaupt eine lebende sey. Es sey uns vergönnt, das Wahre und das Unwahre dieses Wortes auszubeuten:

Freilich ist es unmöglich, wenn die Sprache die Form des Gedankens ist, daß sie zu irgend einer Zeit vollkommen aufhören könne sich weiter zu bewegen, denn der Gedanke ist ja selbst die Bewegung, das „Fließen" des Heraklit; die Sprache aber ist die eingeborne Form des Gedankens. Das ist gar nicht zu bestreiten; allein so meint Nodier eigentlich seine Rede nicht. Er meint nur, es sey in dem Fortgange der Sprache überhaupt kein Punkt aufzuzeigen, wo sie, als solche, sich stagnirend verhalte, oder verfestet sey. Diese Annahme ist aber falsch. Die Sprache hat, in ihrem zeitlichen Fortschritt, Momente, wo sie es in ihrer Unbeholfenheit so weit gebracht hat, daß sie mit ihrer eigenen Form nicht mehr weiter kömmt, daß also das, was sie weiter führen muß, (denn um das Weiter handelt es sich doch) ein Anderes ist als sie selbst, insofern sie Sprache, reine Sprache ist. Mit anderen Worten: Es gibt in der Sprache Epochen, wo das Geistige, als ein hinzutretender Inhalt, als reiner Gedankenstoff sich erst wieder, um die Sprache neu zu gestalten, in dieselbe einprägen, und in ihre besondere Form ausprägen muß. Der Gedanke selbst vollbringt diese Metamorphose, und sie ist mithin zuvörderst eine Gedanken-Metamorphose, ehe sie zur Sprachmetamorphose wird.

Man kann auch diese Behauptung so ausdrücken, daß es Zeiten gibt, wo die Sprache ihren Inhalt verloren, und zur leeren Form, d. i. zur Formel geworden ist. Als Formel ist die Sprache der reine Stillstand; denn nur der Geist bewegt sie ja weiter, wie wir sahen, sie aber entbehrt des Geistes, weil sie ihm treulos geworden, ihn aus sich herausgeklärt hat. (Wie dieß etwa unter uns zur Zeit der Allgemeinen Deutschen Bibliothek der Fall war.) Dieß ist der traurige Zustand, wo die Sprache so hülflos ist, daß ihr fremde Mächte interveniren müssen. Diese Mächte sind nun vor allen Dingen die Poesie, und in noch höherm Maße, das heißt: in ausgeprägterer, bestimmterer Form: die Philosophie. Charles Nodier hat mithin Unrecht, wenn er behauptet, der Stillstand (um uns dieses nicht ganz entsprechenden Wortes fortzubedienen) einer Sprache erfolge erst, nachdem sie gestorben sey. Vielmehr hat gerade die französische Sprache mehrere solche Stillstände erlebt, wo ihr die fremden, wiewohl immer nationalen Mächte auf die Beine helfen mußten. Als Cartesius mit seinem Cogito ergo sum, und dem freilich reinphilosophischen: De omnibus est dubitandum (also auch am allermeisten an der Sprache) sich hervorwagte; als (um uns nicht in das frühere Jahrhundert des Rabelais zu verlieren) Malebranche und Paskal, der eine großartiger als der andere wirkten, da waren solche Sprachstillstände, das eine Mal im Anzug, das andere Mal in vollem Daseyn. In der spätern Zeit, nach dem Siècle Louis XIV, war es Voltaire ganz allein, welcher die Sprache nur durch ein großes Opfer, das der wissenschaftliche Geist bringen mußte, rettete. Und endlich: wer hat das national-linguistische Frankreich emancipirt, damals als das steifleinene Gespenst des Classicismus, das, schrecklich genug, sogar die Zeiten des Nationalconvents und des Empires überdauert, nicht bloß das Théatre français, sondern ganz Paris und ganz Frankreich beherrscht hatte — wer war es, der in jenem bedenklichen Zeitraum, wo die französische Sprache vor ihrer eigenen Nüchternheit nicht zum Bewußtseyn derselben kommen konnte, Frankreich emancipirte? Niemand war es anders, als — die Romantiker.

Daß uns hierin kein Leser mißverstehe, wollen wir gleich einen andern Satz paraphrasiren, welcher in einer andern geistreichen Kritik des "dictionnaire de l'Académie" (im Courrier français) hingestellt worden ist. Hier äußert sich der Verfasser, der selbst ein vortreffliches Französisch schreibt, folgendergestalt: „Der gegenwärtige Zeitpunkt ist gut gewählt, um das Inventarium unseres Sprachreichthums aufzustellen. Nicht daß wir glauben sollten, unsere Sprache befinde sich jetzt auf einem Standpunkt der Entwicklung, den sie nicht mehr zu überschreiten vermöge; vielmehr wird sie unter fortwährenden Modificationen weiter gehen, wird ihr Erbgut immer ausdehnen (étendant son domaine) ihre Formen erweitern, aber sie wird den Genius bewahren, den sie nun bezeichnet, so lange als die französische Nationalität bestehen wird. Sie hat in Zukunft nicht mehr ähnliche Revolutionen zu bestehen, wie die, welche sie vom vierzehnten Jahrhundert bis zu Ende des sechzehnten erleiden mußte, weil sie nunmehr mit der Nation identificirt, Eins mit ihr geworden, und dem Ausdruck ihres Lebens ohne Zwang sich hingibt."

Mit großem Bedacht und möglichster Genauigkeit haben wir die so wichtige Stelle übersetzt; setzen nun aber auch das

französische Original hinzu, weil es sich vortrefflicher ausnimmt, und zum Vergleich dienen soll. Die Sprache ist ein Objekt, bei welchem man mit Besonnenheit, Treue und Eifer verfahren muß: Le moment est bien choisi aujourd'hui pour faire l'inventaire des richesses de notre langue; ce n'est pas, que nous la croyions arrivée à un point de développement, qu'elle ne doive plus dépasser: non, elle ira toujours se modifiant, étendant son domaine, élargissant ses formes; mais elle gardera le génie qui la caractérise aussi long-temps, que subsistera la nationalité française; elle n'a plus à subir dans l'avenir de révolutions semblables à celles qu'elle a éprouvées du quatorzième siècle à la fin du seizième, parce qu'elle est maintenant identifiée à la nation, une comme elle, et qu'elle se prête sans efforts à l'expression de sa vie.“

Es ist schon beklagenswerth, wenn der Pöbel oder der Stubenhocker sich täuschen; aber Wehmuth erregend, und fast von tragischem Interesse ist es, wenn edle und zu geistiger Forschung begabte Naturen sich über das Allerheiligste der Nationalität (jener Gedanke, der auch seichte Seelen erschüttert), Phantasmen und Chimären vorspiegeln. Du meinst also, die Sprache Frankreichs, des schönen Landes, werde den Genius bewahren, der sie bezeichnet, so lange die französische Nationalität bestehen wird? Du meinst, deine Sprache dürfe nur milde Erschütterungen, sanfte Veränderungen zukünftig gewärtigen? Meinst auch, Frankreichs Sprache sey jetzt mit Frankreichs Volk identisch? Es ist schön von einem Franzosen, so zu irren; schön, aber mitleidwürdig. Was ist das für ein Genius, der jetzt die französische Sprache bezeichnet? Was für Einer, frage ich? Nein, beweise mir erst, daß es der *Genius* sey. Ist es denn nicht eben der Genius, welcher der Sprache und dem Volke Chlodewigs *fehlt*? Meint Ihr denn, Franzosen, daß ihr mit dem alten Stamm der Bourbonen auch den alten Leichtsinn der Meinung, auch den alten Sanguinismus der Gefühle, auch die alte Infirmität der Ideen abgeschüttelt? Bedenkt Nodier's vortreffliche Worte, die eine unendliche Paraphrase zulassen: „Die Politik ist freilich exacter, als die Akademie und ihr Dictionnaire; aber bedenkt nur, was ihr Gebäude uns geleistet hat, und wie wenig sparsam wir waren, als wir es aufführten! Mit den ungeheuren Mitteln, die wir seit einem halben Jahrhundert darauf verwendet, hätten wir das himmlische Jerusalem erbauen können.“ Dieß sind Nodier's Worte, des Mannes, von dem neulich ein zu Paris lebender Deutscher schrieb, daß die Pariser seine Feuilletons zum Temps nicht mehr zu lesen begehren. Hört nur immer auf diese Stimmen Franzosen, die euch in so harmonischer, correcter Sprache anredet, und laßt euch durch deutsches Gewäsch nicht abhalten, dem homme d'esprit, (wie Ihr eine herrliche Sache durch ein mattes Wort ausdrückt) eure unverstellte Huldigung zu bringen. Hört auf diese Männer, die so viele Nächte aus reinem Interesse für Eure Literatur durchwachten, und verstopft lieber die Ohren euren neugebackenen Philosophen und Aesthetikern, euren geleckten und conventionell-gebildeten Lerminiers und Marmiers (den tieferen St. M. Girardin wollen wir in dieser Gesellschaft nicht erwähnen), die Euch, daß ihr den Geist der Spekulation besäßet, stündlich vorsalbadern und eure Köpfe dadurch nur noch wüster und hohler machen. Eure Krisis, Franzosen, ist jetzt so bedenklich, daß ihr das Lob und die Schmeichelrede, die man euch darbringt, daß ihr die süßschwatzenden Wiegenlieder, womit man euch in den Schlummer der Selbstgenügsamkeit lullen will, mit Füßen treten, aber diejenigen, die euch scharf und bitter tadeln, und euch ein edles Beispiel entsagungsvoller Forschung geben, anbeten und vergöttern müßt!

Und hier stehen wir wieder auf dem Boden, den wir nicht verfehlen wollten: Es ist wahr, daß die Franzosen durch ihre Politik *geistig* zu Grunde gerichtet sind. Ihr habt an den Barrikaden gekämpft wie Löwen, das ist groß und schön; aber im Kampfe selbst habt ihr Euch das Ziel der *intellektuellen* Vollendung nur weiter entrückt.

Wo ist der französische Genius? wo ist die französische Dichtung? wo ist die französische Spekulation? wo ist, um es kurz zu sagen, in Frankreich der konkrete, mit sich einige, seiner selbst bewußte Gedanke? die Antwort, wenn sie nach der strengsten Norm des Geistes lauten soll, muß lauten: *Nirgends*. Alles ist erst ein trübes, ein dämmerndes, chaotisches *Werden*, wo noch der Geist *Gottes* (nicht Frankreichs) über den Wassern brütet. Eure Dichter? Sind Paul de Kock, sind Georges Sand, Eugen Sue, Alexander Dumas, Loewe Weimars, Eure Dichter? sind selbst Balzac und Janin und die geistreichern Verfasser von Cinq Mars und Notre Dame die Repräsentanten Eurer nationalen Poesie? Ist die Sprache dieser, welche freilich Eure Sprache retten mußten, *Eure Sprache selbst, und ihre Unsterblichkeit*? Wenn dem so ist, dann habt ihr eine kurze Unsterblichkeit, und die Idee des wahrhaft Ewigen und Unwandelbaren ist Euch noch nicht aufgegangen. *)

---

*) Es möge Niemand befremden, hier, wo es sich um ein Höchstes und wahrhaft Allgemeinstes, welchem jedwede Nationalität zu subsumiren ist, handelt, den Gegenstand in seiner ganzen Schärfe und Entschiedenheit hervorgehoben zu sehen. Es ist dieß kein willkürliches oder gesuchtes Auf- die- Spitze-Stellen von Dingen, die etwa milder aufzufassen wären. Wir haben in derselben Zeitschrift, von andern Interessen bestimmt, es versucht, der französischen Romantik ihr volles Recht zu sichern, und das, was wahrhaft in derselben poetisch ist, in sein gebührendes Licht zu stellen. Dieß geschah mit eben so viel Theilnahme, als Ueberzeugung. *Hier* ist die Aufgabe eine ganz andere, und eben deßhalb das Wort um so schärfer und schonungsloser, weil das Nationale nicht in seiner Besonderheit, sondern im Reflex des allgemeinen literarischen Weltinteresses aufgefaßt und beurtheilt ist. Diese Erklärung hielt der Verfasser für nothwendig, weil in diesen Zeiten zu häufig die Interessen verwechselt, und die scharf geschiedenen Gesichtspunkte verwirrt werden.

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 65.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

28 September 1836.

Nachbildungen neuer französischer Gedichte.

Aus den Feuilles d'automne von Viktor Hugo, von Adolph Laun in Bordeaux.

Quien no ama, no vive.

XXIII.

Wer Ihr auch seyd, ob alt, ob jung, ob reich, ob weise,
Verfolgtet niemals Ihr des Schrittes sanfte Gleise,
Der sich melodisch leicht an Euch vorbeibewegt,
Des weißen Schleiers Wehn, der sich verliert im Dunkeln
Und Meteoren gleich, die hell die Nacht durchfunkeln,
In Eure Seele tief den lichten Gluthstrahl schlägt;

Wenn Ihr nicht bloß es kennt von dunklem Hörensagen,
Vom Dichter, der sein Herz ergießt in Liebesklagen,
Das höchste Glück, das Euch die Tage golden macht,
Das Glück, ein Herz, das ganz sich opfert, zu besitzen,
Und in der Augen Paar, die liebeerleuchtet blitzen,
Zu sehn der Sterne Glanz, der Sonne Flammenpracht;

Wenn niemals einsam Ihr geweilet habt im Dunkeln,
Wo durch die Fenster hell des Balles Kerzen funkeln,
Zur Stunde, wo zum Gehn die Flügelthüre springt,
Die Schöne zu erspähn, die wie ein Blitz erstrahlet,
Das blaugeäugte Kind, von Rosengluth ummalet;
Um dessen weiße Stirn ein Blumenkranz sich schlingt;

Wenn nie die heiße Angst des Fiebers Euch durchdrungen,
Wenn ihre Hand Ihr saht in and're Hand geschlungen,
Wenn das geliebte Herz an einem and'ren lag;
Wenn nie Ihrs saht mit tieferregter Zornempfindung,
Wie frech des Walzers Flug in leichter üpp'ger Windung
Der Weiber heil'ge Schaam und ihre Blüthen brach;

Wenn niemals träumend Ihr von Zügeln seyd gestiegen
In schwellenden Gefühls beruhigt stillem Wiegen;
Wenn niemals Abends Ihr bedeckt vom Lindenbaum,
Als tausend Sterne rings im Blau ihr Licht ergossen,
Der Dämmrung Wonnetraum, ein glücklich Paar, genossen,
Sanft flüsternd, ob allein, im still verborg'nen Raum;

Wenn niemals Eure Hand in einer andren bebte,
Wenn niemals bei dem Wort, das Ihrer Lipp' entschwebte,
Ich liebe Dich, das Herz des Himmels Wonn' empfand;
Wenn nie voll Mitleid Ihr betrachtetet die Throne,
Euch wundernd, daß man strebt nach Scepter und nach Krone,
Nach Herrschaft und nach Ruhm, da man die Liebe fand;

Wenn Nachts der letzte Docht der Lampe still verglimmet,
Und wenn, in's Nebelmeer getaucht, Paris verschwimmet
Und schwarze Stunden läßt dem Schlaf vorübergleiten,
Wo Thürm' und Kirchen ernst zum finst'ren Himmel sehn,
Die zwölfmal schlagend rings der Träume Trug verbreiten
Und von den Glocken her in dunklen Gruppen wehn.

Wenn Ihr zu jener Zeit, wo Alles ruht im Schlummer,
Wo sie im Traume glüht, befreit von Sorg und Kummer,
Nicht weintet wie ein Kind bis hin zum Morgenroth;
Wenn Ihr nicht hundertmal den Namen ruft mit Beben,
Vom eitlen Wahn erfüllt, sie müßt' Euch Antwort geben,
Und Eurer Mutter Gram Euch sehntet nach dem Tod;

Wenn niemals Euch ein Blick des Weibes so durchsprühte,
Daß eine zweite Seel' in Eurer plötzlich glühte,
Und Euer Aug' entzückt den Himmel offen fand,
Und hättet Ihr nicht gern mit Blut das Rad benetzt
Für jenes Kind, das sich an Euren Thränen letzet,
Denn habt Ihr nie den Schmerz, die Liebe nie gekannt.

XXV.

Ein schleierloses Mädchen sehn im Bade,
Des Augen kindlich rein in Unschuld glühn;
Dem weißen Segel folgen vom Gestade,
Am Himmel schau'n der Sterne blaue Pfade,
Das Flimmern goldner Würmchen unterm Grün;

Belauschen, wie den düsteren Idolen
Die Sultaninnen huldigen im Tanz;
Im Saal beschau'n die Zahl der Girandolen
Und auf dem Wasser Nächtens die Gondolen
Flieh'n seh'n mit ihrer Stirne Sternesglanz;

Sich laben an dem Mondenlicht, dem bleichen,
Einschlummern unterm Baum am Wegesrand;
An ihrer Seite einem König gleichen,
Die mit dem Scepter herrscht in weiten Reichen,
Doch mehr noch mit der kleinen, weißen Hand;

Still horchen, wenn beim Harfensaiten-Tönen
Süß die Romanze weint um Liebeslohn;
Den Tag mit einem Abendgange krönen
Im Dämmrungstraum, wenn Andalusias Schönen
Der Blumen Fülle werfen vom Balkon;

Süß träumen wenn des Thaues Thränen fallen
Von Spaniens Himmel, der im Feuer glüht,
Wenn zärtlich sanft die Trillerläufe schallen
Und wie Raketen in der Luft verhallen
In Philomele's glüh'ndem Klagelied;

Der Tage Zahl vergessen, die verschwunden
So eilig, wie ein Morgentraum entflieht;
Verfolgen in der Mitternacht Schauerstunden
Den flücht'gen Geist, der sich dem Grab entwunden
Und mit dem Fuße Flammenspuren zieht;

Vom Blumenschmuck, den sich April erkoren,
Entblößen rings der Wiesen frisches Grün
Und endlich, wenn man weithin sich verloren,
Vom Städtchen sehen, wo man ward geboren,
Des Thurmes Spitze in des Abends Glühn;

Zu allem diesem, was das Schicksal schenket,
Sey's wirklich oder Traum nur und Gedicht,
Wird mein, ach! mein bezaubert Herz gelenket,
Wenn nur Dein Auge, vor sich hingesenket,
In tiefem Blau zu meinem schwarzen spricht. —

Das Dictionnaire de l'Académie française.

(Fortsetzung.)

Und wo sind Eure Philosophen? Vielleicht antwortet Euch Eure Ewigkeit mit dem Namen — Lerminier. Wir wollen kurz seyn: Eine Sprache, die einer so blutjungen, so durchaus noch selbst im Werden begriffenen Poesie ihre Wiedergeburt verdankt, kann unmöglich über das Schicksal der Revolution hinaus, kann unmöglich mit einer solchen Nation, die seit Carl dem Großen eine der ersten Stimmen in der Geschichte der Völker führte, identisch seyn. In der That, wollte ich einmal die Sünde begehen, gegen den Geist zu zeugen und Ch. Nodier zugeben, daß in Frankreich nie die Sprache stagnirt und fixirt gewesen, so kann ich ihm doch dieß andere unmöglich zugeben, selbst wenn ich die Zurechnung einer Sünde übernehmen wollte, daß Frankreichs Sprache eine lebendige sey. In dem Herzen dieser Sprache haus't vielmehr noch der Tod, und dieser muß heraus, ehe sie das reine, konkrete, geistige, lebendige Leben gewinnen kann. Denn nicht mit dem Tode zugleich besteht das Leben, sondern das Leben muß den Tod überwunden haben.

Wir wollen ganz populair auf etwas schon Angedeutetes zurückkommen:

Ein Hauptgrund warum die französische Sprache so lange, ja man könnte sagen: immer, stabil geblieben, ist, weil die Franzosen keine Philosophen haben. Zeigt mir, ihr Stimmführer für „Spekulative (?) Wissenschaft" in Frankreich, zeigt mir in Eurem Vaterlande einen einzigen Philosophen seit Nicolas Malebranche! So wenig waren Diderot, d'Alembert, Voltaire, Rousseau und der Verfasser des Système de la Nature Philosophen, als heut zu Tage der Père Enfantin und der kleine Teufelspater La Mennais Philosophen sind. Nun aber richtet Euern Blick nach Deutschland, welches jetzt der leichtsinnige Franzose interpretiren zu müssen vorgibt, und das der noch leichtsinnigere Deutsche Euch in Euren abgeschmackten Salons interpretirt. Habt Ihr von den Systemen des Cartesius, des Spinoza einen wesentlichen Vortheil gezogen? Habt Ihr Euren eigenen tiefsinnigen Malebranche Eurerseits nur gerechtfertigt? Oder war es nicht vielmehr so, daß Ihr seinen geistesarmen Gegnern, einem Foucher und Arnauld größern Einfluß verstattetet? In der That: das Beste was ihr von Spinoza wisset, ist was euch Heinrich Heine, der ihn weder verstanden noch gelesen hat, im Gewande deutscher Hanswursterei vorgefabelt. Habt Ihr etwas in euren neusten Systemen (?) von Leibnitz, der es Euch doch bequem gemacht, und von seiner Monas französisch geschrieben hat? Nein; ich glaube, es sind kaum 20 Franzosen in Frankreich, die eine Seite in Leibnitz gelesen. Nun blickt auf Deutschland, und sehet, was Cartesius, und Euer eigener Malebranche, was Leibnitz und Spinoza für Früchte hier getragen. Bemerket, wenn ihr denn einmal das air dédaignant rechtfertigen wollt, womit ihr Euch, unsere philosophischen Mysterien erlauert zu haben vorspiegelt, nicht allein, welch ein gewaltiger Gedankenstoff für Sprach-Erneuung und „Bereicherung in den Systemen unsrer neusten Philosophie, in Fichte, Schelling

und Hegel enthalten ist, sondern auch, wie sich unsere Sprache dieses unendlichen Reichthums bemächtigt hat, und wie sehr er bereits in unser innerstes Idiom, in unsere Darstellung, wie in unsere Wissenschaft selbst gedrungen ist. An diesem Beispiel möge doch Frankreich wahrnehmen, daß keine Sprache irgend einer Nation unter Gottes blauem Himmel emancipirt, frei und selbstständig ist, so lange sie noch nicht den wirklichen Gedanken, die wirkliche Forschung, die wirkliche Wissenschaft, die wirkliche Geistigkeit darstellt, und daß ihr in ihrem tiefsten Lebensmark so lange noch die gewaltigsten Revolutionen bevorstehen, als ihre angeborne Oberflächlichkeit und gedankenlose Wortmacherei noch nicht überwunden ist.

Nicht fürchtend, daß das bisher Gesagte als eine müßige Einleitung auf das zu Besprechende angesehen werden wird, wollen wir uns nur direkt zu dem „Dictionnaire de l'académie française" wenden, wie es jetzt in seiner 6ten Edition der gelehrten und beurtheilenden Welt vorliegt. Aus dem über die Mangelhaftigkeit der französischen Sprache überhaupt in Obigem bemerkten wird sich ergeben müssen, welch eine große Bedeutung das Dictionnaire de l'Académie gerade für Frankreich hat. Es ist innerhalb der letztern Jahre ungemein viel über die Langsamkeit gewitzelt worden, mit welcher sich dieß vielumfassende Werk seiner Endschaft näherte. Epigramme, zu denen, wie sich ein französischer Kritiker ausdrückt, „die Academiker selbst ihr Contingent lieferten," gingen im Schwange, welche, wie das folgende, den bedeutungsvollen Gegenstand auf naive Weise lächerlich machten:

Si Dieu voulait, (hieß es) dans son dictionnaire
L'Académie avancerait d'un pas,
Et dans cent ans finirait l'oeuvre entière:
Si Dieu voulait, oui... mais Dieu ne veut pas.

Man sieht hieraus, wie leichtsinnig der Franzose selbst in seinen angelegentlichsten Nationalangelegenheiten ist. Schon der geistreiche Abbé Bois-Robert gab in frühesten Zeiten sein ironisches Schärflein zum Besten, denn er versichert, täglich in seinem Nachtgebet zu Gott gebetet zu haben, „daß er ihn nur bis zum Buchstaben G möge leben lassen," dann hoffe er, weil man damals erst beim D war, mindestens ein hundertjähriges Alter zu erreichen. Auch hatte er seine Rechnung nicht so ganz ohne den Wirth gemacht, denn er starb 1662 im 70sten Jahre, und erst 30 Jahre später (1694) erschien das 1635 begonnene Werk im Druck. Nichtsdestoweniger ändern solche Scherze die Sache selbst und ihren Ernst nicht im mindesten, denn wenn man den Zweck eines solchen Dictionnaire dahin bestimmt, daß es der Sprache zur Wissenschaft ihrer selbst verhelfe, mithin das Selbstbewüßtseyn der Sprache als die eigentliche Tendenz des Werks ansieht, so springt es ja gleich in die Augen, daß dieß nicht zu erreichen möglich ist durch einen Salto Mortale, sondern die Sprache, um ihrer selbst auf allseitige Weise bewußt zu werden, einer tiefen und langen Erinnerung nöthig hat. Wird ferner die Methode eines solchen Werks darin erkannt: daß in ihm zuförderst eine vollständige Klassifikation aller Bedeutungen der einzelnen Termen, ferner, um uns so auszudrücken, eine analytische Entfeßlung der gesammten, in der unendlichen Einzelheit der Wörter und Wortbildungen enthaltene Ideen vorhanden und herrschend sey, daß es ferner mit höchster Genauigkeit das mannichfache Spiel der Analogieen verfolge, es zusammenschließe in die Einheit fester Bestimmungen, welche der lebendigen Ausdrucksweise dem ganzen nationalen, socialen &c. Leben und Verkehr zu Gesetzen werden müssen, daß es endlich zugleich mit der wahrhaften Legitimität der Wörter auch ihre gegenwärtige Geltung, ihr Zusammentreffen in das Jetzt der Sprache nachweise und entwickle, so ergibt sich eben wieder aus der großartigen Peripherie eines solchen Plans, daß derselbe nur Epochenweise ins Leben und in eine erneute Gestalt des Lebens treten könne. Für die französische Sprache aber muß das Resultat eines solchen Plans um so wichtiger seyn, einmal da sie unendlich arm an streng abgeschlossener und kernhaft hervortretender Eigenthümlichkeit, da sie von jeher mehr als irgend eine andere nur durch einzelne hervorragende Persönlichkeiten vertreten worden und oft wahrhaft sklavisch in diesen, zuweilen sogar beschränkten, Geistern festgebannt gewesen ist, und in Folge des letztern jede Renovation derselben eine so gewaltige Opposition findet, daß jedesmal das ganze Gebäude der Wissenschaft dadurch nicht bloß erschüttert, sondern selbst verdächtig gemacht wird. Dieß zu belegen liegt ein außerordentlich scharf begränzter Vergleich sehr nahe: Während nemlich die ungemeine Sprachvolubilität und Sprachproduktivität, welche in unserm Fischart so sehr überrascht, der doch nur ein geistvoll-eigenthümlicher Geistverwandter seines großen Vorbildes Rabelais war; während — sage ich — dessen Entdeckungen und Produktionen im Bereich der deutschen Sprache schon längst in deren Lebensmark eingedrungen und mit ihm amalgamirt sind, ist das heutige Frankreich noch so weit entfernt, seinen ureigenthümlichen Rabelais in seiner Sprache verarbeitet und darin flüssig gemacht zu haben, daß es vielmehr erst neuerdings einer positiven Rechtfertigung dieses großen Geistes durch einen Gelehrten der neuesten Zeit in Frankreich bedurft hat, welcher ein ganzes Comité, das davon keine Ahnung hatte, von der Sprachtiefe des Rabelais'schen Patois mühsam zu überzeugen suchen mußte.

(Fortsetzung folgt.)

Der alte Matrose.

(Fortsetzung.)

Wir überlassen es den Lesern unserer Uebersetzung, dieß Urtheil des englischen Kritikers nach ihrem eigenen Gefühle zu modificiren. Coleridge's Freunde nennen den „alten Matrosen" ein Gedicht, das man fühlen, bewundern, und darüber nachdenken muß, das aber füglich weder analysirt noch kritisirt werden kann. Uns scheint es hauptsächlich an einer zu breiten Behandlung des allerdings hochpoetischen Stoffes zu leiden.

Außer „Christabel" und seinen (unter dem Titel: „Sibyllinische Blätter" erschienenen) lyrischen Gedichten, hat man von Coleridge auch ein Drama: „Reue (Remorse)" und gelungene Uebersetzungen Schiller'scher Meisterwerke, namentlich des Wallenstein. Er lebte die letzten Jahre seines Lebens in der

Nähe von London; eine interessante Schilderung seiner Persönlichkeit findet man in Leigh Hunt's: „Lord Byron and some of his contemporaries."

Der Alte Matrose.

1.

Einen alten Seemann gibt's; der hält
Von Dreien Einen an.
Was will dein glühend Aug' von mir,
Graubärt'ger alter Mann?

Macht Hochzeit doch der Bräutigam;
Nah sind verwandt wir beide!
Das Fest beginnt; versammelt sind
Die Gäste; ringsum Freude!

Er hält ihn mit der dürren Hand:
War stattlich einst und groß
Ein Schiff. — Laß los, du alter Narr!
Stracks ließ die Hand er los.

Er hält ihn mit dem glühen Blick;
Der Hochzeitgast steht stille,
Und horcht ihm, wie ein kleines Kind:
So war's des Seemanns Wille.

Setzt sich auf einen Stein der Gast;
Er kann nicht von der Stelle.
Und so begann der alte Mann,
Der graue Schiffsgeselle;

Die Anker hoch! die Barke flog!
Frisch ging es durch die Bai,
Vorbei die Kirch', vorbei den Berg,
Den Feuerthurm vorbei.

Die Sonn' erhob sich aus der See;
Zur Linken ging sie auf.
Und sie schien hell, senkt in die Well'
Zur Rechten dann den Lauf.

Und höher, höher jeden Tag,
Bis Mittags über'm Mast —
Da tönt von Ferne das Fagott;
Vom Sitz fährt auf der Gast.

Die Braut betritt den Hochzeitsaal;
Der Rose gleich glüht sie;
Und vor ihr geh'n mit nickendem Haupt
Die lust'gen Musici.

Der Hochzeitgast fährt auf in Hast,
Er kann nicht von der Stelle;
Und so sprach dann der alte Mann,
Der graue Schiffsgeselle:

Da kam der Sturmwind; der war stark,
Und groß war seine Wuth,
Und seine Schwingen trieben uns
Fern nach des Südens Fluth.

Das Bugspriet tief, die Masten schief,
Wie wer, verfolgt, mit raschem Schritt
Noch seines Feindes Schatten tritt,
Mit vorgebeugtem Haupt:
So auf gut Glück stürmte die Brick
Südwärts, vom Nord umschnaubt.

Und Schnee und Nebel kamen jetzt,
Die haben's kalt gemacht.
Und mastenhoch vorüberzog
Eis, grünlich, wie Smaragd.

Und trüben Schein durch's Eis herein
Warf eine schnee'ge Spalte:
Nichts sahen wir, nicht Mensch noch Thier —
Die Treibeismauer hallte.

Das Eis war hier, das Eis war dort,
Das Eis war überall;
Es thürmte sich, und fürchterlich
Dröhnt' über's Meer sein Schall.

Doch endlich schoß ein Albatros
Durch den Nebel und den Regen;
Als wär's 'ne Christenseel', so tönt
Ihm unser Gruß entgegen.

Der Vogel fraß aus unserer Hand,
Flog auf dem Deck umher;
Das Eis zerbrach mit dumpfem Krach:
Wir sind auf offnem Meer!

Und ein guter Südwind thut sich auf;
Hoch folgt uns durch die Luft
Der Vogel treu, und schwebt herbei,
Wenn der Matrose ruft.

Auf Tau und Mast, da hält er Rast
Der wolk'gen Nächte neun;
Und alle Nacht durch Nebel lacht
Des Mondes weißer Schein. —

Vor bösen Geistern schütze dich Gott,
Du alter Schiffsgenoß!
Was stierst du? — mit der Armbrust mein
Schoß ich den Albatros!

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 66.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

1 Oktober 1836.

Proben neuerer russischer Dichtungen.

1. An Rußlands Feinde.

Zur Zeit des Kampfes gegen die polnischen Revolutionaire.

(Von Puschkin.)

Warum, ihr fremden Redner? euer Schreien?
Warum wollt Rußland ihr mit Flüchen dräuen?
Ist's Litwa's Aufstand, der euch so bewegt?
O schweigt! der Slaven Völker werden stillen
Den innern Zwist, vom Schicksal angeregt; —
Euch fehlt die Kraft, dieß Räthsel zu enthüllen.

In diesen beiden Stämmen glüht' im Kampfe
Der blut'gen Zwietracht Feuer öfter schon,
Für sie —. für uns erstrahlt im Pulverdampfe
Des Krieges Glück, des Sieges schöner Lohn.
Ihr fragt: „Wem wird der Lorbeer dießmal sprießen,
Dem übermüth'gen Pol', dem treuen Ruß'?
Wird sich in Rußland's Meer der Slaven-Bach ergießen,
Ist's wahr, daß ohne ihn es schwinden muß?"

Laßt uns! die Zeit ist eurem Blick entschwunden,
Wo sich der Quell ergoß aus Todeswunden; —
Und der Familienstreit, mit Blut gehemmt,
Ist euch verständlich nicht und bleibt euch fremd.
Für euch sind Kreml und Praga stumm und schweigen;
Die Unvernunft, die thöricht euren Sinn beseelt,
Läßt euer Herz sich zu dem Kampfe neigen,
Haß gegen uns habt ihr euch zum Panier erwählt. —

Und weßhalb haßt ihr uns? Vielleicht für unser Wagen,
Womit wir einst dem Kühnen Widerstand gezeigt
Auf Moskau's Flammentrümmern in des Kampfes Tagen,
Ihm, dessen Joch ihr zitternd euch gebeugt?
Vielleicht weil wir das Götzenbild, das drückend
Einst auf der Welt geruht, zum Abgrunde gesenkt,
Weil wir mit unserm Blut, nur euch beglückend,
Europa: Freiheit, Ehr' und Frieden einst geschenkt? —

Mit Worten droht ihr, — rüstet euch zum Streit!
Glaubt ihr, der alte Held, der jetzt der Ruh' sich weiht,
Kann nicht das Ismailsche Schwert mehr schwingen?
Meint ihr, des Zaaren Wort hat keine Kraft?
Wir könnten mit Europa nicht mehr ringen?
Und Rußlands Heer, das sieggewöhnte, sey erschlafft?

Sind wir gering? O glaubt, von Perm bis Tauris Fluren,
Von Finnlands kaltem Stein bis Kolchis Flammenspuren,
Und von dem Kreml, erst fest nach dem Erbeben,
Bis China's Mauer, ewig unerschüttert,
Wird dann Ruthenia's Volk, das vor dem Kampf nicht zittert,
Mit Stahl geschmückt, zum Streite sich erheben.
Dann könnt ihr, Redner! eure Söhne senden,
Die hochergrimmten, doch theilt ihnen mit:
„Daß Rußlands Felder ihnen Ruhe spenden,
„Bekannte Gräber hemmen ihren Schritt!" —

Das Dictionnaire de l'Académie française.

(Fortsetzung.)

Berühren wir nun — bevor wir zu einer gedrängten Skizze dieser sechsten Edition des Dictionnaire selbst übergehen — in der Kürze die von Villemain zu derselben gelieferte Vorrede, über die sich der competente Nodier so vernehmen läßt: „Das in dieser Vorrede Enthaltene ist, meiner Meinung nach, das Trefflichste, was überhaupt über französische Sprache geschrieben ist, und auch vielleicht in folgenden Zeiten gesagt werden kann. Diese „Préface" würde unstreitig einen weniger bescheidenen

Namen verdienen, aber gewißlich wird man ihr keinen ruhmvolleren Platz wünschen. Es gibt Inschriften, welche dauern so lange die Tempel dauern, aber auch solche gibt es, die das Andenken der Tempel noch lebendig erhalten, wenn diese selbst nicht mehr sind." So viel ist gewiß, daß Villemains Arbeit das Werk einer treuen, ernsten, emsigen und eben so besonnenen als geistreichen Forschung ist. „Tout est dit d'une manière simple et ferme, et cependant tout est neuf et hardi, mais sans paradoxe" sagt St. Marc. Girardin, der sich damit eben so seltsam als unwillkürlich den Anstrich gibt, als ob er daran gezweifelt habe, daß das Neue und Kühne mit Festigkeit und einfacher Sicherheit auftreten könne. Wie aber sollte man nicht in der Sprachforschung eines Mannes gleich von Haus aus Sicherheit und Consequenz erwarten dürfen, der ausdrücklich zur Basis seiner Introduktion den Gedanken macht: daß die Sprache die erscheinende Form des Geistes der Völker ist. (La forme apparente et visible de l'esprit d'un peuple.) Allerdings hält Villemain im Laufe seiner Untersuchung das Axiom fest, daß es für die Sprachen eine Epoche der Reife gibt, welche immer nahe an die Periode ihres Verfalls gränzt. Allein dieses hin und wieder gemißbrauchte Axiom, aus welchem subalterne Geister allerlei unwahre und trübe Folgerungen gezogen haben, entstreift sich bei Villemain aller Einseitigkeit und Härte, und soll nur darauf hinführen, daß man nothwendiger Weise eine Fixirung der Sprache in gewissen Epochen annehmen und daran glauben müsse. Als eine solche in der französischen betrachtet er das siebzehnte Jahrhundert, und als charakteristisches Merkmal dieser Epoche und dieses Ruhepunktes sieht er die Analogie an. „Die Analogie, sagt er, war im siebzehnten Jahrhundert die vorherrschende Eigenschaft unserer Sprache, und sie ist großentheils die Ursache, warum wir an der Lektüre guter Bücher aus diesem Zeitraum so viel Vergnügen finden, und das selbst an solchen, die nicht den hervorragenden Stempel des Genie's tragen, und uns durch Neuheit der Ideen und Ansichten nicht eben überraschen. Wir merken (sentons) darin in dem Styl, in dem Accord der Gedanken, der Ausdrücke, der Bilder eine gewisse Richtigkeit (justesse), die unserem Geiste wohl thut. Als dieses wesentliche Verdienst der lateinischen Sprache abzugehen anfing, als die erloschenen und durch langen Gebrauch abgenutzten Wörter ihren ursprünglichen Sinn zu verlieren begannen, und die Vergessenheit ihres eingebildeten Sinns aller Analogie in ihren Beziehungen zerstörte; in jener Zeit des Verfalls kann man das immer dunkler, verworrener und unverständlicher werdende Wesen dieser Sprache deutlich in den successiv sinkenden Autoren ihres silbernen, ehernen und eisernen Zeitalters wahrnehmen. Die Zukunft wird lehren, ob die französische Sprache nicht denselben Kreislauf vollenden wird."

Gebräche es uns nicht an Raum, so könnten wir ausführlich nachweisen, was hier nur anzudeuten ist, daß auch Villemain sich in den Sprachruhepunkten dennoch irrt, daß er die Sprache seines Volks irriger Weise für ehemals abgeschlossen und vollendet, nun aber der Decadenz zustrebend hält, während doch eine spätere Zukunft, welche die Bildung und den Genius der Nation steigern wird, diese Sprache erst dieser erhöhten Intelligenz gleich machen muß. Insofern aber hat Villemain mit seiner époque fixée du dixseptième siècle richtiger als andere Gelehrte seiner Nation, daß er jene maßvollere Epoche als allgemein übergreifend betrachtet, an welcher sich demnach auch ein spätester Höhepunkt der französischen Sprache wird ergänzen müssen.

Näher nun der literarischen Beschaffenheit des „Dictionnaire de l'Académie" überhaupt und dieser Edition insbesondere zu gelangen, so können wir Ersteres, zu Beherzigung für die Widerwärtigen, nicht besser bezeichnen, als abermals mit Nodier's Worten: „Es gibt, sagt er, in dem Dictionnaire kein einziges Wort, und von diesen Wörtern allen keine einzelne Bedeutung, und wieder von diesen Bedeutungen keine besondere Application des Sprachgebrauchs, welche nicht in den Satzungen der französischen Akademie einer strengen, genauen und wiederholten Prüfung und Discussion unterworfen worden wären. Die gründlichen Reprisen des Vorhandenen, welche unter Augers Sekretariat vorgenommen wurden, den ein sorgfältig gewählter Ausschuß der ausgezeichnetsten Lexicologen und Grammatiker bei seinen Arbeiten unterstützte, überkam der verdienstvolle Andrieux, immerwährender Sekretair der Akademie, der mit einem rastlosen Eifer und bewundrungswürdiger Geduld das mühvolle Werk fortsetzte, und vielleicht die Feinheiten der Sprache Voltaire's, Racine's und Pascals am genauesten kannte. Aus so würdigen Händen empfing Villemain das Unternehmen, der denn auch die Freude erlebte, unter seiner Leitung das Werk vollendet zu sehen. Niemand bestreitet die Autorität dieses Gelehrten und des fleißig-verdienstvollen Droz, in allen die Sprache betreffenden Interessen. In den Fragen, welche der Technologie angehören, handelte die Academie nie ohne die Einsicht der übrigen Klassen des Instituts, welche in allen speciellen Fällen um ihr Urtheil befragt wurden, dergestalt, daß die Redaktion der wissenschaftlichen Definitionen fast immer den Gelehrten selbst übertragen wurde, von denen die Bearbeitungen der Wörter herrührten. Bei Betrachtung dessen wird man einsehen, daß das Dictionnaire der französischen Akademie sich wesentlich von allen gewöhnlichen Lexicis unterscheidet, und sich aus der gewöhnlichen Reihe der Vocabelsammlungen zu dem höhern Rang erhebt, welchen unsere Codices und Legislationen einnehmen. Dergestalt ist das Dictionnaire keine bloße Autorität zum Rathserholen für Fremdlinge und Studirende; es ist ein Haus- und Familienbuch, das niemand entbehren kann, der sich die Sprache seines Vaterlands auf selbstbewußte Weise zu reden bestrebt; es ist die literarische Charte, die grammatikalische Bibel der Nation."

Als besondere Vorzüge dieser sechsten Ausgabe des Dictionnaire werden ferner angegeben; als für die Lexikographie höchst einflußreich die zahlreichen Vermehrungen und solche Zusätze, die sich direkt auf den Sprachgebrauch beziehen, verbunden mit ihrer genauen Rechtfertigung aus den neuesten Schriftstellern. Die sorgfältige Redaktion aller ältern Definitionen, und die erhöhte, logische Form, welche ihnen gegeben worden, wobei die Akademie auf vorzügliche Klarheit, Verständlichkeit und Correktheit ihr Augenmerk richtete; endlich die Menge von Wortbedeutungen,

welche hinzugekommen, die früher vergessen, nunmehr an ihren eigentlichen und eigenthümlichen Platz gestellt, durch das Beispiel guter Phrasen gerechtfertigt, oder auch vulgären Formen, welche die Sprache der Gebildeten constatirt und gerechtfertigt hat, entnommen sind. Hinsichtlich dieser wichtigen Sprachvermehrungen ist der von dem M. Didot publicirte Prospektus einzusehen, und ihm alle Anerkennung zuzugestehen, doch fehlt es auch darin dennoch nicht an linguistischen Fehlern, die sich weder durch die Etymologie noch durch den philosophischen Sinn der Wörter rechtfertigen lassen. So kommt unter andern hier das, fälschlicher Weise üblich gewordne Chartre für Charte, in der Bedeutung von: ancien titre, lettres-patentes, loi fondamentale, constitution u. s. w. vor. Der Ursprung dieser mißbräuchlichen Orthographie: chartre für charte, leitet sich unstreitig von dem nicht zu verwerfenden Worte: chartrier (von chartarius, charlutarius) her, das einen Archivarius, Custoden der Charten bezeichnet. Diese Form aber in dem Grundsubstantiv selbst noch geltend machen zu wollen, ist fehlerhaft und aller Etymologie entgegen. Man könnte alsdann eben so gut perne (von pater) für pére schreiben, weil man von dem Adjektiv paternus das französische paterner folgerichtig abgeleitet hat. Ganz anders verhält es sich mit dem Wort chartre, wenn es Gefängniß, Kerker, Fort ꝛc. bedeutet, denn alsdann ist sein Ursprung ganz einfach von dem lateinischen carcer oder castrum herzuleiten, und hat so zu der sehr gewöhnlichen Redensart: ternir en chartre privée, Veranlassung gegeben. Zu rechtfertigen war auch die frühere medicinische Bedeutung von chartre, wo es eine Art „tabes,“ Auszehrung bei Kindern bezeichnete, in Folge deren sie an das Wohnzimmer, wie der Gefangene an seinen Kerker, gefesselt und von allen Ergötzlichkeiten ihrer Gespielen durch ihr trauriges Uebel ausgeschlossen werden. Was wäre aber im wahren etymologischen Sinn eine chartre constitutionelle? Unstreitig wäre es ein papiernes Gefängniß, worin man die Legalität und die Freiheit der Völker gefesselt hält. Hier könnte leicht die Sprache selbst zu boshaften oder zweideutigen Auslegungen und Witzen Veranlassung geben, eine Eigenschaft, welcher der Sprachreiniger mit allen Kräften entgegenarbeiten muß.

(Schluß folgt.)

Der alte Matrose.

(Fortsetzung.)

2.

Die Sonn' erhob sich aus der See,
Ging nun zur Rechten auf.
Von Nebeln noch verschleiert, senkt
Sie links in's Meer den Lauf.

Und der gute Südwind blieb am Weh'n;
Doch nicht folgt durch die Luft
Der Vogel treu, und schwebt herbei,
Wenn der Matrose ruft.

Ich hatt' ein übel Ding gethan;
Das brachte nimmer Segen.
Sie sagten: kühn erschlugst du ihn,
Der sich den Süd ließ regen!
Sie alle sprechen: welch ein Verbrechen,
Der sich den Süd ließ regen!

Herrlich, wie Gottes eignes Haupt,
Ging auf die Sonn' und lachte;
Sie sagten: kühn erschlugst du ihn,
Der uns den Nebel brachte!
Den Vogel traf gerechte Straf',
Der uns den Nebel brachte.

Der Wind bläs't gut, weiß schäumt die Fluth;
Wir furchen rasch die Wogen.
Wir waren sicher die ersten Schiffer,
Die diese See durchzogen.

Der Wind läßt nach; rings hangen schlaff
Die Segel an den Raa'n;
Nur sprechen Alle, daß Etwas schalle
Doch auf dem Ocean.

Am heißen Kupferfirmament,
Hoch über'm Maste, thront
Die blut'ge Sonn' zur Mittagszeit,
Nicht größer, als der Mond.

Wir lagen Tage, Tage lang;
Kein Lüftchen rings umher!
Wie ein gemaltes Schiff, so träg,
Auf einem gemalten Meer.

Wasser, Wasser überall!
Doch jede Fuge klafft;
Wasser, Wasser überall!
Nur was zu trinken schafft!

Die Tiefe selbst verfaulte. — Gott
Im Himmel, gib uns Muth!
Schlammthiere krabeln zahllos rings
Auf schlamm'ger Moderfluth.

Und jede Nacht sahn wirbelnd wir
Die Todtenfeuer glüh'n;
Wie Hexenöl, so flackerte
Die Fluth blau, weiß und grün.

Und Manchen sagt' im Traum der Geist,
Der uns gesandt solch Weh:
Neun Faden tief verfolg' er uns
Von jenes Landes Schnee.

Und jede Zunge war verdorrt,
War trocken bis zum Schlunde;
Wir konnten All' nicht sprechen, grad'
Als wär' uns Ruß im Munde.

Und Alt und Jung mit finsterm Blick
Kam auf mich zugegangen;
Den Albatros, den ich erschoß,
Hat man mir umgehangen.

3.

Und lange Zeit verfloß. Verdorrt
War jeder Gaum! Wie Glas
Die Augen! Lange, lange Zeit!
Die Augen all', wie Glas!
Da blickt ich seitwärts — schau! da sah
Am Horizont ich 'was!

Zuerst war es ein kleiner Fleck;
Der ward zum Nebel bald,
Und regte und bewegte sich,
Und wurde zur Gestalt.

Ein Fleck, ein Nebel, dann Gestalt,
Und näher kommt es stets;
Als neckt' es einen Wassergeist,
So schießt es und so dreht's.

Mit trocknem Gaum, die Lippen kaum
Noch roth, stehn wir; kein Laut
Erschallt — sind stumm; hin ist der Muth!
Da biß den Arm ich, saugte Blut,
Und rief: ein Segel! schaut!

Mit trocknem Gaum, die Lippen kaum
Noch roth, sehn sie mein Winken;
Vor Freude weinte Groß und Klein,
Und Alles zog den Athem ein,
Als ob sie wollten trinken.

Seht! rief ich, seht! es dreht nicht mehr!
Es naht uns, bringt uns Heil!
Und ohne Fluth und ohne Wind
Schwimmt's auf uns zu in Eil'.

Des Westens Fluth war Eine Gluth;
Der Tag war bald verronnen!
Und sinkend ruht auf Westens Fluth
Das breite Rund der Sonnen;
Und die Gestalt stellt zwischen uns
Sich und das Rund der Sonnen.

Und schwarze Streifen treten stracks
Vor des Oceans goldne Braut;
Und glüh'nd, wie durch ein Kerkerthor,
Ihr brennend Antlitz schaut.

Ach, dacht' ich, und mein Herz schlug laut,
Denn näher kam es immer;
Das seine Segel, blitzend hell,
Wie Mettenfädenschimmer?

Das seine Rippen, so die Sonn'
Durchscheint so feuerroth?
Und ist nur jenes Weib am Bord?
Ist das ein Tod? sind zweie dort?
Ist ihr Gemahl der Tod?

Roth ist ihr Mund; frei her sie schaut;
Ihr Haupthaar golden wallt;
Weiß ist, wie Aussatz, ihre Haut;
Sie ist der Alp, die Todtenbraut,
Macht Menschenblut so kalt!

Der Schiffsrumpf kommt, legt Bord an Bord;
Da würfelten die Zwei;
Der Würfel fiel! Gewonnen Spiel!
Spricht sie, und pfeift dabei.

Die Sonne sinkt, die Sterne glühn,
Die Nacht kommt stracks heran;
Mit leisem Flüstern über's Meer
Schießt fort der Geisterkahn.

Wir horchen, seh'n ihn seitwärts fliehn;
Die Furcht aus meinem Herzen schien
Das Lebensblut zu trinken.
Die Nacht dick, trüb der Sterne Kreis;
Des Steurers Antlitz stier und weiß
Bei seiner Lamp'; — es sinken
Vom Segel Tropfen Thaues; fern
Im Osten steht der Mond; ein Stern
Schimmernd zu seiner Linken.

Und Alle, bei des Mondes Schein,
Mit stierem, gräßlichem Blick,
Sehn grinsend mich und klagend an:
Mir flucht ihr Schmerzensblick!

Viermal funfzig Menschen wohl,
Sie sinken leblos nieder.
Sie stöhnen nicht, sie seufzen nicht;
Auf stehn sie nimmer wieder.

Die Seelen-fliehn der Leiber Haft;
Glück harrt auf sie und Grausen;
Und jede mir vorüberschwirrt,
Wie meiner Armbrust Sausen.

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 67.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

5 Oktober 1836.

Das Dictionnaire de l'Académie française.

(Schluß.)

Bemerkenswerth ist es, daß die Akademie nichtsdestoweniger die Etymologie aus ihrem Plan ausgeschlossen hat, worüber sich in der französischen Kritik verschiedene Stimmen vernehmen lassen. Die einen billigen dieß Verfahren, die andern verwerfen es. Der Kritiker im Courrier français äußert sich ungefähr so darüber: „Mit Bedauern haben wir bemerkt, daß die Akademie, in dieser Hinsicht den frühern Dictionnairen folgend, der Etymologie keinen Raum gelassen hat. Und doch hat der Fortschritt der Wissenschaft in dem Maße, wie er diesen Theil der Linguistik schwieriger machte, ihn auch interessanter gemacht. Es finden sich hier schon merkwürdige Resultate, die man mit Vergnügen in einem solchen Werk über unsere Sprache, welches durch eine Corporation so bedeutender Gelehrten vollendet ward, berührt gefunden hätte. Man fürchtete vielleicht in Ungewißheiten zu gerathen, und die unmotivirten und oft lächerlichen Conjekturen der älteren Etymologisten zu theilen, und diese Besorgniß ist um so weniger zu verurtheilen, da sie eine hohe Achtung vor dem Werk und dem Publikum bekundet. Nichtsdestoweniger wäre es passender gewesen, mittlerweile die sichern Ursprünge der Wörter zu geben, und sich nur in Fällen, wo wirkliche Confusion statt fand, mit der bloßen Definition zu begnügen. Die Etymologie ist für das Verständniß der Ausdrücke, namentlich der zusammengesetzten Wörter, jederzeit von unentbehrlichem Einfluß, am meisten aber in einer Sprache, wie die französische, die so reich an überkommenen Fremdwörtern ist. Kann man z. B. bei Wörtern wie: Androgyne, Mythologie, mit der bloßen Definition ausreichen? Gewiß nicht. Wenn man sich mit der Erklärung, wie sie das Dictionnaire gibt, begnügt, so macht man ja aus dem Wort, das doch einen lebendigen Begriff ausdrückt, ein bloßes abstraktes erstorbenes Zeichen, das nur auf etymologische Weise wieder belebt werden kann." Dagegen ist Nodier anderer Meinung, der es der Akademie Dank weiß, daß sie die Etymologie, die nomenclature scientifique und die classischen Citate weggelassen hat. „Die Aufgabe der Akademie, sagt er, sey gewesen, ein Wörterbuch der natürlichen Sprache herzustellen; diesen Gesichtspunkt festgehalten, seyen die Nomenklatur, die Etymologie und die Citate überflüssiges Nebenwerk; es handle sich vornehmlich um richtige und erschöpfende Definitionen, um das Hervorheben und Erläutern dieser Definitionen durch bekannte Beispiele, die aber doch ihren correkten Ausdruck haben müßten. Dieses habe die Akademie auch geleistet, und wenn dem anders wäre, so würde man nicht mehr von ihrem Dictionnaire sprechen, das doch, so wie es ist, noch heute in voller sprachlicher Competenz geblieben und das „principium et fons" der französischen Sprache geworden sey."

Um eine Ansicht von der materiellen Bereicherung zu geben, welche das Dictionnaire in seiner neuen Form erfahren hat, möge nachstehende Parallele dieser neuesten Ausgabe, und der Edition von 1798 nach einzelnen ausgehobenen Artikeln dienen, mit Angabe der verschiedenen Zeilenzahl von damals und jetzt:

Artikel.	Ausg. v. 1798.	Ausg. v. 1835.
Aimer	11 Zeilen	18 Zeilen.
Anatomie	5 —	10 —
Avoir	12 —	30 —
Balanie	10 —	17 —
Billet	11 —	17 —
Brûler	23 —	42 —
Bureau	10 —	18 —
Cercle	9 —	17 —
Changer	11 —	16 —
Cœur	56 —	70 —
Comédie	7 —	23 —
Connaître	14 —	29 —
Conseil	17 —	37 —
De	19 —	60 —
Dire	45 —	70 —
Donner	110 —	156 —

Artikel.	Ausg. v. 1798.	Ausg. v. 1835.
Eau	66 Zeilen	77 Zeilen.
Esprit	37 —	48 —
Etre	44 —	58 —
Fabrique	7 —	13 —
Faire	108 —	128 — u.s.w.

Wenn man die Besonnenheit und Sorgfalt überhaupt betrachtet, womit die neueren Herausgeber bei Ueberarbeitung des wichtigen Werkes verfuhren, so liegt in dem Hervorheben dieser quantitativen Vermehrung desselben nichts Pedantisches, weil eben gerade diejenigen Termen am meisten an Quantum und Volumen gewonnen haben, die in der Zeit und durch den Fortschritt derselben selbst eine merkliche Bereicherung ihres Sinns und Inhalts erfahren haben. Denn das eine Wort macht im Laufe der Zeit größere Fortschritte, als das andere, weil ein Begriff sich in der zunehmenden Wissenschaft vor den andern erweitert und ausbildet, und so wird denn bei jeder folgenden Ausgabe eines solchen Dictionnaire immer das stabilere Wort mit dem geringsten Volumen abgefertigt werden müssen.

Die Anzahl der Wörter selbst anlangend, so finden sich in dem Dictionnaire nichtsdestoweniger noch Lücken, an deren Stelle man mit Bedauern die Sachen vermißt. So werden unter den noch fehlenden Termen unter andern die Wörter canalisation, confortable, caléfacteur, féderalisme, fertilisation, éditer, fashionable, capitaliser u. a. hervorgehoben werden müssen, welche zusammt ihrer Bedeutung bereits in das Herz der französischen Sprache eingedrungen sind. Im Allgemeinen jedoch finden sich diese Lücken nur sparsam, und es möchte sich wohl überhaupt keine aufzeigen lassen, durch deren Existenz sich die Akademie ein wirkliches Dementi gäbe. Dagegen sind die scientifischen Ausdrücke viel zahlreicher und weit firmer bestimmt vorhanden, als in allen andern allgemeinen Lexicis, die zeither in Frankreich erschienen sind, und die Redaktion ist von den competentesten Mitgliedern der übrigen Akademien mit höchster Genauigkeit und Sachkenntniß geschehen. So sind die astronomischen und physikalischen Artikel von Laplace, Delambre, Fourier, die naturhistorischen von Cüvier, die chemischen von Thénard, die zur Malerei gehörigen von Guérin durchgesehen worden u. s. w. Um wieder auf jene Lücken zu kommen, so wurde unstreitig die Akademie bei ihren Auslassungen noch durch einen andern Grund geleitet, und Mehrere derselben fanden gewiß mit Absicht und Einsicht statt. Fixire man nämlich die Zustände und den Wortbestand einer Sprache zu welcher Zeit man will, so wird man immer eine ziemliche Menge von Ausdrücken vorfinden, die sich im Zustande der Fluktuation und Unbestimmtheit befinden, und noch auf den Prüfstein der anhaltenden und genauesten Forschung warten, bevor sie ihre berechtigte Stellung gleich den Uebrigen im Gebäude der Sprache einnehmen können. Wenn die Akademie nun die Zulassung solcher Termen ajournirte, so bezeigte sie einmal dem Volk selbst eine schöne und schmeichelhafte Anerkennung, insofern ja das gebildete, redende, sprachfähige Volk es ist, welches die neuen und ungewohnten Ausdrücke der Sprache sanktioniren muß; auf der andern Seite zeigte sie aber auch eine richtige Kenntniß und Würdigung des modernen französischen Literaturzustandes, weil ja heut zu Tage diese selbst in einer fortwährenden Fluktuation begriffen ist, wo die bewegte Nationalität, selbst durch neue Mängel, Laster und Gebrechen, wegen der früheren Stagnation ihrer Literatur Rache nimmt, und nicht bloß eine Menge von Ideenzeug, sondern auch eine Menge von Wortzeug aufbringt und zu allgemeiner Geltung erheben will, was sich vor dem Tribunal der Kritik unmöglich rechtfertigen kann. Es bedarf in solchen Zeiten, wo auf der einen Seite noch die Gespenster der alten Classicität eine starke Opposition bilden, auf der andern der Uebermuth der Neologen, im Gefühl seiner Jugendkraft und auch seiner Berechtigung, leicht die Schranken des Schönen, Wahren und Wichtigen überschreitet — es bedarf in diesem Strudel einer vermittelnden Behörde, welche mit fortgeht ohne sich zu vergessen, und hemmt, ohne den Forderungen und Ansprüchen der Zeit Eintrag zu thun. Eine solche Behörde wird aber am entschiedensten und nachhaltigsten wirken, wenn die Sprache selbst ihre feste und unverrückbare Basis bildet, und alle ihre Gebäude sich auf diesem allgemeinsten Grunde erheben. Daß wir unter dieser vermittelnden Corporation die Académie française verstehen müssen, liegt offen, und daß ihre beste Bethätigung in dem angegebenen Sinne eben das Dictionnaire ist, bedarf auch keines weitern Nachweises. Und so müßten wir denn eigentlich diesen Aufsatz mit trübem Hinblick und trauriger Betrachtung schließen, und eingestehen, wie doch in dieser Hinsicht Frankreichs Literatur deutscher Bildung zuvorgekommen, und um ein bedeutendes Ereigniß reicher sey, als die unsrigen. Denn Deutschland besitzt doch kein allgemeines Wörterbuch seiner nationalen Sprache, und hat sich niemals der Bildung einer deutschen Akademie günstig gezeigt. Von jedem Standpunkt angesehen, ist und bleibt dieß ein Vorwurf für uns. Welch ein niederschlagendes Faktum, daß zu derselben Zeit, wo bereits die zweite Ausgabe des Dictionnaire de l'Académie erschien, in unserer Literatur noch Autokraten wie Gottsched dünkelhaft und anmaßend hereinhausten, die ihre respektiven Verdienste durch eben so viele Pedanterien und Geistlosigkeiten nivellirten. Wie niederschlagend, daß eine Folgezeit von 3 Jahrhunderten die ersten rohen aber doch unermüdlichen und redlichen Bestrebungen eines noch immer zu preisenden Ickelsamer und Clajus so wenig gekrönt und gehoben hat! Wenn wir uns linguistisch-lexikographisch entschuldigen wollen, so haben wir noch immer keine andern Gewährsmänner, als den alten Adelung, den derben Campe und Eberhards Synonymik, und wir müssen sogar mit Beschämung eingestehen, daß unserer allgemeinen Sprachsystematisirung die subalternen Idiotiken zuvorgekommen sind.

Wäre nur erst Deutschland über die gelehrten Gesellschaften hinaus, dann würde wohl Raum für gemeinsames Sprachstudium, und unsere Vereine „zu Erforschung vaterländischer Alterthümer," welche in lauten Jubel ausbrechen, wenn sie einen alten Topf zu Tage gefördert, fänden dann in der Erforschung vaterländischer Sprache ein würdigeres Strebeziel, während sie jetzt nur die deutsche Sprache in ihren Berichten verderben.

F. Marlop.

Der alte Matrose.

(Fortsetzung.)

4.

Ich fürcht' dich, alter Schiffsgesell!
Fürcht' deine dürre Hand;
Und du bist lang, und schlank, und braun
Wie des Meers gerippter Sand!

Ich fürcht' dich und dein glühes Aug'!
Ich fürchte dich so sehr! —
Fürcht' nicht, fürcht' nicht, du Hochzeitgast!
Ich starb nicht auf dem Meer!

Allein, allein, und ganz allein
Auf weiter, weiter See!
Nicht lindert meine Todesangst
Ein Heil'ger in der Höh'!

So viele Menschen, schön und stark!
Und keiner rührte sich:
Und tausend Thier' im Moderschlamm,
Sie lebten; und auch ich!

Ich blickte auf die faule See,
Und wandte die Augen fort!
Ich blickte auf das faule Deck:
Die Todten lagen dort!

Ich blick' empor, will beten dann;
Doch meiner Lipp' mit Stocken
Entfließt nur gottlos Flüstern, macht
Mein Herz wie Staub so trocken.

Ich schließe das Aug'; gleich Pulsen pocht
Des Auges Stern bei'm Schließen;
Des Himmels Höh', die blaue See
Thun lastend meinen Augen weh,
Und die Todten mir zu Füßen!

Auf ihren Gliedern kalter Schweiß;
Nicht faul ward ihr Gebein.
Und immer sah' ihr Aug' mich an
Mit geisterhaftem Schein.

Zur Hölle schleppen kann der Fluch,
Den eine Waise spricht;
Doch schreckenvoller ist der Fluch
Auf Todter Angesicht;
Ich sah' ihn sieben Tage lang,
Doch sterben konnt' ich nicht.

Und wiederum ging auf der Mond,
Zur Seit' ihm wen'ge Sterne;
Er schwebte klar und mildiglich
Durch die blaue Himmelsferne.

Sein Strahl beschien die schwüle Fluth,
Als ob sie Reif bedeckte;
Doch, wo des Schiffes Schatten lag,
Da, vor wie nach, so Nacht, wie Tag,
Die rothe Flamme leckte.

Und in des Schiffes Schatten sah
Ich große Wasserschlangen;
Sie schlängeln sich in weißer Spur;
Wenn sie sich bäumen, sind sie nur
Mit flockigem Feu'r umhangen.

Und in des Schiffes Schatten gern
Sah' ich ihr blitzend Fell;
Wie Sammet schwarz, und blau, und grün;
Sie schwimmen her, sie schwimmen hin,
Die Spur, wie Gold so hell.

O, glücklich ihr! wie schön ihr seyd,
Sagt eine Zunge nie!
Und Liebe quoll im Busen mir,
Und glücklich pries ich sie;
Mein Heiliger erbarmte sich,
Und glücklich pries ich sie.

Zur Stunde konnt' ich beten dann!
Von meinem Halse frei
Fiel da der Albatros, und sank
In's Meer, so schwer, wie Blei.

5.

O Schlaf, du bist so süß, so süß!
Geliebt von Pol zu Pol!
Maria! Dir sey Preis und Dank,
Daß Schlaf auf meine Wimpern sank!
Du gabst ihn mir ja wohl!

Mir träumte: alle Eimer rings
Auf des Verdeckes Feld,
Sie wären kühlen Thaues voll.
Wach werd' ich! — Regen fällt!

Die Lippen naß, der Gaumen naß,
Die Kleider — wahr ist's doch!
Im Traume trank ich sicherlich,
Und trinke, trinke noch.

Ich geh' und fühl' die Glieder kaum,
Heb' mich so leicht empor!
Bin ich im Schlaf gestorben denn,
Und in der Seel'gen Chor?

Und einen Wind d'rauf hört' ich weh'n,
Doch ferne blieb sein Brausen;
Die Raa'n und Taue regen sich,
Die dürren Segel sausen.

Lebendig wird die obere Luft,
Und Feuerflaggen zischen.
Sie zischen auf und ab, voll Graus,
Und aus und ein, und ein und aus;
Die Sterne glüh'n dazwischen.

Und näher d'rauf erbraus't der Wind;
Wie Binsen seufzen welk
Die Segel; Regen strömt herab
Aus donnerndem Gewölk.

Geborsten klafft's mit weitem Spalt,
Des Mondes finstrer Sitz;
Und wie ein Fluß in Thales Schooß
Vom Felsen stürzt, fällt zackenlos
Ein Gluthstrom, Blitz auf Blitz.

Nicht kommt der laute Wind an's Schiff;
Doch vorwärts geht es immer;
Die todten Menschen stöhnen dumpf
Bei des Blitzes fahlem Schimmer.

Sie stöhnen, regen, heben sich,
Doch blicken, reden nicht!
Wie seltsam, Todte leben seh'n,
Selbst wär's ein Traumgesicht!

Und weiter zieht das Schiff, bewegt
Von keines Windes Kraft;
Die Mannschaft klimmt im Takelwerk,
Treibt, was sie sonst geschafft.
Sie regen, gleich Maschinen, sich;
O, schrecklich, schauderhaft!

Der Leib von meines Bruders Sohn,
Knie an Knie, stand neben mir dort;
Wir zogen beid' an Einem Seil,
Doch sagt' er mir kein Wort. —

Ich fürcht' dich, alter Schiffsgesell! —
Gast, ruhig immerdar!
Denn nicht Verdammter Seele nahm
Den Körper wieder ein; nur kam
Beglückter Geister Schaar!

Bei'm Morgengrau'n sinkt schlaff ihr Arm;
Den Mast umringen sie;
Und von der Todten Lippen süß
Tönt Himmelsmelodie.

Die Töne ziehn zur Sonn' empor,
Die licht im Osten flammt;
Dann kehren langsam sie zurück,
Bald einzeln, bald gesammt.

Bald war es mir, als zwitscherte
Die Lerche auf dem Meer;
Dann glaubt' ich, alle Vögelein,
Die es nur gibt, so groß, wie klein,
Sie sängen rings umher.

Jetzt klingt es süß, wie Flötenlaut,
Jetzt, wie Orchesterrauschen;
Jetzt ist es eines Engels Lied,
Dem selbst die Himmel lauschen.

Es schweigt; doch tönt das Segelwerk
Bis Mittag säuselnd nach;
Wie in dem laub'gen Junimond
Ein grasversteckter Bach,
Der die ganze Nacht dem schlafenden Wald
Ein Lied singt, selbst noch wach.

Und ruhig segelte das Schiff —
Kein Lüftchen trieb's in Lauf —
Bis Mittag; denn getrieben ward's,
Bewegt von unten auf.

Neun Faden tief wohl unter'm Kiel
Vom Schnee- und Nebelland
Folgt uns der Geist, und treibt das Schiff
Mit unsichtbarer Hand;
Das Schiff steht still; bis Mittag nur
Säuselt die Leinewand.

Die Sonne, lothrecht über'm Mast,
Schaut meerwärts ohne Regung;
Doch plötzlich rührt und regt sie sich
Mit zitternder Bewegung;
Schießt vorwärts, rückwärts unruhvoll
Mit zitternder Bewegung.

Dann plötzlich, wie ein scheuend Roß,
Prallt sie zur Seite wieder!
Das Blut schoß mir in's Angesicht;
In Ohnmacht sank ich nieder.

Ich weiß es nicht, wie lang ich dort
Gelegen ohne Leben;
Doch, als noch Dunkel mich umzog,
Da hört' ich in den Lüften hoch
Zwei Stimmen sich erheben.

Sagt eine: Sprich, bei Christi Blut,
Ist dieß der Schiffsgenoß?
Harmlosen Vogels Herzblut trank
Sein grausam Pfeilgeschoß.

Der Geist im Schnee- und Nebelland
War hold dem Albatros,
Und auch der Vogel liebte den,
Der grausam ihn erschoß.

Die andre Stimm' ist sanft und süß,
Wie Honigthau so süß;
Sie spricht: der Mann that Buße schon,
Und büßt noch mehr gewiß!

(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 68.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

8 Oktober 1836.

Le chemin de traverse.

Jules Janin gehört zu der Klasse der neueren französischen Romantiker, welche die Stoffe ihrer erzählenden Dichtungen aus der Gegenwart oder doch der Gegenwart nicht allzufern liegenden Zeit zu entnehmen pflegen. Man hat Unrecht gethan, die französischen Romantiker bunt durcheinander in ein Fach zu werfen, da sie sich doch bei näherer Betrachtung zwar als einig in ihrer Opposition gegen die Usurpation einer Academie und pedantische Schulregeln, oder in ihren positiven Tendenzen als sehr verschieden darstellen. Die Stoffe aus der alten Zeit sind von den Klassikern ausgebraucht. Man kann nicht wagen sie zu wählen, aus Furcht, in die Langeweile der Klassiker zu gerathen. Aber eine neue Welt that sich auf in der Poesie und Geschichte des Mittelalters, welche seit einigen Jahrzehnten aus dem Staube der Bibliotheken hervorgesucht wird; eine neue Welt voll frischen, farbenhellen Lebens wurde entdeckt, in die man sich aus der mehr oder minder untröstlichen Gegenwart gern rettete.

Aus diesen Fundgruben holen denn viele neuere Dichter ihre poetischen Stoffe, oder doch alte Gewänder und Juwelen daraus hervor, um ihre poetischen Gebilde in die nun einmal für die Poesie Mode gewordene Tracht des Mittelalters einzukleiden.

Bei den Letzten — und die Zahl dieser ist bei weitem die größere, — ist denn schon der Uebergang von den eigentlich strengen Romantikern zu denen gemacht, welche wir die Modernen nennen möchten, welche, opponirend gegen den alten Klassicismus, einerseits nicht Studien genug haben, um wirkliche getreue Darstellungen aus der noch immer so unzugänglichen Zeit des Mittelalters zu liefern, andererseits sich auf ein Feld zu begeben verschmähen, dem sie sich nicht völlig gewachsen wissen, und von dem sie nur äußerlichen Flitterstaat entlehnen könnten, und welche daher sich am liebsten in der neuern Zeit, in dem jetzigen Leben bewegen, das sie keineswegs so von aller Poesie entblößt glauben, und in dessen Freude und in dessen Schmerz ihnen wohl ist.

Zu den letztern gehört Jules Janin, und sollen wir sein sociales politisches Verhältniß näher bezeichnen, so ist es eine gewisse Aristokratie, welche ihn charakterisirt; nicht sowohl eine Aristokratie der Geburt, als des Genius; auch nicht eine Aristokratie des Reichthums, sondern des Genusses; eine Aristokratie, welche sich dann freilich im Politischen gern noch an die Zeit der Restauration anlehnt, obwohl sie dieselbe als eine entschwundene und unwiederbringliche erkennt, weßhalb sie sich auch gegen die jetzige Ordnung der Dinge keineswegs feindselig stellt und sich mit wehmüthiger Erinnerung an die Zeit, wo noch so viel Herrliches in allen Zweigen der Kunst und in kirchlichem und höfischem Luxus aufgetreten sey, begnügt.

Der Titel seines neuesten Romans, welchen wir in der Ueberschrift genannt haben, läßt sich nicht bequem deutsch wiedergeben. Indeß führt uns das Buch als Hauptpersonen zwei junge Männer vor, aus dem Süden von Frankreich gebürtig, welche aus verschiedenen Gründen nach Paris kommen und auf verschiedene Weise ihr Glück zu machen suchen; der eine, vom Schicksal geführt und mit frommem Sinne der Weisung desselben folgend, der andere durch Ehrgeiz und Genußsucht gespornt auf dem chemin de traverse, auf der krummen Bahn, keinen Schleich- und Seitenweg versäumend, von dem er glaubt, er werde zum erwünschten Ziele führen.

Der Roman beruht auf einem Verhältnisse, das dem Beobachter des französischen Lebens nicht entgehen kann. Paris ist das Haupt von Frankreich, aber auch das Grab von Frankreich. Selten, daß die nächsten Nachkommen derer, die einmal dort am Ruder waren und sich auf irgend eine Weise hervorgethan haben, sich auch hervorthun. „Der wahre Pariser ist nur derjenige, der nicht zu Paris geboren ist. Der Pariser aus Paris, sagt der Verfasser, ist ein Mißgeschöpf, das schwer aufzufinden ist, ein recht guter Bursche, etwas verzwickt, kränklich, und ist köstlich albern und läppisch.“ Der Pariser aus Paris wird beherrscht von dem Pariser der Provinz. Der Süden schickt ihm seine Deputirten, seine Generale, seine Beamte und Minister, seine Redner und Staatsmänner, seine schönen Frauen und seine Dichter.

Der Roman hat keine Intrigue. Es ist die einfache Geschichte zweier Jünglinge, bis zu der Epoche ihres Lebens, in der ihre Bestimmung sich festgestellt hat. Daher denn zum Theil der ruhige Gang der Erzählung, die Behaglichkeit, mit welcher sich der Verfasser namentlich zu Anfang gehen läßt und vom Hundertsten ins Tausendste geräth, so daß wir erst nach mehreren Kapiteln erfahren, daß der eine Held Prosper Chavigni heiße, Sohn eines Weingärtners in Ampuy, einem durch seinen Weinbau berühmten Dörfchen an der Rhone, der andere aber ein Ignorantiner sey und Schulmeister desselben Dorfs, Christoph, ein Findelkind.

Das Leben in diesem Dorfe kann nicht einfach und still genug geschildert werden. Aber trotz aller Abgeschiedenheit sind doch seinen Bewohnern die Leidenschaften der großen Welt nicht fremd, und ehrgeizige Träume schnell erscheinenden Glückes und künftiger Größe beunruhigten früh das Gehirn des jungen Prosper. Der erste Keim des Ehrgeizes erhielt indeß ein kräftiges Gegengewicht durch tüchtige Studien, deren Möglichkeit dem Jüngling wie durch ein Wunder eröffnet wurde. Unter den Verordnungen der Brüder der christl. Moral enthielt eine das strenge Verbot lateinisch zu lernen. Man wollte dadurch diese Leute, welche den ersten Unterricht des Volkes zu leiten hatten, in Demuth erhalten und ihnen die Möglichkeit abschneiden, die Stufenleiter der Hierarchie, der sie dienten, allmählich hinanzusteigen. Der Bruder Christophs befolgte gewissenhaft die Vorschriften seines Berufs; gern wollte er sein Lebenlang der Demüthigste seyn unter den Demüthigen, der Aermste unter den Armen, der Keuscheste unter den Keuschen; aber Einer Vorschrift konnte er nicht gehorchen, der Vorschrift unwissend zu bleiben. Anfangs hatte ihm die Bibel genügt; bald aber geht er von ihr zu Chrysostomus und Augustin, von diesen zu Bossuet (!), weiter zu Homer und den griechischen Tragikern über, und bald war ihm von dem ganzen griechischen und römischen Alterthum kein bedeutender Name mehr fremd. Und zwar gelangte er zu all diesen Kenntnissen als vollkommener Autodidakt. Diesen verborgenen und verbotenen Schatz seiner Wissenschaft konnte er jedoch nicht so sehr geheim halten, daß er ihn nicht seinem Freunde hätte mittheilen sollen.

Die Wirkung dieser Studien war indeß bei beiden nicht dieselbe, und jeder las aus den erhaschten Büchern heraus, was ihm anständig war: Christoph schöne Handlungen, Prosper große Thaten; Christoph die Tugend, Prosper den Ruhm; Christoph genoß nur das Schöne, Poetische, Prosper hingegen sog auch das Gift mit vollen Zügen ein, und seine jugendliche Phantasie befleckte sich bald mit Bildern des Ehrgeizes und der Wollust, die ihn alles Andere darüber vergessen ließen. Es drängte ihn hinaus aus seinem engen Dorfe; er wollte sein Glück versuchen und sich in das große Getriebe der Welt stürzen, um etwas zu werden. Auch dem Verderben der Welt und dem Laster wollte er entgegengehen, das ihm in dem stillen Dorfe zwischen seinen Eltern und seinem Lehrer nicht entgegen kam.

(Fortsetzung folgt.)

Der alte Matrose.

(Schluß.)

6.

Erste Stimme.

Doch nun sprich weiter! rede fort,
Daß deine Stimm' ich hör'!
Wer treibt gen Norden jenes Schiff?
Was macht das blaue Meer?

Zweite Stimme.

Noch wie ein Sklav' vor seinem Herrn
Liegt still der Ocean;
Mit seinem großen Auge sieht
Schweigend den Mond er an —

Ob er auch wisse, wohin er fließe;
Das Meer ja lenkt er immer!
Sieh', Bruder! sieh' doch, wie das Meer
So milde grüßt sein Schimmer!

Erste Stimme.

Doch wie eilt ohne Fluth und Wind
Das Schiff durch's blaue Meer?

Zweite Stimme.

Die Lüfte schließen sich hinter ihm,
Sind vor ihm nimmermehr!

Fleuch, Bruder! kommen sonst zu spät!
Fleuch! höher, höher, Lieber!
Nur träg zum Ziel schwimmt jener Kiel,
Wenn des Seemanns Traum vorüber! —

Ich wurde wach; wir segelten;
Nichts hemmte des Schiffes Lauf.
Die Nacht war still, der Mond stand hoch,
Die Todten standen zuhauf.

Die lägen besser auch im Sarg,
Umstehn mich allzumal,
Und sehn mit glas'gem Aug' mich an;
Drin blitzt des Mondes Strahl.

Der Fluch, mit dem sie starben, zuckt
Noch auf dem Angesicht;
Mein Auge sah das ihre an,
Doch beten konnt' ich nicht.

Und wieder schaut' ich hin auf's Meer,
Auf seine Fluth, so grün;
Und spähete, doch sah' ich Nichts,
Als was ich sah vorhin.

Ich stand, wie Einer, dem im Wald
Auf dunklem Pfade graut;
Der immer, immer vorwärts eilt,

Und nimmer rückwärts schaut;
Er weiß, ein Feind ist hinter ihm;
Sein Herz schlägt bang und laut.

Da rauschte Windeswehn mich an;
Es wehte leise her;
Ich wußte nicht, woher es kam,
Nicht kräuselt es das Meer.

Es hob mein Haar; wie Lenzeshauch
Umspielt' es meine Wangen.
Mir war so bang; doch kühlt' es mich,
Als wollt's mich froh empfangen.

Schnell wohl, schnell wohl flog das Schiff,
Und doch so sanft, so leicht!
Leise, leise blies der Wind —
Nur mich sein Weh'n erreicht.

O Freudentraum! ist dieß fürwahr
Des Leuchtthurms graue Wand?
Ist dieß die Kirch', ist dieß der Berg?
Ist dieß mein Heimathland?

Und schluchzend fleht' ich, als wir nun
Durchsegelten den Hafen:
O, laß mich bald erwachen, Gott!
Sonst laß mich nimmer schlafen!

Hell war, wie Glas, des Hafens Bucht,
Und klar die Fluth des glatten;
Und auf der Bucht lag Mondenschein,
Und auch des Mondes Schatten.

Der Fels schien hell, die Kirche hell,
Die sich auf ihm erhebt;
Der Mond beschien den Wetterhahn,
Der auf der Kirche schwebt.

Ein schweigend Licht umfloß die Bucht;
Da hoben sich Gestalten!
Es waren Schatten allzumal;
Roth ihre Kleider wallten.

Nicht fern vom Gallione war's,
Wo ich die Schatten sah;
Da schaut' ich wieder auf's Verdeck —
O Gott, was sah ich da!

Am Boden flach lag jeder Leib,
Und, bei des Kreuzes Zeichen!
Hellleuchtend standen Seraphim
Rings auf den blassen Leichen.

Sie winken mir wohl für und für;
O, himmlisches Gesicht!
Sie leuchten weit auf's Ufer hin,
Umstrahlt von süßem Licht.

Sie winken mir wohl für und für;
Sie sprechen nicht — o Lust!
Ihr Schweigen sinkt wie Melodie
Mir in die wunde Brust.

Und bald vernehm' ich Ruderschlag;
Horch, des Piloten Gruß!
Von selber wendet sich mein Haupt —
Ein Boot an Schiffes Fuß!

Der Lootse und des Lootsen Sohn,
Sie rühren sich im Boote;
Gott! welche Freude! großer Gott!
Die stören doch nicht Todte!

Ein Dritter noch: der Siedler ist's!
Horch, seine Stimme schallt!
Laut singt er seinen Lobgesang,
Den er gemacht im Wald.
Des Vogels rothes Blut wäscht er
Von meinen Händen bald.

7.

Der Siedler lebt im grünen Wald,
Im Walde dort am Meer.
Mit lauter Stimme lobt den Herrn
Sein Mund; mit Schiffern spricht er gern,
Die ferne kommen her.

Auf hartem Kissen kniet er Nachts,
Am Mittag und am Morgen;
Das Kissen ist ein Eichenstumpf,
Der ganz in Moos verborgen.

Das Boot kommt nach; sie sprechen laut:
Beim Himmel, wunderbar!
Wo ist der Feuerzeichen Gluth,
Die hell hier leuchtend war?

Der Siedler sagte: seltsam, traun!
Nicht tönt mit frohem Schall
Ihr Gruß zurück; die Planken dürr,
Und dürr die Segel all;
Sie scheinen Laubgerippen gleich,
Die an des Bergstroms Fall
Runzlich um meine Klause weh'n,
Wenn der Sturm am Brausen ist;
Wenn unter'm Schnee die Waldung ächzt,
Wenn die Eul' zu des Wolfes Heulen krächzt,
Der der Wölfin Junge frißt.

Der Lootse sagte: wie das Schiff
So schrecklich uns ansieht!
Ich fürchte mich! — Frisch, rudre zu!
Sprach froh der Eremit.

Und näher, näher kam das Boot;
Still war ich, sprach kein Wort.
Das Boot kam dicht an's Schiff heran —
Da, welch ein Ton schallt dort!

Unter dem Wasser rollt es dumpf;
Donnernd durchzieht's die Bai;
Es kommt an's Schiff, es spaltet die Bucht;
Das Schiff geht unter, wie Blei.

Vom fürchterlichen Schall betäubt,
Dem Erd' und Himmel krachen,
Trieb schwimmend auf den Wellen ich,
Starr, zwischen Schlaf und Wachen;
Drauf, wie im Traume, fand ich mich
In des Piloten Nachen.

Und auf dem Strudel, wo das Schiff
Versank, kreis't ungestüm
Das Boot; verklungen ist der Ton;
Der Berg nur spricht von ihm.

Die Lippen rührt' ich; der Pilot
Schrie auf, und sank zurück;
Der fromme Siedler betete,
Und hub empor den Blick.

Ich ruderte; des Lootsen Sohn —
Noch wandelt er im Wahn
Des Irrseyns — lachte, sah mich stier
Mit wilden Augen an;
Ha, Ha! sprach er, nun seh' ich, wie
Der Teufel rudern kann!

Und jetzt in meinem Heimathland
Betret' ich Strandes Höh'n:
Der Siedler aus dem Nachen steigt,
Kann kaum noch aufrecht steh'n.

Entsünd'ge mich! entsünd'ge mich!
Trat ich den Siedler an;
Der schlug des Kreuzes Zeichen erst;
Was bist du für ein Mann?

Da bebte Angst durch mein Gebein,
Angst, fürchterlich und groß;
Was mir begegnet, sagt' ich ihm,
Da ließ die Angst mich los.

Und oft noch kehrt seit jener Zeit
Zurück die Angst, der Schmerz;
Eh' ich das Gräßliche gesagt,
Brennt in der Brust mein Herz.

Und wie die finstre, schwarze Nacht
Eil' ich landaus, landein;
Und am Gesicht kenn' ich den Mann,
Der meine Mähr' vernehmen kann;
Er muß mein Hörer seyn!

Welch ein Tumult erhebt sich dort?
Die Gäste sind dort all'!
Und, horch! im Garten singt die Braut
Und ihre Mädchen all'!
Und, wieder horch! zum Beten ruft
Der Abendglocke Schall!

O Hochzeitgast, ich war allein
Auf weiter, weiter See!
So einsam war's, ich fühlte kaum
Des guten Gottes Näh'!

Und süßer, glaub', als Hochzeit ist's,
Kann besser mir gefallen,
Kann ich an guter Leute Hand
Zu Gottes Kirche wallen!

Kann ich zu Gottes Kirche geh'n
Zum brünstigen Gebet;
Wo Alles, Kind, und Mann, und Greis,
Wo Jüngling, Mädchen, Ihm zum Preis,
Zu Ihm, dem Vater, fleht.

Leb' wohl, leb' wohl, du Hochzeitgast!
Doch dieses sag' ich dir;
Der betet gut, wer Liebe hegt
Für Vogel, Mensch und Thier!

Der betet gut, wer Liebe hegt
Für Alle, groß und klein;
Gott, der uns schuf, der liebt uns all',
Will allen Vater seyn.

Der Seemann mit dem grauen Bart
Und mit dem hellen Blick,
Er geht; und auch der Hochzeitgast
Kehrt erst nach Haus zurück.

Er ging, wie ein Betäubter geht,
Als drückten schwere Sorgen
Sein Herz, und weiser, trauriger
Erhob er sich am Morgen.

F. Freiligrath.

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 69.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

12 Oktober 1836.

Ben Brace von Capitän Chamier.

Die rein nautische Literatur nahm bis zur Zeit Smollets eine sehr niedere Stufe ein; dieser lebendige, witzige und schreibselige Autor war der erste, der die Aufmerksamkeit des Publikums auf die physischen Eigenthümlichkeiten und die moralischen Idiosynkrasien des derben britischen Seemanns lenkte. Aber er schilderte nur; er suchte weder zu erheben noch zu bessern. Er portrātirte mit der Treue eines Moreland und deßwegen machte oft Unflath den Hauptbestandtheil des Gemäldes aus. Wäre nicht sein tüchtiger Humor — so wären die seemännischen Stücke seiner Schriften unerträglich gewesen. Hierauf wurde, etwa fünfzig Jahre, Hans (Jack) die Erlaubniß gegeben, den Narren zu spielen, zu fechten und zu singen, ohne daß man seinem auszeichnenden, persönlichen Chargkter eine besondere Aufmerksamkeit zuwendete. Gewiß hatte er ein wenig sich gehoben — und diese kleine Besserung war eine Folge der Einwirkung der höhern Offiziere auf ihn. Selbst die unruhigen Zeiten und die drohenden Vorfälle der Parker'schen Meuterei vermochten nicht viel Beachtung der Masse des Seevolks zu bewirken, außer daß man ihnen etwas mehr Sold gewährte und sie mehr gegen die Launen der Tyranney sicherte.

Eigene Menschenklassen, wie Nationen, müssen erst ihre besondere Literatur haben, ehe man sie mit Billigkeit beschreiben kann. Bis dahin war noch kein großmüthiger Schriftsteller aus den Reihen literarischer Routine furchtlos aufgetreten, um den Vorzügen des britischen Matrosen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, welcher eben in Folge dieser Vernachlässigung von seinen Landsleuten zu Land nur als eine kecke Bestie zur See und als ein prahlerischer Narr auf der Küste angesehen wurde.

Dibdin schrieb seine Gedichte — und auf einmal schwebte ein lichter Nimbus auf das Haupt der Matrosen herab. Jene Lieder sprachen zu seinem Herzen, vermenschlichten und adelten es. Jetzt begriff er den Werth seiner Tapferkeit und lernte demgemäß auch die Tapferkeit seines Feindes ehren. Er lernte von jetzt an einen höhern Begriff mit dem Wort Pflicht verbinden, und seine Pflicht ward ihm jetzt seine Lust und sein Stolz. Jene Gedichte gaben ihm Grundsätze und lehrten ihn Patriotismus. Sie stählten sein Herz in Gefahr und sänftigten es im Frieden. Sie thaten noch mehr: sie verwandelten die Leidenschaft in Empfindungen und pflanzten ihm Selbstachtung in die Brust.

Von dieser Zeit war Hans etwas, und nicht nur etwas, sondern sogar eine Person von Bedeutung. Aber es fehlte auch noch etwas, das geeignet war, seinen Charakter noch mehr zu erläutern und die Welt mit seinen tüchtigen Eigenschaften im Einzelnen bekannt zu machen, und so die günstigere Meinung, welche das Publikum seit den Gedichten Dibdin's im Allgemeinen von ihm hatte, individuell zu bewähren. Bis jetzt war er für die Welt überhaupt nur erst eine abstrakte, obwohl edle Idee. Dibdin, selbst kein Seemann, konnte diesem Mangel nicht abhelfen. Alles war Unbestimmtheit und Verschwommenheit, bis Kapitän — — auf das Orlop-Deck sprang und eine Meuterei ein klassisches Ereigniß wurde.

Der nautico-lyrische Dichter hatte den Weg gebahnt — der Novellist drang weiter vor und die Flotte ward mit einer ihr ganz eigenthümlich angehörenden Literatur versehen, die so trefflich ist, daß sie wohl sich messen darf mit der des Lagers, des Hof oder des Waldes. Wir können nicht die tüchtigen Novellenschreiber alle aufzählen, welche dieß Thema behandelten: die Liste ist groß und glänzend; denn jede Klasse von Offizieren hat ihren Chronisten gefunden, und das vorliegende Buch hat sich die Aufgabe gemacht, die Großherzigkeit und moralische Erhabenheit eines Matrosen auf einem Kriegsschiffe zu schildern.

Der Charakter des Ben Brace ist getreu gezeichnet; er ist der ruhmwürdige Typus einer ruhmwürdigen Menschenklasse; gewiß nicht das beau ideal, aber in der That das beau real eines ächten britischen Seemanns. „Der letzte der Agamemnonen;" wie volltönend, wie harmonisch ist der Titel, und wie wahr! Ben Brace erzählt selbst seine Geschichte, und wie schön erzählt er sie; seine Bilder, aus der Seesprache entlehnt, fliegen ihm so aus dem Munde, wie die Flagge bei gutem Wind.

Die Tröpfe auf dem Lande verstehen das vielleicht nicht. Wie sollten sie auch, die armen Bursche, die nie eine Erziehung gehabt — ein Mann muß in die See gehen, um etwas zu lernen.

Kapitän Chamier hat den Ben Brace mit Lord Nelson zusammengehäkelt — vom ersten Ausflug des Letztern an, bis zu dem Tod, der seine Unsterblichkeit verbürgte, am Bord der Viktoria in der Schlacht von Trafalgar. So haben wir hier eine vollständige Biographie unseres größten Seehelden in der sehr vollständigen und bezeichnenden Phraseologie seines treuen Begleiters. Nelsons Leben ist der Hauptfaden der Geschichte, aber es finden sich einzelne treffliche Episoden, Ben Brace's eigene Lebensschicksale schildernd. — Hier ein paar Proben. Er ist eben zu seinen alten Eltern zurückgekehrt in ihre Hütte in Cawsand-Bay; er hat sein Geld in der Tasche und des Attorney's Schreiber fordert mit ziemlichem Ungestüm das Pachtgeld des alten Mannes — der Schreiber hat eine feindselige Miene. Jetzt legt sich Ben darein:

„Was," sagte ich, „habt Ihr das Verdeck geräumt zum Gefecht und kommt in den Hafen des Feindes mit ihm anzubinden! Ich bin Euer Mann, mein Held" — und damit faßte ich ihn bei der Kehle. Der kleine Federfuchser faßte mit seinen Händen nach meinen Hemdärmeln; sein Gesicht ward so roth wie ein Krebs und er sprudelte etwas heraus von Sturm und Batterie. „Da ist ein Sturm auf Eure Batterie," sagte ich und gab seiner Nase eine Salve; darauf drang er auf mich ein, seine Hände verdrehend als ob er Ankertaue spänne, aber ich faßte ihn von oben und löschte ihm bald seine Marslaternen aus; denn, seht Ihr, ich war jung und handfest, und er hätte ebenso gut mit seinen Fäusten an eine steinerne Mauer schlagen können als gegen meinen Kopf; denn mein Schädel war so dick wie Schildkrötenschale. Nun, es ging damit aus, daß ich ihn in einen schmutzigen Pfuhl schleuderte und ihm einen derben Gruß nachrief. „Ich hoffe, Sir," sagte ich, „es ist nichts Persönliches, aber Ihr seyd ein verdammter, bissiger, schmutziger, unendlicher Schurke und gehört eher in den Schlamm als in eines ehrlichen Mannes Haus." Damit schloß ich die Thüre und legte mich vor Anker.

„O, Ben, Ben, du hast uns zu Grund gerichtet!" sagte meine Mutter; „morgen werden wir gewiß fortgejagt und all unsere Habe verkauft. Du thätest am besten, du machtest dich aus dem Staub, oder er wird dich verklagen, weil du ihn schlugst; er wird dich verhaften lassen." — „Ich will Euch sagen was ich thue," sagte ich, „ich setze mein zerrissenes Hemd hier gegen seine Nase, und ich denke, ich komme am besten dabei weg." — „Mache dir keinen Kummer darüber, Frau," sagte der alte Fischer; „in einem solchen Augenblick den Ben zu finden, ist alles Geld der Welt werth. Jetzt mag der Attorney zu allen Teufeln gehen. Ich könnte vor Freuden nach einer Hornpfeife tanzen und springen." Die Nacht kam und eine kostbare Nacht war es! Die Mutter wollte mir ihr Bett geben und der Vater sprach davon, die sanfteste Planke herbeizuschaffen, aber ich sagte: „Nein, ich bin der Jüngste und kann am besten Etwas aushalten," so nahm ich meinen Platz in dem alten Stuhl ein. Obgleich ich an Nelson's Seite gestanden, als der glorreichste Sieg, der je erfochten worden ist, gewonnen wurde, habe ich doch nie empfunden, was ich in diesem Augenblick empfand. Es war mir zu Muth, wie wenn ich fliegen könnte; ich fühlte mich so leicht, so glücklich. Nun, das alte Paar segnete mich und doch hatte ich sie verlassen und hatte ihnen so viel Jammer verursacht, und wäre ich geblieben, so hätte ich vielleicht auch die arme Jane retten können. — Ich schlief wie eine Ratze und war eben mit meinem Schläfchen zu Ende, als ich ein Getöse an der Thüre hörte und den kleinen Gauner, des Schreibers Herrn, sah, nebst seinem kostbaren Gehülfen, der mit ein paar tüchtigen blauen Augen und einer Nase so dick wie eine Kokusnuß herumlief. „Da ist die Pachtrechnung für dieß Haus," sagte er zu meinem Vater, „wollt Ihr bezahlen?" „Wie viel beträgt sie, alte Schnupfnase?" fragte ich. „Vier Pfund, Meister Unverschämt," sagte er. „Habt Ihr einen Empfangschein?" sagte ich. „Nein;" sagte er. „Nun so mögt Ihr zurücktrampeln und ihn holen." „Wo ist das Geld?" fragte er. „Hier," sagte ich, „und noch mehr dazu." —

(Schluß folgt.)

Le chemin de traverse.

(Fortsetzung.)

Mit stillen Thränen bemerkt seine Mutter, wie tagtäglich seine Farbe schwindet und ein düsteres Wesen sich immer mehr seiner bemächtigt. Sein Vater sagt, man müsse ihm ein Pachtgut aufsuchen, und die Tante fügt hinzu, man müsse ihm eine Frau geben. Bruder Christoph aber sagt ganz leise zu Prosper: Mein Kind, lies nur recht viel Latein und Griechisch!

Das Mutterherz ahnet bald, was dem Sohne fehlt, und daß es ihm zu enge seyn muß in seinem Dorfe; und so drängt sie ihn selbst zur Abreise, zu welcher sie auf der Stelle alle nöthigen Vorkehrungen trifft. Auch des Vaters Wille ist es, daß er gehe; denn er sieht nun ein, daß er nicht für den Landbau passe, und ohne zu arbeiten das Vermögen seiner Geschwister aufzehre.

So verläßt denn Prosper, einerseits von phantastischen poetischen Bedürfnissen, andererseits von der herben Wirklichkeit gezwängt, in seinem zwanzigsten Jahre sein Vaterhaus, ausgerüstet mit einem Briefe seiner Mutter an ihren Bruder Gabriel, der nun ein großer Herr geworden seyn müße, und einem andern von Christoph an die Gräfin von Macla, nunmehr eine sehr vornehme Dame, und langte mit der Diligence Caillard im Julius 1827 in Paris an, wo er sich in einem schlechten Zimmer Rue Pierre Lescot einmiethet.

Der Leser wird nun auf das demnächst in der Erzählung erfolgende Auftreten von Prospers Oheim vorbereitet, der anfangs Gabriel hieß, in dem Briefe der Mutter aber Honoré Rivers genannt wird, dann gleich sich den Namen Baron Dumesnil beilegt, und als er am Ende wirklich in der Geschichte erscheint, der Baron de la Bertenache heißt — eine wahrhaft babylonische Romanverwirrung, übrigens nicht die einzige im Buche.

Bis hieher geht die Erzählung sehr langsam vorwärts, was sich der Autor zum nicht geringen Lobe anrechnet. Der Verfasser, sagt er, ist nicht ein Mann der Einbildungskraft, sondern ein Mann des Styls. Er trachtet bei einem Buche vielmehr nach der Form, als nach dem Inhalt, und glaubt Alles erreicht zu haben, wenn es ihm gelungen ist, seine Gedanken nach allen Seiten hin zu entwickeln, die eine Ausführung zuließen. Deßhalb schreiten wir langsam in unserer Geschichte vorwärts; wir lassen uns leiten von der Laune des Augenblicks, bald im Schritt, bald im Trott, und halten bei jeder bedeutenden neuen Aussicht, bei jeder neuen Leidenschaft stille. — Auf solchen Aussichtspunkten führt uns die unstäte Phantasie des Verfassers freilich oft auf ziemlich fern liegende Gegenstände, die Trauben von Ampuy und Very's Weinkarte, die Rhoneinseln und eine Fahrt auf dem Dampfschiffe von Paris nach Meudan, die indeß der Leser um ihres eigenthümlichen Reizes willen sich gern gefallen läßt. In solchen kleinen Malereien ist Janin wahrhaft köstlich, und wir werden nicht ungeduldig, wenn wir ihn in der Geschichte immer wieder zurückgreifen sehen, um uns noch nachträglich einige Bildchen der Art zu geben. Die Sorgfalt der Mutter um ihren scheidenden Sohn, die aber durch den Stolz, ihn zu etwas Größerem bestimmt zu wissen, bezwungen wird, die Trauer des ganzen Dorfs, in dem das Abgehen des braven, schönen Prosper wirklich eine Lücke läßt, die Leiden und Beschwerden einer Reise in der Diligence, das Heimweh in Paris, das Gefühl des Verlassenseyns, das jeden, der, aus kleineren Verhältnissen kommend, das erstemal eine große Stadt betritt, peinigend überfällt, die Hoffnungen, mit welchen Prosper daher kommt, und ihr schnelles Verschwinden: — alles das ist mit so viel Wahrheit und Frische geschildert, daß wir uns kaum enthalten würden, unsern Lesern eine Probe dieser Meisterschaft zu geben, wenn nicht die Geschichte nun bald einen raschern Gang nähme, und uns noch gar zu viel Anderes zu erzählen übrig bliebe.

Wenn Jules Janin von sich sagt, er sey kein Mann der Einbildungskraft, sondern ein Mann des Styls, so schien sich uns dieser Ausspruch unter Anderm auch durch die Seltsamkeit zu bewahrheiten, daß er den jungen Prosper bald nach seiner Ankunft in Paris förmlich von einer allegorischen Person heimsuchen läßt, einer scheußlichen Frauengestalt, das Elend genannt, eine Figur, die uns mit ihrem rhetorischen Aufzuge, mitten zwischen lauter wahren, frischen Lebensbildern, auch abgesehen von ihrer Häßlichkeit, im höchsten Grade anwidert, und deren Besuch uns um so unerwarteter kommt, da der Verfasser dem Reisenden neunhundert Francs nach Paris mitgab, was für einen jungen Mann, der anspruchslos genug ist, sich in ein Gäßchen wie die Rue Pierre Lescot einzuquartiren, immerhin eine beträchtliche Summe seyn möchte.

Die Erzählung wird nun durch eine Reihe von Briefen unterbrochen, in welchen Prosper Chavigni seinem Freunde Christoph erzählt, wie er seine Empfehlungsschreiben an die Gräfin von Macla und seinen Oheim übergeben. Den Hauptinhalt derselben bilden indeß die Unterweisungen, welche der Oheim seinem Neffen ertheilt, um ihm allmählich alles Bäurische und Ländliche abzuthun, und ihn sich in den höhern Verhältnissen des großstädtischen Lebens zurechtfinden und weiterbringen zu lehren. Diese Briefe enthalten eine vollständige Kunst sein Glück zu machen, nach der Weise des auf die dünnste, schauderhafteste Spitze getriebenen Egoismus. — Seltsam bleibt es, daß Prosper es ist, der diese Briefe schreibt. Er, der von der neuen Welt, in die er nicht eigeführt, sondern gewaltsam hineingeschleudert wird, im tollsten Kreisel getrieben wird, wie sollte er die Ruhe besitzen, täglich die Vorlesungen aufzuschreiben, die ihm sein Oheim hält, und die ihn oft aller Besinnung berauben? und so aufzuschreiben, in ziemlich systematischer Ordnung? und für wen? für seinen Freund Christoph, vor dem er sich zu Hause immer scheute, seine wahren Wünsche laut werden zu lassen, zu dem er in einem fast bräutlich scheuen Verhältnisse stand; an Christoph, von dem er weiß, daß er seine Aeußerungen gar nicht versteht, oder wenn er sie versteht, vor ihnen zurückschaudert, dem er deßhalb zuerst auch gar nicht im Sinne hat, die Briefe zu schicken, sondern an den er nur schreibt, weil er überhaupt an eine Person schreiben will oder muß. Und als später, durch ein seltsames Ereigniß die Briefe in Christophs Hände kommen, hat der Verfasser alle Mühe, ihn von der Durchlesung derselben abzuhalten. Wozu also diese Briefe, in denen überdieß zum großen Theile Prosper nicht selbst spricht, sondern welche bloß die Worte des Oheims referiren, und in denen Prosper auch dann nicht selbst spricht, wenn ihn der Verfasser sprechen läßt; denn es ist noch etwas leichter, und verlangt wenigstens nicht so tiefes Eingehen in das Individuum, einen referirenden Roman zu schreiben, als einen Roman in Briefen; zu dem ersten reicht allenfalls der homme de style hin, zum andern brauchen wir einen homme d'imagination.

Das Hauptereigniß, wovon diese Briefe berichten, ist Prospers erster Besuch bei der Gräfin von Macla, an welche ihn sein Freund Christoph adressiren zu dürfen glaubte. Lange gelang es ihm nicht, Einlaß zu erhalten, ungeachtet er in dem Koche der Gräfin einen alten Bekannten gefunden und auf dessen Protection gerechnet hatte. Aber vielleicht säße er noch im Vorzimmer, wenn er nicht dem Baron de la Bertenache aufgefallen, als dieser die Gräfin nach ihrer Rückkehr von Dieppe zu bewillkommnen ging. Er nimmt den Jungen mit sich in das Zimmer der Gräfin, in welchem sie mehrere vornehme Morgenbesuchende versammelt finden: eine ältere Dame in schwarzseidenem Kleide, ein ganz junger Mann in Offizierstracht, an den Stuhl der alten Dame gelehnt; etwas weiter in einem großen Armsessel ein Bischof, ein Journal lesend. Auf die Vermittlung des Barons hin kommt Prosper endlich zum Worte und äußert sich über den Zweck seines Besuches folgendermaßen: Madame, ich bin der Sohn eines Pächters, dessen Vater der Pächter Ihres Vaters war. Mein Vater fand mich zu schwach zu Feldarbeiten und hat mich nach Paris geschickt, um einen Stand zu wählen. Der Bruder Christoph, mein Mentor und Freund, hat mich lesen und schreiben, griechisch und lateinisch gelehrt; er meint, ich sey zu etwas tauglich, und da Sie sich gütig gegen ihn erwiesen, hat er gewagt mir einen Brief an Sie mitzugeben. — Auf weiteres Andringen des Barons, der nun schon in Prosper seinen Neffen erkannt hat, empfiehlt

ihn die Gräfin dem Bischof, der alten Dame und dem Oberst; aber der erste will dem Nichtadeligen eben so wenig einen Platz in einem geistlichen Seminar, als die letzteren in den Bureaux oder in der Armee verschaffen. Die Güte der Gräfin ist indeß noch nicht zu Ende. Sie bittet den Bischof, ihm wenigstens ein Stipendium zu verleihen, und macht sich anheischig, für seine übrigen Bedürfnisse durch eine Collekte und durch Spielgelder zu sorgen. Bei diesen Vorschlägen, welche Prosper gar zu erniedrigend erschienen, erhebt sich indeß sein Ehrgeiz und er weis't diese Güte stolz von sich. Der Baron aber ist hierüber entzückt, und gewinnt für seinen Neffen, dessen Aeußeres ihn bereits angezogen, nur noch größere Vorliebe; er beschließt, ihn mit sich zu nehmen und nach seinen Maximen für die Welt zu erziehen. Es ist seine fixe Idee geworden, durch Heranbildung dieses Menschen die vornehme Gesellschaft bei der Gräfin Macla zu beschämen.

Und hier beginnt nun die seltsame Erziehung des Oheims, deren erste Maßregel darin besteht, mit seinem Zögling sein Vermögen zu theilen, und ihm volle unbeschränkte Freiheit anzukündigen. Er soll mit diesem Gelde als Meister schalten und dabei nicht einmal seinem Wohlthäter gegenüber zu Dankbarkeitsrücksichten verpflichtet seyn. Das Entzücken und der Taumel, in welchen den Jüngling dieser unerwartete Geldbesitz versetzt, gränzen an Wahnsinn. Wonnetrunken durchzieht er Paris, das früher so spröde gegen ihn war, und das nun als demüthige Sklavin sich unter seinen Füßen krümmt. Erst nach mehreren Tagen besinnt er sich, seinen Oheim wieder zu besuchen, dessen Lehren er mit Begierde zuhört.

Oft freilich will ihm scheinen, seine Aeußerungen haben eine schaudererregende Feierlichkeit. Durchweg sieht er die menschliche Natur in einem so traurigen Lichte. Er hat alle ihre Flecken und Runzeln gezählt. Es ist ein Mann, der an nichts mehr glaubt, weder an die Redlichkeit der Männer, noch an die Tugend der Frauen, weder an Himmel noch an Hölle. Der Egoismus ist ihm der einzige unsichtbare Gott dieser Welt, und er erklärt dem Neffen unumwunden, er liebe auch ihn nur, weil es ihn amusire, ihn zu lieben, und weil er glücklich sey, der Philanthropie der Frau von Macla und der Barmherzigkeit des Bischofs ein Dementi zu geben, und dereinst einen sprechenden Beweis von der Wahrheit seiner Prinzipien und vielleicht seines persönlichen Verdienstes zu erhalten. Im Uebrigen ist der Oheim ein sehr angesehener, gefürchteter, einflußreicher Mann am Hofe und in der Stadt, denn er sagt seine Meinung laut und unverhohlen und man weiß allgemein, daß das Wohlwollen nicht der Grundzug seines Charakters ist.

Die Unterweisung erstreckt sich auf alles, was einem Dandy von Bedeutung seyn kann, auf Kleider und Moden, auf Wohnung, Meubles, Parfums, die Einzelheiten der Toilette und die Kunst, die Zeit zu tödten. Ueber Alles weiß der Oheim Bescheid, über Alles hat er neue feine Gedanken und ist unermüdlich mit Predigen, wodurch er den jungen Mann mit der Welt bekannt zu machen sucht, in welche er so heftig wünscht eingeführt zu werden. Ehe aber dieses geschehen kann, sind noch zwei Fertigkeiten unerläßlich: Prosper muß seinen Mann im Zweikampfe zu stellen und ein Pferd zu bändigen verstehen. Bald erlangt er in beidem die Meisterschaft, er tödtet sogar einen Fechtmeister im Duell, und fährt mit dem glänzendsten Tilbury durch die elyseischen Felder. Aber nun stoßen noch vier weitere Erfordernisse auf, welche Prosper sich vor seiner Einführung in die Welt anzueignen hat: ein Name, ein Fehler, eine politische Meinung, ein Stand. Der Name ist bald gefunden, er nennt sich statt Prosper Chavigni, Chevalier Prosper de Chavigny; von den Fehlern preist ihm der Oheim vor Allem die Heuchelei als besonders förderlich in weltlichen Dingen an, und die beste politische Meinung ist, keine Meinung zu haben. Schwieriger und dem Zögling selbst die wichtigste ist die Frage, welchen Stand er ergreifen soll. Alle Möglichkeiten werden durchgegangen, der Stand des Literaten, des Deputirten, des Gelehrten u. s. f., und man kommt endlich darin überein, ihn zum Finanzmann, zum Wechselagenten zu machen, wovon man sich eine glänzende Zukunft verspricht. Ein großes Vermögen, so resumirt der Oheim am Schlusse, ein wohlklingender Name, ein eleganter Fehler, keine politische Meinung und keine anerkannte Geliebte, so ist dein Weg gemacht für diese Welt, und dabei magst du meinetwegen ein ehrlicher Mann seyn, und ein Mann von Verdienst.

(Fortsetzung folgt.)

Proben neuerer russischer Dichtungen.

2. Der Sänger.

(Von Puschkin.)

Hörst du ihn wohl, den Sänger in der Nacht?
Wie er den Schmerz der Liebe klagend singet,
Wie durch die stille Flur sein Lied erklinget?
Wenn alles ruht, der düstre Sänger wacht —
Hörst du ihn wohl?

Sahst du ihn wohl, den Sänger in dem Hain?
Sahst du im Blick die tiefen Seelenschmerzen?
Die Thräne glänzt im Aug', entlockt dem Herzen,
Hervorgerufen von der Liebe Pein. —
Sahst du ihn wohl?

Und seufztest du, als dir des Sängers Lied
Süß klagend in der Mitternacht ertönet?
Als du den Jüngling sahst, vom Glück verhöhnet,
Ihn, dessen Blick erloschen und verglüht?
Du seufztest wohl?

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 70.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

15 Oktober 1836.

Le chemin de traverse.

(Fortsetzung.)

Auch diese methodisch vorgetragenen Grundsätze einer Bildung und Lebensweise, wie sie sich wohl in gewissen Kreisen nicht selten gestalten mag, aber von selbst gestalten muß, um nicht mit Riesenschritten dem Verderben zuzuführen, können nicht anders als den Zögling verwirren, und müssen, statt den erwünschten Erfolg zu haben, ihn in die gräßlichsten Zerwürfnisse mit sich und der Welt bringen. Vor den Lehren wandelt ihn oft eine unwillkürliche Furcht an, und auch gegenüber von seinem Freunde Christoph kann er sich nicht mehr wohl fühlen, daher et denn auf lange von ihm Abschied nimmt, und die Briefe sämmtlich einem Zögling des Priesterseminars in Lyon mitgibt, welcher sie an Christoph zu besorgen verspricht.

Der letztere führte indeß, während dieser ganzen Zeit in Ampuy seine ganze stille Thätigkeit fort, bis dieselbe auf einmal durch den Befehl unterbrochen wurde, sich unverweilt vor seinen Obern in Lyon zu stellen, und sich darauf gefaßt zu halten, nie wieder in die Gemeinde Ampuy zurückzukehren. So kommt nun die Reihe des Scheidens und der Abenteuer auch an ihn. Er verläßt Ampuy, ohne daß sich jemand darum bekümmert, Prospers Mutter ausgenommen, welche voraussieht, daß er in Paris ihren Sohn treffen werde, und ihm daher einige Thaler an ihn mitgibt. Auf den ersten Schritten in einem weiteren Kreis des Lebens muß sich indeß an dem armen Christoph der Mangel an Welterfahrung rächen. Abends in Lyon angelangt, legt er sich auf dem Cölestinerplatze nieder, um sein mitgebrachtes Mittagsmahl zu verzehren. Erst nachdem dieses geschehen, fällt ihm ein, sich um ein Nachtlager umzusehen, das er bei den Brüdern seiner Gemeinschaft zu finden hoffte. Aber statt ihn dahin zu führen, weisen ihn einige tolle Gesellen, denen es Freude machte, über einen Geistlichen ihren Hohn und ihre Laune zu ergießen, in ein verworfenes Haus, in welchem er unbefangen eintritt und sich zur Ruhe legt. Die Verführung, die ihm zu seinem nicht geringen Erstaunen daselbst entgegen kam, hat er eben kräftig von sich gewiesen, als er in einem anstoßenden Zimmer eine der unglücklichen Bewohnerinnen des Hauses die letzten Seufzer ausstoßen hört. Er eilt zu ihrem verlassenen Sterbebette und spricht Worte des Trostes zu ihr. Die jungen Leute, welche den Abbé auf böser That zu ertappen hofften und deßhalb ins Haus eingedrungen waren, stehen betroffen bei dieser Scene still und schleichen beschämt von hinnen. So erschien Christoph die civilisirte Welt gleich anfangs in all ihrer Erbärmlichkeit, und diese schauderhafte Nacht machte ihn schnell und vollständig mit den Gebrechen der menschlichen Natur bekannt.

Der Besuch bei dem Superior ist nicht minder bedeutend für sein Leben. Der junge Abbé, welchem Prosper seine Briefe an Christoph anvertraut hatte, glaubte nach Durchlesung und theilweise genommener Abschrift derselben durch ihre Auslieferung sich die Gunst seines Vorstehers zu verschaffen, und erhielt wirklich zunächst dafür eine reiche Pfarre zur Belohnung. Christoph aber wurde zur Verantwortung über zwei große Vergehen gezogen, indem man ihm hoch anrechnete, einen Zögling wie Prosper gebildet zu haben, der sich in alle Laster und Verbrechen gestürzt, ja seine Hand mit Menschenblut befleckt habe, so wie, daß er seinem Mandat zuwider, sich mit profaner Gelehrsamkeit abgebe. Sonach wird ihm vom Superior vorgeschlagen, in das Seminar einzutreten, um mit der Zeit Priester zu werden. Als aber Christoph sich standhaft weigert, sich in die Knechtschaft der Hierarchie zu schmiegen, wird er seiner Stelle in Ampuy beraubt und verläßt ohne Amt und Habe, übrigens im Besitz der Briefe seines Freundes, den Palast seines ehemaligen Vorstehers.

So sehr er sich wohl fühlt, der kirchlichen Despotie, die ihre Krallen nach ihm ausgestreckt, entgangen zu seyn, und nur unter der Herrschaft der Vorsehung und seiner selbst zu stehen, so beunruhigt ihn doch der Gedanke um sein irdisches Fortkommen, als ein Geistlicher, dem er heute vor dem Besuche bei dem Superior bei der Messe Sacristansdienste geleistet, zu ihm

tritt und ihn an seinem Mahle Theil zu nehmen bittet. Dieser schenkt ihm denn auch einen vollständigen weltlichen Anzug und entläßt ihn mit der Ermahnung, immer mit festem Schritte die gerade Bahn zu verfolgen, welchen Weg auch Neider und Nebenbuhler einschlagen mögen.

Christoph übernachtete in der Höhle, in der einst Jean Jaques Rousseau geschlafen und seinen Namen eingegraben, und badete des Morgens in der Saone, als ein Schiff, das von Lyon nach Chalons gehen wollte, an ihm vorüber kommt und auf eine Sandbank zu stoßen in Gefahr geräth, was Christoph durch seine Geschicklichkeit abwendet. Der dankbare Schiffer bittet ihn hierauf, an die Stelle des betrunkenen Steuermanns sich ans Ruder zu setzen und sie nach Chalons zu führen, was Christoph auch gerne eingeht, als er erfährt, daß er auf diese Weise Paris näher rücke. Nur muß er diese Freude dadurch theuer bezahlen, daß Prospers Briefe, als man ihm seine Kleider auf das Schiff zuwirft, aus der Tasche fallen und den Fluß hinabschwimmen. Gerne bliebe er ferner bei dem Schiffer, welcher nicht abgeneigt wäre, ihn als Steuermann bei sich zu behalten; aber es drängt ihn, seinen Freund in Paris aufzusuchen, der, wenn er so sehr in Laster versunken sey, seiner Hülfe und Ermahnung wohl bedürftig seyn werde. So ging er denn, von Chalons aus weiter, von den Schiffsleuten, die ihn liebten, eine Strecke weit begleitet, immer rüstig seinen Weg dahin, er aß auf dem Grase und schlief im Heu. Fand er unterwegs einen ermüdeten Landmann, so arbeitete er für ihn, und der Landmann öffnete ihm seine Scheunen für die Nacht. Ueberall wußte Christoph den Leuten kleine Gefälligkeiten zu erweisen, die ihn dafür belohnten und segneten. Fragte er sich aber, wie er in Paris sein Fortkommen finden, seinen Zweck erreichen werde, so wußte er sich nur durch die Citation zu antworten: O Meliböe, Deus nobis haec otia fecit!

Nachdem er mehrere Tage so fortgewandert war, hörte er in der Nähe — es war im Walde von Fontainebleau — den Lärm einer Jagd, ein Hirsch springt über den Weg, die Jäger ihm nach. Wo ist der Hirsch? fragte der junge Marquis Ernst von Chabriant, zu Christoph gewendet. Willst du mir sagen, wo der Hirsch hin ist? wiederholte er mit barschem Ton. Ich sage es Ihnen nicht, antwortete Christoph mit fester Stimme; ich bin keiner eurer Jagdhunde, mein Herr! Wüthend gibt der Marquis seinem Pferde die Sporen und sprengt über Christoph hin nach dem Walde zu. In einiger Entfernung folgte ihm seine Base, Luise von Chabriant. Sie sieht den Unglücklichen zu Boden liegen, läßt ihn in ihren Wagen bringen und nimmt ihn mit sich nach ihrem Schlosse. Hier wird ihm das beste Zimmer angewiesen und jede mögliche Pflege von seiner jungen Beschützerin zu Theil. Nach zwanzig Tagen konnte er auf ihren Arm gestützt, langsam im Schloßgarten umhergehen. Während dieser Zeit gab sich Gelegenheit genug, in dem Unglücklichen, den man für einen Straßenbettler gehalten hatte, einen seltenen Schatz von Kenntnissen und einen eben so edlen als kindlichen Charakter zu entdecken; und Christoph war es zufrieden, als Luisens Oheim, der Herzog von Chabriant, ihm vorschlug, wie ein ordentliches Familienmitglied in seinem Hause zu bleiben.

Die Scene kehrt nun wieder nach Paris zurück, und zwar in den Salon der Gräfin Macla, in welchem sich anfangs zufällig dieselben Personen wieder versammelt fanden, welche wir das erstemal dort trafen, als Prosper und sein Oheim in denselben eintreten. Auf diesem Wege sollte der Jüngling in die Welt eingeführt werden, aber gleich der erste Versuch fällt ziemlich ungünstig aus; er wird mit offenbarer Geringschätzung empfangen, und als sich allmählich der Salon füllt, ist er in einer Viertelstunde von Allen vergessen. Schon war er im Begriff, sich davon zu machen, als der Herzog von Chabriant eintritt mit seiner Nichte und einem jungen Manne, der Aller Augen auf sich zieht und gleich Anfangs durch sein anspruchsloses Benehmen Aller Herzen gewinnt und in welchem Prosper seinen Freund Christoph erkennt. Das Glück, welches Beide in dieser Gesellschaft machen, ist sehr verschieden. Während Prosper mit seinem beengten Herzen sich in seinem Betragen linkisch erweist, mit neidischem Auge auf die Reize Luisens hinblickt, der ihm seinen Freund vorstellt, und wie er über ihr die ganze Gesellschaft vergißt, so von der Gesellschaft wieder vergessen wird: ist Christoph in Folge seiner hohen Einführung und seines freien, harmlosen Benehmens der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit. Ja, als der Herzog von Chabriant ihn mit dem Finger dem Minister bezeichnete, folgte ihm dieser mit wohlwollendem Blicke. Beim Weggehen tadelt der Baron seinen Neffen wegen seines geschraubten Betragens, und rühmt ihm, ohne ihn eigentlich zu kennen, Christoph als Beispiel an, und räth ihm sogar, sich völlig an ihn zu halten. Als ihn Prosper über Christophs Person aufklärt, ist er nicht wenig verwirrt. Ich sehe wohl, sagte er, ich bin noch von der alten Schule des Ehrgeizes, ich gehöre zur alten Mode, in der Kunst sein Glück zu machen. Der Succeß Christophs erschreckt mich. So ganz simpel, naiv und dumm in die Welt kommen, und sein Glück machen — seltsam! — Und du, so gut erzogen, so geschickt, so brav, eine so gute Klinge, gelangst kaum über die Schwelle dieses Hauses! — In diesen Worten liegt der Grundgedanke des ganzen Buchs, den man zwar in Frankreich trivial genannt hat, der aber wenigstens dem Roman den Vorzug verleiht, daß er nicht in die, alle Ordnung des Staats und des Lebens untergrabende Immoralität verfällt, welche ein Hauptcharakterzug neuerer französischer Romanenschreiberei geworden ist.

Der Oheim verzweifelt somit selbst daran, daß Prosper auf diesem Wege in der Welt fortkommen werde, er machte ihm daher den Vorschlag zu einem andern. Er führt ihn in das sogenannte schwarze Cabinet, in welchem in den Zeiten der Restauration die der Post anvertrauten Briefe eröffnet und gelesen wurden. Der Baron Honoré war der Präsident dieser geheimen Dictatur und wollte Prosper auch in dieses Geschäft einleiten. Dieser schaudert zwar anfangs vor solcher Infamie zurück, doch kann er sich nicht enthalten, einen Brief Luisens an ihre Schwester Lucy in London zu lesen, den ihm der Oheim offen hinlegt. Der Brief meldet die baldige Ankunft Christophs in London

mit einem diplomatischen Auftrage des Herzogs, welcher den Versuch machen will, ob auch in diesem Felde Redlichkeit und Talent so viel vermögen, als List und Ränke. Auch von Prosper ist in dem Briefe die Rede, und seinem Besuch bei der Gräfin Macla und wie schade es um ihn sey, daß er einem Manne wie dem Baron in die Hände gerathen.

Dieses Ereigniß bringt ihn außer sich. Nach Hause gekommen läßt er seinem Oheim sagen, daß er seine jetzige Wohnung auf immer verlasse und daß der Baron alles darin Befindliche als sein Eigenthum wieder zurücknehmen möge. Er geht hierauf mit Christoph, der sich von ihm verabschieden, und ihm das Geld von seiner Mutter überbringen wollte, hinweg. Der Freund bietet ihm an, ihn Luisen zu empfehlen, aber eine falsche Schaam hält ihn zurück, er zieht Christoph mit sich zu Frascati, drängt ihn, in seinem Namen mit dem von seiner Mutter erhaltenen Gelde zu spielen, Christoph willigt seltsamer Weise ein und gewinnt für Prosper in Kurzem eine ungeheure Summe.

(Schluß folgt.)

Ben Brace von Capitän Chamier.

(Schluß.)

Ben Brace's Schwester Jane ist von einem Schmuggler, Tackle mit Namen, entführt worden. Beim zweiten Besuch bei seinen Eltern trifft er mit dieser Schwester zusammen, ohne sie zu erkennen und reis't mit ihr und ihrem kränklichen, zarten Kind in demselben Wagen. Sie ist verlassen worden und ihre Absicht ist nun, ihr Kind bei ihren Eltern zu lassen, ohne sich selbst zu erkennen zu geben und dann einen Selbstmord zu begehen. Ben tröstet sie wie natürlich. Sie haben sich Beide noch nicht erkannt. Jane hat das Kind in einen Korb gelegt; Ben stolpert darüber an der Schwelle vor seines Vaters Hütte; es wird hereingenommen und ein Brief entdeckt den Namen des armen Geschöpfs. Ben, nachdem er mit vieler Mühe die Eltern bewogen hat, ihre Tochter aufzunehmen und zu segnen, eilt hinaus, sie zu suchen. Er sieht eine Gestalt, die er zuerst für einen Geist hält.

„Ich fuhr zurück und fühlte einen kalten Schauer mich durchrieseln, als hätte ich einen Todten angerührt; dann hörte ich wieder das leise Stöhnen, und ich wurde eine solche Memme, wie die beiden Capitäne in Benbow's Gefecht.“ „Ey, ey!“ sagte ich zu mir selbst, „Ben Brace, du fürchtest dich und bist Nelsons Beischiffführer! verhüte das Gott! und so versuchte ich es noch einmal. Ich ging, meine Gebete sprechend, langsam vorwärts und da entdeckte ich ein Weib unter einem Vorsprung des Hauses sitzend, um sich zu schirmen vor dem rauhen Wetter.“ — „Heda Landsmännin, da habt Ihr ein schlechtes Unterkommen; der Sturm wird Euch bis Morgen in Stücke reißen.“— „Laßt mich, sagte das Weib, laßt mich sterben! Ich habe mein Kind für immer verloren; es ist mir genommen; ich sehe hier nach der Thüre, durch die man mein Kind aufgenommen hat, und die mir verschlossen ist.“ — Ich erkannte augenblicklich die Stimme wieder; es war die Stimme des armen Geschöpfs, das mit mir im Wagen gefahren war und das ich jetzt als meine eigene Schwester erkannte. Mein Herz schwoll mir und meine Stimme erstickte mir beinahe; doch vermochte ich gerade noch zu stammeln: „Jane, Jane, komm' in deines Bruders Arme!“— „Bist du es Ben? jetzt sterbe ich glücklich. Du wirst sein Vater seyn! nicht wahr Ben?“ und sie sprang auf und stürzte mir um den Hals. „Jetzt, jetzt versprich mir, es nicht verhungern zu lassen, so will ich gehen und sterben, wo es auch sey. O, mein Herz, mein Herz! ich fühle es brechen bei dem Gedanken, ich soll von diesem Platz weggehen und mein Kind hier lassen; aber ich will bleiben, bis der Tag anbricht: ich bin zweimal am Fenster gewesen und habe es nicht schreien hören, aber der Wind warf den Laden hin und her und vielleicht übertäubte dieß seine Stimme.“ Ich küßte Jane und sie gab mir den Kuß hundertmal zurück. Sie klammerte sich um meinen Hals und schluchzte wie ein Kind: nach einiger Zeit faßte ich sie bei der Hand und erzählte ihr, daß Vater und Mutter ihr verziehen hätten und daß sie die Thüre ihr aufthun würden und daß sie mit mir kommen sollte. „Nie, Ben,“ sagte sie, „nie könnte ich Vater und Mutter wieder ins Angesicht sehen! sie werden mir fluchen und ich werde dann wahnsinnig. Nein! bis jetzt weiß ich doch noch nicht gewiß, ob sie mir wirklich geflucht haben, und das ist schon ein Glück! O mein Kind, mein Kind!“ — Deine Mutter hat das Kind aufgenommen, und ich bin herausgekommen, um dich aufzusuchen. Jane, Jane,“ sagte ich und zog sie gegen die Schwelle, „komm und sey den beiden Alten eine Tochter,“ und ich schleppte sie an die Thüre. Ich fühlte wie sie zitterte und sie sank zu meinen Füßen nieder. Mein Vater öffnete die Thüre; er konnte kein Licht bringen, denn der Wind tobte zu arg. „Da ist sie, Vater,“ sagte ich. „Wo? fragte er. „Hier, zu meinen Füßen.“ Der alte Mann stürzte auf sein Kind zu und faßte sie beim Arm. „Jane, Jane, erlebe ich es, dich wieder zu sehen! Dich zu segnen, meine Verlorne! dich zu trösten! da schläft dein Kind und da ist deine Mutter! komm, tröste dich.“ Meine Mutter sah ihre Tochter an, wie sie auf dem Boden da lag, denn wir hatten sie hereingetragen. Ich ging zu meiner Mutter, faßte sie am Arm und sagte: „Mutter, Euer Versprechen!“ — Aber sie sah ihre Tochter mit fremder unversöhnter Miene an. Allmählich brachte ich durch mein Zureden sie immer näher herbei, und sobald ich Jane's Hand in die ihrige legte und sie den Druck derselben empfand, brach sie in Schluchzen aus und segnete ihr Kind. Nie sah ich eine solche Scene. Da lag Jane triefend naß auf dem Boden, sie sprach nicht und schluchzte nicht, und da war ihr Vater, der rauhe alte Fischer, dessen ganzes Leben ein Kampf gewesen war gegen die Stürme des Himmels, und jetzt überwunden, völlig überwunden durch den sprachlosen Kummer eines Weibes. Meine Mutter hatte Jane's Kopf aufgehoben und auf ihre Kniee gelegt und ich stand hinter meinem Vater und suchte nur meine Thränen zu dämpfen. — Nun, dann gingen wir alle zu Bette und am nächsten Morgen stand ich auf mit dem Be-

wußtseyn eines Mannes, der eine gute That gethan; ich fühlte mich so leicht wie Korkholz und sprang und hüpfte herum, wie die Figuren im Marionettenkasten."

Bei Trafalgar wird Ben Brace ein Krüppel, er verheirathet sich und lebt von einer Pension von 50 Pfd., welche ihm Tackle, sein Schwager, aussetzt, so lange er die Siegel eines Briefs, welcher ein Geheimniß von Tackle und einem Rechtsgelehrten Tapes enthielt, nicht öffnen würde. Da er damit nicht ausreicht, wird er Pensionär im Greenwich-Hospital. Auf seinem Todtenbette vermacht Tapes sein ganzes Vermögen Ben Brace's Frau, für den Fall, daß das Siegel jenes Dokuments, das sofort ungelesen verbrannt werden solle, nicht geöffnet sey. Brace begibt sich mit dem noch wohlversiegelten Dokument in einen Omnibus, um in die Stadt zu fahren, aber weil er ein paar Stunden warten muß, bricht er zum Zeitvertreib das Siegel des Umschlags, den er selbst über das Dokument gemacht hat, auf und unglücklicherweise auch das darunter befindliche Siegel des Dokuments selbst! Ben Brace sieht seine Aussichten vernichtet und es bricht ihm beinahe das Herz, nicht um seinetwillen, sondern wegen seines Weibes und seiner Kinder. Aber sein Freund, ein junger Lord, der seine Nichte geheirathet, dringt auf einen Prozeß und es findet sich, daß das Dokument selbst noch unverletzt und wohl versiegelt ist, daß nur ein Umschlagssiegel erbrochen war. — Die Schlachten Nelsons bei Abukir und Trafalgar sind mit anschaulicher Lebendigkeit geschildert; die Schattenseiten von Nelson's Charakter beinah ganz zu übergehen, hat der ehrliche Seemann, der kein tiefer Politiker und Moralist ist, wohl das Recht; doch läßt er die empörende Hinrichtung des ehrwürdigen Admirals Caraccioli nicht unerwähnt und berichtet mit Schauder, wie dessen über Bord geworfene Leiche nach mehreren Tagen wieder ans Schiff geschwommen sey.

Die Breite und Mannichfaltigkeit des äußern Lebens bietet der englischen schönen Literatur eine nie versiegende, sich immer erneuende Fülle von Stoffen dar. In einem Lande, das seine Flotten und Heere in alle Weltgegenden aussendet, das unter seinen Bürgern jene königlichen Kaufleute zählt, welche ihren Scepter über das an Wundern so reiche Indien ausstrecken, in einem Lande, wo es zum guten Ton gehört, ein großes Stück von der Welt gesehen zu haben, — in einem solchen Lande tritt, was uns fein still zu Hause bleibenden Deutschen als Außerordentliches erscheint, in die Reihe der alltäglichen Vorkommnisse ein; das Abenteuer ist dort gleichsam naturalisirt, der Zufall ein befreundeter Gast. Das Meer, die Seefahrt, der Seekrieg geben einer eigenen Klasse von Gefühlen, von Anschauung, Erfahrungen und Schicksalen die Entstehung, und es hat sich, wie in dem Obigen ausgesprochen ist, eine eigene See-Literatur gebildet, für welche in Deutschland, dem bei weitem größten Theile nach, alle Bedingungen fehlen. Von wie ungleichem Werth nun auch die hieher gehörigen literarischen Erscheinungen seyn mögen — die einen wirklich geschwängert von der Poesie des Meeres, verbunden mit den Resultaten reicher Anschauung und Geistesbildung, die andern aus Reisebeschreibungen und wohl auch Matrosenlügen auf gut Glück zusammengestoppelt — immerhin ist die Ableitung des poetischen oder oft bloß literarischen Drangs auf dieß reale Gebiet heilsam, sofern dadurch der bodenlosen und phantastischen Produktionslust, die sich so leicht am Raffinirten, Abgeschmackten und Monströsen vergreift, entgegengewirkt wird. Wenn schon dieß ein Vortheil ist für die englische Literatur, so ist hier auch noch an einen andern Umstand zu erinnern, der einen Unterschied zwischen der englischen und deutschen schönen Literatur begründet. In England ist es gar nichts Seltenes, daß Männer und Frauen von hohem Rang als Schriftsteller im Gebiete der Poesie, des Romans u. s. w. auftreten; in Deutschland gehören Erscheinungen wie der Verstorbene zu den seltenen Ausnahmen. Wir wollen gar nicht behaupten, daß die Poesie, die schöne Literatur nicht ohne solche vornehme Jünger und Priester gedeihen könne; wir geben zu, daß gar leicht ein aristokratischer Anstrich, ein verderbliches Raffinement die Folge jener Theilnahme seyn mag; aber dennoch sind die Vortheile überwiegend, welche daraus entspringen, wenn die Vornehmen, die Weltleute sich nicht von der Autorenzunft ausschließen. Einmal wird dadurch schon dem leicht sich einschleichenden, vielleicht halb unbewußten, Vorurtheil entgegengearbeitet, als ob die Poeten und Novellenschreiber nur dem Bedürfnisse Anderer dienten, nur die Arbeiter in einer Industrie-Anstalt für einen feineren, geistigen Luxus wären; man erinnert sich doch wieder mehr der hohen Abkunft und der leider oft ziemlich verkannten Würde der Musen, die ja Wohlthäterinnen und Königinnen, nicht Bettlerinnen und Mägde sind, wenn sie große Herren und schöne Frauen in ihrem Gefolge haben; dann aber, ernstlich zu sprechen, ist es sehr wichtig und gewinnreich, wenn die Poesie, welche mehr und mehr die Tendenz anzunehmen scheint, das concrete Leben in seiner Mannichfaltigkeit und seinen Tiefen zu durchdringen, durch die Leistungen von Schriftstellern aus allen Lebensverhältnissen den Schatz ihrer Weltanschauungen zu vermehren in Stand gesetzt wird, wenn der Krieger selbst aus eigener Erfahrung und Anschauung den Krieg, der Weltmann das high life, der Hofmann den Hof, der Seemann Seescenen poetisch schildert, wenn dadurch ein Maßstab an die Hand gegeben wird zur Beurtheilung der Produktionen, wo die Phantasie oder das Schöpfen aus andern Quellen die eigene Erfahrung ersetzt. Die schöne Literatur bleibt in England in einem viel innigeren Verkehr mit allen andern Lebensgebieten als in Deutschland, sie greift mit ihren Wurzeln in einen viel kräftigeren Boden und ist weit mehr ein Gemeingut und Gemeininteresse als bei uns.

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 71.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

19 Oktober 1836.

Proben neuerer russischer Dichtungen.

(Uebersetzt von Tietz.)

3. Der Traum.

(Vom Fürsten Wjäsemski.)

Im Traume hab' ich dich umschwebt?
Durch welch ein Spiel der Phantasieen
Durft' mir in deinem Traum das Glück erblühen,
Das in der Wirklichkeit mein Flehen nie erstrebt!
Du dachtest mein? Geheiligt hat mich dein Gedanke!
Du sahst mich nicht und doch hab' ich bei dir geweilt:
In deine Seele sank mein Bild, frei jeder Schranke,
Eh' noch die Täuschung dir enteilt.

Und mein Gedanke, Sclav der Erde, ist erwacht
In Wonne nicht, — ihm wurde nicht die süße Kunde,
Daß in dem Paradies ein Engel mein gedacht,
Daß mir vielleicht das Lächeln galt von ihrem Munde.

4. Der Kriegsgefangene. *)

(Von Batjuschkof.)

Dort wo der Rhone Silberwelle
Durch grüne Wiesen rauscht,
In ihrem Spiegel, klar und helle,
Die blüh'nde Myrte lauscht,
Wo auf den Höh'n die üpp'ge Traube
Im Sonnenstrahle glüht,
Der Ahorn flüstert, und im Laube
Die Goldorange blüht:

Dort stand, als scheidend schon die Sonne
Im Westen niedersank,
Ein Russe. Thränen nicht der Wonne
Sind's, die sein Auge trank.
Am fernen Don war er geboren,
Wo frei die Seinen ruh'n, —
Ihm war die Freiheit, ach! verloren,
Er ein Gefang'ner nun.

„O rausche, Rhone! rausche helle
Hin durch des Südens Flur,
Vor meinem Blick schwebt nur die Welle
Des Don's, die Heimath nur.
Ich seh' die Zeit vorüberschweben,
Gefangen, thatenlos; —
Ach! todt ist ohne Ruhm das Leben
Und düster ist mein Loos! —

Der Frühling naht, es strahlt so milde
Der schönen Sonne Licht,
Es lebet neu rings das Gefilde,
Mir lacht der Frühling nicht!
O rausche, Rhone! rausche helle
Hin durch des Südens Flur,
Vor meinem Blick schwebt nur die Welle
Des Don's, die Heimath nur!

Wohl manche schönen Augen blicken
Zu mir mit süßem Scherz,
Und liebend würde mich beglücken
Wohl einer Jungfrau Herz.
Doch blühen hier mir keine Freuden,
Nur in dem Vaterland!
Am Don nur schwinden meine Leiden,
An seinem kalten Strand!

*) Der Verf., früher Don'scher Kosakenoffizier, schrieb dieß Gedicht während seiner Gefangenschaft in Lyon.

Schenkt Freiheit mir, laßt ohne Weilen
Mich zu der Heimath zieh'n, —
Wo durch den Forst die Stürme heulen,
Wo schneebedeckt das Grün.
O gebt mir Freiheit, gebt mir wieder
Mein wackres treues Roß,
Das trägt mich, wie auf Sturmgefieder,
Hin zu der Väter Schloß.

Trägt mich zum lieben Vaterlande,
Zur Braut, die mein gedenkt,
Die trauernd fleht, daß, los der Bande,
Mir Gott die Freiheit schenkt.
Sie harret mein in bangem Sehnen,
Einsam im fernen Schloß,
Sie streichelt, lächelnd durch die Thränen,
Jetzt wohl mein Lieblingsroß.

O rausche, Rhone! rausche helle
Hin durch des Südens Flur!
Vor meinem Blick schwebt nur die Welle
Des Don's, die Heimath nur!
Ihr nord'schen Sterne strahlt hernieder,
Ihr saht mein Vaterland!
Du, Sturm, sing' mir bekannte Lieder
Vom heimathlichen Strand!" —

So sang der Jüngling, dachte sinnend
Des Glücks im Vaterland,
Und sah, wie zart in Duft zerrinnend
Die Abendröthe schwand.
Schon lag Lyon mit seinem Dome
In Dunkelheit gehüllt,
Und wehmuthsvoll sah aus dem Strome
Herauf des Mondes Bild.

5. Der schwarze Shawl.

(Von Puschkin.)

Ich seh' dich noch immer, schwarzblutiger Shawl!
Noch klingt in der Brust mir der schmerzliche Hall!

Jung war ich an Jahren, leichtgläubig mein Sinn,
Da gab einer Griechin ich liebend mich hin.

Einst wand ich den Shawl um ihr reizendes Haupt,
Nicht ahnend das Schicksal, das sie mir geraubt.

Beim festlichen Mahle, mit Freunden vereint,
Beim Becherklang, plötzlich ein Jude erscheint.

„Du jubelst" — so spricht er — „indeß der Verrath
„Von deiner Geliebten dem Herzen dir naht!" —

Ich lohnt' ihm mit Gold und mit düsterem Fluch,
Und stürmte dann fort, wohin Rache mich trug.

Es brauste mein Roß durch die nächtliche Flur,
Im Busen erlosch mir der Menschlichkeit Spur.

Und als ich dem Hause, dem theuern, genaht,
Da blüht' in der Brust mir die höllische Saat.

Ich dringe hinein — was erfasset mein Blick? —
Ein Fremder umarmet mein Leben, mein Glück! —

Es trübt sich mein Aug' — und mein Säbel erglänzt —
Sein Haupt rollt zu Boden, von Küssen umkränzt.

Mein Fuß tritt den Leichnam — mein Busen war kalt —
Die Griechin ergreif' ich, das Schwert fest umkrallt.

Noch einmal erblitzt es — die Klinge ward roth!
Mein Herz und die Griechin sind beide nun todt. —

Dem Haupte der Leiche entriß ich den Shawl
Und wischte mit ihm dann das Blut von dem Stahl.

Mein Sklav' hat die Leichen zur Donau gebracht,
Da ruhen sie beide im Dunkel der Nacht.

Seitdem sind mir lockende Augen verhaßt,
Die Nächte seitdem sind mir drückende Last.

Ich seh' dich noch immer, schwarzblutiger Shawl!
Noch klingt in der Brust mir der schmerzliche Hall!

Le chemin de traverse.

(Schluß.)

Aber was nun mit diesem unerwarteten Reichthum beginnen? Oft drängt es ihn, sich in sein stilles Dorf zurückzuziehen, zu heirathen und als Familienvater friedlich und einfach sein Leben dort zu beschließen. Aber der Ehrgeiz und die Begierde, sich an Paris, das ihn verstoßen, zu rächen, gewinnt die Oberhand über seine frommen Wünsche. Bald hat er einen neuen Plan ausgeheckt, in der Welt empor zu kommen. Er eilt nach Italien, nicht um die Schönheiten des Landes und der Künste zu genießen, sondern nur um den Schlüssel zu haben, der ihm die Pforte der großen Welt in Paris eröffnen sollte. In Neapel findet er am Markte sitzend ein schönes armes Mädchen, die Tochter eines Schiffers, welche mit einem zinnernen Teller in der Hand die Vorübergehenden um Almosen ansprach, Lätitia Laserti. Er nimmt sie mit sich, unter der Bedingung, daß sie in Paris für seine Frau gelte, ohne weder factisch noch rechtlich seine Frau zu seyn, daß sie die Huldigungen der Pariser Gr-

ßen annehme, und dadurch ihrem vorgeblichen Manne Reichthum und Ehrenstellen verschaffe. Er schenkt ihr dafür alle mögliche Aufmerksamkeit und umgibt sie mit allem Glanze, der ihrer Schönheit und ihres angenommenen hohen Standes würdig ist.

Die Früchte dieses Kunstgriffes reifen bald. In der Kirche St. Roch, wo er sie der hohen Gesellschaft zu zeigen beabsichtigt, macht sie die Bekanntschaft des Herzogs von Chabriant und in Kurzem ist die ganze vornehme Welt auf sie und ihren Mann aufmerksam. Prosper fühlte sich gehoben und glaubte nun erst in seinem wahren Werth erscheinen zu können; er gewann Selbstvertrauen. Glückliche Finanzspekulationen machten ihn reich; Lätitia wußte alle Staatsgeheimnisse zu erfahren, welche auf den Stand der Papiere Einfluß hatten. Mit dem Reichthum aber flossen ihm bald alle Privilegien der Aristokraten zu. Das Gymnase, die Oper, die neuen Bücher, das Bild seiner Frau in offener Kunstausstellung, der Père Chaussier als Arzt und der Pfarrer der Himmelfahrtskirche als Beichtvater. Ferner genoß er das Glück, von den kleinen Journalen lebhaft angegriffen zu werden. Nichts fehlte mehr zu seiner Gunst, er stand in der öffentlichen Meinung auf gleicher Stufe mit den Mächtigsten und Vornehmsten, er theilte mit ihnen die Sarkasmen der Presse, erhielt das Ehrenkreuz und wurde zum Spiel des Königs geladen.

Auf dieser Stufe angelangt, wurde Lätitia ihm entbehrlich. Es kam ihm schön vor, nunmehr allein den Weg zu gehen, den sie ihm angebahnt hatte. Er konnte sich nicht wohl fühlen in dem Verhältnisse zu seiner Frau, noch gegenüber von der Welt, vor der er troß aller Größe in einem schimpflichen Lichte dastand, und so beschließt er, durch Blut seine Ehre wieder rein zu waschen. Nach einem Balle bei der Herzogin von Berry fordert er einen jungen Mann, der eben Lätitia nach Hause begleiten zu wollen scheint, zum Zweikampfe, und ersticht ihn gleich darauf im Bois de Boulogne. Aber hiemit ist er noch nicht zufrieden. In öffentlicher Gesellschaft erklärt er sein ganzes Verhältniß zu Lätitia, wie sie nicht seine Frau sey, und wie er sie nur zu sich genommen, um durch sie sein Glück zu machen. Durch diesen Schritt, welcher ihn und Lätitia verächtlich, und Lätitia's Anbeter, den Herzog von Chabriant vornehmlich, lächerlich machen mußte, glaubte der Unsinnige, sich in der öffentlichen Meinung rehabilitiren zu können, welche sich dagegen auf einmal ganz wider ihn wendete.

In seiner Verzweiflung und Reue über dieses mißlungene Unternehmen erhält er einen Brief von seinem Oheim, der ihn vor seinem Tode noch zu sehen wünscht. Das Schicksal dieser Beiden war nicht sehr verschieden. Der Baron hatte von Intriguen gelebt, und als mit der Zeit jüngere Intriganten ihn von seinem Platze verdrängt hatten, blieb ihm nichts übrig, als sich in Unmuth und Langerweile zu verzehren. So war er denn auch ein Opfer dieser Welt geworden, der er zuvor alles, selbst seine Unschuld und Tugend aufgeopfert hatte. Zu aller Gewissenspein, die Prosper seine eigenen Verirrungen zubereitet haben, muß er nun noch die reuevollen Bekenntnisse des Oheims anhören, der nach einem ähnlichen Leben auf dem Sterbebette zu der Erkenntniß gelangt ist, daß die Schule des Ehrgeizes eine traurige Schule sey, welche alles der Gegenwart anfopfere, ohne je an die Zukunft zu denken; daß es zwei Dinge im Menschenleben gebe, welche der Ehrgeizige nur zu leicht vergesse: Jugend und Alter, Leben und Tod.

Als Prosper von der Begleitung der Leiche seines Oheims nach Hause zurückkehrt, sieht er in seinem Hofe eine angespannte Postchaise. Der Postillon saß im Sattel und wartete. Der Wagen war bepackt und zur Abreise bereit. Lätitia ging weg. Prosper eilt, noch vor ihrer Abreise den Entschluß zu vollziehen, den er seit jener Scene gefaßt hatte, von der er die Herstellung seiner Ehre erwarten zu dürfen glaubte, durch die er aber über und über mit Schmach bedeckt wurde, den Entschluß, mit eigener Hand seinem Leben ein Ende zu machen. Sein Testament war noch nicht gemacht. Er schrieb, die Augen auf das Fenster gerichtet, um zu sehen, ob Lätitia noch nicht gehe: Lätitia meine Universalerbin! Er wollte noch an seine Mutter schreiben, aber Lätitia konnte indeß fortgehen. Er schrieb: Lebe wohl, meine Mutter! Nun noch einige Worte an Lätitia: Ich liebe dich, ich gehe zu Grunde und sterbe! Er hört ein Geräusch im Hofe, er kniet nieder um zu beten. Umsonst! Mitten in seinem letzten Gebete hört er noch immer das Geräusch des Wagens, und er wollte Lätitia, die ihn seit jener Scene nicht mehr vor sich gelassen hatte, nicht weggehen lassen, ohne daß sie sagen konnte: er ist todt. Nochmals wollte er in den Hof hinabsehen, aber er überwand diese letzte Schwäche. Er ergriff eine Pistole und horchte, um bei dem ersten Geräusch, das aus dem Hofe käme, loszudrücken.

Christoph tritt in der Geschichte mehr in Hintergrund. Wir lassen den keuschen reinen Theil derselben bei Seite, sagt der Verfasser selbst, und wenden uns zu dem Lasterhaften und Schrecklichen. Wir opfern das gute Prinzip in Christoph dem bösen in Prosper auf; es ist dieß der Fehler der modernen Kunst, und nicht der unsrige. Zu diesem offenen Geständniß läßt sich noch die Bemerkung hinzufügen, die man auch bei Dante, Milton und Klopstock gemacht hat, daß dem Verfasser die Schilderung der bösen Seite besser gelingt als die der guten. Christoph erscheint uns troß des reichlichen Lobes, das ihm der Verfasser bei jeder Gelegenheit spendet, gar zu schwach und lächerlich, und man ist nicht selten versucht, ihn des großen Glückes, das ihm zu Theil wird, unwürdig zu finden. Von seiner Rückkehr aus London an ist er im beständigen Gefolge Luisens, Prosper sieht er nur selten. Wiewohl er ihm nach Luise das theuerste Wesen ist, fühlt er sich doch durch eine allzutiefe Kluft von ihm getrennt. Indeß ist er sein Secundant nach dem Balle in den Tuilerien, und auch bei der Scheidungsscene von Lätitia gegenwärtig. Er hat sich mit Luisen verlobt, und den Platz im Staatsrathe erhalten, welchen Prosper durch jenen unbesonnenen Skandal verscherzt hatte. In derselben Kirche, zu derselben Zeit, wo Prosper die Leiche seines Oheims einsegnen läßt, wird Christoph mit Luisen getraut.

Lätitia hat Prosper wirklich im Stillen geliebt, und da sie überzeugt zu seyn glaubte, seine Liebe nie gewinnen zu können,

in den letzten Tagen den Entschluß gefaßt, nach Italien zurückzukehren. Von diesem Entschlusse vermochte sie selbst der ehrenvolle Antrag der Hand des Herzogs von Chabriant nicht abzubringen. Noch immer wartete Prosper mit der Ausführung seines Entschlusses auf den Augenblick ihrer Abreise, als Lätitia's Thüre aufging und er sich die tödtliche Waffe entwinden fühlte. Es war Lätitia. Auch Christoph und seine Frau traten herein. Kaum vermählt hatten sie sich den Glückwünschen ihrer Familie entzogen und eilten herbei, um Prosper zu retten; und auf die Garantie Luisens, so wie auf die Nachricht, daß Lätitia des Herzogs Hand ausgeschlagen, entschließt sich Prosper leicht, sie zur Frau zu nehmen. Sie kehren nach Ampuy zurück, und Glück, Ruhe und Achtung der Welt, die sie in Paris verloren, fanden sie hier wieder. Prospers Rückkehr brachte seiner Mutter neues Leben, sein Vater war indeß gestorben. Hier widmete sich Prosper dem Landbau und der Erziehung seiner Kinder, der Pathen des Staatsraths und Barons Christoph und seiner Frau. Diese Kinder unterwiesen sie vornehmlich ihren Weg im Leben gerade zu gehen und den krummen Pfaden, die trotz ihrer scheinbaren Bequemlichkeit zum Verderben führen, nicht zu trauen. Ihr vergangenes und gegenwärtiges Leben zeigte diesen jungen Gemüthern, daß es nur einen Weg in dieser Welt gibt um zu einem Glücke ohne Reue und Gewissensbisse zu gelangen, der gerade Weg der Rechtschaffenheit, der Thätigkeit, der Geduld und der Tugend.

Wenn wir am Schlusse dieser kurzen Analyse uns nicht enthalten können, dem Verfasser für die Ausführung dieses Buchs große Bewunderung zu zollen, so wird dieß manchem unserer Leser auffallend scheinen, der von uns nur eine unbedeutende, an mancher Stelle sogar unwahrscheinliche und seltsame Geschichte erfahren hat, und es bleibt uns zu Bekräftigung unseres Urtheils nichts übrig, als auf die Lesung des Buchs selbst zu verweisen, das man freilich nicht genießt, wenn man es nicht in seiner ganzen Fülle genießt. Auch in dieser Beziehung nennt sich Jules Janin richtig homme de style.

A. Keller.

Wär' ich nur ein Vögelein.

Von Beranger.

Ich, dem, selbst bei schönen Frauen,
  Stete Pilgerfahrt gefällt,
Ich beneide einen Vogel,
  Der so leicht fliegt durch die Welt,
Der auf schrankenlosen Pfaden
Schweifend, seine Brust darf baden
In dem Himmelblau so rein!
O wie flög' ich schnelle, schnelle, schnelle,
Wär' ich nur ein Vögelein!

Dann die süß'sten Weisen lernt' ich
  Von der Nachtigall im Wald,
Stimmte ein ins Lied der Hirtin,
  Das froh durch den Anger schallt,
Einem Klausner würd' ich singen,
Der nicht kramt mit heil'gen Dingen,
Der den Armen mild läd't ein;
O wie flög' ich, schnelle, schnelle, schnelle,
Wär' ich nur ein Vögelein!

In den Hain flög' ich, wo Zecher
  Lagern sich im trauten Kreis,
Die, von meinem Sang gerühret,
  Tränken zu der Schönheit Preis.
Dann mit meiner Lieder besten
Würd' ich arme Krieger trösten
In der Hütte dürftig, klein;
O wie flög' ich schnelle, schnelle, schnelle,
Wär' ich nur ein Vögelein!

Auf den Thurm würd' ich mich setzen,
  Drin Gefangne traurig sind,
Sänge, bergend meine Flügel,
  Melodien klagend lind.
Dieser lächelte im Kummer;
Jener träumte sich im Schlummer
In die Kindheitswelt hinein;
O wie flög' ich schnelle, schnelle, schnelle,
Wär' ich nur ein Vögelein!

Zu versöhnen einen König,
  Der des Lebens Sinn verlor,
Auf dem frommen Oelbaum sitzend
  Säng' ich dem Verstörten vor.
Dann ein Zweiglein würd' ich pflücken,
Um Verbannte zu beglücken
Mit der Gnade Sonnenschein;
O wie flög' ich schnelle, schnelle, schnelle,
Wär' ich nur ein Vögelein!

Fern, bis zu Aurorens Wiege
Würd' ich vor der Bosheit fliehn,
Wenn es Amor nicht gelänge
Wieder mich ins Netz zu ziehn.
Wenn auf einem wogenden Busen
Mir der Liebling nicht der Musen
Schlingen stellte täuschend fein;
Dahin flög' ich schnelle, schnelle, schnelle,
Wär' ich nur ein Vögelein.

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 72.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

22 Oktober 1836.

Die Geschichte von Rimini.

Von Leigh Hunt.

Leigh Hunt ist besonders als Prosaiker in England sehr geschätzt. Die Freisinnigkeit seiner Aufsätze führte ihn einmal in den Kerker, wo Byron seine Bekanntschaft machte, die ihn wegen seiner Talente und als Märtyrer hochschätze. Später aber wurde das gute Vernehmen zwischen beiden gestört und verwandelte sich in Feindschaft. Das hier mitgetheilte epische Gedicht mag als Probe eines, im Gegensatz gegen die leidenschaftliche, sentimentale Poesie Byron's, Shelley's u. A., nach klassischer Eleganz und Zierlichkeit strebenden Styls betrachtet werden. Scharfe Beobachtung, Schönheit und Reichthum des Ausdrucks, feine Psychologie lassen sich Hunt nicht absprechen. Aber zuweilen wird er kalt und affektirt.

Die Zeit ist das vierzehnte Jahrhundert, die Scene ist zuerst in Ravenna, später in Rimini.

Das Gedicht gründet sich auf die schöne Episode von Paolo und Franceska im fünften Buch von Dante's Hölle, wo sie wie eine Lilie mitten im Tartarus steht. Das Wesentliche dessen, was Dante von der Geschichte der beiden Liebenden erzählt, findet sich zu Ende des dritten Gesangs. Das Uebrige ist aus den Commentatoren gesammelt. Sie weichen in ihren Berichten von einander ab. Alle aber geben das an, daß die Dame einigermaßen durch eine Täuschung zur Verbindung mit dem ältern und weniger einnehmenden Malatesta vermocht worden sey, — Boccaccio gibt an, dadurch, daß man ihr den jüngern Bruder, als er über einen Platz hinging, als den ihr bestimmten Gemahl bezeichnete.

Franceska von Ravenna war die Tochter des Guido Novello da Polenta, Herrn dieser Stadt, und hatte sich vermählt mit Giovanni, oder wie andere ihn nennen, Lanzelot Malatesta, Herrn von Rimini, unter Umständen, die ihr eine unschuldige Neigung für Paolo, seinen jüngern Bruder eingeflößt hatten. Die so gegen sie gebrauchte Falschheit zog unglückliche Folgen nach sich. In dem vorliegenden Gedicht bewirkt der Herzog, ihr Vater, ein schwacher aber nicht bösartiger Mann, der aus politischen Gründen wünscht, sie mit dem Fürsten von Rimini zu vermählen, aber ihre Weigerung befürchtet, wenn sie ihn sieht und sein wenig einnehmendes Wesen kennen lernt, daß jener seinen Bruder als seinen Stellvertreter senden soll, damit das arme Mädchen auf den Glauben komme, die beiden Fürsten seyen sich ganz ähnlich. Die eigene Anschauung enttäuscht sie; Paolo hat das gefährliche Geheimniß von ihrer Vorliebe für ihn erfahren, und in beiden beginnt ein Kampf mit ihrem Pflichtgefühl, zu welchem die unredliche und selbstsüchtige Handlungsweise der Andern sie nicht vorbereitet hatte. Giovanni erräth das Geheimniß aus Worten, welche seine Gattin im Schlaf ausstößt; er zwingt Paolo zum Zweikampf und erschlägt ihn — nicht ohne großes Leidwesen beider und große Entrüstung gegen den Vater. Franceska stirbt am gebrochenen Herzen und die beiden Liebenden, die umgeben von einem stattlichen Reiterzug von Ravenna ausgezogen waren, werden todt nach Ravenna zurückgesandt, und derjenige, der durch seine Falschheit die erste Veranlassung zu ihrer Vereinigung gegeben, muß sie zur Strafe in einem Grab begraben. Der unglückliche Greis verliert den Verstand und die Beerdigung findet statt.

Erster Gesang.

Die Abholung der Braut von Ravenna.

Die Sonn' ist auf, ein Maienmorgen glänzt
Rings um Ravenna's klare Thürm' und Bucht,
Ein Morgen — keinen holdern bringt das Jahr,
Des Lenzes letzter, doch noch grünend frisch,
Denn warmer Abend, nächtlich milder Regen
Bereiten funkelnden Willkomm dem Licht.
Gehüllt ist Alles in krystallne Klarheit;
Frisch ist das Laub, scharf stellt's Gebirg sich dar,
Balsamische Kühle haucht der Wind daher,
Der Rauch tanzt wirbelnd von der Hütt' empor,
Und horcht man auf, so hört man wohl das Rauschen
Geschwätz'ger Quellen auf dem Rasengrund;
Kurz, Himmel, Erde, Meer, bit ganze Welt
Lacht wie ein Antlitz, das der Freude Glanz erhellt.

Es jauchzt in Lust und Wonne die Natur,
Die Vögel singen in so milder Zeit
Und hüpfen, fröhlich zwitschernd, auf und ab,
Wo von der Stadt der Wald sich meerwärts dehnt.
Frohe Gesichter sieht man durch das Grün
Des Laubs hindurch auf jedem Waldweg lauschen,
Das ferne Schiff die weißen Seegel hoch
Wie freud'ge Hände haltend, schwebt heran,
Der Blick erschaut's, der sehnend es gesucht,
Auf quirlt's vor sich die Fluth und rauschet in die Bucht.

Wohl darf, wer's nur vermag, hieher heut eilen,
Wenn Friedensrückkehr, prächtig seltne Züge
Und eine Hochzeit gar im schönen Mai
Anlocken kann die rasche Phantasie;
Denn heut, an diesem Glanztag, wird der Stolz
Ravenna's, seine Fürstentochter, Braut —
Braut — um zu lösen ein erschöpftes Land,
Und Er, deß Siege ihre Hand gewonnen,
Hat mit dem Morgenroth, so fliegt die Kunde,
Sich aufgemacht zum Hof, wo sein man harrt,
Mit stolzer Ritter prächt'ger Kompagnie,
Der tapfre Giovanni, Herr von Rimini.

Schon füllt die Gassen fröhliches Gelärm
Des Jubels und des Volks geschäftig Drängen.
Von Stimmen und von Tritten, wächst das Tosen,
Es brummt der Baß und muntres Lachen gellt!
Geschrei und zugeschlagne Thüren, Hunde
Und ungestümes Jauchzen tönt zusammen;
Bewaffnete mit Ernst den Weg sich bahnen,
Festordner, stattlich, mit gewicht'ger Miene;
Vorübereilend grüßen Nachbarn sich,
Und Pilger singen in die Morgensonne.
Mit Teppichen behangen sind die Fenster;
Anmuth'ge Köpfchen wandeln hin und her,
Und nehmen, wenn vollendet die Bekleidung
Der Straße, selbst auch ihre Plätze ein,
Von Augen voll Bewundrung angestarrt.
Herab schau'n Ein'ge, Andre auf die Seite,
Die Locken machen Andre sich zurecht,
Die zeigt den schlanken Leib — die Andre läßt
Die weiße Hand vom Purpurteppich hängen,
Kränze und Lächeln halten Alle fertig,
In eifrigem Gespräch, des Schauspiels stets gewärtig.

Und horch! ein schmetternder Trommetenton
Dringt, von dem Winde hergeführt, ans Ohr;
Drauf kurze Stille — und mit Einemmale
Ertönt vom Wall die Antwort silberhell.
Jetzt drängt das Volk, und Wer zum Kampf hat Kraft,
Bricht stürmend gegen den Pallast sich Bahn,
Da wo die Säulenhalle, breit und schön
Von Marmor, den geräum'gen Platz beherrscht.
Hier über dem Portal soll Herzog Guido
Mit seiner schönen Tochter stattlich sitzen;
Der volle Raum faßt nicht des Andrangs Fluth,
Und nach unholdem Drängen hin und her,
Mit drohenden Gesichtern, stampfenden Füßen,
Wird endlich Ruh und Ordnung hergestellt;
Der Fußweg muß den Schauern seyn genug,
Der innre Raum gehört dem prächt'gen Zug.

Der Platz ist ausgefüllt in dieser Art:
Wachen sind aufgestellt zu allen Seiten
Frei zu erhalten für den Zug die Straße.
Gegenüber diesen nimmt ein prächt'ger Chor
Von Herr'n und Damen ein den Mittelpunkt,
Auf einem Rasen gruppenweise sitzend,
Die Sitze sind von oben her beschattet
Durch Zweige von des Waldes frühsten Bäumen,
Und in der Mitte springt, erfrischend weit
Die Luft mit seinem Kühl, ein Sprudelquell
In dichtem Strahl, der überstürzend oben
In schwimmend Silber plötzlich ist zerstoben.

Hier plaudernd mit den Damen, sind zu schaun
An feenhafte Poesie gemahnend,
Nicht Wen'ge von des Hofes besten Rittern,
Baptista, Hugo mit dem Fürstenanstand,
Azo, Obizo und Esmerialdo
Mit freundlich offnem, kühnem Angesicht,
Felix mit starkem Arm und Lionel,
Der ihm gezollte Ehren reich verdient,
Und Viele noch, im Ruhme groß genährt,
Der Liebe holder Frau'n, des Liebs der Dichtung werth.

Dort steht auch mitten in der heitern Schaar
Der junge Vater des ital'schen Sangs,
Der Ritter Guilielmo Cavalcanti;
Aus seinem ernsten Antlitz schaut der Dichter;
Dort beugt er sich — mit dem Fasanenbusch,
Höfliche Worte spendet er im Kreis;
Auf der Zuhörerinnen süßen Mienen
Röthe und Lächeln hold gemischt erschienen.

Ein neuer Tusch und Antwort dann erschallt,
Und über dem Portal entfaltet glänzend
Sich plötzlich ein schneeweißer Baldachin,
Guido tritt vor mit seinem Fürstenkind
Und setzt sich — und sein Hof zu beiden Seiten;
Ein jeder Blick ist auf die Braut geheftet,
Die, in Gedanken, kaum zu hören scheint
Den Jubel, welchen ihr Erscheinen weckt;
Bis, wie sie die zahllose Menge unten,
Die dankbar glühenden Gesichter schaut,
Ihr der Gedanke an des Abschieds Nähe,
An den Gemahl, den sie noch nie gesehn,
Ganz in großmüth'ger Liebe untergeht;
Hart, denkt sie, ist es, keinen Willen haben,
Doch härter, täuschen dieses Volkes Wunsch;

Hier wandelt rasch sie an ein Drang zu weinen;
Es zuckt ihr Mund, doch schnell ist dieß verschwunden;
Ein Lächeln ihre Wange wieder schmückt;
Froh, wie's dem Tag geziemt, umher sie blickt.

Was soll ich holden Mund und Augen schildern,
Und schlanken Leib, des Busens sanftes Wogen?
Im ganzen Kreise ist kein tapfrer Mann,
Der, wenn er hohen Stands, und frei sein Herz,
Nicht in der stolz'sten Wonne würd' entbrennen,
Dürft' er ans Herz sie drücken, sein sie nennen!

Indeß das Volk hier sich schaulustig drängt,
Schallt neuer Lärmen aus der Nachbarschaft:
Der Zug ist in der Stadt und kommt schon näher
Mit Pferdestampfen und Trommetenschmettern,
'S ist fürstliche Musik, die fröhlich schallt!
Gewaltiger immer wächst der ehrne Ton,
Jetzt füllt und jetzt erschüttert er die Luft.
Jetzt widerhallt davon der weite Platz.
Drauf schallt so ungestüm des Volkes Jubel,
Daß taub zu werden jedem Ohr ist bang.
Die letzte, langegezogne Note schmettert,
Und die Erwiedrung folgt den Schloßtrommeten.
Nun kommt das Hufgestampf, das stolze Wiehern
Und das Gerassel prächtiger Geschirre,
Es ist als käm' der Krieg in Harnischtracht,
Doch ganz in Friedenskleidung naht der Zug,
Das Schwert jetzt müßig seine Scheide füllt,
Leer sind die Ketten dran, sonst hängt der Schild.

Erst kommen die Trompeter, weiß gekleidet,
Die Brust allein der blanke Harnisch schmückt,
Sie reiten vier und vier auf grauen Rossen,
Und ihres Wegs gemächlich ziehend, pflanzen,
Nachgebend der Bewegung ihrer Pferde,
Sie die Trommeten auf den Sattelbogen.
Dann in Gewändern, ganz vom Golde starrend,
In Scharlachfarben kommen die Herolde,
Dann ihre Amtsgehülfen, niedern Ranges,
In reiche Stoffe bis ans Knie gekleidet.
Sie reiten Schecken und es zeigt ihr Schild
In goldnem Felde dreier Köpfe *) Bild.

Zwölf Reihen Knappen dann, je zwölf und zwölf,
Gespaltne Fähnchen in der Sonne schwingend,
Die rückwärts flatternd in dem Wind, verkünden
Die Wappen von den Rittern hinter ihnen.
Rothschimmel reiten sie; den Knappen Tracht
Die Farbe ihrer Herren kenntlich macht.

Nach diesen, in gebühr'ndem Abstand, nahn
Die Ritter selbst, die Blüthe Rimini's,
Höher die Schaulust steigernd. Abgesondert,
Je sechs im Glied, ziehn sie in bunten Gruppen,
So stattlich und so feurig Roß und Mann,
Wie sich's die Phantasie nur wünschen kann.

Der Ritter Aufzug zeigt verschiedne Farben,
Die Pferde schwarz und braun, gescheckt und grau,
Die Männer tragen Karmesin, Weiß, Purpur,
Doch alte Ritter schmücken Scharlachmäntel,
Die weit und luftig von der Seite fallen,
Das Pferd bedecken und im Winde wallen.

An Helmes Statt decken gewundne Tücher
Das Haupt, am einen Ohr sich niedersenkend,
Die Pferde sind mit Teppichen verhüllt;
Im Schreiten klirrt das goldene Gebiß,
Das Gold der Zügel glitzert in der Sonne,
Die prächtigen Schabracken, welche halb,
Vom Sattelbogen an, das Pferd bedecken,
Starren zum Theil von goldner Stickerei;
Bei Andern, auf verschiedenfarb'gem Grund
Sind Punkte — lichte Sterne hier auf Blau,
Dort Grün, mit Blumensträußen untermischt,
Dort Dunkelroth mit Silber eingefaßt;
Sie hangen all' herab in schweren Falten,
Wie um den Gang der Pferde aufzuhalten.

Das Volk bewundert, mit getheilter Neigung,
Reiter und Rosse, Haltung oder Putz.
Die Einen haben beim Vorüberziehn
Auf Züg' und Ausdruck der Gesichter Acht,
Wie in dem Einen sich Lebendigkeit,
Sorglosigkeit sich in dem andern malt;
Wie sich der Reiter beugt zum scheuen Roß,
Wie mit der Hand das störrische er streichelt
Und so das stolze Thier zufrieden stellt —
Des Einen rosige, des Andern braune Farbe,
Und, die mit stummem Mund von Thaten zeugt, die Narbe.

Die Trefflichkeit der Rosse prüfen Andre
Die Schlankheit hinten und die Stärke vorn,
Des Rückens Glätte und die feste Brust,
Die saubern Fesseln, das Geäst der Adern,
Das sichtbar auf der feinen Haut sich hebt,
Die glatte Mähne und das Feuerauge,
Das furchtbar die Nahstehenden anschaut,
Den schöngeformten und gedrungnen Kopf,
Klein, bis zum Knie gesenkt in schlanker Biegung,
Die Ungeduld, als ob den Kamm sie fühlten,
Den weißen Gischt rings schleudernd mit dem Mund,
Das ungestüme Schnauben, Scharren, Bäumen,
Das trotz'ge Wiehern und das wilde Schäumen.

Die Fürstentochter, blaß, gespannten Auges,
Sieht jetzt die Letzten von dem Vortrupp nahn.
Stattlich vorüberzieh'nd entblößen Alle
Das Haupt gegen den Springbrunn und das Thor.
Getrennt durch einen größern Abstand folgt

*) Das Wappen der Malatesta.

Auf diese eine Schaar milchweißer Pferde,
Ganz ohne Schmuck, arabischen Geschlechts,
Von blüh'nden Knaben Alle leicht geführt;
Den Adel ihrer Zucht zeigt jedes Glied,
Doch boshaft Feuer sprüht aus ihrem Blick,
Sie fürchten neue Herrn am fremden Ort.
Zart, fleckenlos erlaben sie das Auge
Nach all der Farbenpracht durch ihre Frische:
In leichter Haltung schreiten sie dahin,
Und scheinen doch vor Etwas bang zu seyn,
Nachgebend selbst erscheint ihr Kopf noch störrisch.
Geschenke sind es für Ravenna's Herrn;
Gewiß ist nun der Geber selbst nicht fern.

Jetzt steigt das Flüstern und jetzt ziehn heran,
Auf Pferden die voll Uebermuth sich bäumen,
In Rotten je von drei des Hofes Pagen,
Weiß ist und karmesinroth ihre Tracht.
Jetzt muß der Zug erscheinen — ungeduldig
Von Mund zu Mund pflanzt sich das Flüstern fort;
Ja! — Nein! — Er ist's noch nicht! Doch sind's die Knappen,
Die vor ihm herziehn in der höchsten Pracht,
Jetzt läßt den Federbusch sein Jäger sehn,
Jetzt naht sein Mundschenk und sein Kämmerer!
Jetzt kommt sein Banner, jetzt sein Schild, getragen
Vom Knappen, der im Krieg an seiner Seite —
Und dann ein großgemeßner Zwischenraum —
Den ganzen Platz beherrscht ein lautlos Schweigen;
Die Fürstin, in der Ferne, ist im Zweifel,
Wohin sie schau'n soll; ihre Farbe wechselt,
Von kindlichem Vertrauen angetrieben
Legt sie die Hand auf ihres Vaters Knie;
In seine Hand faßt er die ihrige,
Und blickt sie mit erzwungnem Lächeln an,
Als plötzlich eine Stimme überlaut
Vor Ueberraschung schreit: „der Fürst! jetzt — jetzt?“
Und auf milchweißem Renner, gleich der Luft,
Sprengt eine herrliche Gestalt daher,
Wie Donners Rollen jetzt der Jubel tönt,
Die Dächer zittern und die Stadt erdröhnt.
Nie schloß ein schönes Schauspiel schöner sich;
Es war als käme eine Lichtgestalt.
Der schönen Schauerinnen jede fühlte
Ihr Herz durchzückt von süßer Ueberraschung;
Die Fürstin, anfangs hinzuschauen kaum
Vermögend, wie der Anstand ihr gebot,
Faßt neuen Muth, wie rings sein Lob ertönt
Und heftet fest ihr Aug' auf den Gefundnen,
Und sieh — es hält, von ihm gehemmt, sein Roß;
Mit einem Wesen, zwischen Gluth und Milde,
Nimmt er — und reiche Locken strömen nieder —
Mit höflicher Verbeugung ab die Mütze;
Betäubend bricht der Beifallruf jetzt aus,
Man schwingt die Schärpen, Blumen regnen nieder,
Erschüttert durch den ungestümen Lärm
Durchsäuselt jetzt die Luft der Frauen Chor
Und weht Gewand und glänzend Haar empor.

Mit eifriger Bewundrung starrt das Volk
Ihn an und rühmet seine Tapferkeit;
Auf seiner Bildung weilt das zartre Auge,
Verfolgt jede Bewegung, jede Beugung,
Betrachtet Antlitz, Haltung und Geberden,
Und wähnt: es sah nie männlichere Anmuth,
So schön der nackte Hals, die schwarzen Locken!
So leicht des wohlgeformten Rückens Senkung!
Das Bein für Kriegsspiel wie zum Tanz gemacht,
Mit Leichtigkeit gedreht und so voll Kraft!
Und dann — sein Antlitz ist so ausdrucksreich,
So lesbar wie ein aufgeschlagnes Buch;
Die Frau'n erkennen ächte Galant'rie
Im kecken Aufschlag seiner treuen Augen.
Sein muthig Roß, abwechselnd ungeduldig
Und stolz gemacht durch seine kalte Führung,
Knirscht ins Gebiß und rollt die Augen scheu,
In stattlich kunstgerechtem Gange schreitend.
Zuweilen weicht es ab von seiner Linie,
Und tänzelt seitwärts mit den Hinterbeinen
Und fühlt im ganzen Leib ein feurig Zucken,
Doch ruhig sitzt darauf der edle Reiter
Und lenkt, gleichmüthig es beherrschend weiter.

Trost, Ueberraschung, nie geahnte Freude,
Auch wahre Dankbarkeit vielleicht und tausend
Gefühle, neu und unbeschreiblich, stürmen
Ein auf die Braut und röthen ihre Blässe.
„Könnt' ich“ so denkt sie, „zuverlässig nur
Schließen auf das, was diese Hülle birgt,
Wüßt' ich, was für ein Geist den Leib bewohnt;
Ich schickte ohne Zwang mich in mein Loos!“
Jetzt eben zieht der Gast langsam vorbei
Dem klaren Springquell und dem grünen Platz,
Mit häufiger Verbeugung Grüßen dankend;
Aus dem Gefolge winkt er zu sich Einen,
Macht einen Edelstein an goldner Kette,
Der leicht ihm um den Hals befestigt, los,
Und sendet ihn, zum Zeichen langer Liebe
Dem jungen Vater des ital'schen Sangs.
Der Jüngling lächelt und bescheiden senkt
Das Aug' er und das Antlitz, hold erröthend,
Und seinem neuen Freunde nach er sieht,
Der um die Ecke, freundlich winkend, zieht.

Das ist genug für die erkorne Braut;
Theilnahme fühlte anfangs sie — jetzt Stolz!
Und wie der Fürst reitet zum Platz heran,
Sein Haupt entblößend und sein Antlitz hebend,
Erwiedert seiner Ehrerbietung Zeichen
Mit einem Blick sie ohne Rückhaltung
Voll süßen Ernst's; er schaut gerührt, mit Achtung
Sie an und zieht vorbei, versunken in Betrachtung.

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 73.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

26 Oktober 1836.

Ritter Harold's Pilgerfahrt.

Von Lord Byron.

Im Versmaß des Originals übersetzt von Zedlitz.

Wenn irgend ein neueres Dichterwerk eine gediegene Nachbildung in unserer Sprache verdiente, so war es Byron's berühmtes Wanderlied, Childe Harold's Pilgrimage, aus welchem wir, um den reinen Genuß des köstlichen Gedichts zu haben, nur Eines, nämlich die hohle und unerquickliche Larve des Ritters selbst hinwegwünschen möchten. An Uebersetzungsversuchen hat es, trotz der unendlichen Schwierigkeiten der Aufgabe, nicht gefehlt; aber fast ohne Ausnahme sind sie jammervoll verunglückt und wahre Versündigungen gegen das Original. Brockhaus in Leipzig machte, wenn wir nicht irren, eine gute Uebertragung des Gedichts schon vor mehreren Jahren zu einer Preisaufgabe für die Urania; doch wurde keiner der eingegangenen Versuche des Preises oder der Herausgabe für würdig gefunden. Ist es überhaupt schwierig einen englischen Poeten mit treuer Nachbildung seiner Form zu übersetzen, da unsere vielsylbige Sprache kein solches Zusammendrängen der Gedanken wie die englische mit ihren großentheils einsylbigen Wörtern gestattet, so war dieses doppelt schwer bei der Reimform dieses Gedichts, der Spencer'schen Stanze, gegen welche die italienische Ottava Rima vergleichsweise als sehr leicht erscheint. Nimmt man dazu Byron's koncrete, von kühnen Wendungen und Bildern überströmende Diction, so zeigt es sich klar, daß zu einer lesenswerthen Nachbildung des Childe Harold eigenes Dichtervermögen und erprobte Meisterschaft über die Sprache gehören — Eigenschaften, welche das deutsche Publikum an dem Sänger der „Todtenkränze" längst ehrend anerkannt hat. Gewiß, auch dieses Adoptivkind seiner Muse wird in Deutschland mit Freuden willkommen geheißen werden.

Der Hr. Uebersetzer spricht sich in der Vorrede über die Bedeutung, den Umfang und die Schwierigkeiten seines Unternehmens mit klarer Besonnenheit aus. Nur wenn er sagt, „daß der Engländer oft auf bloße Alliterationen, Assonanzen, ja oft nur für das Auge reime, und daß Byron sich hierin noch größere Freiheiten als alle andern englischen Dichter gestattet habe," so möchten wir Byron gegen diese letzte Behauptung in Schutz nehmen. Wie in der deutschen Poesie, so ist auch in der englischen die Handhabung der Form strenger geworden, und namentlich an Byron loben die Engländer selbst den wohltönenden Vers und den reinen Reim, wobei freilich die komischen Reime im Don Juan u. s. w. nicht in Anschlag kommen. Die sogenannten Reime für das Auge — now auf know, wind (Wind) auf find u. dgl. — gebraucht er zuweilen; aber selten oder nie gestattet er sich hierin so weit gehende Licenzen, wie die englischen Dichter der beiden letzten Jahrhunderte, so wie er denn auch z. B. im Childe Harold die Cäsur des die Strophe abschließenden Alexandriners immer sorgfältig beobachtet, während Spencer selbst, Thompson und Andere, die sich dieser künstlichen Form bedient haben, sie häufig vernachlässigen. Desto wahrer ist, was Zedlitz am Schlusse seines Vorworts sagt: „Die Schönheiten sowohl als die Schwierigkeiten des Originals nehmen mit jedem Gesange zu; der erste ist im Vergleich mit den folgenden fast schwach zu nennen, während der Schluß des Gedichts wohl zu dem Höchsten und Schönsten gehört, was je die Poesie irgend einer Nation hervorgebracht hat." Er fügt den Wunsch bei, daß es ihm gelungen seyn möge, diese Steigerung zum Vollkommenen auch in der Uebersetzung einigermaßen zu erringen. Wir glauben allerdings, daß ihm dieß gelungen ist: die zwei letzten Gesänge der Uebertragung sind, mit den beiden ersten verglichen, bei weitem mehr aus Einem Gusse, treuer zugleich und freier, und die Sprache gehaltner und wohltönender.

Es sey uns erlaubt, dem Leser einige Proben mitzutheilen. Der wandernde Dichter kommt eben von dem Schlachtfeld von Waterloo, er hat über Heldengröße und Heldenfall gesonnen; nun fährt er fort:

So werden toll, die Andre toll gemacht,
Erobrer, Fürsten, Dichter, Grübler und
Wer Sekten und Systeme ausgedacht;
Ruhlose Köpfe, die zu sehr den Grund

Der Ding' erforschen wollen; deren Mund,
Wie sie geäfft sind, Andre äfft; beneidet,
Doch nicht beneidenswerth! — Was spornt sie wund?
Säh' in ihr Herz die Welt, gar bald verleidet
Wär' ihr die Lust, die sich an Glanz und Herrschsucht weidet.

Ihr Hauch ist Leidenschaft, Sturm ist ihr Leben,
Auf dem sie fahren und zuletzt erliegen;
Und doch sind sie dem Kampf so blind ergeben,
Daß, wenn sie endlich die Gefahr besiegen,
Die Tag' im Zwielicht stiller Ruh' verfliegen,
Sie langsam Sorg' und Ueberdruß verzehrt,
Wie ohne Oel bald flackernd man versiegen
Die Lampe sieht; oder ein müßig Schwert
Sich selbst in Rost zerfrißt, ruhmlos und ungeehrt.

Es sieht, wer zu der Berge Spitzen dringet,
Den Kamm mit Schnee und Wolken überwoben;
So, wer die Menschheit überragt, bezwinget,
Schaut unter sich die Welt im Hasse toben.
Ob auch des Ruhmes Sonne strahlt hoch oben,
Und unten Erd' und Ocean sich breiten,
Um ihn starrt Eisgebirg, indeß erhoben
Laut um sein nacktes Haupt die Stürme streiten! —
Dieß ist der Lohn der Müh'n, die auf zum Gipfel leiten.

Hinweg damit! Der wahren Weisheit Quelle
Strömt aus der eignen Schöpfung nur allein,
Oder aus Deiner, o Natur! — Wie helle
Strahlt sie und hehr am königlichen Rhein!
Hier schaut Harold umglänzt von Wunderschein
Ein göttlich Werk. Der Fluß, die Schlucht, das Thal,
Gebirge, Klippen, Wald, Obst, Kornfeld, Wein,
Herrnlose Burgen grüßen ernst, und fahl
Aus grünem Buschwerk ragt zerstörter Zinnen Mal!

So steht ein stark Gemüth, wie sie dort stehn!
Morsch, nicht gebeugt, halten sie, öd' und leer,
Die Fugen offen für der Stürme Wehn,
Nur mit der Wolken dunklem Zug Verkehr.
Einst, als sie stolz und jung, wehten hochher
Die Banner in der Luft; die Schlacht erklang,
Doch die sie fochten, decket blutig schwer
Das Bahrtuch; Staub ist, was da wehte, lang'
Kein Waffensturm macht mehr den schwarzen Zinnen bang.

In diesen Thürmen, diesen Mauern thronte
Gewalt und Leidenschaft. Es fand zum Streit
Den stolzen Stegreifritter, der hier wohnte,
Sein wild Gelüst' nicht weniger bereit
Als jene mächt'gen Kämpen früherer Zeit.
Was ist's, das solchem Raubheld wohl gebricht?
Ein größres Grab voll Pracht und Herrlichkeit?
Ein unverdientes Blatt in der Geschicht'?
Er hoffte heiß wie die, focht minder tapfer nicht.

Wie viele Großthat starb, stumm und vergessen,
Bei Fehd' und Zweikampf hier im Schlachtgefild!
Wahlsprüche ätzte, zärtlich und vermessen
Die Lieb', und manches Wappen in den Schild;
Den Panzer durch, in Eisenherzen wild
Drang sie; doch voll von ungestümem Muth
Trieb sie zu Wagniß an, war rauh, nicht mild,
Und manche Burg, gestürmt in grimmer Wuth,
Sah, unter ihrem Schutt, den Rhein gefärbt in Blut.

Dich aber, freud'ger Strom, deß reiche Wellen
Allwärts mit Segen tränken deinen Strand,
Dein Ufer würd' ein ew'ger Reiz erhellen,
Ließ' unberührt dein Werk des Menschen Hand,
Und mähte deiner holden Gaben Pfand
Die Sichel seines Streits nicht ab! — Wie licht
Das Wasser blinkt im Thal! Es scheint das Land
Ein Himmel mir — und eben jetzt! — Gebricht
Wohl etwas deinem Strom — als daß er Lethe nicht!

Wohl tausend Schlachten haben hier gestürmt,
Und fast wie sie verging ihr Ruhm! Die Wuth
Hat Reihen der Erschlagnen aufgethürmt,
Ihr Grab verschwand, und was sind sie? — Das Blut,
Das gestern floß, fort spült es heut die Fluth,
Und keine Spur besteht, und auf dem Saum
Der Welle hüpft der Sonne Strahl; doch ruht,
Schwemmt alles auch hinweg der Wogen Schaum,
Düstre Erinnerung, nie mehr dein wüster Traum.

* * *

Auf jenes Hügels Grund bei Coblenz hebt
Sich eine Pyramide, schlicht und klein,
Sie krönt die grüne Höh', auf der sie schwebt;
Dort senkte man die Heldenasche ein
Von unserm Feind! Dennoch Ruhm dem Gebein
Marceau's! Manch rauhen Kriegers Thräne floß
Auf dieses allzu frühen Grabes Stein,
Beweint ward und beneidet dessen Loos,
Der hier sein Blut im Kampf für Frankreichs Recht vergoß.

Kurz, edel, glorreich war des Jünglings Bahn,
Den beide Heere, Freund und Feind beklagen!
Laßt hier den Wandrer beten, daß fortan
Es licht der Heldenseele möge tagen!
Denn für die Freiheit hat er sich geschlagen,
Und nie hat er, mißbrauchend ihre Gaben,
Gezüchtigt, die das Schwert für sie getragen.
Lichtrein blieb seine Seele, darum haben
Die Männer, als er fiel, mit Thränen ihn begraben.

* * *

Leb' wohl, du schöner Rhein! Entzückt zwar blieb'
Hier Jeder gern und möcht' nicht weiter eilen;
Der Raum hier ist verbundnen Seelen lieb,
Wie denen, die gern einsam sinnend weilen!
Und könnt' ein schuldbewußter Busen heilen
Vom ew'gen Geyerbiß, hier wär's fürwahr,

Wo Lust und Ernst in die Natur sich theilen;
Die wild und hehr, doch mild zugleich und klar,
Hier linder Erde ist, was schöner Herbst dem Jahr!

Nochmals leb' wohl! Vergebens tönt dieß Wort;
Das Herz möcht' stets an deinem Reiz sich weiden,
Und strahlt von deinen Farben ewig fort! —
Muß, ungern, endlich doch der Blick dich meiden,
Der zärtlich auf dir ruht, winkt er im Scheiden
Noch Preis und Dank dir zu, o holder Rhein:
Sey andre Flur um stolzern Glanz zu neiden,
Wie dich ziert keine zweite, im Verein,
Pracht, Milde, Schönheit und der Vorzeit Wunderschein.

Und reiche Blüthen, künft'gen Herbstes Pfand,
Und Städte, weiß erglänzend, und daneben
Der Ströme Lauf, des Abhangs steile Wand,
Gothische Burgen, rings vom Forst umgeben;
Und Klippen, die, Warttthürmen gleich, sich heben,
Der Kunst zum Spott, und die Gesichter dort,
So glücklich wie das Land, in dem sie leben,
Das stets dich kränzt mit seiner Gaben Hort,
Reißt auch die Zeit im Fall manch nahes Reich mit fort.

Nichts mehr davon! — Seht hier die Alpen ragen,
Paläste der Natur, die ihre Kronen,
Mit Schnee bedeckt, hoch in die Wolken tragen!
Hier, wo die rollenden Lawinen wohnen,
Die Schneegewitter, hauf't auf Eisesthronen
Die Ewigkeit! Erhoben und beengt
Fühlt sich in dieser Berge Regionen
Der Geist, wo Erd' und Himmel sich umfängt,
Indeß der eitle Mensch am Boden unten hängt.

Doch eh' ich weiter klimm' auf diesen Höhen,
Laß Murten mich beschaun, vom Sieg erhellt!
Der Leichname gespenstische Trophäen
Zeigt hier des Landes stolzer Sohn der Welt,
Und seiner Streiter schämt sich nicht das Feld!
Ein grablos Heer beklagt Burgund, wo dort
Der Knochenberg, sich selbst zum Mahl gestellt,
Den Zeiten trotzt! Noch schweift am styg'schen Bord
Die unbegrabne Schaar und scheucht die Seelen fort.

Wie Waterloo mit Cannä zu vergleichen,
Glänzt Marathons und Murtens Widerstand
Als fleckenloser Siege ew'ge Zeichen,
Erkämpft von ehrsuchtsfreier, tapfrer Hand,
Von stolzer Bürger einigem Verband,
Der nicht um Lohn fürstlichen Zank verficht;
Nein, alte Schmach bekriegt, und keinem Land
Verkündet durch drakonisches Gericht:
Der Kön'ge göttlich Recht sey ird'schen Ursprungs nicht! —

An stiller Mauer hebt noch stiller sich,
Traurig und grau, ein Mahl, das noch allein
Der Zeit entging und nicht den Jahren wich.
Es schaut, so wie mit stierem, wildem Schein
Wohl möchte schaun, wer plötzlich würd' in Stein
Verwandelt und noch fühlt. Noch hält es Stand,
Und daß es steht, ein Wunder scheint's zu seyn;
Deckt doch das stolze Werk gleichzeit'ger Hand,
Aventicum, mit Schutt längst das erstrittne Land.

Hier ging — o hehrer Name! — Julia,
Die Priesterin, einst zu den Göttern ein;
Sie starb, als sie den Vater sterben sah,
Denn, nächst den Göttern, liebt sie ihn allein! —
Sie weint umsonst, Gerechtigkeit ist Stein;
Der Richter spricht — da flieht das Leben ihr
Mit ihm, dem sie nicht Rettung kann verleihn! —
Das schlichte Grab schmückt keines Bildes Zier,
Doch ruht ein Herz, ein Geist, ein Staub gemeinsam hier!

Doch solche Thaten sollten nicht verschwinden,
Und solche Namen nicht in Luft verwehen!
Mag auch manch Reich mit Recht sein Ende finden,
Der Herr, der Knecht, was wird, was ist, vergehen;
Der Tugend Majestät soll länger stehen
Als ihre Qual; aus ihrer Ewigkeit
Soll sie empor zum Sonnenantlitz sehen,
Gleich jenem Alpenschnee, der, reiner weit
Als alles unter ihm, fort dauert, wie die Zeit!

(Fortsetzung folgt.)

Die Geschichte von Rimini.

Zweiter Gesang.

Die Fahrt der Braut nach Rimini.

Kein weitres Wort vom stattlichen Gefolge!
Im Hof ritt durch ein hintres Thor man ein;
Zurückgezogen hatte sich der Herzog
Mit seiner Tochter; ihnen hatten sich
Die Ritter und die Damen angeschlossen;
Doch schien etwas unrichtig — ein Gemurmel
Verbreitete sich durch die Menge hin,
Die auf der Straße wogt' in dichten Gruppen,
Die mittagsschwüle Luft mit Summen füllend.
Es stieg noch die Verwundrung, als der Abend
Herbeikam ohne Spur vom Hochzeitfest;
Nicht Hochamt, nicht Turnier, nicht Geldauswerfen,
Nichts was entsprochen hätt' dem stolzen Zug;
Es war so öd' als gäb' es keinen Hof;
Still außen und geheimnißvoll im Innern;
Wer an den Mauern horchte, hörte nichts
Als ein Geräusch zuweilen durch die Hallen,
Und dumpfen Orgelton von Zeit zu Zeit erschallen.

Die Sache war: Der Bräut'gam war nicht da,
Sein Bruder nur, an seiner Statt geschickt;
Der Bräut'gam war ein kecker, stolzer Geist,
Unmilder Art; auf seinem kalten Wesen

Schien eine Wolke immerdar gelagert;
Er selber hielt's für höchste Männlichkeit.
Doch mehr von diesem später. Guido kannte
Des Fürsten Fehler und er wußte auch:
So sanft sein Kind war und ergeben ganz
In ihre Pflicht, wo nichts zu ändern stand,
Hegte doch von der Eh' sie strenge Ansicht,
Und wenn unpassend der Gemahl ihr schien,
Könnte sie wohl mit Festigkeit sich weigern
Ihre Musik dem Mißton preis zu geben;
Weßhalb der alte Mann, gutmüthig zwar,
Doch aus Gewohnheit Freund von List und Ränken,
Und wenig für Empfindungen gemacht,
Die ihm nur Mädchen-Tändeleien dünkten,
Etwas erdacht, des finstern Nachbars Stolz
Zu schmeicheln und die Braut ihm zuzusichern:
Er ließ ihm sagen, wenn, wie er vernommen,
Der Fürst sey abgehalten durch Geschäfte,
So kost' es nur ein Wort — ein Abgesandter
Könnt' ihn vertreten wohl bei der Vermählung.
Nur rechnete der Herzog fest darauf:
Um beider willen müss' ein Fürst es seyn.
Der Braut sprach man von einem Gatten vor,
Deß erster Anblick Liebe müßte wecken;
Und als Giovanni, überrascht und wähnend,
Der Vorschlag sey nur ein Beweis des Eifers,
Womit man suche seine Siegerhand,
Absandte den Gewünschten — einen Liebling
Der reichen und verschwendrischen Natur:
Da ward die Wirkung ganz und gar erreicht,
Die Jungfrau ward gefangen in den Schlingen,
Draus sie vielleicht nie mehr sich los kann ringen!

Doch war ein Anstoß noch zu überwinden,
Der sie beinahe zu sich selbst gebracht;
Sie sah in Guido's Angesicht, als Alles
Im Schloß war, einen Zug der Ueberraschung;
Ein kurz Geflüster trat nach diesem ein,
Und dann ward ihr gesagt mit weichem Lächeln:
Zu seinem großen Leid sey Fürst Giovanni
Am heut'gen Tag zu Haus zurückgehalten,
Doch um den Tag des Glücks nicht zu versäumen,
Hab' er — mög' es genehm seyn seiner Herrin! —
Den Bruder Paolo für sich gesandt,
„Der," wie der alte Guido nickend sagte,
„Gar wohl vertreten seinen Bruder kann —
Denn wer den Einen kennt, kennt auch den andern Mann."

Jetzt trat zu ihnen Paolo heran
Und wie er sie gedrückt, beklommen sah,
Setzt' er die kühlen Grüße seines Bruders
In solche herzlich warme Worte um,
Trug sie mit offner, heitrer Miene vor,
Mit schnellgereiftem, sicherem Vertrauen,
Mit jenem Wesen, welches Zuversicht
Einflößt und die Verlegenheit verbannt,
Daß, theils von Ueberraschung hingerissen,
Im Drang der Zeit des festgesetzten Tags,
Und theils aus Schaam, die jetzt gesteigert schien,
Wenn wieder ihre Hand zurück sie zöge,
Besonders aber, weil sein Ton, sein Blick
Schien wahr zu machen ihre Büchertraume,
Und ihrem Herzen gab den Glauben ein:
Gut sey'n von solchem Stamme alle Früchte —
Daß sie nicht länger widerstehen konnte;
Rasch folgte die Vermählung und zum Schluß
Drückt, zu besiegeln einen fremden Bund,
Er einen Kuß auf ihren weichen Mund.

Zwanzig Trompeter, um die Vesperglocke,
Erschienen unter'm Thore des Pallasts,
Geschmückt mit Bändern ihre Instrumente.
Ein Tusch verkündet der Vermählten Nah'n.
Kein Wort doch unterbrach das düstre Schweigen,
Bis vom Geschenkegeben sprach der Herold,
Und einen Beutel Geldes in der Hand,
Ringsum ausstreute die willkommne Saat;
In jubelndes Geschrei brach aus der Pöbel:
„Die Hand, die Hand auf!" donnernd riefen sie
Und „Hoch Giovanni, Herr von Rimini!"

Gleichgültig aber standen noch und stumm
Die Uebrigen; kaum war vorbei der Lärm,
Als mit entrollten Bannern aus dem Thor
Die Gäste zogen, die am Morgen kamen.
Der Fürst zu Pferd; vor ihm auf einem Wagen,
Saß, glänzend mild, gleich einem Abschieds-Stern,
Die schöne Dame mit dem feuchten Auge.
Und wie sie sich entfernten, folgte ihnen
Gar mancher zweifelvolle Blick und Ausruf.
Denn Ein'ge hatten schlau die Sach' errathen,
Ein'ge beklagten den langweil'gen Tag,
Und Andre waren ganz und gar verwirrt,
Und Alle dachten: Jammerschade sey's
Zu trennen wieder ein so schönes Paar.
Sie selbst, der dieses plötzliche Begebniß
Verwundend ins verstörte Herz gegriffen,
Entbrach sich manchmal kaum des lauten Schluchzens,
Scheidend vom Heimathland, vom Vaterhaus.
Und wie sie eben aus dem Weichbild schied,
Und auf die letzten Schau'nden niedersah,
Nahm sie am Weg betagte Leute wahr,
Die, kraftlos im Gedräng sich durchzuschlagen,
Erfahren hatten der Prinzessin Abzug,
Und hier sich aufgestellt, sie noch zu sehn.
Sie standen da gebückt, entblößten Hauptes,
Die Winde wühlten in den greisen Haaren.
„Lebt wohl, lebt wohl!" so hätt' sie gern gerufen,
Doch ihr erstarb die Stimme in der Kehle;
Nur mit der Hand winkt, sprachlos, sie den Abschied,
Sie zog den Schleier über's Angesicht
Und hemmte ihre heißen Thränen nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 74.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

29 Oktober 1836.

Ritter Harold's Pilgerfahrt.

Von Lord Byron.

Im Versmaß des Originals übersetzt von Zedlitz.

(Fortsetzung.)

Am Genfersee.

Du Gegenbild der wilden Welt, die ich
Bewohnt, o Leman! Deine Wasser schwellen
In süßer Ruh! Zu tauschen mahnt sie mich
Der Erde trübe Fluth für rein're Quellen,
Lautlos entführt der Kahn mich auf dem hellen,
Freundlichen See all meinem Leid! Wohl lang'
Liebt' ich ein tobend Meer; doch deine Wellen
Sie schmählen sanft, wie Schwesterstimmeklang,
Daß je so rauhe Lust so mächtig mich bezwang.

Still lauscht die Nacht; dunkel und doch zu sehn,
Ganz kennbar, ob auch Schatten es umgeben,
Ist alles zwischen dir und jenen Höhn,
Dem finstern Jura! Seine Gipfel schweben
Senkrecht und steil, und wenn wir näher streben,
Weht von der Küste süß lebend'ger Duft
Der frischen Blumen; träge Ruder heben
Sanft plätschernd sich, und munter zirpend ruft
Im Lied uns „gute Nacht" das Heimchen durch die Luft!

Das schwärmt, ein Kind sein lebelang, herum,
Und singt nach Herzenslust! — Es schlägt zu Zeiten
Ein Vogel an im Busch — doch bald wird's stumm! —
Am Hügel scheint ein Lüftchen hin zu gleiten, —
Doch Täuschung ist's! Voll stiller Heimlichkeiten
Thauen die feuchten Sterne auf die Flur
In Liebesthränen nieder und verbreiten,
Bis sie selbst weggeweint die eigne Spur,
Tief ihrer Farben Geist im Busen der Natur.

Des Himmels Poesie seyd ihr, o Sterne!
Verzeihlich, lies't der Mensch, sein Loos zu deuten
Und das der Welt, in euren Strahlen gerne!
Verzeihlich ist's, wenn, groß zu seyn, zu Zeiten
Der Erde Schranken er möcht' überschreiten,
Und er dann wähnt, er sey mit euch verwandt!
Denn ihr seyd hold, voll süßer Heimlichkeiten,
So, daß, für euch in scheue Lieb' entbrannt,
Glück, Leben, Ehre, Macht — die Menschen „Stern" genannt.

Himmel und Erde ruht! Nicht schlummertrunken,
Doch stumm, wie ernstem Sinnen hingegeben,
Lautlos, wie wir, in Rührung oft versunken!
Himmel und Erde ruht! Gesteigert Leben
Durchwebt die Sternenheere, die dort schweben,
Den eingelullten See, den Alpenstrand!
Verloren ist kein Strahl, kein Blatt, kein Beben
Der Luft! Ein Theil des Seyns, fühlt sich's verwandt
Ihm, der dieß All erschuf und schirmt mit seiner Hand.

So schwärmt der Geist endlos und fühlt, allein
Sey der am wenigsten, der einsam lebt,
Die Wahrheit schmilzt und reinigt unser Seyn;
Ton, Quell und Seele der Musik, erhebt
Sie uns zu ew'ger Harmonie und webt,
Wie einst Cythärens Gürtel, zauberhaft
Liebreiz um alle Wesen! Vor ihr bebt
Des Todes Schemen selbst: sein Arm erschlafft,
Hätt' er auch in der That uns weh zu thun die Kraft.

Nicht absichtslos erwählte sich fürwahr
Berggipfel, die die Erde überschaun,
Und Höhn der Perser einst, sich den Altar
In mauerlosen Tempeln zu erbaun!
Dort suchte er den ew'gen Geist, dem, traun!

Schwach dünkt der Menschen Werk. Vergleicht den Stein,
Den Goth' und Griech' zum Götzenhaus gehaun,
Dem Dome der Natur, der Luft, dem Hain,
Und pfercht in Mauern nicht eure Gebete ein!

Am Himmel welch ein Wechsel rings! — O Nacht,
Finsterniß, Sturm, wunderbar ernst seyd ihr;
Doch wie ein dunkles Mädchenauge lacht,
Lieblich zugleich! — Durchs ganze Felsrevier,
Von Höh' zu Höh' rollen beständig schier
Die Donner fort. 'S ist eine Wolke nicht,
Die Stimm' erhebt jedewes Berghaupt hier,
Und Antwort ruft, durch Nebelhüllen dicht,
Jura der Alpe, die, laut jubelnd, mit ihm spricht.

Welch eine Nacht! — O höchst glorreiche Nacht,
Nicht Schlummers wegen schmückt dich solche Zier!
Laß mich genießen deine wilde Pracht,
Der ich ein Theil ja bin vom Sturm und dir! —
Ein Phosphormeer erglüht der See vor mir;
Der dicke Regen tanzt vom Himmel nieder,
Und wieder finster wird's; und nun hallt hier
Die Bergeslust der lauten Hügel wieder,
Als regt' die Erde froh in jungem Muth die Glieder!

Dort, wo der schnelle Rhon wogt zwischen Höhen —
Aehnlich zwei Liebenden, die Haß geschieden,
Die sich getrennt durch tiefe Klüfte sehen,
Und ewig fern, sich nimmermehr befrieden;
Obgleich sie sich gebrochnen Herzens mieden,
Und Liebe nur des Haders Wurzel war,
Das Gift war, das die Blüthe fraß hienieden,
Und die, als sie entflohn, für manches Jahr
Nur Winter hinterließ und Kämpfe immerdar — —

Dort, wo der wilde Rhon sich Weg bahnt, halten
Die mächtigsten der Wetter ihren Stand;
Nicht eines nur, nein, viele sieht man walten,
Der Donnerkeil entfliegt von Hand zu Hand.
Leuchtend ringsöher! — Um diese Bergeswand,
Die zwiegespalten, blitzgeröthet, thront
Das furchtbarste! als wär' es ihm bekannt,
Daß in der Schlucht hier, wo Zerstörung wohnt,
Nichts, was sich drinn verbirgt, der lohe Strahl verschont.

Gebirge, Himmel, Blitz, See, Fluß und Nacht,
Wind, Wolken, Donner, und ein Geist, der, voll
Davon, dieß fühlen lehrt — sie sind gemacht
Wohl, um mich wach zu halten! — Fernher schwoll
Rings eure Stimme, und gleich ihr erscholl,
Was in mir schlaflos, wenn ich raste! Sagt,
Wo, Stürm', ist euer Ziel? Gleicht euer Groll
Den Stürmen unsrer Brust, oder erjagt
Ihr, Adlern gleich, den Horst, der hoch in Wolken ragt?

Könnt' ich entkörpern jetzt, könnt' aus ich sprechen,
Was mir am mächtigsten den Busen hebt;
Könnt' ich am Ausdruck den Gedanken rächen,
Aussprühen Seele, Herz, was mich durchwebt,
Stark oder schwach, was ich erlitt, gestrebt,
Gekannt, gefühlt, in ein Wort, und dieß Wort,
Es wär' ein Blitz: — ich sprách's! So aber lebt',
So sterb' ich ungehört; und wie im Hort
Der Scheid' ein Schwert, fühl', sprach- und stimmenlos, ich fort! —

Neu strahlt der thauige Morgen, Blüthenglanz
Die Wangen, und sein Athem Specerei.
Er scheucht mit munt'rem Spott den Wolkenkranz,
Und lebt, als ob kein Grab auf Erden sey,
Und flammt hoch auf. Wohl sollten wir dabei
Den Lauf von unserm Daseyn überdenken!
So gibst du, schöner See, zu mancherlei
Betrachtung Stoff, die Ruhe uns zu schenken
Vermag, wenn wir in sie uns nur recht ernst versenken!

O süßes Clarens, Heimath heißer Liebe!
Hier ist die Luft von Liebeshauch gehoben,
In Liebe wurzelt jeder Baum, die Liebe
Färbt hier den Schnee selbst auf den Alpen droben!
Sie ist mit Sehnsuchtstrahlen eingewoben
Im ros'gen Glanz des Abends; sie verkünden
Die ew'gen Felsen, wo, der Welt enthoben,
Sie Schutz gesucht, sich Träumen zu entwinden,
Die lockend erst erglühn, und höhnend dann verschwinden.

Clarens! der Sel'gen Fuß sah man hier schweben;
Hier herrscht die ew'ge Lieb', und Berge tragen
Die Stufen ihres Throns, wo Licht und Leben
Ausströmt der Gott! Nicht nur, wo Felsen ragen,
Im Forst, in stiller Grotte sieht man tagen
Sein funkelnd Auge, das aus Blüthen lacht;
Sein Frühlingshauch, mit lieblichem Behagen,
Weht lind und süß, und seine sanfte Macht
Bezwingt den Sturm, und wär' sein vollster Grimm erwacht!

Dem Gotte eignet Alles hier! Die Tannen,
Die droben schwarz und düster ihn umweben,
Des Waldstroms Rauschen, dem er lauscht; von wannen
Am Abhang sich fortziehn die grünen Reben
Zum Strand, wo demuthsvoll die Wellen streben,
Zu küssen seinen Fuß! Dickicht und Wald,
Deß graue Stämme sich zum Dach erheben,
Von hellem Laub, jung wie die Lust umwallt,
Beut ihm und seiner Schaar belebten Aufenthalt.

Belebt von Bienen, von der Vögel Spiel,
Die bunt und mannichfalt zum Preis ihm singen,
In Tönen süßer noch als Worte viel;
Und harmlos breiten ihre leichten Schwingen,

Furchtlos und voll des Lebens! Schäumend springen
Die Brunnen, stürzt der luft'ge Quell; von Zweigen
Wölbt sich die Laub', und aus den Knospen dringen
Der Schönheit flüchtigste Gebild', und zeigen,
Wie all' in Liebe sich zu einem Ziele neigen!

Wer nie geliebt, lernt hier die Liebe kennen,
Sein Herz vergeistigt sich! und wer gekannt
Ihr süß Geheimniß, wird nur mehr entbrennen! —
In dieß Asyl, fern von dem Menschentand,
Vom Weh der Welt hat sie sich selbst gebannt.
Denn so ist ihre Art! Sie rastet nicht,
Steigt, oder stirbt, lischt, oder, ausgespannt
Ein Wonnemeer, das alle Schranken bricht,
Währt sie unsterblich fort, wie ew'ger Sterne Licht.

An Rom.

Rom, Stadt der Seel', einsame Mutter du
Verfallner Reiche! O mein Land: Wohl eilen
Verwais'te Herzen deinem Weichbild zu,
Dort Ihres Busens kleinen Schmerz zu heilen;
Doch was ist unser Leid! Hört ihr die Eulen?
Schaut die Cypress', und Trümmer rings verbreitet
Der Thron' und Tempel, wo wir gehn und weilen! —
Was ist die Qual, die mit dem Tag entgleitet,
Indeß auf einer Welt, zu Staub verweht, ihr schreitet!

Du Völkerniobe! Hier ist ihr Stand,
Kronlos und kinderlos, dem Gram verfallen,
Die leere Urn' in ihrer welken Hand,
Der lange schon der heil'ge Staub entfallen!
Verödet sind der Helden Grabeshallen;
In seiner Gruft ruht Scipio's Gebein
Nicht mehr! Noch immer, alte Tiber, wallen
Seh' ich Dich durch die Marmorwüstenei'n?
Thürm' auf die gelbe Fluth und hüll' ihr Elend ein!

Es haben Gothe, Christ, Zeit, Krieg, Fluth, Flammen
Den Stolz der Siebenhügelstadt geschlagen,
Und Stern bei Stern, sank all ihr Ruhm zusammen!
Barbarenfürsten hat ihr Roß getragen
Zum Capitol hin, wo der Siegeswagen
Sonst glänzend zog! Ein Chaos wüster Trümmer
Sieht man, voll Schutt, statt Thürm' und Tempel ragen;
Wo leuchtet in der Oed' ein matter Schimmer?
Wer sagt: „hier ist, hier war," wo zweifach Nacht für immer?

Die Nacht der Zeit, der Dummheit finstre Wirren,
Die Tochter ist der Nacht, sie beide breiten
Rings Dunkel aus; wir sehn nur, um zu irren!
Es zeichnet Wissenschaft des Meeres Weiten,
So wie die Bahn, in der die Sterne gleiten,
Auf Karten auf; Rom einzig gleicht der Wüste,
Wo uns Erinnrung selbst nicht mehr kann leiten.
Wir jauchzen oft: „Gefunden! klar ist's!" — grüßte
Uns nicht ein Scheinbild bloß, Ruinen öd' und wüste.

Du stolze Stadt! Dreihundert Tage ihr,
Wo des Triumphzugs lauter Jubel klang!
Und jener Tag, wo höhern Ruhmes Zier
Des Brutus Dolch als Cäsars Schwert errang!
O Stimme Cicero's, Virgils Gesang,
Des Livius Geschicht' — in euch erstehen
Muß Rom, da Alles sonst die Zeit verschlang!
Ach nie wird man das Aug' der Erde sehen
So glänzend mehr wie einst, da Rom noch frei mocht' stehen!

Die Geschichte von Rimini.

(Fortsetzung.)

Ein schöner Abend wars, ein würd'ger Schluß
Von einem schönen Tag, glänzend in Ruhe.
Warm, doch nicht dumpfig war die Luft, es wehte
Von da und dort ein schmeichelnd kühler Wind;
Es glänzte jeder Baum, vorüberschwindend,
Geküßt vom goldnen Scheideblick der Sonne;
Denn dicht zu beiden Seiten war die Straße
Bepflanzt mit Maulbeer= und mit Lorbeerbäumen.
Dazwischen lugten blaue Berge durch;
Da war die Erle mit dem lichten Grün,
Der mächtige Kastanienbaum, die Pappel,
Gleich einer Feder zitternd mit den Blättern,
Und majestät'sche Pinien da und dort;
Von Baum zu Baum sah man die üpp'gen Reben
In duftigen Guirlanden niederschweben.

Nicht lange ließ die Fürstin unbeachtet
Die schöne Scene ir des Abends Licht;
Denn wie sie saß, gestillt der Thränen Fluth,
Gesenkt das träumerische Aug, das Ohr
Geschlossen halb, nur dumpf den Ton vernehmend
Von Rosseshufen und des Rades Knarren:
Da weckte plötzlich von den vordern Reitern
Der Ruf: „Langsamer!" sie aus ihren Träumen;
Weg schob den Schleier sie, um frei zu sehn,
Und fühlte frische Lüfte sich umwehn.

Nur einen leichten Abhang geht's hinab,
Den sonst sie, in verwegner Eile, kaum
Beachtet hätten, ihren Schritt zu hemmen,
Doch jetzt, wo sie solch hohen Schatz begleiten,
Muß ganz die Rücksicht auf die Braut sie leiten.

Jetzt zieht sich dichtrer Schatten um die Fichten,
Die Hufe schallen dumpfer in das Ohr,
Die Räder, nicht mehr auf dem Kiese knarrend,
Gleiten auf sand'gem Boden mühlos hin.
Und jetzt erst scheint der Gegend Stille sie
Mit unbestimmten Träumen zu erfüllen;
Voll ängstlicher Gedanken sank sie nieder
Zurück in brütende Beklommenheit,
Indeß die Andern, die in heitrer Laune
Vom Morgen her, den Weg zurückgelegt,
Anschau'n die schöne Gegend mit Behagen.
Durch frisches Grün berühmt und schauervolle Sagen.

Anfangs erschien der Wald gar unwirthbar,
Voll düstren Schattens — eine sand'ge Wüste,
Nur etwa da und dort mit staubigem
Gebüsch besetzt und schilfumwachs'nen Sümpfen,
Um welche Schaaren von Insekten weilen,
Die mit Getön auf einmal sich erheben.
Vordringend aber finden sie den Sand
Zu Ende gehn und Rasenland beginnen,
Wo sich in reicher Mannichfaltigkeit
Die Bäume üppig, gruppenweis erheben.
Müh' haben einen Augenblick die Ritter
Zu zügeln ihre Rosse, die, berührend
Den Rasen, lust'ge Freudensätze machen,
Und ungehemmt in vollem Lauf zu fliegen
Sich sehnen, mit des Windes Eile buhlend,
Oder, die Zügel dehnend, sich bemühn
Im frischen Gras das warme Maul zu kühlen.
Bald aber ziehn von Lichtung sie zu Lichtung
Die strenge Ordnung aufgelös't, dahin,
Gedeckt vom Schattendach; die Stirn' entblößen
Die Einen, daß die Kühlung sie erlabe,
Die Andern schauen aufwärts durch die Zweige,
Oder sie lugen durch Vertiefungen
Des Walds mit ernster Miene, halb gefaßt
Gespenstische Gesichte drin zu schau'n.
Hier ist ein üpp'ger Reichthum von Gewässer,
Hier wilder Birnbaum, Eiche und Wachholder,
Dazwischen weiße Teufelskirschensträuche,
Epheu und hell gestreifte Schlingepflanzen.
Und Moose, welche warmen Schimmer werfen,
Als weilte noch der Sonnstrahl auf der Borke
Und die langhaar'gen, dunkeln, hohen Fichten,
Die über allen herrschend sich aufrichten.

Den alten frommen Baum bewundern sie,
Deß Stamm hoch alle andern überragt,
Der, wenn der Wind in seinen Haaren wühlt,
Abschüttelt seine Frucht mit bunter Schaale.
Von Zeit zu Zeit bricht über ihrem Haupt
Hervor der heisern Krähen Wolke, wie
Ein Volk von Wilden ob den Gästen staunend.
Auf stillern Pfaden dann Insekten summen,
Ringtauben schluchzen ihren dumpfen Ton
Und Möven flattern kreischend nach der See.
Doch kaum begegnen sie lebend'gen Wesen,
Als etwa einer Ziege, frei umirrend,
Und ein paar Kühen, die mit schläfrigen
Augen sich umsehn und ermattet brüllen,
Und einem müden Waidmann, alt, gebeugt,
Der halb gleichgültig, halb erstaunt vorbeigeht,
Dann noch dem Zuge einen Blick nachsendet,
Und seinen Weg, gestützt auf seinen Stab, vollendet.

So reiten sie behaglich bis die Sonne,
Durch trübe Schatten wirft den Abschiedsblick,
Bis mit dem weichen Angesicht der Mond
Aus seinem Silberkreise niederschaut;
Nun erst erwacht die Braut, denn man vernahm
Die Sängerin der Liebenden und Dichter,
Erst präludirend, als ob ihre Töne
Dem zarten Laub nur gälten, bis zuletzt,
Von stürmischer Begeistrung hingerissen,
Sie ganz ihr Herz der Stunde Drang erschließt.
Die Ritter reiten sacht, als wär' der Pfad
Von Sammt; man höret keinen andern Laut,
Die milde Hoffnung winkt der athemlosen Braut.

So reiten sie durch Licht und Schatten munter,
Vorbei an manchem Quell und mancher Lichtung,
Bis sie das Fichtenlabyrinth verlassen
Und in den tageshellen Mondschein kommen;
Er scheint so hell! jetzt Roß an Roß gedrängt
Spornen sie heimwärts mit erneutem Eifer,
Vorbei an wohlbekannten Feldern, Hütten,
Vertrauten Bäumen, liebgewordnen Plätzen,
Und plötzlich eine Wendung machend, sehn sie
Im Mondschein schlummern Rimini vor sich.
Die Marborbrücke hebt vor ihrem Blick
Sich schimmernd hoch empor und näher kommend
Sehn sie die kühle, glänzende Marecchia
Schlafend dem Licht des Monds entgegen fließen.
Ein hohles Stampfen jetzt — ein Kettenrasseln,
Die Braut ist drin — kein Laut mehr wird vernommen;
Nacht — Schweigen hat die Ebne überkommen.

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 75.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

2 November 1836.

Die neuere italienische Literatur.

Die neuere italienische Literatur ist in Deutschland dermalen wenig beachtet und gekannt; die großen älteren Dichter und Autoren: Dante, Petrarka, Ariost, Tasso, Boccaccio und Machiavelli sind die berühmten Sterne am Himmel der italienischen Literatur, und außer A. Manzoni, dem von unserm Goethe so hoch belobten, werden bei uns nur wenige Namen neuerer italienischer Dichter genannt — am meisten noch der durch seine bittern Schicksale und deren rührende Schilderung mehr als durch seine Franceska von Rimini bei dem deutschen Publikum in große Gunst gekommene Silvio Pellico. Früher als im übrigen Europa ging in Italien, dessen Städte, Republiken und Herrschaften im Mittelalter als eine so glänzende Erscheinung dastehen, das Licht der neuen Bildung nach der Barbarei, das Licht der Wissenschaften und Künste auf, und im dreizehnten Jahrhundert dichtete schon Dante seine göttliche Komödie, deren Sprache im Ganzen noch die des jetzigen Italiens ist und nur durch Männlichkeit und Kraft sie beschämt, während die aus denselben Zeiten stammenden deutschen Gedichte dem Deutschen selbst durch ihre Sprache fremd und der Masse unzugänglich sind. Die Prosa des Boccaccio steht der heutigen italienischen Prosa kaum so fern, als etwa die deutsche Prosa aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts der jetzigen, und dazu noch mit der wohl zu beachtenden Einschränkung, daß bei den Differenzen dort keineswegs der Nachtheil auf die Seite des wohlredenden Novellendichters fällt, sondern daß man eher die seither in Abgang gekommenen Wendungen vermißt und bedauert. Das Mittelalter war, wie politisch so auch literarisch, die Blüthezeit Italiens; mit der Reformation scheint der Genius der Poesie und Wissenschaft sich von ihm abgewendet und seinen Sitz anderswo aufgeschlagen zu haben; Italien blieb reich durch die Erbschaft der Vergangenheit, die es nicht aufzuzehren vermag; aber andere Völker, nicht bereichert durch die Schätze der Ahnen, schufen sich durch neue Anstrengungen neue geistige Besitzthümer; die Barbaren, nach alter Tradition so genannt und vielleicht in mancher Beziehung den Schimpfnamen noch einigermaßen rechtfertigend, eilten in Wissenschaft und Poesie den Söhnen des classischen Bodens voran, die jedoch, wie man gestehen muß, trotz der Abnahme und Entartung der Produktionskraft, einen entweder durch die Anschauung edler Kunstwerke immer genährten, oder durch das Blut fortgepflanzten, oder durch die milden Lüfte ihres blauen Himmels ihnen eingehauchten Schönheitssinn, an welchem auch die Masse Theil nimmt, bewahrten, und so wenigstens nicht aller Berechtigung zu ihrem stolzen Selbstgefühl entbehrten.

Die großen Dichter der früheren Jahrhunderte erschweren den Neueren ihre Leistungen insofern, als diese eine Vergleichung mit Jenen, welche anzustellen so nahe liegt, nicht leicht aushalten, weil, wenn sie auf den alten Bahnen sich halten, der wenn gleich talentvolle Nachahmer doch gegen die nachgeahmten Muster sehr im Nachtheil bleibt, und um die Fesseln des Herkömmlichen zu zerbrechen, schon eine Energie des Talents oder Genie's erfordert wird, wie sie bei einem der innern Lebensfrische ermangelnden, lange Zeit beinahe in geistiger Stagnation gefangenen Volk sich nicht leicht findet. Ob äußere politische Einflüsse, die Zerrissenheit des Landes und Volks, oder ob die innere Erschlaffung der Geister vorzugsweise die Schuld trägt von jener Stockung des höhern Geisteslebens, mag hier ununtersucht bleiben; gewiß ist, daß der geistige Druck, der nicht immer nothwendig mit politischer Unfreiheit verbunden ist, den Aufschwung in Wissenschaft und Poesie lähmte und den Born des Genius verstopfte. Schmerzlich empfand ein Alfieri diesen Druck, er suchte dagegen anzukämpfen und den männlicheren Geist seiner Nation wieder zu beschwören; aber seine Poesie, achtungswürdig und verdienstlich durch ihre Strenge und Männlichkeit, entbehrte der Grazie, der Milde und des Reichthums. Die Silberblicke der Freiheit, welche in Folge der französischen Revolution für Italien aufblitzten, waren zu flüchtig, um Früchte des poetischen Genius zu reifen, und wie Italien in der Reihe der Mächte nicht mitzählt, so steht auch seine Literatur hinter den andern europäischen der Zeit zurück. Dessenungeachtet aber verlohnt es

sich doch der Mühe, mit dem dermaligen Stande seiner poetischen Literatur sich bekannt zu machen und die ausgezeichneteren neuesten Dichter zur Kunde des deutschen Publikums zu bringen. Wir theilen im Folgenden aus italienischen Literaturgeschichten, welche freilich mitunter einen allzulobrednerischen Ton über ihre vaterländischen Talente anstimmen, Einiges über die neuzeitigen Entwicklungen und Erscheinungen in dem oben bezeichneten Gebiet mit, und werden durch zu liefernde Proben die Leser in Stand setzen, selbst sowohl über den Werth der italienischen Dichter, als über die Richtigkeit der Kritik und Schätzung von Seiten ihrer Landsleute zu urtheilen. Wir benützen die Storia della Letteratura Italiana von G. Maffei und den Saggio sulla storia della letteratura Italiana eines Ungenannten (A. L.)

Aus der Vorrede zu dem letztgenannten Buch entnehmen wir einige Sätze, welche darthun, wie sehr die Italiener den Vorwurf der Armuth in poetischen Leistungen von sich abzuwälzen bemüht sind; und wer weiß, ob nicht dieses Bestreben, der italienischen Literatur eine Stelle neben den andern zu vindiciren, der Vorläufer von Produktionen ist, welche ihr wirklich eine solche erwerben?

„Seit langer Zeit," beginnt jenes Buch, „wird immer und immer wieder, besonders von Ausländern, die Ansicht wiederholt: Italien, einst die Herrin der andern Nationen, sey gegenwärtig das Land der Erinnerungen geworden. Alt, träg und matt, sagen sie, ruht Italien jetzt auf seinen welken Lorbern, ohne daran zu denken, neue zu sammeln, und weit entfernt die Lehrerin in allem Hohen und Erhabenen zu seyn, wie Alfieri es nannte, erbettelt es die Kenntnisse (besonders in den Wissenschaften) von den Völkern jenseits der Alpen. Wenn man ihnen Recht gibt, so ist Italien nur noch ein Alterthums-Museum, eine ungeheure Gallerie alter Gemälde und Statuen, eine Bibliothek alter Werke, wozu nichts Neues mehr kommt; die Italiener schlafen inzwischen einen tiefen Schlaf und haben keine Wissenschaften, keine Literatur, keine Künste mehr. Auf eine so barbarische und ungerechte Schilderung, welche einige Fremde von unserm schönen und glorreichen Vaterland machen, hatten wir im Sinne gehabt, ihnen nur ins Ohr zu rufen die Namen eines Monti, eines Pindemonte, eines Manzoni, eines Carlo Botta, eines Ennio Quirino Visconti, eines Volta, eines Oriani, eines Piazzi, eines Canova, eines Appiani, eines Cagnola; Namen die gewiß hinreichen, den böswilligsten Verleumder des Ruhmes des heutigen Italiens verstummen zu machen. Aber da das Geschrei der Fremden, die uns eine schmähliche Armuth in der Literatur und in den Künsten vorwerfen, von nicht wenigen unsrer Landsleute wiederholt wird, haben wir uns entschlossen die Annalen unserer Literatur während der ersten fünfundzwanzig Jahre dieses Jahrhunderts zu entrollen, und deren Reichthum zu enthüllen."

Vom Verlauf der italienischen Poesie gibt Maffei in kurzem Abriß folgende Schilderung: Die Poesie, erfunden um die Götter, die Helden und die außerordentlichen Geister zu verherrlichen, welche die Künste entdeckten, deren sich die Menschheit erfreut, und welche die Welt verschönern, fand treffliche Jünger in Italien, sobald sich dieß der Nacht der Barbarei entwand. Dante nahm sie zur Begleiterin auf seiner geheimnißvollen Fahrt durch die drei Reiche der Todten; er gab ihr eine erhabene Kraft in seinem Höllenpfuhl, eine mildere und freundlichere Farbe auf dem Berge des Fegfeuers, und eine anmuthsvolle Harmonie in den verschiedenen Kreisen des Paradieses. Petrarca, von der Liebe begeistert, theilte ihr alle Zärtlichkeit, alle holde Schwermuth und stete Gluth dieser Leidenschaft mit, und machte mit ihrer Hülfe seine Laura zur Nebenbuhlerin Beatricens, und berühmter als die Delia Tibulls, als die Cynthia des Properz und Ovids Corinna.

Nach dem dreizehnten Jahrhundert versank die italienische Poesie in Schwäche, ja sie lag vernachlässigt, weil die ausgezeichnetsten Geister verschmähten, sich der Lingua volgare zu bedienen, als ob diese nur dem Pöbel zustände. Lorenzo von Medici und Poliziano zerstörten durch ihr Beispiel ein so thörichtes Vorurtheil; der Eine seufzte in seinen Gedichten für seine Geliebte, der Andere besang das Tournier, das Florenz erheitert und der Jugend eine Bahn eröffnet hatte, wo sie sich zeigen konnte. Da wandten sich alle von der Natur für die Poesie geschaffenen Geister mit großem Eifer der Pflege des vaterländischen Idioms zu, und um zu schweigen von so manchen Andern — Ariosto, Tasso, Caro, wurden die Nebenbuhler eines Homer und Virgil, und trennten sich von dem Schwarm der knechtischen Nachahmer Petrarca's, welche die Liebe besangen, ohne sie zu empfinden.

(Fortsetzung folgt.)

Ritter Harold's Pilgerfahrt.

Von Lord Byron.

Im Versmaß des Originals übersetzt von Zedlitz.

(Fortsetzung.)

Die Dichter Italiens.

Der Mond ist auf, doch ist's nicht Nacht. Noch theilen
Sonnstrahlen sich mit ihm die Himmelsauen;
Ein Glorienmeer läßt weit über den steilen
Tiefblauen Alpen von Friaul sich schauen!
Die Luft ist wolkenleer, doch westwärts thauen
Die Farben all' in einen Irisbogen,
Wo in vergangner Ewigkeiten Grauen
Der Tag versinkt, und durch azurne Wogen,
Ein selig Eiland, kommt Dianens Schiff gezogen!

Ein einz'ger Stern nur zieht mit ihm und theilt
Mit ihm des Himmels Herrschaft; denn noch spreitet
Sich flammend dort das Lichtmeer aus, und weilt,
Ueber die Gipfel Rhätiens gebreitet,

So, daß das Dunkel mit dem Tag sich streitet,
Bis Ordnung schafft Natur. Es strahlt die Fluth,
Wo hold die tiefe dunkle Brenta gleitet,
Wie frischer Rosen duftend Purpurblut,
Das mitströmt auf dem Strom, mitglänzt in jener Gluth,

In der des Himmels Antlitz sich von ferne
Im Wasser spiegelt! Seine Farben streun,
Vom reichen Spätroth bis zum Abendsterne,
In magisch buntem Wechsel ihren Schein! —
Nun ändert sich's! — In bläss're Schatten ein
Hüllt das Gebirg sich, und der Tag entweicht,
Ein sterbender Delphin, den Todespein
Mit immer neuen Farben überstreicht;
Zuletzt die schönste — aus! — und alles grau erbleicht!

Zu Arqua ist ein Grab! Dort hat auf Säulen
Der Sarg, drinn Laura's Liebster ruht, den Stand.
Dorthin, zu seinem Geiste pilgernd, eilen,
Die seinem süß geklagten Schmerz verwandt.
Er schuf sich eine Sprache, und sein Land
Wollt' er dem Drange wilder Feinde wehren;
Und jenen Baum, wo Laura's Name stand,
Bewässernd mit klangreichen Liebeszähren,
Schmückt' er sein eigen Haupt mit nie verwelkten Ehren.

In Arqua, wo er starb, ruht sein Gebein
Dort zwischen Bergen, wo sein Lebensschimmer
Zu Thal ging! Das ist Arqua's Stolz, und ein
Ehrhafter Stolz! — Bleib' es sein Ruhm für immer,
Dem Wanderer des Dichters Haus und Zimmer
Zu zeigen, und sein Grab! Beide sind schlicht,
Von edler Einfachheit, die mehr als Flimmer
Zu seinem Liede paßt, mehr dem Gedicht
Als Pyramidenprunk, zum Mahl gethürmt, entspricht.

Das traute, stille Dörfchen, wo zuletzt
Petrark gewohnt, scheint recht für die gemacht,
Die ihre Sterblichkeit gefühlt, und jetzt,
Getäuscht von Hoffnung, und vom Glück verlacht,
In Berge fliehn und schatt'ge Waldesnacht;
Wo nur aus weiter Ferne man die Gau'n
Geschäft'ger Städte sieht! Fruchtlose Pracht,
Sie reizet uns nicht mehr! Hier gnügt es, traun,
Zum Feste schon, wenn hell der goldne Tag zu schaun.

Wenn er die Berg' enthüllt, Wald, Blumenstellen,
Wenn er sich spiegelt in des Bachs Gewinden,
An dem die Stunden, klar wie seine Wellen,
Im Sinnen stiller Sehnsucht, schnell verschwinden!
Scheint's auch ein müßig Träumen nur, wir finden
Moral darin! Lehrt uns Gesellschaft leben,
Lehrt Einsamkeit uns sterben! Ihr verbinden
Sich Schmeichler nicht; die Eitelkeiten weben
Nicht Täuschung, und allein — ringt man mit Gott nur eben!

Vielleicht auch mit Dämonen, die die Kraft
Bess'rer Gedanken lähmen, sich zum Fange
Schwermüth'ge Herzen suchen, die, entrafft
Seit frühen Tagen schon von finst'rem Drange,
In Dunkelheit gern wohnen, düster, bange,
Glaubend, das, vorbestimmt, ein Bann sie ruft,
Deß Qual nicht weicht im trägen Stundengange.
Das Licht ist ihnen Blut, Erd' eine Gruft,
Die Gruft ist Höll', und die — noch eine schwärzre Kluft.

Ferrara! — Gras deckt deine Straßen nun,
Doch zeigt dein Bau, daß nicht zur Einsamkeit
Du einst bestimmt! Es scheint ein Fluch zu ruhn
Auf Este's Sitz und alter Herrlichkeit,
Die hier gewaltet in der vor'gen Zeit;
Tyrannen jetzt, jetzt Schützer — wie sich's fand,
Und wie's die kleinen Herrscher grad' erfreut —
Für jene, deren Haupt ein Zweig umwand,
Wie er sich früher nur um Dante's Stirne band.

Und Tasso ist ihr Glanz und ihre Schmach!
Horcht auf sein Lied, schaut seine Zelle dann,
Seht, was sein Ruhm ihm kostet! Seht dieß Dach!
Solch Haus wies Este seinem Dichter an.
Weil er den kranken Geist nicht brechen kann,
Läßt der Tyrann von Tollen ihn umringen,
In jener Hölle, die er ihm ersann.
Doch ew'ge Glorie scheucht mit ihren Schwingen
Die Wolken, und indeß sich Preis und Thränen schlingen

An seinen Namen, deckt Vergessenheit
Den deinen und, werthlosem Staub vermählet,
Modert dein stolz Geschlecht! — Nur, weil gereiht
Du an das Schicksal warst, das ihn gequälet,
Wird noch von deinem armen Groll erzählet,
Wenn ja man dein noch denkt! Wie fällt der Schein
Des Herzogprunks von dir, Alphons! Erwählet
Zu niedrem Stand, könntest du Knecht nicht seyn
Von Ihm, deß Leben du erfüllt mit roher Pein!

Du! weidest, bist verachtet wie das Thier,
Und endest so; nur daß für dich errichtet
Ein größrer Stall, ein Trog von reichrer Zier.
Er! Seine ernste Stirn strahlt glanzumlichtet,
Indeß all' seine Feinde längst vernichtet,
Die Crusca, Boileau — der, neidgeschwellt,
Nie lobt, was Bess'res fremde Zunge dichtet,
Dem nur der Franken schnarrend Lied gefällt,
Das stumpfe Zähne wetzt und schrill eintönig gellt!

Tasso's geschmäh'tem Schatten Friede nun!
Lebend und todt, war er zum Ziel gegeben
Dem gift'gen Pfeil der Schmach! — Vergeblich Thun! —
Du, unerreicht von spätrer Sänger Streben!
Und wenn sich Millionen auch erheben,
Endlos die Fluth der Menschen rollt, wie dicht
Und zahllos auch: nie wird ein Geist mehr leben,
Dem deinen gleich; und aller Strahlen Licht
Vereinigt, macht doch noch die eine Sonne nicht!

Doch wie du groß auch, gleichen Glanzes prangen
Die Barden, die vor dir in deinem Land
Die Ritterfahrten und die Hölle sangen!
Die göttliche Komödie erfand
Der Tusker; dann, nicht minder groß, erstand
Der Scott des Südens. Neue Welten wob
Gestaltenreich uns seine Zauberhand;
Und wie der nord'sche Ariost, erhob
Er Liebe, Sagen, Krieg und tapfrer Thaten Lob!

An Ariostens Standbild schmolz einstmal
Der Blitz den Lorber, der aus Erz gegossen.
Nicht Unrecht that der deutungsvolle Strahl!
Die rechten Zweige, die der Ruhm flicht, sprossen
Vom Baum, der fest steht himmlischen Geschossen.
Ihn schmäht ein Kranz, zum Schein ihm aufgesetzt!
Die ihr's beklagt, thörichtem Wahn erschlossen,
Wißt, daß der Blitz stets weiht, was er verletzt,
Und daß des Dichters Haupt zweifach geheiligt jetzt!

An der Grotte der Egeria.

Egeria, süße Schöpfung einer Brust,
Die keinen schönern Ruheplatz gekannt,
Als deines Busens nur geahnte Lust!
Ob du Auroren gleich, der Luft verwandt,
Ob du ein Nymphenbild, für das entbrannt
Zärtlicher Wahnsinn, ob ein Weib, erlesen
An Reiz, das seltnen Freiers Neigung fand,
Zu innige — was immer du gewesen,
Du bist ein holder Traum, ein zart verkörpert Wesen.

Von elyse'schen Wassertropfen blinket
Noch jetzt das Moos, das deinen Quell umflicht;
Im grottumschürzten Born sich spiegelnd, winket
Hier ewig jung mit heitrem Angesicht
Der Geist des Orts! Kunstwerke stören nicht
Sein mildes Grün. Kein marmorner Umfang
Hemmt mehr die Fluth, die an dem Steinbild dicht,
Dem kopfberaubten, hüpft mit leichtem Gang,
Und Rank' und Blumen blühn den vollen Bach entlang.

Phantastisch bunt! Die grünen Hügel stehen
In früher Blüthenpracht; durchs Gras mit schnellen
Augen entschlüpft die Eidechs; wo wir gehen,
Grüßt uns der Sommervögel Sang. Es quellen,
Bittend, den Schritt zu hemmen, rings die hellen
Vielart'gen Blumen, die, vom West umhaucht,
Zu einer farb'gen Zaubermasse schwellen.
Das dunkelblaue Veilchen, angehaucht
Vom Kuß des Himmels, scheint in seinen Duft getaucht!

Hier wohntest du, in dieser Zauber Mitte!
Hochauf schlug deines Götterbusens Pracht,
Vernahmst von fern du deines Liebsten Tritte.
Vom Sternenbaldachin purpurner Nacht
Ward der geheimnißvolle Bund bewacht;
In deines Trauten Arm, was für Gefahr?
Ja, diese Grott' ist zum Asyl gemacht
Zärtlicher Göttinnen, hier am Altar
Geweihter Liebe, wo ihr erst Orakel war!

Und hast du nicht, als ihn dein Arm umfangen,
Ein himmlisch Herz dem irdischen verbunden?
Die Liebe, die, gleich wie sie angefangen,
In Seufzern stirbt, hast du sie nicht umwunden
Mit ew'ger Lust? Das Mittel nicht gefunden,
Das sie unsterblich macht? nicht den Genuß
Verklärt? dem Pfeile nur das Gift entwunden,
Die Spitze nicht? Zerstört den Ueberdruß,
Das Giftkraut, dem der Geist qualvoll erliegen muß?

Ach, unsre jungen Neigungen verwehen,
Oder bewässern Wüsten nur! Dann schlingen
Sich Ranken trüber Lust, zwar hold zu sehen,
Und Lolch der Gier ums Herz uns; Todesringen
Weckt jener Blumen wilder Duft; es bringen
Statt Harz die Bäume Gift! — Solch Unkraut, traun!
Sehn wir dem Tritt der Leidenschaft entspringen,
Durchtobt die Wildniß sie der Welt. Wir schau'n
Umsonst nach einer Frucht, gereift in Himmelsau'n!

(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 76.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

5 November 1836.

Ritter Harold's Pilgerfahrt.

Von Lord Byron.

Im Versmaß des Originals übersetzt von Zedlitz.

(Schluß.)

Die Mediceische Venus.

Hier liebt die Göttin, selbst im harten Stein,
Und füllt die Luft mit Reiz! Voll Wonnebeben
Athmen die nektarsüße Schau wir ein,
Die uns unsterblich macht gleich ihr! — Schon schweben,
Gelüftet halb, des Himmels Schlei'r. — — Ein Leben
Sehn wir, erstaunt, aus Form und Antlitz sprühn!
Dem Kunst mehr Reiz als selbst Natur gegeben,
Und neiden jene Zeit, der es verliehn,
Daß solche Seelen sie schuf, in Begeistrungsglühn.

Wir stehen, schaun und wundern uns, und wissen,
Berauscht und wirr von Schönheit, nicht wohin!
Es wogt das volle Herz! Ja, ewig müssen
Wir hier der Künste Siegeswagen ziehn,
Und wollen, selbst gefangen, nicht entfliehn!
Doch weg mit Kunstgeschwätz, Wortkram, der Fluth
Von Sprüchen, dem Antikenmarkt entliehn,
Wo Schulwitz Narrheit prellt! Puls, Auge, Blut,
Das Herz — sie rufen laut, daß Paris' Urtheil gut.

Sah dich wohl Paris so, in der Gestalt?
Anchises, so, den du noch mehr beglückt?
Oder von all' der Göttlichkeit umwallt,
Mit der den Kriegsgott siegend du berückt?
Der hin nach dir wie in ein Sternbild blickt,
Im Schoß dir ruht, aufschaut, im holden Blühen
Der schönen Wangen schwelgt, indeß, entzückt,
In Lavaküssen deine Lippen glühen,
Und sie, wie eine Urn', auf Mund, Stirn, Augen sprühen!

So, flammend, sprachlos, aufgelöf't in Liebe,
Würd' ihre Gottheit selbst vergebens streben
Zu steigern, auszudrücken ihre Triebe! —
Die Götter werden Menschen! Stunden schweben,
Gleich ihren schönsten, auch durch unser Leben;
Nur drückt die Erde uns! Doch sey's! — Erneu'n
Können wir Träume ja; Gestalten weben
Aus dem, was ist, aus dem, was könnte seyn,
Und ihnen deine Form und Göttlichkeit verleihn!

Der Gladiator.

Den Gladiator seh' ich vor mir liegen,
Gestützt auf seine Hand. — Gefaßter Muth
Sprüht noch im Todeskrampf aus seinen Zügen,
Sein Haupt sinkt allgemach, — schon ebbt die Fluth
Des rothen Stroms — und wie, eh' sich die Wuth
Des Wetters naht, die ersten Tropfen fallen,
Einzeln und schwer, enttropft sein letztes Blut;
Sein Auge bricht — er stirbt — und grausam hallen
Noch wild die Töne fort, die laut ihm Beifall schallen.

Er hört sie noch, doch ungerührt! Sein Blick
Ist, wie sein Herz, in ferne Flur gebannt;
Gleich gilt ihm Lob, sein tödtliches Geschick;
Am Ister, wo sein Haus, sein Heimathland,
Dort spielen seine Kinder, harrt am Strand
Sein dacisch Weib, indeß im Uebermuth
Der Festlust Roms ihr Mann sein Ende fand!
Dieß Alles rauscht dahin mit seinem Blut!
Rächt's niemand? Gothen, auf! und sättigt eure Wuth.

Laokoon. Apoll.

Wende zum Vatican dich nun und sieh
Laokoon, vom Schmerz veredelt, ringen!
Die Vaterliebe strebt die Agonie
Mit eines Gottes Gleichmuth zu bezwingen!
Umsonst der Kampf; der Greis lös't nicht die Schlingen,

In die der Drach' ihn einklemmt und ihn bindet;
Lebende Kett' aus langen gift'gen Ringen,
Schnürt ihn die Natter; ihrem Griff entwindet
Sich furchtbar Qual auf Qual, und Hauch nach Hauch entschwindet.

Dort schau' den Gott mit immer sicherm Bogen;
Ihm eignet Licht, und Poesie, und Leben,
Dem Sonnengott, vom Erdenleib umflogen!
Hell ist die Stirn, vom Strahl des Siegs umgeben.
Die Lanze flog, es blitzt der Bogen eben
Im Götterzorn! In Aug' und Nüstern thut
Ein schöner Stolz sich kund; Macht, Hoheit weben
All' ihren Glanz um ihn, und herrlich ruht
Die volle Göttlichkeit in eines Blickes Gluth!

Die zarten Formen — gleich dem Liebestraum
Der Nymphe, die dort einsam, voll Verlangen,
Nach einem Liebsten blickt im Götterraum,
Und die in diesem Wahnbild schwärmt, — sie prangen
Als schönste Urform, nur vom Geist empfangen,
Im höchsten Schwung göttlicher Trunkenheit,
Wo jedes Bild, das dann uns aufgegangen,
Ein Himmelsgast, Strahl der Unsterblichkeit,
Sterngleich, — bis endlich selbst zum Gott es wird geweiht.

Ja, wenn die Flammen auch, die uns umweben,
Prometheus' Hand dem Himmel einst entwandt,
Der hat bezahlt, dem solche Kraft gegeben,
Daß er den dichtungreichen Stein umwand
Mit ew'gem Glanz! — Dieß Werk formt, Menschenhand,
Doch hat's nicht Menschengeist erdacht. — Erlaucht
Schien's selbst der Zeit; kein einzig Löckchen schwand,
Die Jahre haben's nicht geschwärzt; es haucht
Noch jetzt dieselbe Gluth, die's schuf, der es enttaucht.

* * *

Durch die mitgetheilten Auszüge glauben wir das Lob, das wir oben dieser Uebersetzung zollten, hinlänglich begründet zu haben. Wenn wir nnn an ihr auch etwas zu tadeln finden, so ist es Folgendes:

Als man in Deutschland, bei dem Wiederaufleben der romantischen Poesie, sich mit Liebe den südlichen Dichtern und südlichen Reimformen zuwandte, da fing man nach der Schlegel und Tieck's Beispiel an, von der strengern Messung der deutschen Verse nach Länge und Kürze der Sylben, womit man es den Griechen und Römern nachzuthun gemeint hatte, etwas nachzulassen, um sich der Weise der Italiener und Spanier zu nähern, die ihre Verse, wie bekannt, nicht mit regelmäßigem Wechsel der Quantität, sondern dadurch bilden, daß sie auf eine gegebene Zahl von Sylben bestimmte Ictus oder Haupttöne vertheilen, wobei dann die Strophe allerdings mehr Fluß und Leben gewinnt. *) Man erlaubte sich also zu sagen:

Wolltest der Helden Haupt mit Ruhm umwinden.

Ewig bleibt stehn in seinem Lied gedichtet,

oder auch, was schon gewagter klingt, in der Mitte der Verszeile:

Dort singt ein Schäferchor Liebesgesänge,

Bald war die Furcht unsrer Liebe genommen.

(Tieck.)

Die Vorgänge dazu fand man überdieß in der altdeutschen Poesie, ein Beweis, daß diese freiere Bewegung dem Geiste der deutschen Rhythmik nicht widerstrebt. Auch die englische Metrik, die es freilich überhaupt minder genau nimmt als die deutsche, stößt sich nicht an Versen wie folgende im Childe Harold:

Happy, I ne'er shall see them in decline,

Happier, that while all younger hearts shall bleed

Watching at eve upon the giant height.

Indessen fühlt man wohl, daß der deutsche Dichter im Gebrauche dieser Licenz nicht zu weit gehen darf, wenn nicht aller Rhythmus zerfließen und sein Vers sich wie Prosa anhören soll. Dieß rügen wir z. B. an Tieck's Sonetten, und eben so müssen wir es rügen an diesem deutschen Childe Harold, wo solche Auflösungen des Numerus in großer Anzahl vorkommen. Gewiß, Zeilen wie nachstehende sind keine Jamben, überhaupt keine Verse mehr:

Siegend, wenn's blickt, blendend, wenn's ruht — laß mild.
Finsterniß, Sturm, wunderbar ernst seyd ihr.
Athos, Atlas, Olymp, Aetna scheint klein. (IV, 74.)

Der letzte Vers ist ein rhythmisches Ungeheuer; aber auch die beiden erstern, welche, nach der natürlichen Wortquantität gelesen, zwei Choriamben und einen Jamben bilden (–⏑⏑–, –⏑⏑–, ⏑–) dürften bei Tasso und Ariost so wenig als im Original des Childe Harold ihres Gleichen finden. Besonders unangenehm fällt diese Eigenheit in dem die Spencerische Stanze abschließenden Alexandriner auf, wie z. B.

Durch Wasser schiffen und | tosender Wasser Raum.

Und in der Luft noch brennt | Cicero's mächtig Wort.

Eine weitere Freiheit, die der Hr. Uebersetzer sich gestattet hat, und die wir nicht gutheißen können, ist die manchmalige Verlängerung oder Verkürzung der Verszeile um einen Fuß. Die Stellen, die uns in dieser Beziehung auffielen, sind: Ges. I, St. 38, V. 5 und 7; II, 40,7; 70,4; III, 55,8; 106,7; IV, 69,5; 100,3. Das Gesetz der englischen Stanze, dem der Nachbildner sich von vornherein unterworfen, verbot solche Willkühr. Wenn aber in diesen beiden Punkten derselbe wohl zu frei verfuhr, so hat er andrerseits durch unnöthige Strenge einige Härten verschuldet. In Ges. I, St. 46 heißt es z. B.

Jungäug'ge Wollust hält Nachts ihren Gang.

Wozu der mißtönige Nothhaken? Warum nicht:

Jungäugige Wollust hält Nachts ihren Gang?

Auf irrigen Grundsätzen über accentuirende Prosodie und Metrik, von denen man jedoch allmählig zurückkommt, beruht die

*) Rhythmische Metamorphose.

Episch erscheint in italischer Sprache der Ton der Oktave;
Doch in der deutschen, o Freund, athmet sie lyrischen Ton.
Glaubst du es nicht, so versuch's! Der italische wogende Rhythmus
Wird jenseits des Gebirgs klappernde Monotonie.

Platen.

Meinung, daß der deutsche Jambe nicht ebenso gut, wie der griechische Trimeter, manchmal den Daktylus oder Anapäst erlaube. (S. Apel's treffliche Metrik Th. II, S. 331 ff.) Und schreibt doch Zedlitz selbst an einer andern Stelle:

Ein rauher Arion spielt mit flinker Hand;

so wie denn auch die englischen Jamben von Beispielen der Art wimmeln, wo man keineswegs Synekphonese anzunehmen hat.

Daß der Hr. Uebersetzer die Reime mit Platen'scher Strenge völlig rein hätte durchführen sollen — wie es Gries in der Umarbeitung seines deutschen Ariost's, unseres Erachtens nicht immer zum Vortheil des Gedankens, versucht hat — würde bei der unendlichen Schwierigkeit der Form eine unbillige Forderung seyn. Genug, daß nur selten ein wirklich falscher, quantitätswidriger Reim störend auffällt, wie Gewehr auf Macedonier und einige ähnliche. Ges. II, St. 2, V. 6 ist aus Versehen der Reim ganz vergessen.

Die Stellen, wo der Sinn des Originals unklar oder unzulänglich wiedergegeben seyn dürfte, sind nur in geringer Anzahl; in noch wenigeren scheint uns der Sinn verfehlt. Nur sind uns folgende aufgestoßen: Ges. I, St. 32 lautet der Text:

Where Lusitania and her sister meet,
Deem ye what bounds the rival realms divide?
Or ere the jealous queens of nations greet,
Doth Tayo interpose his mighty tide?

Zedlitz übersetzt:

Wo Lusitanien die Schwester grüßt,
Sprecht, welche Gränzmark ist dort ausgespannt?
Theilt, eh' die Völkerkönigin er küßt,
Wohl des gewalt'gen Tagus Fluth das Land?

Wer ist die Völkerkönigin? — Lissabon? Das scheint uns unpassend. Der Text sagt: „Ehe die eifersüchtigen Völkerköniginnen, d. h. Lusitania und ihre Schwester Hispania, sich begrüßen." In St. 81 heißt es:

And all whereat the generous soul revolts,
Which the stern dotard deemed he could encage.

Dieß ist übertragen:

Und alles was sonst edlen Sinn empört,
Was alte Gecken unterm Schloß bewacht.

Der Gedanke ist aber offenbar: „Und alles, worüber die edle Seele sich empört, welche (Seele) der grämliche alte Geck einkäfigen zu können wähnte." Mit jener Verdeutschung können wir gar keinen Sinn verbinden. St. 83 lautet die Uebersetzung:

Uns treibt und hält ja Leidenschaft allein.

Der Text aber, wie es auch der Zusammenhang des Gedankens fordert, sagt: „But Passion raves herself to rest, or flies, d. h. doch die Leidenschaft rast sich selbst zur Ruhe oder entflieht." In der ersten Strophe des Liedes an Inez — beiläufig gesagt, in der Uebersetzung wie im Original das schwächste unter den eingestreuten Liedern — fehlt das für den Gedanken unentbehrliche Doch in der dritten Zeile (Doch verhüte Gott u. s. w.) In St. 86 ist „True to the veriest slaves of Treachery" ausgedrückt durch:

Treu selbst den Sklaven, die Verrath umflicht.

Abgesehen von dem Pretiösen des Ausdrucks, scheint uns die Uebersetzung auch einen falschen Sinn zu unterlegen. Bei Byron's Hang zur Personifizirung abstrakter Begriffe — ein Hang, von dem die englischen Dichter sich so wenig als die französischen los machen — bedeuten die ärgsten Sklaven des Verraths wohl weiter nichts als die ärgsten Verräther, d. h. die selbst Verrath üben, nicht erleiden, wofür auch der ganze Context spricht. In St. 89 beruht die Uebersetzung:

Leicht heilt nun die Wehn
Columbia . .

vermuthlich auf einer Verwechslung von Ease mit easy oder easily. In St. 91 möchte das Wort blutlos anstatt unblutig kaum richtig seyn. Im II Gesang halten wir den Schluß der 90sten Stanze für verfehlt. In der nächsten Stanze ist die Zeile:

Des Wandrers Jubel, dem dein Jonien lacht

mindestens unklar. Ges. III, St. 2.

Einmal mehr auf die Flut, noch einmal mehr!

ist undeutsch. Ges. IV, St. 48 lautet die Uebersetzung:

Am Arnostrand, wo froh die üpp'gen Ballen,
Die heut der Handel füllt, der Strom entträgt,
Und die begrabne Kunst sich, neuerstanden, regt.

Byron aber redet von der Vergangenheit: „Längs den Ufern, an denen der lächelnde Arno hingleitet, wurde die neuere Ueppigkeit des Handels geboren, und die begrabene Gelehrsamkeit erstand zu einem neuen Morgen." In der Nachbildung der wunderschönen Strophe 98 ist das sinnstörende fliehend statt fliegend wohl nur ein Druckfehler, jedenfalls aber mußte der Gegensatz (torn, but flying) hervorgehoben werden. Ueberhaupt ging in dieser Strophe zu viel von der Schönheit des Originals verloren. Etwas matt und steif lies't sich auch die erste Strophe der Zueignung:

Etwas gleich dir, wo ich auch hin verschlagen,
In Ländern, unerreicht an schönen Frauen,
In Bildern nicht, wo einzig zu beklagen,
Daß sie zu uns im Traum bloß niederthauen,
Nicht wirklich, noch im Geist konnt' ich je schauen;
So strahlenwechselnd: — Nie, seit ich dich sah,
Würd' ich den Reiz zu malen mich getrauen!
Der nie dich sah, dem spräch' ich nutzlos ja,
Und wer dich jemals sah, welch Wort genügte da?

Wir wagen folgenden Versuch entgegenzustellen:

Nicht wo ich jüngst geschweift, in Erdenräumen,
Wo Schönheit lang' als unvergleichlich galt,
Nicht in des Herzens reichgestalt'gen Träumen —
Ach, Träume nur! so seufzt es allzu bald —
Sah oder ahnt' ich deine Huldgestalt.
Dürft' ich dich schildern, nun ich dich gesehn,
Der Reize strahlenwechselnde Gewalt? —
Wer nie dich sah, mein Wort ließ' er verwehn,
Und wie möcht' es vor dem, der auf dich schaut, bestehn?

Für die Prosa der Anmerkungen zu dem Gedicht hat der Hr. Uebersetzer, wie die Vorrede erwähnt, mit geringen Abweichungen die schon vorhandenen deutschen Materialien benützt, und zwar, wenn wir nicht irren, die der Zwickauer Uebersetzung. Da die Anmerkungen großentheils nicht uninteressant sind, so bedauern wir, daß einige Nachlässigkeiten jener kläglichen Fabrikarbeit stehen blieben, wenn auch die gröbsten Schulschnitzer, wie z. B. der in der siebenten Note zum zweiten Gesang, wo der Bruder Zwickauer das englische maidenspeechifying frischweg mit Mädchengeschwätz vertirte, allerdings ausgemärzt wurden.

Doch diese wenigen Ausstellungen, die wir an der Zedlitzischen Nachbildung von einem der schwierigsten neuern Dichterwerke machen zu dürfen glaubten, verschwinden vor dem Werth und Verdienste der ganzen Leistung; auch betreffen sie, wie schon vornherein erwähnt, zumeist nur die beiden ersten Gesänge. Sollten unsere Bemerkungen etwas dazu beitragen, das Werk bei einer zweiten Auflage einer noch schöneren Reife entgegenzuführen, so haben sie ihren Zweck erreicht; aber auch in ihrer jetzigen ersten Gestalt ist unter den uns bekannten Verdeutschungen des herrlichen Gedichts diese die einzige, welche das Original in seinen wesentlichen und eigenthümlichen Zügen treu und würdig wiederspiegelt, die einzige, in welcher Byron er selbst geblieben ist.

A.

Die neuere italienische Literatur.

(Fortsetzung.)

„Im rasenden Roland und Gottfried von Bouillon auf dem Gipfel der Vollendung angelangt, lief die italienische Poesie Gefahr, in den tiefsten Abgrund hinabzustürzen durch die Seltsamkeiten, das erkünstelte und gesuchte Wesen, durch den schwülstigen Styl der Dichter des sechszehnten Jahrhunderts, welche das Feuer schwitzen ließen, um Metalle zu läutern, welche die Sterne glänzende Löcher am himmlischen Sieb nannten, und von den Türken sangen, sie seyen auf der Flucht achtfüßig erschienen. Zum Glück ergaben sich nicht alle Köpfe diesen Abgeschmacktheiten, sondern Einige sonderten sich ab von ihren närrischen Zeitgenossen. Auf die Seltsamkeiten der Dichter des sechzehnten Jahrhunderts folgten die Grillen und die Hirtenliebhabereien der Arkadier. Die von diesen Dichtern behandelten Gegenstände beschränkten sich auf eine enge Sphäre und waren beinahe insgesammt geringfügig, oder abgedroschen, oder gemein, oder trocken, oder schmeichlerisch, oder lügenhaft. Zwei Brautleute, eine Nonne, ein einem Fürsten oder einem Patrizier gebornes Kind, eine Doktorwürde, die Ernennung eines Kardinals oder eines Bischofs oder eines Abbate oder Landdechanten, eine Leiche oder eine meist nur erdichtete Liebe — das waren die Lieblingsgegenstände der Arkadier. Handelte es sich um eine Heirath — so beschwor man Hymen, die Fesseln herbeizubringen, um damit zwei Herzen zu binden, und prophezeite, daß dieser Vermählung neue Herkulesse und Achille entstammen würden. Ging ein Mädchen ins Kloster, so priesen sie gleich alle Dichter selig, und schilderten einerseits den Bräutigam, der vom Himmel herabschwebte, um ihr seine Rechte zu reichen, und andererseits den boshaften Schelm Cupido, der voll Wuth die goldenen Pfeile auf die Erde warf. Solchergestalt erlaubte man sich eine unwürdige Vermengung des Heiligen und des Profanen, und mischte die Ideen von zwei einander ganz und gar zuwiderlaufender Gebieten, der Bibel und der Mythologie, unter einander. Die erbärmlichsten Schmeicheleien schändeten die Schriften der Arkadier; hin und wieder überhäuften sie sich gegenseitig mit Lobsprüchen, und schilderten sich als thronend auf dem Parnaß, an den Quellen der Hippokrene, in Gesellschaft Apollo's und der Musen. Hörte man sie, so hätte man glauben müssen, in jenem Zeitalter haben sich die Wunder des Orpheus und Amphion erneut. Beim Klang der arkadischen Leiern blieb jeder Fluß in seinem Laufe stehen, bewegten sich die Felsen, schwiegen die Stürme, und die Bienen vom Hybla schwärmten herbei, um ihren Honig auf den Zaubermund des Sängers niederzulegen. Wenn der Neid den Ruhm eines Arkadiers angegriffen hätte, so würde er sich die Hörner zersplittert haben; die verzehrende Zeit hätte sich die Zähne verdorben, wenn sie an den unsterblichen Schriften eines solchen Apollojüngers nagte. Die Monarchen mußten ihm ihre Schätze in den Schoß schütten, weil er allein vermochte, sie über dem Strom der Vergessenheit bringenden Lethe zu erhalten, und sie zu entreißen den Krallen des Todes.

Wenn ein Arkadier sich einbildete in eine Phyllis oder Danaïs verliebt zu seyn — so war es nicht mehr ein sterbliches Weib, sondern eine Göttin, eine eben dem Schaum des Meers entstiegene Venus. Tausend Amoretten gaukelten auf der schönen, zinnoberrothen Lippe, in den wallenden, blonden, oder lockigen oder rabenschwarzen Haaren. Der Sohn der Venus, versteckt in den Augen — o was sag' ich in den Augen? in den zwei Sternen, den zwei Sonnen, den zwei Herzensdieben, legte den armen Sterblichen Hinterhalte.*) Wenn die Schöne seufzte, wenn sie aus dem Gitter der elfenbeinernen Zähne nur ein einziges Wort fallen ließ: so weckte sie sogleich die Stürme, oder besänftigte die Winde und verleitete den Thoren von Jupiter aufs neue sich in einen Stier zu verwandeln.

So war die poetische Pest, die, mit Baretti zu reden, länger als ein halbes Jahrhundert in unserm Lande die Logik, den guten Geschmack und den gesunden Menschenverstand aufs grausamste verhöhnt und mißhandelt hat. Die italienische Poesie war zu Grunde gerichtet, wenn sie noch länger nur ein rhythmisches Geklingel blieb, eine Fertigkeit Worte zusammenzuwürfeln, worin man alte Sprüche ohne Leidenschaft und ohne Gedanken wiederholte, oder Liebe und schäferliches Wohlbehagen erheuchelte, oder die Großen lobte."

(Schluß folgt.)

*) Diese Bilder kommen indessen schon bei Ariost vor. Vergl. Orl. fur. VII, 12. A. d. R.

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 77.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

9 November 1836.

Kleinere Gedichte
von
Walter Scott.

1.
Der Pilger.

Barmherzigkeit! Macht auf das Thor!
Der Wind aus Norden brüllt!
Weithin von Flocken glänzt das Moor,
Bahnlos ist das Gefild!

Kein Frevler in des Königs Jagd
Naht hauslos eurem Dach,
Obgleich selbst der in solcher Nacht
Wohl Mitleid fordern mag!

Ein Pilger bin ich, matt und alt,
Der Gott um Gnade fleht.
Um der Jungfrau willen, öffnet bald!
Es lohnt's euch mein Gebet!

Vom Papste bring' ich Ablaß euch;
Vom heil'gen Land, so weit,
Manch' Heiligthum! — ach, öffnet gleich!
Thut's aus Barmherzigkeit!

Der Hirsch, vom trocknen Laub umhüllt,
Schmiegt sich der Hindin an;
Ein alter Mann, vom Sturm umbrüllt,
Kein Obdach finden kann!

Ihr hört des Ettricks Brausen doch;
Mit Eise wird er gehn!
Muß heute über'n Ettrick noch,
Erhört ihr nicht mein Flehn!

Verschlossen bleibt das Thor von Erz,
Verschlossen dicht und fest;
Verschloss'ner ist des Mannes Herz,
Der hier mich winseln läßt.

Lebt wohl, lebt wohl denn! gebe Gott,
Wenn alt und schwach ihr seyd,
Daß ihr nicht auch in solcher Noth
Umsonst nach Hülfe schreit!"

Der Förster lag im warmen Flaum,
Und hörte kalt sein Flehn;
Oft soll's ihm tönen noch im Traum
Durch des Dezembers Wehn!

Denn, sieh'! — als blaß das Morgenroth
Durch feuchte Nebel sah,
Da lag der Pilger, starr und todt,
Im Erlenbusche da!

2.
Jock von Hazeldean.

„Sprich, Fräulein, warum härmst du dich?
Sprich, warum weinst du laut?
Meinem jüngsten Sohn vermähl' ich dich,
Ihm geb' ich dich zur Braut!
Mein jüngster Sohn wird dein Gemahl,
Und du, mein Kind, freist ihn!" —
Doch ihre Thränen flossen, ach!
Um Jock von Hazeldean!

„Bald, Mädchen, ist dein Trotz entflohn,
Versiegt der Thränen Quell!
Mein Frank ist Herr von Errington,
Ist Lord von Langley=Dale!

Er ist der Erste fern und nah;
Gern mag das Schwert er ziehn!" —
Doch ihre Thränen flossen, ach!
Um Jock von Hazeldean!

„Ich gebe dir ein goldnes Band
Wohl in dein braunes Haar,
Und einen Falken auf die Hand,
Und einen Zelter gar!
Als Jägerfürstin sollst du dann
Den Forst mit uns durchziehn!" —
Doch ihre Thränen flossen, ach!
Um Jock von Hazeldean!

Die Kirche prangt im Sonntagsstaat
Früh bei des Morgens Grau'n.
Der Priester wartet im Ornat,
Und edle Herrn und Frau'n.
Doch nirgendwo die Braut! man sucht
Sie überall — doch kühn
Hat über die Gränze sie entführt
Ihr Jock von Hazeldean!

3.

Pibroch of Donald Dhu.

Donuil Dhu's Kriegsgesang!
Schlachtlied von Donuil!
Töne mit wildem Klang,
Wecke Klan Conuil!
Kommt herbei, kommt herbei;
Auf zum Gefechte!
Horcht auf das Feldgeschrei,
Herren und Knechte!

Meidet die Schlucht, so wild,
Felsige Bahnen!
Hört, wie die Pfeife schrillt!
Schaut auf die Fahnen!
Hügel = Plaid, Hochlands = Schwert,
Kommet hernieder!
Und wer sie trägt und ehrt,
Muthig und bieder!

Lasset die Braut, das Weib!
Lasset die Heerde!
Lasset des Todten Leib
Ueber der Erde!
Lasset die Jagd, den Teich,
Barken und Schlingen!
Bringt euer Kriegeszeug,
Tartschen und Klingen!

Kommt, wie der Sturm kommt, wenn
Wälder erzittern!
Kommt, wie die Brandung, wenn
Flotten zersplittern!
Schnell heran, schnell herab,
Schneller kommt Alle,
Häuptling, und Bub', und Knapp',
Herr und Vasalle!

Seht, wie sie kommen! seht,
Wie sie sich schaaren!
Haidkraut im Winde weht,
Feder des Aaren!
Weg den Plaid, zieht das Schwert!
Vorwärts, ihr Leute!
Donuil Dhu's Kriegsgesang
Töne zum Streite!

4.

Nora's Gelübde.

Hört, was Hochlands Nora spricht:
„Den Sohn des Early frei' ich nicht!
Und sollten alle Menschen sterben,
Und außer ihm und mir verderben!
Für alle Schätze, alles Geld,
Für alle Länder in der Welt,
Um die man kühn gestritten schon,
Freit' ich ihn nicht, des Early Sohn!"

„Ein Mädchenschwur," sprach Callum alt,
„Ist bald gesagt, gebrochen bald!
Das Haidkraut auf des Berges Kranz
Beginnt zu blühn im Purpurglanz!
Doch bald im Thal und auf den Höhn,
Verwelkt es bei des Frostes Wehn.
Doch eh' sein Schimmer ganz entflohn,
Freit Nora gern des Early Sohn!"

„Tauscht," sprach sie, „auch den klaren See
Der Schwan mit Adlers Felsenhöh';
Rauscht brausend rückwärts Awestroms Fall,
Stürzt donnernd das Gebirg in's Thal;
Erlischt in des Gefechtes Gluth
Der leichtgeschürzten Clane Muth;
Geschehn all' die Wunder schon,
Doch frei' ich nie des Early Sohn!"

Noch brütet an des Ufers Saum
Der Schwan in weichen Nestes Flaum;
Noch steht der Berg auf seiner Stelle,
Und abwärts strömt des Awestroms Welle;
Noch nimmer, Feindes Hieb und Stich
Zu meiden, wandt' ein Schotte sich;
Doch Nora gab, den süßen Lohn:
Sie hat gefreit des Early Sohn!

Die neuere italienische Literatur.

(Schluß.)

„Die Ersten welche die Poesie aus ihrer Erniedrigung erhoben, waren Cesarotti, Parini, Alfieri und Vincenzo Monti. Der letztere war noch unser Zeitgenosse und das vornehmste Licht der italienischen Literatur in unserm Zeitalter. Er war trefflicher Dichter, ausgezeichneter Uebersetzer, hinreißender Redner, sehr gelehrter Philolog, scharfsinniger Kritiker und vorzüglicher Prosaist, so daß er allein hingereicht hätte, unser Jahrhundert zu verherrlichen."

Näheres über die Poesieen Monti's zu berichten wird sich später Gelegenheit ergeben; hier führen wir nur an, daß er, wiewohl man nach dem Charakter seiner Dichtungen das Gegentheil von ihm erwartete, in der auch auf Italien sich erstreckenden Spaltung der Classiker und Romantiker auf die Seite von jenen trat. Ueber dieses literarische Schisma berichten die italienischen Literarhistoriker Folgendes:

„Bekannt ist, daß auf den Trümmern der alten römischen Welt sich die neuen Nationen erhoben, welche dieselben gestürzt hatten; daß auf die Herrschaft der Cäsare der Feudalismus, auf die Mährchen der Mythologie die Wahrheit des Evangeliums folgte, und an die Stelle der lateinischen Sprache die sogenannte romanische Sprache trat, gleichsam der Stamm, aus welchem die südlichen Idiome Europa's hervorsproßten. So große Veränderungen führten eine neue Ordnung in den Einrichtungen, den Sitten, in den Ideen und Gefühlen herbei, und diese ganz neue Ordnung gab auch eine ganz veränderte Färbung der Literatur, die früher oder später die sklavische Nachahmung der Schulen verläßt und das Gepräge der Nationen und Zeiten annimmt, wo sie gepflegt und angebaut wird. Die neueren Kritiker Deutschlands und Frankreichs, wie Schlegel in seinen Vorlesungen über die dramatische Literatur, Frau von Stael in ihrem Buch über Deutschland, Sismondi in der Geschichte der Literatur des südlichen Europa, führten diese Veränderungen auf eine Theorie, ein System zurück, nannten die Poesie der Alten und die dieser nachgebildete Poesie der Neuern die classische; die romantische dagegen diejenigen, welche ihren Ursprung und Charakter von den Zeiten herleitet, wo die romanischen Sprachen zugleich mit der modernen Bildung entstanden.

Die Italiener besaßen bereits eine romantische Poesie, bereichert durch Dante, Petrarca, Ariosto, Tasso, und auch von Monti in den beiden Gedichten: La Bassvilliana und La Mascheroniana, welche Dichter insgesammt die Religion, die Zustände und die Sitten des Mittelalters oder der neuen Zeit schilderten; aber den Namen dafür hatte man noch nicht, und als dieser in Italien erschallte, war es, wie wenn ein Zankapfel in das Reich der Literatur geworfen worden wäre. Der erste, der den Fehdehandschuh hinwarf, war G. Berchet, der eine Uebersetzung des **wilden Jägers** und der **Lenore** von Bürger herausgab und derselben einen Brief, halb scherzhaft, halb ernst voransetzte, worin er von der Eintheilung der Poesie in klassische und romantische redete, und auf die Nothwendigkeit hinwies, dem Beispiel der Deutschen und Engländer zu folgen, deren Dichtungen, dem verschiedenartig ausgeprägten Geist der Zeiten und der Gesittung sich anschließend, die Religion, die Sitten und Zustände der Nation, ja sogar den Aberglauben und die Vorurtheile des Pöbels darstellten, wie Bürger in den genannten Gedichten dieß gethan. Ermes Visconti schrieb einige **Elementar-Ideen über die romantische Poesie**. Torti gesellte sich den beiden Rittern der Romantik bei, bekämpfte die Vermuthung: die neuen Lehren möchten die Jugend vom Studium der Classiker abziehen, und zeigte, wie auch diese studirt werden müssen unter der Anleitung nicht von frostigen Pedanten, sondern von gelehrten Männern, welche auf ihre Schönheiten aufmerksam machen und sie empfinden lehren. Man kann sich keine Vorstellung davon machen, welcher Lärm und Aufruhr durch diese neuen Ansichten hervorgerufen wurde. Monti schrieb, obgleich er früher selbst erklärt hatte: „der heidnischen Mythologie fehlt bei uns die Grundlage der Religion, welche sie heiligte," eine **Abhandlung über die Mythologie** zu Gunsten der Klassiker, und überhäufte die Romantiker mit den heftigsten Vorwürfen; er nannte sie eine verwegene, nordische Schule, welche sämmtliche griechische und römische Götter dem Tod überliefern wolle, welche dem Amor Bogen und Köcher, dem Hymen seine Fackel, der Venus ihren Gürtel nehme, welche die Grazien ächte, um an ihre Stelle Lemuren und Gespenster zu setzen, welche das schöne Saphirblau des italischen Himmels in nordischen Nebel verwandle." — Unser Autor macht hier aufmerksam auf die Aehnlichkeit der Ideen Monti's und Schillers in dem Gedicht: die Götter Griechenlands. Wirklich ist die Uebereinstimmung so auffallend, daß man sich versucht fühlt zu glauben, Monti habe das Gedicht Schillers gekannt. Schiller singt:

Wo jetzt nur, wie unsre Weisen sagen,
Seelenlos ein Feuerball sich dreht,
Lenkte damals seinen goldnen Wagen
Helios in stiller Majestät.
Diese Höhen füllten Oreaden,
Eine Dryas lebt' in jedem Baum,
Aus den Urnen lieblicher Najaden
Sprang der Ströme Silberschaum.
— — — — —
Syrinx Klage tönt' aus jenem Schilfe,
Philomela's Schmerz aus diesem Hain.
— — — — —
Schöne Welt wo bist du? Kehre wieder
Holdes Blüthenalter der Natur!
Ach nur in dem Feenland der Lieder
Lebt noch deine fabelhafte Spur.
— — — — —
Alle jene Blüthen sind gefallen
Von des Nordens schauerlichem Weh'n.

Monti sagt: „Erschlagen sanken die Dryaden; zerbrochen wurden die Urnen der Najaden; es verdorrten die Blumen, in welche sich einst liebende Jünglinge und geängstete Nymphen ver-

wandelten. Daphne starb, getödtet vom rauhen Nordfrost; nicht mehr seufzt Syrinx im Schilf, und es versiegt die duftende Thräne der Myrrha." — Der Dichter fragt nach den Rossen des Sonnengotts, nach seinem prächtigen Wagen und den Horen, die ihm voran flattern, „Ach, die neuen poetischen Lehren haben daraus einen ungeheuren, leblosen, unbeweglichen Feuerball gemacht, denn so will es die dürre Wahrheit, die das Grab der Sänger ist."

Die Romantiker dagegen machten geltend: es sey endlich einmal Zeit, sich vom Zwang der Regeln zu befreien, die mythologischen Wesen zu verbannen, an welche schon längst keine Magd mehr glaube; zu ewigem Exil die Abgeschmacktheiten der Arcadia *) zu verbannen, die eigenen Sitten zu schildern, die Ideen der eigenen Religion zu benützen, die nationalen Gefühle und Gesinnungen, nicht die von Griechen und Römern, aussprechen. All jenes Bedauern über die Mißachtung der mythologischen Götterwesen vermochte nicht dieselben wieder in Kredit zu bringen, da sie schon durch zwei artige Dichtungen verspottet und lächerlich gemacht waren: durch Tassoni's geraubten Eimer und Bracciolini's Verhöhnung der Götter. In diesem letztern Gedichte heißen die Götter Bastarde und der Himmel ein Spital.

Während Monti, jedoch mehr aus eigensinniger Laune, wie es scheint, als aus wahrhaft poetisch-philosophischer Ueberzeugung für die Klassiker sich entschied, hatten die Romantiker den berühmten Alessandro Manzoni und viele jüngere Talente auf ihrer Seite, welche ihrer Meinung das Uebergewicht verschafften. Bemerkenswerth für die Eigenthümlichkeit des italischen Geistes ist, daß hier an dem Streit der beiden Richtungen ein Punkt in den Vorgrund trat, der bei Deutschen und Franzosen wenig zur Sprache gekommen war: die Einführung der mythologischen Wesen in der Poesie. Zwar versteht es sich von selbst, daß dieß nicht die einzige oder auch nur die wichtigste Differenz der beiden Parteien war; daß auch hier die Aufrechthaltung der strengeren Regeln für den Vers und die Komposition, namentlich des Drama's, die Wahl des Stoffes — antik oder modern — Streitpunkte bildeten; aber daß man die griechischen und römischen Gottheiten so als Repräsentanten des Classicismus angriff und vertheidigte, beweist, wie tief diese Vorstellungen, die bei andern Völkern doch mehr nur den Werth von äußerlichen Ornamenten behaupteten, der poetischen Sprache nur als farbige Blumen eingeflochten waren, bei den Italienern Wurzel geschlagen, sich mit ihrer Anschauungs- und Ausdrucksweise innig verschlungen hatten. Das in so viel sichtbaren Bildern und Monumenten erhaltene klassische Alterthum ließ auch die Geister nicht aus seinen magischen Banden los; die Sprache der Römer, so ähnlich doch der Tochtersprache, daß man hätte glauben sollen, die Enkel der Welteroberer würden ihr Idiom nur als eine Modifikation des alten Lateinischen angesehen haben, welches durch das neue Italienische antiquirt sey, wurde immer noch als ein heiliger, unangreifbarer Schatz, den man nicht mit der Münze des täglichen Verkehrs vermengen dürfe, von den Gelehrten und Gebildeten gehegt und verehrt; die italienischen Dichter dichteten meist auch in lateinischer Sprache; Petrarca war auf seine lateinischen Gedichte stolzer als auf seine italienischen Sonnette; der riesenhafte, originelle Dante zollte dem anmuthigen, eleganten Virgil *), seinem Führer durch Hölle und Fegfeuer, eine Verehrung, die um so höher anzuschlagen ist, als der christliche Dichter dadurch gewissermaßen in eine Kollision mit seinen dogmatischen Ansichten kam. Lebten sich ja doch auch manche Päpste und Kardinäle so in das Heidenthum hinein, daß ihre Reden und Neigungen ein völlig unchristliches mythologisches Gepräge bekamen! In Frankreich wurde Aristoteles, in Italien der Olymp in der literarischen Fehde angegriffen; aber der Streit um die Einheiten im Drama und um den Versbau war nicht weniger erbittert, als der um die Zulassung der griechischen und römischen Gottheiten. Der Ausdruck war verschieden, aber die Sache, das Prinzip des Kampfes war im Grund dasselbe; es war der Gegensatz des Prinzips der Stabilität, des Konservatismus und des Fortschritts, der Reform in der Literatur; die Klassiker hatten Unrecht, wenn sie die Bewegung, den Fortschritt hemmen und unterdrücken, und aus der relativen Vortrefflichkeit früherer Produktionen, die sie als Muster und Normen aufstellten, die Unmöglichkeit demonstriren wollten, sie zu übertreffen, oder den Frevel, von ihnen abzuweichen; die Romantiker hatten Unrecht, wenn sie den Fortschritt durch ihre Theorien und Doktrinen glaubten machen zu können, statt nur die Hindernisse wegzuräumen, welche der Freiheit des Talents oder Genie's im Wege standen. Uebrigens, wie in Frankreich, so stehen auch in Italien die Jüngeren und Produktiveren auf der Seite der Romantiker, und es steht zu erwarten, daß, wenn auch vielleicht manche mißlungene oder monstruöse Erzeugnisse dem Gegentheil willkommenen Stoff zu Vorwürfen gegen die neue Doktrin liefern, doch die gelungenen Leistungen mehr und mehr die öffentliche Meinung und Gunst auf diese Seite herüberlenken werden. Wir beabsichtigen, unsern Lesern nach und nach die ausgezeichnetsten der neuern Dichter Italiens in Charakteristiken, Auszügen und Proben aus ihren Werken vorzuführen und werden den Anfang mit Vincenzio Monti, dem die Leiche der erschlagenen Mythologie beschützenden, vorkämpfenden Ajas der Klassiker, und Alessandro Manzoni, dem Haupt der Romantiker machen. Ihnen sollen Pindemonte, Ugo Foscolo, Silvio Pellico, Niccolini u. A. folgen.

*) Ueber die Arkadier spricht sich auch Goethe in seiner italienischen Reise (Bd. 29 S. 220) aus, tritt ihnen aber nicht zu nahe, da er selbst genöthigt worden war, sich zum Mitglied ihrer Gesellschaft aufnehmen zu lassen.

*) Es ist bekannt; daß Virgil in so hohem Ansehen stand, daß man seine Gedichte dazu benützte, Orakel daraus zu ziehen — Sortes Virgilianæ.

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 78.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

12 November 1836.

Chateaubriand.

Unter den vier Begleitern von Armand Carrels Leiche, welche die Ecken des Bartuchs hielten, befand sich neben dem Dichter Beranger der Vicomte Chateaubriand, — und so hatten diese beiden Männer, so verschieden sonst in ihren Ansichten, doch einen Punkt gefunden, wo ihre Empfindungen zusammenstimmten, in der letzten Huldigung, welche sie einem entschiedenen, tüchtigen Charakter darbrachten. Es wäre ungerecht zu bezweifeln, daß wirklich aufrichtige Gefühle es waren, welche Chateaubriand an diesem Leichenbegängnisse Theil nehmen ließen; er hat in seinem neuesten Werke schon den großartigen Styl Carrels, das Zeugniß eines hohen Charakters, rühmend anerkannt: „Carrel, ein gedrängter, fester, gewandter und logischer Schriftsteller, hat in seinem Styl etwas von der positiven Beredtsamkeit der Thatsachen; er schneidet und gräbt tief ein; es ist Geschichte in Stein gehauen!" — aber wir sind auch fest überzeugt, daß in den künftig erscheinenden Memoiren Chateaubriands auch diese Scene nicht vergessen werden wird, daß der edle Leidtragende gewiß sich selbst recht genau beobachtet hat und daß er bei der Schilderung dieses Vorganges Gelegenheit finden wird zu den prächtigsten Kontrasten. Wenn in seinem Auge eine Thräne der Rührung und Wehmuth glänzte, so blitzten gewiß auch in seiner Einbildungskraft schon die der Verkörperung harrenden Psychen einiger pathetischer Gedanken und Bilder auf — denn eine charakteristische Eigenschaft Chateaubriands ist, um dieß gleich jetzt zu bemerken: eine durch Selbstbespiegelung sich berauschende Eitelkeit.

Chateaubriand ist berühmt als Staatsmann und als Schriftsteller; hier haben wir es vorzugsweise nur mit dem Autor zu thun, müssen aber, weil sich gerade bei diesem Mann beide Eigenschaften nicht so scharf trennen lassen, auch auf seine politische Carriere unsern Blick werfen.

Die Jugend Chateaubriands, entsprossen aus einer altadeligen Familie, Neffen des unglücklichen Malesherbes, fiel in den Ausbruch der französischen Revolution, deren heftigsten Eruptionen er sich durch eine Reise nach Amerika im Jahr 1791 entzog. Die literarische Frucht dieser Reise waren die Natchez, wovon Atala und René nur Bruchstücke bildeten, und die erst viel später im Druck erschienen. „Atala ist in der Wüste, in den Hütten der Wilden niedergeschrieben worden." Von dieser Reise zurückgekehrt, faßte er den Plan zu einer zweiten, welche neun Jahre dauern sollte und mit welcher er sogar geographische Entdeckungsprojekte verband. Die Revolution vereitelte diese Plane. „Bespritzt vom Blut meines einzigen Bruders, meiner Schwägerin, von dem Blut des erlauchten Greises, ihres Vaters, nachdem ich meine Mutter und eine andre höchst talentvolle Schwester hatte sterben sehen in Folge der in den Kerkern erlittenen Mißhandlungen, durchirrte ich fremde Länder." In England, wo er sich acht Jahre aufhielt, schrieb er den historischen Versuch über die Revolutionen der alten und neuen Zeit, welche mit der französischen zusammengestellt werden. Er verwirft die Revolutionen, als fruchtlos für das Wohl der Völker, aber noch nicht vom legitimistisch-religiösen, sondern vom historischen Gesichtspunkt.

Im Jahr 1801 kehrte er nach Frankreich zurück und gab den génie du Christianisme heraus, welchen er Napoleon widmete: „Ich übergebe das Werk dem Schutze dessen, welchen die Vorsehung von lange her bezeichnet hatte zur Erfüllung ihrer wundervollen Absichten." Napoleon protegirte ihn und bewirkte seine Aufnahme in die Akademie, bei welcher Gelegenheit Chateaubriand eine Rede ausarbeitete, die er wegen des männlichen Unabhängigkeitsgeistes, der darin wehte, nicht halten durfte. Nach der Ermordung des Herzogs von Enghien sagte er sich von Napoleon los und trat eine Reise nach Jerusalem über Griechenland an, deren Früchte die Märtyrer und das Itinéraire waren. Als im Jahr 1814 Napoleons Herrschaft gestürzt wurde, trat Chateaubriand zu Gunsten der Bourbons mit der berühmten, aber ihm nicht eben zum Ruhm gereichenden Schrift: Buonaparte und die Bourbons auf. Die Restauration belohnte ihn mit der Gesandtschaft in Schweden; aber Napoleon kam von Elba zurück, Ludwig XVIII. floh nach Gent, Chateau-

briand folgte ihm und verfaßte daselbst den Bericht an den König über die Lage Frankreichs. Diese beiden Schriften ließen keinen sehr versöhnlichen Geist hoffen und wirklich ging Chateaubriand, nach der zweiten Rückkehr der Bourbons, allzubereitwillig auf die Plane der Restauration ein. Nach dem Kongreß von Verona wurde er Minister des Auswärtigen, förderte und vertheidigte den Einfall in Spanien und pries den Herzog von Angouleme als den ersten Helden der Zeit. Im Jahr 1824 wurde er auf eine schonungslose Weise, durch geschicktere Intriganten als er war, aus dem Ministerium verdrängt und verfocht jetzt gegen Villele die Sache der Freiheit, besonders die Presse und der Liberalismus nahm diesen unerwarteten Verbündeten mit Jubel auf. Nach der Juliusrevolution vertheidigte er in einem beredten Vortrag in der Pairskammer die Ansprüche des Herzogs von Bordeaux auf den Thron, weigerte sich der neuen Dynastie zu huldigen, feierte die Herzogin von Berry und wurde sogar wegen Verdachts von Verschwörungen gefangen gesetzt. So sehr er jedoch die Thronbesteigung Heinrichs V. wünschte, erklärte er sich doch entschieden gegen eine Invasion der auswärtigen Mächte. Seine politische Laufbahn und Bedeutung ist ohne Zweifel zu Ende, aber literarisch ist er noch sehr thätig; er schreibt noch an seinen Memoiren, die erst nach seinem Tod erscheinen sollen, von welchen er jedoch schon einzelne Bruchstücke gelegentlich mitgetheilt hat. Wir wissen nicht in wie weit seine Worte buchstäblich zu nehmen sind, wenn er sagt: er übersetze drs verlorne Paradies von Milton, um seinen Lebensunterhalt zu verdienen und werde so zum zweitenmal (das erstemal als Emigrirter) der Gastfreund des britischen Dichters, „weil es doch edler und sicherer sey, sich an den Ruhm, als an die Gewalt anzuschließen."

Die Uebersicht der Lebensschicksale Chateaubriand's, das Verzeichniß seiner vielen und so mannichfaltigen Schriften, die Wirkung die sie hervorbrachten — dieß alles zusammen beweist unwidersprechlich, daß er ein außerordentlicher Geist ist. Ueber seine Bedeutung führen wir zwei competente Autoritäten an: Goethe, in den Gesprächen mit Eckermann sagt: „Wenn ich mir Viktor Hugo recht betrachte, so sehe ich wohl, wo er und andere frische Talente seines Gleichen herkommen: von Chateaubriand kommen sie her, der freilich ein sehr bedeutendes rhetorisch-poetisches Talent ist." Die andre Autorität ist Napoleon, und Chateaubriand selbst ermangelt nicht derselben zu erwähnen und gesteht, daß seine Worte der stolzen Schwäche seines Herzens schmeicheln! „Wenn im Jahr 1814 und 1815 Richelieu und Chateaubriand, der in Gent ausgezeichnete Dienste geleistet, die Leitung der Angelegenheiten in die Hände bekommen hätten, würde Frankreich mächtig und gefürchtet aus jenen beiden großen nationalen Krisen hervorgegangen seyn. Chateaubriand hat von der Natur das heilige Feuer erhalten, seine Werke bezeugen es. Sein Styl ist nicht der Styl Racine's, es ist der eines Propheten. Nur er allein auf der Welt hat ungestraft auf der Tribune der Pairs sagen dürfen: der graue Rock und der Hut Napoleons, auf einer Stange an der Küste von Brest aufgesteckt, würden Europa unter die Waffen rufen. Wenn er je zum Steuer des Staats berufen wird, so kann Chateaubriand sich wohl verirren, so viele andre haben hier ihren Untergang gefunden; aber gewiß ist, daß alles Große und Nationale seinem Geiste gemäß ist, und daß er mit Entrüstung die entwürdigenden Akte der damaligen Verwaltung zurückgewiesen hätte."

Weder war Goethe für die französische Literatur und Poesie besonders eingenommen, noch hatte Napoleon Grund zu günstiger Gesinnung gegen Chateaubriand, der ihn durch seine Schriften vielfach gereizt und namentlich durch seine im entscheidenden Augenblick unter das französische Volk geworfene Broschüre: Buonaparte und die Bourbons, welche nach Ludwigs XVIII eigenem Geständniß ihm so viel nützte, wie eine Armee, der Sache Napoleons unermeßlichen Schaden zugefügt hatte, mithin darf man die angeführten Urtheile als unparteiisch betrachten. Napoleon scheint ihn sogar politisch höher zu stellen, als Goethe literarisch; ohne Zweifel aber wird sein literarischer Ruhm seinen politischen überleben.

(Fortsetzung folgt.)

Die Geschichte von Rimini.

Dritter Gesang.

Die verhängnißvolle Leidenschaft.

Warum muß ich den Traum von Glück jetzt stören,
Den Gattenkuß durch kaltes Leid verkümmern?
Warum der Schönheit Angesicht betrüben,
Warum enthüllen jene Thränentage,
Die mit dem frühen Morgenroth begannen —
Warum erzählen von enttäuschter Hoffnung,
Von frommem Trug und übermächt'ger Sünde —
Vom Schreck, der diesem sanften Herzen sagte:
Unwiderruflich hab' es Hoffnung, Glauben,
Und Liebe Einem Bruder hingegeben —
Dem Andern aber, weh! ihr ganzes Leben!

In Manchem glichen Beide sich — in Haltung
Zuweilen, in des Haars, der Wangen Farbe,
Im Ton auch bei gleichgültigem Gespräch;
Verglich man sie nur nach dem Alltagsmaßstab,
So sagte man nur etwa: derber sey
Des Einen Wesen, das des Andern zarter;
Giovanni zeige ernsthaft sich zumeist,
Lebendiger sey Paolo's sanftrer Geist.

Wohl fehlt' es nicht an Solchen, die den Vorzug
Giovanni's kriegerischem Wesen gaben;
Denn ganz soldatisch war dieß, wenn ein Auge
Glühend und kalt zugleich, tiefliegend, stolz,
Wenn Adlernase und entschloßner Mund
Ankündigten den mannhaft kühnen Krieger.

Ganz anders war das Antlitz Paolo's,
Und schöner ohne Zweifel; trotzig war es,
Wenn Trotz am Platz, und runzeln konnt' er wohl
Die Stirne, einem Todesengel gleich,
Doch hatte kein ausschließlich scharfer Stempel
Bestimmter Neigung sich drin ausgeprägt,
Sein Lächeln hatte nichts von Höflingsart,
Nichts vom Gelehrten seiner Miene Ernst;
Nichts war an ihm soldatisch — geist'ger Art
War seine Kraft, verschmähend wüste Rohheit;
Die Nase, leicht gebildet, aber fest,
Zeigte Geschmack, die Stirn den Denkergeist;
Aus seinem Auge blickte milde Weisheit,
Und Sanftmuth war um seinen Mund gelagert;
Ein Antlitz schien's, geschaffen um zu zeigen:
Was sich gestalten kann aus Fleisch und Blut!
Von unverkümmerter Natur ein Spiegel,
Tragend der Menschheit göttlich reines Siegel.

Wenn sie in Manchem wohl sich näher standen,
So war's zumeist in ritterlichem Ruhm,
Und angelernten Fertigkeiten — Jagen,
Die edle Falkenbeize, Bogenschießen,
Das Lanzenspiel vor holder Damen Augen,
Das sinn'ge Schach, der Räthsel sichre Lösung,
Und noch viel schwererer Probleme Schlichtung:
Wenn's Pfau'n und Eber zu zerlegen galt —
Vorzüge, die wohl Tristans Ruhm erschüttern
Und Lanzelot in Schatten stellen könnten. —
Doch lassen wir die Rittersachen ruhn!
Nur mit dem Herzen hat dieß mein Gedicht zu thun.

Das Schlimmste an Giovanni, wie zu bald
Die Gattin fand, war übellaun'ger Stolz.
Keck, schön, der Kunst auch kundig zu gefallen,
Pünktlich und streng im täglichen Verkehr,
Hatt' er die Schätzung wahren Werths verlernt,
Der doch allein die trübe Welt erleuchtet,
Und bei beschränktem Maaß von eigner Tugend
Verlangte von den Andern er das Größte.
Nie hielt er Abrechnung mit seinen Launen;
Sein Angesicht war finster Stunden lang,
Wenn dann ihn rasche Lustigkeit ergriff,
Dann sollte, wer nur um ihn war, sie theilen,
Und wenn sein Antlitz sich erheitert hatte,
Dann sah er mit Befremden ein umwölktes.
Doch so ist das Gewissen — und so streng
Hält es die Wache, wenn sonst Alles schläft,
Und so viel Selbsterkenntniß bleibt immerdar
Bei allen unsern Schwächen uns zurück,
Daß kein Verdacht ihn bittrer hätt' gekränkt
Als der: daß ihm's an Edelmuth gebreche:
Um solch heillosen Irrthum zu zerstören,
Bewies er Einem bittere Verachtung,
War stolz am Abend, Morgens ungeberdig,
Und übellaunig eine Woche lang.
Sinn hatt' er für Verdienste hoher Art,
Doch fehlten ihm Geduld und Freundlichkeit,
Und, schwebend zwischen Tugenden und Mängeln,
Verlangte trotzig er der Menschen Achtung.
Dieß und die Hoheit seines Stands verlieh
In manchen Augen ihm den Schein der Würde,
Die Menge war erfüllt vor ihm mit Scheue,
Niemand ihm zugethan in Lieb' und Treue.

Vielleicht es hatte von des ältern Bruders,
Des auf den Thron berufenen, Gemüthsart
Den Jüngern seine Nachgeburt bewahrt;
Entbehrend der freiwill'gen Huldigung,
Lernt' er auf edle Weise sie verdienen,
Und aus Gewöhnung und aus Herzensgüte
Entdeckt' er, ohne viel sich zu besinnen,
Die wahre Weisheit sey: nach besten Kräften
Glücklich zu machen und es selbst zu seyn.
Nicht daß er sein Zeitalter übersah,
Daß wen'ger als ein Andrer seines Stamms
An Krieg und Waffen seine Lust er hatte —
Doch war das Liebste ihm ein froh Gesicht;
Und wo sein offnes Auge hin sich wandte,
Da lockte es die Heiterkeit hervor.
Entgegen schlugen allwärts ihm die Herzen!
Gab's wo ein Ringelrennen und Turnier:
Da glänzte keines Andern Anmuth so
Beim Rossetummeln — keines Andern Stärke,
Giovanni, seinen Bruder, ausgenommen.
Gab's einen Hoftag, einen Tanz, ein Fest,
Musik, mit flatternden französischen Federn,
Im Waldesschatten eine Sommerfahrt,
Wo auf dem Rasen Laut' und Teppich lagen
Und frohes Lachen durch die Lüfte schallte:
War er der Flinkste stets, der Wohlgemuthste;
Ins Gras sich streckend wußt' er mit Geschichten
Die Zeit so unvergleichlich zu vertreiben,
Im Lautenspiel war seine Kunst so groß,
Daß Aller Mund sich in sein Lob ergoß.

Zu früh nur mußte diese Ungleichheit
Die schöne Angekommene gewahren,
Und um so mehr als ihre Zustimmung
Zu leicht, durch Hoffnungen ganz andrer Art,
Unredlich war erschlichen und erkauft;
Und manchmal brach der Schmerz ob dieser Täuschung
In heiße Schaam gekränkten Werthes aus;
Doch weil das Uebel nicht mehr gut zu machen,
Bot sie entschlossen auf der Tugend Stolz,
Um in der patriot'schen Tochter Rolle

Die Probe der Hingebung abzulegen,
Und ihre neuen Pflichten vorzuziehn
Dem Glück, das ihr ein Vater schuldig war.
Schon an dem Tag, wo ihre Ueberraschung
Am höchsten, netzte Wehmuth ihr das Auge,
Als sie durch seine Sorgfalt, wie durch Zauber,
Ihr Zimmer hier ganz gleich dem heim'schen fand;
Es waren ihre Bücher hergeschafft,
Die Laubtapeten und der rothe Stuhl,
Das Stundenglas, gefüllt mit Sand, die Laute,
Die kleine Silbervase für die Blumen,
Das Stickgestell, die angefangne Arbeit,
Der weiße Falk', sich wärmend in der Sonne,
Der, sah er sie, zu ihr herübertrippelnd,
Hinbog den Hals auf ihre weiche Hand.
Doch rührte sie am meisten der Gedanke:
Daß, wenn bestimmt ihr war das Mutterglück,
Giovanni ihre Freude würde theilen,
Und ihre Lieblinge die seinen seyn.
Schon sah sie ihn als Vater ihres Kinds,
Schon lächelt sie dem Pfand des Glücks entgegen:
Doch dann fuhr ihr durchs Herz ein Stich; die Röthe
Ihre gesenkten Wangen überflog,
Wenn ihr fiel ein, daß Er, der solche Freuden
Dann mit ihr theilt, niemals ihr Herz getheilt;
Mit herben Seufzern kämpfte sie es nieder,
Und hörte manchmal sie, in solchem Sinnen
Begriffen, ihres Gatten Schritt ertönen:
So eilte sie nur rascher ihm entgegen,
That auf die Thür' mit doppelt süßem Lächeln,
Und mit der Hoffnung, daß ein frohes Antlitz
Der heut'ge Tag ihm zeige; fragte ihn
Nach seinem Waffenspiel, wie ihm die Jagd gelungen,
Und welcher Fürst sein Herz vergnügt durch Huldigungen?

Dann pflegte wohl der Fürst mit Wohlgefallen
Sie anzuschaun und zärtlich sie zu küssen;
Nicht unzugänglich war er dem Tribut
Der Freundlichkeit, der ihm gezollet ward,
Doch ungroßmüthig, gab er sich nicht Mühe
Sich durch Erwiedrung freundlich ihn zu sichern;
Auf ihre Freuden ging er niemals ein,
Auf Bücher, Blumen, ländliches Vergnügen;
Kaum lauscht' er ihrem köstlichen Gesang,
Als in Gesellschaft nur, aus Eitelkeit,
Und wenn sie, nach dem Waffenspiel zur Laute
Sang, ihm zu Liebe, eine wilde Weise
Von Ferumbras, vom muthigen Orlando,
Von Ryan's Mantel und von Richards Muth,
Der grünes Gras oft rothgefärbt mit Blut.

Und doch, wie finster auch er sich erwies
Und kalt — er glaubte, wieder sie zu lieben,
Die Lust, womit er ihrem Singen lauschte,
Der Stolz, mit welchem er ihr Lob sog ein,
Kurz, sein Vergnügen, wenn er selbst erfreut,
Galt ihm für Leidenschaft und Dankbarkeit.
So konnt' auch sie — wenn sie ihn liebte — denken,
Denn was vermag zu deuten nicht die Liebe!
Bis lange Kälte, grenzenlose Selbstsucht
Zuletzt den Stolz der Zärtlichkeit beschämt.
Doch übel vorbereitet war die Arme,
Das fehlende Verdienst hinzu zu träumen,
Sie, die Betrogne — sie, geschaffen ganz,
Sich innig an ein sanftes Herz zu schmiegen;
Glücklich zu seyn gemacht, und zu beglücken;
Sie, die ihr Herz offen entgegentrug
Dem Mann, der drin fand sein veredelt Bild,
Geboren, um mit dem geliebten Mann,
Wie eine Braut, stets Eines Sinns zu seyn,
An seinem Aug' ohn' Unterlaß zu hangen,
Zu theilen seine Lust und seine Sorgen,
Ihn, gleich dem frühsten Strahl, zu grüßen jeden Morgen.

Doch Paolo, der seit dem Tage, wo
Ihr holder Blick entgegen ihm geleuchtet,
Ihr Bild sich, unbewußt, ins Herz geprägt,
Um jeden andern Reiz daran zu messen:
Er hatte irgend wie die List erfahren,
Wodurch sie damals ihm ward anvertraut.
Vielleicht ein Schwätzer von Fürst Guido's Hof,
Ein lust'ger Freund hat's ihm zum Spaß gesagt,
Doch in sein Herz stahl sich die Schmeichelei;
Er wurde ernst, unruhig, nachdenksam;
In seinem Geiste rasch, durchlief er Alles:
Geberden, Blicke, Lächeln, Worte, Schweigen,
Auch was ihm sonst gleichgültig war erschienen,
Und las jetzt einen andern Sinn heraus.
Oft ward er roth in plötzlicher Beschämung
Ob seiner Einbildung und Eitelkeit;
Mit zorn'gem halb und halb betrübtem Seufzen
Hob er das Kinn, zwang sich zur Munterkeit,
Warf von sich weg den Traum und sah sich um
Nach seinem Falken oder seinem Buch,
Und schalt sich selbst, daß er etwas zu denken
Gewagt, was seinen Bruder könnte kränken.

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 79.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

15 November 1836.

Kleinere Gedichte
von
Walter Scott.

5.

Donald Caird ist wieder da.

Chor.

Donald Caird ist wieder da!
Donald Caird ist wieder da!
Auf, erzählt es fern und nah,
Donald Caird ist wieder da!

Donald Caird kann Lieder singen,
Froh bei'm Hochlandsreigen springen;
Trinken, bis die Männer sinken,
Schmeicheln, bis die Weiber winken;
Eimer binden, Kessel flicken,
Schädel spalten auch in Stücken:
Auf, erzählt es fern und nah,
Donald Caird ist wieder da!
Donald Caird ist wieder da!
Donald Caird ist wieder da!
Auf, erzählt es fern und nah,
Donald Caird ist wieder da!

Donald Caird kann Hosen stricken,
Kennt des Rothwilds List und Tücken;
Kann den Lachs im Bache spießen;
Vögel aus den Lüften schießen;
Kann die Küstenwächter schrecken,
Und aus tiefem Schlummer wecken;
Nicht für Lohn und Geldeswerth
Laßt euch ein mit Donald Caird!
Donald Caird ist wieder da!
Donald Caird ist wieder da!
Pfeifenklang schall' fern und nah,
Donald Caird ist wieder da!

Donald Caird leert seine Kanne
Schneller, als sie füllt die Hanne;
Jeder Wirth, der Schnaps verschenkt,
Weiß, wie er den Becher schwenkt;
Trunken ist er keck und rege,
Gehet Niemand aus dem Wege;
Hochlands Häuptling, Tieflands Laird
Müssen weichen Donald Caird!
Donald Caird ist wieder da!
Donald Caird ist wieder da!
Auf erzählt es fern und nah,
Donald Caird ist wieder da!

Schließt den Schenktisch, schließt die Lade,
Daß euch Donald Caird nicht schade!
Donald Caird hält Alles fest,
Was Allan Gregor übrig läßt;
Käse, Wolle, Hahn und Henne,
Auch ein Schwein wohl von der Tenne,
Lumpen — O, vor Strang und Schwert
Hüte wohl dich, Donald Caird!
Donald Caird ist wieder da!
Donald Caird ist wieder da!
Keiner sag's dem Scherif ja,
Donald Caird ist wieder da!

Donald Caird war kaum zu retten,
Strang bedrohten ihn und Ketten;
Doch Donald Caird, mit schlauen Tücken,
Wußt' den Galgen zu berücken;
Sieh', es fiel von Fuß und Hand
Seiner Fesseln stählern Band!
Wahrt die Heerden fern und nah!
Donald Caird ist wieder da!
Donald Caird ist wieder da!
Donald Caird ist wieder da!

Keiner sag's dem Richter ja,
Donald Caird ist wieder da!

6.

Wiegenlied für den Sohn eines Schottischen Häuptlings.

Schlaf, Söhnchen! dein Vater war eisenumhüllt
Ein Ritter! deine Mutter war lieblich und mild!
Vom Thurme sieh' nieder: des Waldes Revier,
Die Schluchten, die Berge, sie prangen nur dir!

O, fürchte das Horn nicht, wie laut es auch dröhnt;
Den Wächtern nur, die dich beschützen, es tönt;
Sie spannen den Bogen, ihr Schwert raucht von Blut,
Eh' feindlich ein Bube dir Leides anthut.

Schlaf Söhnchen! die Zeit kommt, wo panzerbedeckt
Das Horn und die Trommel vom Schlummer dich weckt,
Drum schlafe, mein Liebling, noch darfst du's ja thun;
Als Mann mußt du kämpfen, kannst nimmermehr ruhn!

7.

Das Mädchen von Isla.

Mädchen von Isla, hoch vom Riff,
Das Sturmgewölk und Meer umnachten,
Siehst du nicht dort das kleine Schiff
Die Wuth der Wellen keck verachten?
Jetzt taucht es tief in Schaum und Dampf,
Tanzt hoch jetzt auf der Wogen Rand;
Sprich, warum wagt es solchen Kampf? —
Mädchen, es sucht sein Heimathland!

Siehst, Mädchen, du die Möve dort?
Durch Nebel glänzt ihr weißer Flügel;
Sie schwingt sich durch den rauhen Nord,
Und sucht des Ufers sichre Hügel.
Warum durch Sturm und Wogenschaum
Sucht sie der Insel Felsenstrand,
Warum des Ufers grünen Saum? —
Mädchen, es ist ihr Heimathland!

Doch, wie des Schiffs der wilde Sturm,
Lachst du der Werbung, die ich bringe;
Kalt, wie des Felsen steiler Thurm,
Wo Möv' und Taucher senkt die Schwinge.
Sey noch so hart, sey noch so kalt,
Doch, Mädchen, biet' ich dir die Hand!
Wenn nicht dein liebend Herz, dann bald
Ist Allan's Grab sein Heimathland!

8.

Der Einfall.

(The Foray.)

Der letzte der Stiere war heut' unser Mahl;
Kein Wein in der Burg mehr, als hier im Pokal!
Wohlauf! mit dem Schwert euch umgürtet! von hinnen!
Gefahr ist zu wagen, und Raub zu gewinnen!

Das Auge, das jüngst noch mit lächelndem Strahl
Dem unsern begegnet, blickt trübe durch's Thal,
Hernieder vom Thurm durch die Nacht zu erspähn
Das bäumende Roß und des Helmbusches Wehn.

Wie der Wind sich erhebt, wie der Platzregen rauscht!
Der Mond hinter Wolken in Nebelduft lauscht!
So recht, ihr Genossen! des Thurmwarts Gesicht,
Von Dunkel befangen, erspäht uns dann nicht!

Wie stampfen die Rosse! hört, das ist mein Scheck!
Sein Hufschlag klingt markvoll, sein Wiehern klingt keck!
Wie der Blitz des Gewitters in Sturm und in Dampf,
Soll der Blitz seiner Mähne auch führen zum Kampf!

Die Brücke fiel nieder, schon tönte das Horn!
Ein Glas noch: — und dann gebt den Rossen die Spor'n! —
Ein ehrenvoll Grab dem Gefallnen voll Muth,
Und Heil dem, der heimkehrt zu Teviots Fluth!

9.

Das Mädchen von Toro.

O, tief auf dem Torosee ruhte verziehend
Die scheidende Sonne mit purpurner Gluth;
Leis rauschte der dunkelnde Wald; da lag knieend
Ein Mädchen am Ufer und weint' in die Fluth.
„O, süßeste Jungfrau, und ihr, in den Höhen
Des Himmels, ihr Heil'gen, vernehmt meine Noth!
Erhört meine Bitte, gewähret mein Flehen!
Gebt Heinrich mir wieder, sonst gebt mir den Tod!" —

Es tönte herüber vom waldigen Hügel,
Bald stärker, bald schwächer, des Kampfes Gewirr;
Da plötzlich, getragen vom schwellenden Flügel
Des Windes, scholl Schlachtruf und Waffengeklirr.
Sie horchte, sie blickte zur Ferne, sie lauschte;
Es nahte ein Krieger; wie schlug ihr das Herz!
Sein Schritt war so langsam, sein Leben verrauschte;
Sein Helm war gespalten, sein Antlitz sprach Schmerz.

„O, rette dich, Mädchen! geschlagen die Heere!
O, rette dich! todt dein Beschützer, dein Freund!
Dein Heinrich liegt kalt auf zerbrochenem Speere,
Und rasch durch die Waldungen naht sich der Feind!" —
Kaum, stammelnd, vollbracht' er sein schreckliches: „Rette!"
Verzweifelnd vernahm ihn das Mädchen. — Den Lauf
Versenkte die Sonn' in des Torosee's Bette,
Doch ging sie den Beiden wohl nimmermehr auf!

F. Freiligrath.

Chateaubriand.

(Fortsetzung.)

Es ist etwas Großes, als Staatsmann und als Literat zugleich ausgezeichnet zu seyn; beide Eigenschaften erhöhen gegenseitig eine den Glanz der andern. Aber Chateaubriands Ruhm wäre vielleicht unangefochtner und reiner geblieben, wenn er sich

begnügt hätte, ein Mann des Worts und der Feder zu bleiben; natürlich mußte er mit einem großen Maßstab gemessen werden, und wenn er den Erwartungen, die man von dem so berühmten Autor hegte, nicht entsprach, fiel, der Natur der Sache nach, sein Kredit überhaupt. Entwurzelt gleichsam aus seinem heimathlichen Boden durch die erste Revolution, gewann er nie wieder jene stete und feste Haltung, welche das wichtigste Element des politischen Charakters ausmacht; die ihn in seinem politischen Leben bestimmenden Impulse mochten nie geradezu verwerflich, sie mochten oft großmüthiger und plausibler Art seyn, er mochte selbst die Ueberzeugung hegen, immer nach den Eingebungen der Ehre und der Pflicht zu handeln — aber wenn auch er selbst sich schmeichelt, *Einheit in sein Leben gebracht zu haben*, so wird doch die Welt anderer Ansicht seyn.

Durch die Macht seines Wortes, durch den blendenden Glanz, die hinreißende Wärme seiner Darstellung war Chateaubriand ein unschätzbarer Anwalt eines Systems, einer Regierung und ein furchtbarer Gegner — aber er selbst war nicht zum Haupt einer Partei, zum Vertreter eines Systems gemacht, dazu fehlte ihm der klare Blick, die kalte Besonnenheit. Bei der Fülle und Vielseitigkeit seiner Anlagen besaß er doch nicht jenen innern Kern, der das praktische, der das poetische Genie macht; er verirrte sich selbst in dem weiten Umfang seines Talents. *Gründe* fehlten ihm gewiß nie bei seiner Handlungsweise, wohl aber der feste, unwandelbare *Grund*, — der bewußte Wille, der wie die Magnetnadel immer nach der gleichen Richtung strebt. Die Ehre und die Wohlfarth Frankreichs, kann man sagen, hatte Chateaubriand doch immer vor Augen; das mag seyn — aber wie Verschiedenartiges fand er damit vereinbar oder durch sie gefordert! die Befreiung Griechenlands und die Invasion in Spanien! Um seinem Vaterlande zu dienen, nahm er unter Napoleon ein Amt an, aber im Jahr 1814 sah er das Heil Frankreichs einzig und allein in der Person der Bourbons. Aus welchen Quellen schöpfte er seine politischen Ansichten? Aus der geschichtlichen Erfahrung, aus den religiösen Dogmen, aus der Vernunft oder aus individuellen Sympathien und Antipathien? Man kann antworten, daß er alle die erstgenannten Quellen zwar nicht verschmähte, daß er je nach der Lage der Umstände bald auf diese, bald auf jene rekurrirte; bald die Orakel der Geschichte anrief, bald die Sprüche der Schrift herbeizog, bald er Stimme des natürlichen Bewußtseyns, des unmittelbaren Rechtsgefühls Gehör verschaffen wollte — aber daß er doch am meisten seinen Stimmungen und Gefühlen nachgab, seine historischen Vorurtheile zu geschichtlich sanktionirten Axiomen erhob, daß er, statt überall den richtigen Stand- und Gesichtspunkt zu suchen, die Dinge mehr oder weniger gewaltsam, mehr oder weniger absichtlich oder bewußtlos in das Licht rückte, in welchem er sie sehen wollte. Der Philosoph, der Religiöse, der Edelmann und der Mann der Einsicht und des Fortschritts, der Legitimist und der Freund der Freiheit begegneten und stritten sich in ihm, bald behielt diese, bald jene Betrachtungsweise Recht; er gab sich wohl auch Mühe nachzuweisen, daß die verschiedenen Tendenzen sich nicht widersprechen, daß z. B. die Religion, das Christenthum die Sache der Freiheit begünstige; aber doch würde derjenige, der darauf ausginge, die Widersprüche in Chateaubriands politischen Schriften aufzudecken, eine reiche Ernte finden. Beschränken wir uns nur auf seine Stellung zu Napoleon, seine Urtheile über denselben — welche Ungleichheit! Chateaubriand selbst fühlt es, aber er ist weit entfernt, irgend etwas zurückzunehmen von dem, was er geschrieben; nicht leicht ist ein Autor zu finden, der an seinen Worten und Schriften ein solches Wohlgefallen hat und sich selbst so häufig citirt; er glaubt, die verschiedensten Urtheile neben einander bestehen lassen zu können, indem er erklärt: „Wenn man die Schrift *Buonaparte und die Bourbons*, die *Parallele zwischen Buonaparte und Washington* und einige Blätter aus meiner *Polemik* zusammennimmt, wird man ungefähr Alles haben, was im Guten und im Bösen von jenem Manne zu sagen ist, den die Völker eine Geissel nannten;" über die Sprache in der erstgenannten Schrift gibt er die Erklärung: „Buonaparte ist in diesem Büchlein, den Erfordernissen der damaligen Zeit gemäß, mit Härte beurtheilt. In jener Epoche der Verwirrung und Leidenschaft konnten die Worte nicht auf die Goldwage gelegt werden; es kam weniger darauf an zu schreiben als zu handeln (— das heißt: weniger darauf die *Wahrheit* zu sagen als zu *wirken* —) es war eine Schlacht die gewonnen oder verloren werden mußte und die, verloren, die Trümmer des legitimen Throns für alle Zeiten zerstreute. Der Augenblick war entscheidend; es that Noth sich nur mit dem *furchtbaren* Mann zu befassen, ohne zu untersuchen was er Ausgezeichnetes an sich hatte; die Bewunderung, unkluger Weise mit in die Wage gelegt, hätte die auf die Seite des Unterdrückers unserer Freiheiten geneigt. Niemand hatte kaltes Blut um ein unparteiisches Urtheil auszusprechen. Als Usurpator des Throns des heiligen Ludwigs und der Rechte der Nation — so zeigte sich Buonaparte, als ich das erstemal seine Züge skizzirte. Ich beurtheilte ihn mit vielduldenden Generationen, selbst eines seiner Opfer; später habe ich zu reden gehabt von einem verlornen Scepter, von einem zerbrochenen Schwert, als gewissenhafter Historiker, als Bürger, der die Unabhängigkeit seines Landes gesichert sieht." — „Im Jahr 1814 habe ich Buonaparte und die Bourbons geschildert; im Jahr 1827 habe ich die Parallele zwischen Washington und Buonaparte gezogen; beide *Abgüsse* von Napoleon sind ähnlich, aber der eine ist vom Lebenden, der andere vom Todten genommen, und der Tod ist wahrer als das Leben." Und nun vergleiche man Stellen aus der einen Schrift mit Stellen der andern! Die Schrift vom Jahr 1814, die im pathetischsten Ton geschrieben, mit den Worten beginnt: „Nein! nie werde ich glauben, daß ich auf dem Grabe Frankreichs schreibe! ich kann mich nicht überzeugen daß nach dem Tage der Rache uns nicht der Tag der Barmherzigkeit anbrechen sollte;" die Schrift, welche die Bourbons als wahre Heilige und Heilande Frankreichs preist —: „die Bourbons allein entsprechen heute unserm jammervollen Zustand; sie sind die einzigen Aerzte, welche unsere Wunden zu schließen vermögen. Alles wird legitim mit ihnen und durch sie, alles ist illegitim ohne sie;" — diese Schrift entwirft von Napoleon ein Bild, dessen einzelne Züge eben so sehr sich untereinander selbst, als der geschichtlichen Wahr-

heit und Chateaubriands eignen, sonst ausgesprochenen Ansichten widersprechen; nur einige Sätze mögen hier eine Stelle finden: „Buonaparte hatte nichts für sich als militärische Talente, worin es ihm jedoch mehrere unserer Generale gleich, wo nicht zuvor thaten. Um ihn zu verderben genügte es, daß die Vorsehung ihn verließ und ihn seinem eigenen Wahnsinn preis gab." — „Nie hatte ein Usurpator eine leichtere und glänzendere Rolle zu spielen." — „Das Continentalsystem war das System eines Narren oder eines Kindes." — „Thöricht in seiner Verwaltung, verbrecherisch in seiner Politik, was hatte er denn an sich, dieser Ausländer, um die Franzosen zu verführen? Seinen kriegerischen Ruhm! Nun wohl, dessen ist er jetzt entkleidet. Er ist freilich ein großer Schlachtengewinner aber abgesehen davon ist der geringste General geschickter als er. Er versteht nichts von Rückzügen und vom Terrain. Man hat geglaubt, er habe die Kriegskunst vervollkommnet und doch ist es gewiß, daß er sie auf den Zustand der Kindheit zurückgeführt hat." — „Wenn Gott die Vollstrecker seiner himmlischen Strafgerichte auf die Erde sendet, so ist Alles vor ihnen geebnet, sie erreichen außerordentliche Erfolge bei mittelmäßigen Talenten. Ihnen ist gegeben zu verderben und zu erniedrigen, die Ehre zu vernichten, die Seelen herabzuwürdigen, zu beflecken was sie berühren, Alles zu wollen und Alles zu wagen, in allen Sprachen zu reden, alle Augen zu blenden, die Vernunft selbst zu täuschen, für ungeheure Genie's zu gelten, während sie nur gemeine Verbrecher sind." Den freilich nahe genug liegenden Vorwurf, wie die Franzosen einem solchen Wahnsinnigen haben gehorchen, wie er selbst, Chateaubriand, ihm habe dienen können, begegnen die Worte: „Buonaparte kündigte seine Entwürfe nicht offen und geradezu an. Er versöhnte die wahren Franzosen dadurch mit sich, daß er sich für den Wiederhersteller der Ordnung der Gesetze und der Religion ausgab. Die Weisesten ließen sich hintergehen, die Hellsehendsten ließen sich täuschen." — Die Gelangung Napoleons zur Macht wird, mit merkwürdiger Keckheit in Entstellung der Geschichte, also geschildert: „Durch die Erfahrung aufgeklärt, empfanden wir endlich, daß die monarchische Regierungsform die einzige unserem Vaterland frommende sey. Es wäre das natürlichste gewesen, unsere legitimen Fürsten zurückzurufen; aber wir sahen unsere Verbrechen für zu groß an, als daß sie verziehen werden könnten. Wir bedachten nicht, daß das Herz eines Abkömmlings des heiligen Ludwigs ein unerschöpflicher Schatz des Erbarmens ist. So mußte man darauf denken, ein Oberhaupt einzusetzen, welches das Kind der Revolution wäre. Unbescholtene, feste und muthige Magistrate, Feldherren, berühmt durch Rechtschaffenheit und Talent, hatten sich mitten unter unsern Unordnungen gebildet; aber man bot ihnen eine Gewalt nicht an, welche anzunehmen ihnen ihre Grundsätze verboten hätten. Man verzweifelte daran, unter den Franzosen ein Haupt zu finden, das die Krone Ludwigs XVI zu tragen wagte. Ein Ausländer bot sich dar; er wurde gewählt."

In der Parallele zwischen Washington und Buonaparte sagt er: „Vergleicht man Washington und Buonaparte, Mann mit Mann, so scheint des Genie des erstern minder großartig als das des zweiten. Washington gehört nicht wie Buonaparte jenem Geschlecht der Alexander und Cäsarn an, das über die gewöhnliche menschliche Größe hinausragt."

Die Meinung ist nicht, hier mit Chateaubriand zu rechten über seine Beurtheilung Napoleons; nur ein Beispiel sollte gegeben werden von seiner Fertigkeit darin, dasselbe Thema in ganz verschiedener Weise zu behandeln, auf denselben Gegenstand zu verschiedenen Zeiten, in verschiedener Stimmung ein ganz ungleiches Licht fallen zu lassen — ein Beispiel von seiner Sophistenkunst mit Einem Wort. Ein bedeutendes rhetorisch-poetisches Talent nennt ihn Goethe; bekannt aber ist, wie leicht die Rhetorik zur Sophistik umschlägt und ebenso bekannt ist, wie besonders die französische Beredtsamkeit in vielen Fällen es nicht verschmäht, die Waffen der Sophistik zu borgen. Dieß liegt tief im französischen Charakter, dem dadurch keineswegs der Vorwurf bewußter Unredlichkeit gemacht werden soll. Die Sophistik nämlich besteht darin, daß einzelne Seiten, untergeordnete Gesichtspunkte hervorgehoben, behauptet und vertheidigt werden — entweder gegenüber von der entgegenstehenden Einseitigkeit oder von der ganzen Wahrheit. Die volle Wahrheit, die erschöpfende Einsicht, die sich des Gegenstandes ganz und gar bemächtigt hat, besitzt kein sterblicher Geist; auch die gereifteste Weisheit ist noch mehr oder minder mit Einseitigkeiten behaftet, die Nähe sowohl als die Entfernung an Raum oder Zeit täuscht das Auge. In der Eigenthümlichkeit des deutschen, speculativen Geistes liegt die Tendenz, der Einseitigkeiten Meister zu werden, sie zu überwältigen und sich dem über den Gegensätzen erhabenen Standpunkt der Wahrheit möglichst anzunähern; der französische Geist, leidenschaftlicher, unruhiger, selbstvertrauender begnügt sich damit, die Einseitigkeiten durchzufechten, ihnen durch den Schimmer des Talents, womit er sie unterstützt, einen temporären Sieg zu erringen. Es ist nicht geradezu die Unredlichkeit, es ist häufig nur die Lebhaftigkeit, welche sich Hyperbeln und Entstellungen erlaubt; es ist eine sich von selbst verstehende Sache, daß von den Behauptungen und Angaben einer pathetischen Rede Manches in Abzug gebracht werden muß, was zur Steigerung des Effekts dient; es gilt eine licentia rhetorica, bei sich jeder zu Nutze machen muß, um nicht gegen die Andern im Nachtheil zu seyn —

Damus hanc veniam petimusque vicissim.

Ein frappanter Kontrast, ein schönes Bild, ein beißender Witz sind mit einer kleinen Entstellung der Thatsachen, mit einer Sünde gegen die Logik nicht zu theuer erkauft und man vergißt den Mangel an Bündigkeit in einer Argumentation, die mit einem Stichwort für die Nationaleitelkeit endigt. Welche Gefahr, auf einem solchen Boden, unter solchen Influenzen ein Sophist zu werden! Offenbar aber ist auch, daß unter solchen Verhältnissen das Wort nicht mehr ganz seine schlimme Bedeutung behält, daß der Gegensatz der Beredsamkeit oder der Darstellungskunst und der Sophistik ein fließender wird.

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 80.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

17 November 1836.

Noch Einiges über den Ettrick-Schäfer.

Ueber den Ettrick-Schäfer, dessen schon früher in diesen Blättern Erwähnung geschah, theilt das New Monthly Magazine mehrere interessante Notizen, seine Lebensschicksale und seine Entwicklung als Dichter betreffend mit, wovon wir Einiges ausheben.

James Hogg war geboren am 25 Januar 1772 in einer Hütte am Ufer des Ettrick. Des Dichters Vater stammte von einem Geschlecht von Schäfern, die seit undenklicher Zeit diesen abgelegenen Distrikt bewohnt hatten; sie waren ursprünglich Dienstleute der Scott's von Oakwood gewesen und hatten, wenn der Tradition Glauben geschenkt werden darf, die Häuptlinge dieses kriegerischen Geschlechts auf manchen ihrer räuberischen Streifzüge begleitet. Der Familienname lautete früher Houg, nicht Hogg, und kam von einem alten dänischen Wort Hecco her, das Adler bedeutet. James, der zweite von vier Söhnen, ward in Folge von Unglücksfällen, die seinen Vater betrasen, schon früh in die Welt hinausgeworfen; aber obgleich er so frühe der Leitung und Berathung seiner trefflichen Eltern beraubt ward, erlitten doch die Grundsätze der Ehrenhaftigkeit und Rechtlichkeit, die sie ihm eingeflößt, keine Aenderung. Seiner Mutter verdankte der Ettrick-Schäfer von seinem spätern Ruhm mehr als man vielleicht wird zugestehen wollen; an dieser ausgezeichneten Frau hatte er eine geistige Amme, fähig seinen erwachenden Genius zu pflegen und ihn bei seinem frühsten Streben nach Ruhm zu ermuthigen. Sie entdeckte bald, daß ihr Schäferknabe etwas in sich hatte, das sich bei den gewöhnlichen Menschen nicht fand; diesen Schatz zu heben war ihr frühzeitiges und vom Erfolg gekröntes Bestreben. Ungefähr ums Jahr 1740 war das Geschlecht der Minstrels noch nicht ganz erloschen in den Gränzlanden Schottlands, und von den Recitationen Eines dieser wandernden Sänger, eines neunzigjährigen Greises, hatte Margaretha Laidlaw (die Mutter James Hogg's) ihr sehr treues und umfassendes Gedächtniß mit vielen tausend Versen von schottischen Balladen angefüllt. Keine unwürdige Erbin war sie von dem Geistesbesitz dieses alten Mannes, vielleicht des letzten seines Geschlechts; von ihrem Munde schöpfte nachmals Walter Scott einige der schönsten Balladen in der Minstrelsy of the Scottish border. Die Hütte, wo sie geboren war und dreißig Jahre verlebte, war in einer der wildesten, abgelegensten Gegenden des südlichen Schottlands. Während der langen Wintermonate war wenig oder gar kein Verkehr zwischen den Bewohnern dieses Orts in der Wildniß und der geschäftigen Welt; so ist es nicht zu verwundern, daß sie alle die damals herrschenden abergläubischen Vorstellungen früh in sich aufnahm. Sie lebte gleichsam an dem Quell des Aberglaubens nnd hatte seine verstörten Wasser in tiefen Zügen getrunken; in der einsamen Wildniß verweilend hatte sie gehört oder bildete sich ein gehört zu haben:

> Die luft'gen Zungen, die der Menschen Namen
> In wüster Wildniß und am Strande lallen.

Fest glaubte sie an die Existenz jener geisterhaften Wesen, womit die Phantasie alle Hügel und Thäler und jeden ihre wilde Heimath durchströmenden Bach bevölkert hatte; als sie in spätern Jahren Mutter war, pflegte sie ihre Kinder in den langen Winternächten durch lebhafte Recitationen aus den schottischen Balladen zu unterhalten; dabei aber vergaß sie nie das weit Wichtigere: die religiöse Unterweisung ihrer Kinder. — Die Umgebungen, in welchen James Hogg aufwuchs, waren für eine empfängliche Einbildungskraft die günstigsten; mit den Worten der Ballade kann man sagen:

> Der Ettrick-Forst ist der schönste Forst,
> Den mit Augen ein Mann je sah;
> Der Bock und das Reh und der Hirsch und das Thier —
> Des Wildes die Fülle ist da.

Zu welcher Zeit der Barde des Gebirgs sein poetisches Lallen anfing, können wir nicht bestimmt angeben, aber wir haben Grund zu vermuthen, daß es sehr früh geschah; während der Zeit seiner Dienstbarkeit als Knabe sagte oft, wenn er die

väterliche Hütte besuchte, seine gute Mutter zu ihm: „Jamie, mein Junge, komm' ins Haus und mach' mir ein Lied!" Wie ihm diese Versuche glückten, haben wir nicht erfahren, auch wüßten wir nicht, daß von diesen seinen frühsten Gedichten noch welche vorhanden wären. Während der jugendliche Dichter auf den Bergen seine Heerde weidete, hatte er Gelegenheit sich in Betrachtung der Natur zu versenken, wie sie sich dem Städter nicht darbietet. In dem ewig wechselnden Schauspiel der Wolken, in dem hellen und schönen Himmel bei der Heiterkeit einer Sommerdämmerung, oder in den ersten Strahlen der Morgensonne hatte der Ettrick-Schäfer seine Einbildungskraft in den Jahren seiner Dienstbarkeit mit Gedanken und Empfindungen genährt, die in glänzenden Schöpfungen einer poesievollen Seele später sich offenbarten. Seine Bibliothek bestand in den ersten zwanzig Jahren seines Lebens aus einigen Nummern von Scots' Magazine, aus Harvey's Meditations und dem anmuthigen Hirtendrama The gentle shepherd; dieß wußte er Wort für Wort auswendig und in seiner Bibel war ihm jedes Blatt bekannt. Davids Psalmen waren ihm so vertraut, daß er beim Kirchenbesuch selten ins Buch zu sehen brauchte; seine Stimme erscholl immer als eine der lautesten und nicht am wenigsten melodischen unter den ländlichen Andächtigen; einmal funktionirte er sogar als Vorsänger in der Kirche von Ettrick. In seinem zwanzigsten Jahr kam er zu Hrn. Laidlaw in Blackhouse, wo er mehr als Sohn denn als Knecht gehalten wurde, eine nicht unansehnliche Bibliothek benützen durfte und sein Talent von seinem Herrn und noch mehr von dessen Sohn, seinem Genossen und Freund, anerkannt wurde. Diese Anerkennung wurde bestärkt und befestigt, die Zweifel besiegt und beschämt durch den gewichtigen Ausspruch Walter Scott's, der ihn hier kennen lernte: es sey ihm nie ein Mann von größerer Originalität des Genius vorgekommen. Als Autor trat Hogg zu Ende des vorigen Jahrhunderts auf; er war von seinem Herrn nach Edinburg geschickt worden zu einem Schafhandel, und da er einige Tage vor dem Markt ankam, miethete er sich ein Stübchen in der Vorstadt und schrieb einige, wir glauben nicht eben die besten seiner Dichtungen, wie sie ihm gerade sein Gedächtniß eingab, nieder. Sie blieben, als er die Stadt verließ, in den Händen eines obskuren Buchdruckers und der Schäfer hörte nichts mehr davon, bis ihm einige Exemplare nach Blackhouse geschickt wurden. Jetzt sah er sich doch **gedruckt** und seine literarische Laufbahn war begonnen. Sein Ruf breitete sich jetzt, obschon anfänglich nur langsam, aus; sein nächstes Werk war der: **Bergbarde**, worin wenigstens der Hauch der Poesie wehte — ein Hauch, der noch Größeres und Gediegeneres versprach.

Ungefähr ums Jahr 1810 fing Hogg an, auf sein Talent seine Existenz im Leben zu gründen. Er sagte für einige Zeit seinen heimathlichen Bergen Lebewohl, begab sich nach Edinburg um daselbst seinen Wohnsitz aufzuschlagen und begann im Winter dieses Jahrs seinen **Spion** — für einen bloßen Schäfer aus der Wildniß des Ettrick-Waldes ein ganz eigenes Unternehmen. Das Werk bestand hauptsächlich aus Erzählungen in Prosa und Versen und gelegentlichen Aufsätzen über Gegenstände von allgemeinem oder lokalem Interesse; aber er hatte als periodischer Schriftsteller wenig Unterstützung und mußte sich vorzüglich auf seine eigene Erfindungskraft verlassen. Der jetzt längst vergessene Spion enthielt einige Skizzen von den Sitten und Gebräuchen der Gränzlande, die nachmals, seinen Winterabenderzählungen einverleibt, so beliebt wurden. Größerer Ruhm aber wartete des Dichters, als seine Queen's Wake erschien, dieß schöne Gedicht, auf welches sich sein Ruf als Dichter eigentlich gründet und durch welches sein Name auf die Nachwelt kommen wird; von dem Tag an wo es herauskam, war das Recht des Verfassers unter den ausgezeichnetsten literarischen Männern des Zeitalters seine Stelle einzunehmen, eben so unzweifelhaft als unbestritten. Viele der schönsten Balladen darin waren schon Jahre lang im Besitz des Dichters gewesen; es kam ihm der glückliche Einfall, es könnte dadurch, daß er sie in ihrer jetzigen Gestalt verknüpfe, ein anziehendes Büchlein entstehen — und die Queen's Wake war die glückliche Frucht dieser Idee. Nur den genaueren Freunden des Schäfers ist es bekannt, daß die Barden, welche vor der jungen und reizenden Königin singen, Gemälde aus dem Leben sind und mehrere von den geschätztesten Genossen des Dichters schildern sollten.

(Schluß folgt.)

Chateaubriand.

(Fortsetzung.)

Wenn Chateaubriand nur in Beziehung auf Politik und Geschichte ein Sophist wäre, so hätten wir hier nicht davon zu reden gehabt; aber die Sophistik zieht sich, natürlich mit Modifikationen, bedingt durch den Gegenstand den er behandelt, und die Stimmung, in welcher er schreibt, durch alle seine literarischen Produkte hindurch; sie ist ein integrirender Theil seines Talents; will man es mit einem feineren Namen bezeichnen, so kann man sagen: es ist seine individuelle Weise, die Dinge anzusehen. Das Recht, seine eigenthümliche Betrachtungsweise zu haben, soll keinem Menschen abgesprochen oder geschmälert werden; es ist dieß ein Vorzug, es begründet die Ansprüche auf das so beliebte Prädikat: **geistreich**. Aber Chateaubriand ist es nicht darum zu thun, seine Ansichten durch Vergleichung mit andern, durch strenge Logik und Alles erwägende Gewissenhaftigkeit zu rektificiren und der Wahrheit möglichst nahe zu kommen, sondern vielmehr darum, dieselben, weil es **seine** Ansichten sind, so bestechend als nur immer möglich darzustellen. Am auffallendsten, am leichtesten nachzuweisen ist ein solches Verfahren in der Behandlung der Geschichte, wo die Evidenz der Thatsachen die Spiegelfechtereien der Sophismen am siegreichsten niederschlägt, wo der Widerstand des Einzelnen gegen die Macht der Wahrheit am schnellsten in seiner Ohnmacht und in seinem Eigensinn sich offenbart. Oder wer möchte als eine historische Autorität den Schriftsteller gelten lassen, der das Lob der französischen Monarchen in einer Weise singt wie Chateaubriand: „Gewiß hätte das Alterthum, erkenntlicher als wir, nicht ermangelt, ein Geschlecht **göttlich** zu nennen, das mit einem tapfern und klugen König beginnend

und mit einem Märtyrer endigend, im Zeitraum von neun Jahrhunderten drei und dreißig Monarchen zählte, unter welchen sich nur ein einziger Tyrann findet; ein in der Geschichte der Welt einziges Beispiel und ein ewiger Stolz für unser Vaterland. Die Rechtschaffenheit und die Ehre saßen auf dem Thron Frankreichs, wie auf andern Thronen die Gewalt und die Politik. Die Einen dieser Könige hießen die Weisen, die Guten, die Gerechten, die Vielgeliebten! (Chateaubriand vergißt die Prädikate der Schöne, und der Ersehnte); die Andern hießen die Großen, die Erhabenen, Väter des Vaterlands und der Wissenschaften. Einige hatten wohl Leidenschaften, für welche sie durch Unglück büßten; aber keiner flößte der Welt Entsetzen ein durch Laster, wie sie das Andenken der Cäsare schänden." Welches Vertrauen kann eine Logik einflößen, welche so argumentirt: „Man könnte die Reformation anklagen, die mittelbare Ursache der Mordthaten der Bartholomäusnacht, der Greuel der Ligue, des Meuchelmords Heinrichs des IV, der Metzeleien in Irland, der Widerrufung des Edikts von Nantes und der Dragonaden gewesen zu seyn; denn durch eine natürliche Rückwirkung erweckte sie bei ihrer Entstehung aufs neue den schon erlöschenden katholischen Fanatismus." Das bescheidene: *Man könnte*, zeigt zwar deutlich genug, daß er selbst in diesem Fall die Perfidie einer solchen Argumentation wohl erkennt, aber es ließen sich Beispiele genug anführen, wo er mit größerer Zuversicht Behauptungen aufstellt, welche in nicht geringerem Grade gegen Logik und natürliches Gefühl streiten. Man muß bei der Lektüre seiner Schriften immer auf der Hut seyn, um nicht durch seine blendenden Gedanken und Einfälle, durch seine im Ueberfluß herbeigebrachten, aber oft mißbrauchten Analogien, durch seine erschlichenen Argumentationen und seine, oft durch einen leichten beigemischten Zug entstellte und mißdeutete Thatsachen sich überraschen und täuschen zu lassen. Nicht absichtliche Täuschung, sondern die Präoccupation des von seinem Gegenstand lebhaft ergriffenen, von dem gewaltigen Strom seiner eigenen Beredtsamkeit fortgerissenen Schriftstellers ist dieß; aber wenn das Bewußtseyn hievon uns billig zurückhält, ihn deßwegen allzuhart anzuklagen, so muß es uns auf der andern Seite desto vorsichtiger gegen ihn machen.

Bei einem Autor wie Chateaubriand, dessen sämmtliche Schriften so stark von seiner Subjektivität gefärbt sind, der nie die Sprache des kalten, nüchternen Verstandes redet, der der Einbildungskraft einen so mächtigen Einfluß gestattet, der so gern an die Empfindungen, natürliche oder angelernte, appellirt, der eine solche Neigung hat, Alles, Großes und Kleines auf sein Ich zu beziehen — bei einem Autor dieser Art ist es von Interesse zur Erläuterung seines literarischen Charakters auch seinen persönlichen, so weit er aus seinen Schriften sich ergibt, in Betracht zu ziehen.

Chateaubreand ist Franzose und Edelmann. Die Eigenthümlichkeit seiner Nation und seiner Kaste sind in seinem Geiste sehr deutlich ausgeprägt. Als Franzosen charakterisirt ihn seine Lebendigkeit, seine Empfänglichkeit, die Beweglichkeit und Elasticität seines Geistes, seine leichte und bequeme Auffassung, sein Pathos; als Edelmann seine Ritterlichkeit, seine Großmuth, sein reizbares Ehrgefühl, seine konservative Ehrfurcht für das Alte und Traditionelle, seine *Treue* und sein Katholicismus. Mit Ausbruch der Revolution und mit der Emigration lebte in dem französischen Adel wieder die Erinnerung an den Titel des französischen Monarchen als *Allerchristlichster König* auf, und der Gegensatz gegen die in ihrem Zenith atheistische Revolution trug nicht wenig dazu bei, ihren Gegnern zu eifrigen Umfassung der Religion hinzudrängen. Den eigenthümlichen Charakter der Religiosität Chateaubriands werden wir später bei Besprechung seines génie du Christianisme noch näher bezeichnen. — Obgleich ein Flüchtling und in gewissem Sinn ein Opfer der Revolution, war jedoch Chateaubriand zu sehr Franzose und Philosoph, als daß er nicht auch in gewissem Sinn die Revolution als eine welthistorische That seines Volkes hätte anerkennen und die Resultate derselben auf bedingte Weise adoptiren sollen. Die *Freiheit* der Völker, den Fortschritt wollte er; er bekämpfte mit großem Nachdruck und Erfolg die Beschränkungen der Preßfreiheit und verfocht mit glänzender Beredtsamkeit die Sache Griechenlands. Tiefgewurzelte aristokratische Lieblingsansichten einerseits, andererseits natürliches Wohlwollen und kosmopolitische Liberalität ließen ihn dem Ziel nachstreben: Legitimität und Humanität mit einander zu verschmelzen und zu versöhnen. Aber hiedurch stieß er bei den entgegengesetzten politischen Parteien an, deren jede zwar gern seine Autorität, so weit sie im einzelnen Fall ihr günstig war, sich gefallen ließ, aber seine gesammte politische Ansicht und Tendenz aus den entgegengesetzten Gründen verwarf. Die Unabhängigkeit der Gesinnung, das Sich-Erheben über die Parteien ist eine schöne Sache für den Theoretiker, den Philosophen; aber der praktische Staatsmann hört eben damit auf Staatsmann zu seyn, wenn er sich alle Parteien entfremdet, ohne sich eine neue, eigene zu schaffen, wenn er sich mit seinen kostbarsten politischen Ueberzeugungen isolirt. Eine solche Handlungsweise läßt sich zwar als ehrenwerthe Energie des Charakters erklären, aber sie kann auch, wie im Falle Chateaubriands, den Verdacht einer eigensinnigen Eitelkeit begründen, und für diesen Verdacht spricht der Mißmuth, die schwankende Unentschiedenheit und Bitterkeit, welche in seinen neuesten Schriften sich nicht verkennen lassen und das schweigende Zugeständniß enthalten, daß er an seinen eigenen Ansichten und an seinem Ziel irre geworden. Man könnte sagen, aus der feudalistischen Zeit, deren Andenken dem Vicomte immer theuer und ehrwürdig bleibt, wenn schon er sich ihre Gebrechen nicht zu verhehlen vermag, habe er den abenteuerlichen Sinn geerbt, der ihm einige Aehnlichkeit gibt mit den fahrenden Rittern, welche zwar hier und dort sich an Andere anschlossen, einen gemeinsamen Kriegszug mitmachten, aber dann doch wieder sich isolirend ihre besondern Wege, Absichten oder Grillen verfolgten. Dieser Trieb sich zu isoliren, offenbart sich in der Reiselust Chateaubriands. „Reisen!" ruft er aus: „großes Wort! es ruft mir mein ganzes Leben ins Gedächtniß zurück!" Diese Reiselust ist sehr charakteristisch an ihm; sie ist überhaupt verwandt mit dem Poetischen im Menschen; es ist die Lust am Unbekannten, Neuen, Fernen, der romantische Trieb. Je nach der Eigenthümlichkeit der Länder, wohin ihn seine Wan-

derungen führten, nahmen seine Reiseempfindungen verschiedene Färbungen an; in Amerika ist er ergriffen von der Einfachheit der Naturvölker und seine Seele ist bewegt von dem großen Gegensatz der Rohheit und der Civilisation; in Griechenland feiert er den Cultus des griechischen Alterthums, in Spanien vergegenwärtigt er sich die Zeiten des Glaubensstreits zwischen Spaniern und Arabern; in England beschäftigt ihn neben der Literatur und Geschichte dieses Landes vorzüglich eine Vergleichung seiner politischen Einrichtungen, Entwicklungen und Revolutionen mit den politischen Schicksalen Frankreichs, und im heiligen Lande erwacht vor seiner entzündeten Einbildungskraft die christliche Urzeit. So reiste er nicht als Historiker oder Statistiker, sondern als Poet; auf dem Boden der Wirklichkeit erhoben sich vor ihm die Bilder der Vergangenheit oder der Zukunft und was er sah, interessirt ihn vorzugsweise insofern, als es seiner Reflexion oder seiner Einbildungskraft, die beide unersättlich waren, neuen Stoff zuführte. Es ist nicht uninteressant, daß auch Lamartine, in vielen Beziehungen ein Geistesverwandter von Chateaubriand, den Drang in sich gefühlt hat, den Orient zu bereisen. Ein wichtiges Element in der Poesie Byrons, dessen Verhältniß zu den beiden französischen Dichtern hier nicht näher beleuchtet werden kann, obgleich Chateaubriand in seiner neuesten Schrift selbst eine Parallele zwischen sich und dem Briten zieht, bildet ebenfalls das Reisen mit seinen Resultaten. — Im Vorbeigehen — wie ist dieß anzusehen? ist es ein Zeichen von gesteigerter Capacität, von wachsender Universalität der Poesie, daß sie das Fremde zu umspannen und in ihren Bereich zu ziehen sucht, oder ist es ein Zeichen von Armuth, die sich am eigenen Heimischen nicht mehr befriedigt findet?

Die vielen Reisen und der langjährige Aufenthalt Chateaubriands außerhalb Frankreichs hätten ihm, könnte man glauben, leicht eine völlig kosmopolitische Gesinnung und Weltanschauung einflößen können — aber wenn sich auch seine Ansichten erweiterten und er sich von nationalen Vorurtheilen freier machte als seine meisten Landsleute, so blieb doch das Innerste seines Geistes und Herzens durch und durch französisch; seine Empfänglichkeit für Fremdes und Neues war mit einem eben so großen Maß von zäher Anhänglichkeit am Alten gepaart und sein Beispiel beweist häufig, wie die in den Augen von Deutschen und Engländern einseitigen Ansichten und Urtheile von Franzosen über Ausländisches nicht allein in der Unwissenheit ihren Grund haben, sondern sehr häufig auch in ihrer Unfähigkeit aus sich selbst herauszugehen. Mehr zwar als irgend ein andrer Franzose erkennt Chateaubriand die Eigenthümlichkeit des französischen Geistes und schildert sie hin und wieder mit treffenden Zügen, er sagt selbst, die Franzosen wüßten in ihren Ansichten und Urtheilen nicht die rechte Linie zu halten, nicht gleichmäßig und stetig fortzuschreiten, sie springen immer von Weiß auf Schwarz und umgekehrt, wie der Springer im Schachspiel; aber diese Einsicht hilft ihm nicht den auch auf ihm lastenden Zauber brechen; auch er bleibt den französischen Gebrechen großentheils unterworfen, und fast scheint es, als ob er sich auch darin gefiele. Diese Selbstgefälligkeit und Eitelkeit ist, wie schon oben bemerkt, ein wichtiger Zug in seinem Wesen. Es ist ganz natürlich, daß ein Mann, der als Autor und als Staatsmann eine solche Rolle gespielt hat, sich fühlt, daß er bei den reichen Erinnerungen eines wechselvollen, vielbewegten Lebens, das ihn durch die halbe Welt führte, gern verweilt, daß er mit Zufriedenheit und Stolz auf seine Schriftstellerlorberen blickt: aber die Eitelkeit, welche Chateaubriand überall an den Tag legt, ist nicht geeignet, unsre Meinung von seinem Geist und Verstand zu steigern. Es ist als ob er in beständiger Furcht und Unruhe schwebte, die Welt möchte seinen Ruhm und seine Werke vergessen, wenn er sie nicht immer wieder daran erinnerte; sein Ich ist ihm der rothe Faden der neuesten Geschichte, an alle großen Erscheinungen und Männer heftet er sich mit den Enterhaken seiner Persönlichkeit, wenn ihm auch die Zusammenstellung mit denselben nur nachtheilig seyn kann. Kann sich der Dichter Chateaubriand mit dem Dichter Byron messen? Und doch wagt er es: „Es ist vielleicht von einigem Interesse für die Zukunft, das Zusammentreffen der beiden Häupter der neuen französischen und englischen Schule zu bemerken, welche den gleichen Ideenschatz und ein ähnliches Schicksal, wenn schon nicht ähnliche Sitten, hatten; beide Reisende im Orient; der Eine englischer, der Andere französischer Pair; nur war das Leben des englischen Dichters nicht in so große Ereignisse verwickelt wie das meinige." Er gibt zu verstehen, daß er eigentlich Byron zu seinen Schülern und Nachahmern zählen dürfe — (René soll das Vorbild zum Childe-Harold gewesen seyn —). Mehr verletzte Eitelkeit und Resignation als Bescheidenheit spricht sich in folgenden Worten aus: „Ich bin Lord Byron im Leben und er ist mir im Tod vorangegangen; er ist abberufen worden, ehe die Reihe an ihm war; meine Nummer war früher als die seinige, und doch kam die seinige zuerst heraus. Byron hätte noch auf der Welt bleiben sollen; mich konnte sie missen, ohne mein Verschwinden zu bemerken und ohne sich nach mir zurückzusehnen." Auch einer andern, anspruchslos klingenden Stelle scheint dieselbe Stimmung zu Grunde zu liegen: „Gott sey Dank! indem ich mich selbst nach meinem wahren Werth schätze, habe ich nie auf die Herrschaft in der Literatur Ansprüche gemacht; wie ich nur an die religiöse Wahrheit glaube, von welcher die Freiheit eine Gestalt ist, setze ich mein Vertrauen so wenig in mich, als in irgend Etwas unter dem Monde." Wie er sich selbst beurtheilte, seine Bedeutung und seinen Werth anschlug, wird man erst aus seinen Memoiren erkennen, die nach seinem Tod werden veröffentlicht werden, und die er nur einem kleinen Kreis zum Theil vorgelesen hat; er bemerkt hierüber: „Ich kann bei meinen Lebzeiten nicht Alles von mir sagen, was ich im Grabe sagen darf; es ist etwas sehr Bequemes todt zu seyn, weil man dann ganz ungenirt reden kann."

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 81.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

19 November 1836.

Die Natur.

Von Beranger.

Hervorzubringen Lust und Schmerzen
Natur, die reiche, niemals ruht;
Die Welt ist voll von argen Plagen,
Von Trümmern, Thränen und von Blut.
Doch Schönheit winket ihr uns zu vertrauen,
Ein süßes Nektarblut die Traube schwellt;
Fließt edle Weine, lächelt mild o Frauen,
Getröstet wieder ist die Welt.

Sündfluthen gab's in jedem Lande;
In diesem Augenblick vielleicht
Flüchten sich Sterbliche zur Arche,
Weil sie der Zorn der Wogen scheucht.
Doch läßt sich bunt am Himmel Iris schauen
Und hat die Taub' im Schiff sich eingestellt:
Fließt edle Weine, lächelt mild o Frauen,
Getröstet wieder ist die Welt.

Wieder ein Schauplatz voll von Leichen!
Der Aetna scheint in seiner Wuth
Emporzuspeien an den Himmel
Aus seinem Schlund der Hölle Glut.
Doch endlich schweigt sein Grimm. Die Flücht'gen bauen
An seinem Fuß vertrauend neu ihr Zelt;
Fließt edle Weine, lächelt mild o Frauen,
Getröstet wieder ist die Welt.

Gott! welch ein Schwarm von neuen Plagen!
Der grimme Gei'r vom Orient,
Die Pest, mit schwarzen Flügeln klatschend,
Ihr scheues Opfer überrennt.
Doch gnädig mild die Himmel wieder blauen,
Die Hand dem Kranken man entgegen hält;
Fließt edle Weine, lächelt mild o Frauen,
Getröstet wieder ist die Welt.

Mars endlich häuft noch unser Elend;
Wir büßen für der Kön'ge Streit.
Schon trank der Grund das Blut der Väter,
Das Blut der Söhne trinkt er heut.
Doch, mit dem Schwert in Stücke sich zu hauen,
Werden die Völker müd; man räumt das Feld;
Fließt edle Weine, lächelt mild o Frauen,
Getröstet wieder ist die Welt.

O singen wir vom jungen Lenze,
Statt anzuklagen die Natur!
Der Freude schlingt, der Liebe Kränze
Von Rosen, frisch entblüht der Flur.
Ob auch die Knechtschaft uns erfüllt mit Grauen,
Mit Schmerz das Reich, das hin in Trümmer fällt,
Fließt edle Weine, lächelt mild o Frauen,
Getröstet wieder ist die Welt.

Noch Einiges über den Ettrick-Schäfer.

(Schluß.)

Die Veranlassung, welche die Witch of Fyfe ins Daseyn rief — mit Ausnahme von Kilmeny vielleicht die phantasiereichste unter allen Balladen des Dichters — war folgende. Sie war die Frucht eines Vormittags und wurde in den Stunden zwischen Frühstück und Mittagessen gedichtet. Er war an diesem Tag zu einer Gesellschaft bei einem Freund, Robert Jamieson eingeladen, und da er wünschte zur Unterhaltung seiner Freunde etwas den alten Balladen des Nordens Nachgebildetes mitzubringen, setzte er sich hin und schrieb seine Witch of Fyfe; welcher Erfolg diese Aufgabe, die er sich selbst gestellt hatte, krönte, brauchen wir nicht zu sagen. Oft haben wir in unserer Phantasie diese berühmte Fee auf ihren Wanderungen durch viele Länder begleitet; mit ihr sind wir gesegelt über die stür-

mische See, wenn die Wogen bergehoch gingen, und haben den Aufruhr des Sturms gehört; wir haben den Blitzstrahl zucken sehen aus der schwarzen Wolke, der einen augenblicklichen Glanz auf das empörte Meer warf; wir haben dem rollenden Donner gehorcht und das klägliche Geheul der Seehunde vernommen, vor Allem aber sind wir entzückt worden durch den Gesang der Meernixe. Mit dem alten Ehegemahl haben wir in Maisry's Hütte gewacht und die fürchterlichen Hexen hereintreten sehen; wir haben das Wort gehört, das der Dichter nicht aussprechen durfte und mit klopfendem Herzen den Abzug der Hexen gesehen; wir sind ihnen gefolgt auf ihrer Flucht durch die Regionen des Aethers und nach unserer Wanderung über den ewigen Schnee haben wir getrunken von des Bischofs Wein:

> Bis das Auge sich schloß und versagte die Stimm'
> Und die Zunge nicht wollte mehr gehen.

Wir sind gestanden auf den fernen Küsten Norwegens, wo alle Geister des Nordens einen großen Festtag feierten. Wir haben die Kraft des Zauberwassers gesehen, das abscheuliche Hexen in jugendlich blühende Mädchen verwandelte und wir haben Mitleid gefühlt mit dem armen, alten Ehegemahl, der auf dem Punkt ist sein Leben zu verwirken durch seine Liebe zu dem blutrothen Wein. Wir haben sein Gesicht voll Todesangst gesehen, wie er an den Pfahl gebunden ist; der Feuerbrand ist an die Scheiter gelegt und der Holzstoß lodert in Flammen auf — und haben uns innig gefreut über die rechtzeitige Ankunft des Boten von den Küsten von Fyfe. Wir haben beinahe die Worte gehört, die ihm ins Ohr geflüstert wurden — wir haben wenigstens ihre Wirkungen gesehen. Die starken Seile, womit der Alte gebunden war, zerrissen und wir sahen ihn triumphirend über die lodernden Flammen sich erheben und in den klaren blauen Himmel schweben. Dieß und noch viel Anderes haben wir geschaut, wenn wir die Schöpfungen der Phantasie des Dichters lasen. Wir könnten viele Stellen in den Dichtungen des Schäfers bezeichnen, wo seine Muse, die Schwingen ausgebreitet, in die Region des Gesanges emporschwebte und eine gleiche Höhe erreichte, als nur immer in den glücklichsten Gedanken, welche die Blätter der Queen's Wake zieren. Dieß schöne Erzeugniß seiner Einbildungskraft durchzuckte wie ein Meteor den literarischen Himmel; aber nicht wie ein Meteor, dessen augenblicklicher Glanz am Dunkel der Nacht verschwindet, sollte es unserem Auge sich entziehen; einem hellen und schönen Planeten erscheint sie über dem Horizont — aber als ein Planet mit eigenem, nicht mit erborgtem Licht.

Die Sonnenpilger waren ein sehr passender Vorwurf für die Phantasie des Ettrick-Schäfers; er ist immer glücklich, wenn er in das Feenland wandert, oder, wie seine Heldin und ihre himmlische Führerin, andere Welten und Systeme besucht. Seine glänzende Beschreibung der Irrfahrten eines Kometen würde dem Genius eines Miltons keine Schande machen und hätte der Verfasser sonst nie eine Zeile gedichtet — diese einzige Stelle würde ihm einen hohen Rang unter den Dichtern seines Zeitalters anweisen.

An der Mutter des jetzigen Herzogs von Buccleuch fand Hogg eine gütige Freundin; durch ihre Freundschaft wurde ihm der kleine Pacht Altrive zu Theil, wo er die folgenden Jahre seines Lebens zubrachte. Der Geldwerth dieser Wohlthat belief sich nicht hoch; das jährliche Einkommen betrug, die Wohnung abgerechnet, welche in sehr schlechtem Zustand war, so daß Hogg auf seine Kosten ein neues Haus baute, nicht über 30 Pf. St. Uebrigens hatte der Schäfer nicht einmal einen 99jährigen (unaufkündbaren) Pacht, sondern erhielt einen solchen nur für das Haus und ein Viertel Acre Land in den letzten drei Jahren, um ihn dadurch zum Wähler zu befähigen. Im Jahr 1820 verheirathete er sich mit Miß Margaret Phillips — eine sehr glückliche Wahl, welche ihm sein Leben sehr erheiterte. Im Sommer 1821 wurde ihm der Pacht Mount Benger von den Vormündern des damals minorennen Herzogs von Buccleuch angetragen; dieß war, wie die Folge auswies, eine sehr unglückliche Speculation, die den Dichter in große Schwierigkeiten verwickelte und mit dem Ruin seines zeitlichen Besitzes endete. Im Verlauf eines neunjährigen Pachts verwendete er mehr als 2000 Pf. St., die Frucht seiner literarischen Arbeiten, auf das gewinnlose Grundstück, eine Summe, mit der er seine Familie hätte vor Mangel sichern können. —

Der Herausgeber leitet die oben im Auszug mitgetheilten Nachrichten mit folgenden Worten ein:

„Der arme Hogg! Wir erinnern uns seiner noch wohl; zwar nicht so wie ihn Wordsworth in einem kleinen aber schönen, seinem Andenken dargebrachten poetischen Tribut schildert „im Moorland des Yarrow," sondern wie wir ihn in London gesehen, als man ihn zur Merkwürdigkeit des Tages machte und der Freimaurer-Saal (wo Hunderte sich versammelt hatten, um zu seiner Ehre und zu ihrem Vergnügen zu essen und zu trinken) von hochtönenden Ehrenbezeugungen und schottischen Liedern widerhallte! wir erinnern uns seiner auch wohl noch wie er war im geselligen Kreis, munter, freundlich und gutherzig; der Anziehungspunkt für leuchtende Augen und lächelnde Gesichter; die Einen ergötzten sich an seinem originellen Wesen, Andere erfreuten sich an seiner milden Satyre, und Alle waren unterhalten durch seinen Witz und seine Laune — wir erinnern uns seiner als eines Mannes von natürlichem, kräftigem Geist — und alle unsere Erinnerungen tauchten plötzlich wieder aufs lebendigste vor uns auf bei der traurigen Nachricht, die uns von einem seiner nächsten Verwandten und Freunde zukam: daß durch seinen Tod seine Wittwe, sein einziger Sohn und vier Töchter gänzlich unversorgt und mittellos bleiben.

Zwar ist der Familie ein Pacht von 30 Pf. St. jährlichen Einkünften überlassen worden; aber eine Zeit muß vergehen und Auslagen müssen gemacht werden, ehe das Grundstück einen Ertrag abwirft. Sir Robert Peel (dessen kurzes Ministerium durch manche Proben einsichtsvoller Gönnerschaft bezeichnet war) soll die Absicht gehabt haben, James Hogg eine jährliche Pension von 100 Pf. St. auszusetzen. Seine Freunde sollen sich nunmehr an die jetzige Regierung gewendet haben, um die Ausführung jener Absicht zu erwirken. Wir hoffen das Beste — aber inzwischen leiden Wittwe und Kinder Mangel.

Gegen 500 Gentlemen kamen in Freemason's Tavern zusammen, um den Schottischen Dichter zu sehen — nur um ihn zu sehen und ihn sprechen zu hören! Das Essen kostete Jedem etwa eine Guinee; so daß die Londoner an jenem Tage gegen 600 Pf. St. dafür ausgaben den Ettrick-Schäfer zu sehen! Wir wünschten nur, daß diese 500 Personen sich jenen Tag eben so wie wir ins Gedächtniß zurückriefen, und dann, zweifeln wir nicht, würden sie gern wieder 600 Pf. St. zusammenschießen, um einen weit köstlichern Genuß zu haben — den einer Wohlthat an die Familie des Ettrick-Schäfers."

Chateaubriand.

(Fortsetzung.)

Es ist betrübend zu sehen, wie ein so reichbegabter Geist am Ende seiner Laufbahn weder mit sich selbst und seinen Leistungen, noch mit der Welt zufrieden ist. Unverkennbar aber ist dieß bei Chateaubriand der Fall. Auf die lebendigsten, farbenreichsten Ergießungen folgt plötzlich eine Klage über die Vergänglichkeit und Nichtigkeit aller Dinge, auch der Geistesgröße und des Ruhms; eine bittere Niedergeschlagenheit verschlingt alle Hoffnung. Zwar beruft er sich dann auf die Religion als das Einzige was fest steht im allgemeinen Wechsel, aber auch sie vermag nicht seiner Seele eine ächte, tiefe Ruhe einzuflößen; er hüllt sich in sie wie der sterbende Cäsar in seine Toga, um mit Anstand und Würde zu sinken. Fern sey es zu behaupten, daß es ihm mit seinen religiösen Empfindungen nicht Ernst sey; ferne, zu läugnen, daß er oft dem religiösen Gefühl eine würdige und schöne Sprache geliehen, aber die religiöse Weltanschauung verschmilzt sich nicht mit seinem ganzen Wesen; er rekurrirt auf sie in der Noth, wenn er einen Ersatz sucht für die Täuschungen der Welt, von der er doch sein Herz nicht loszureißen vermag. Ueber das Interesse Chateaubriands an der Religion müssen wir uns etwas weiter auslassen.

Der Génie du Christianisme ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen in der neuern Literatur. Wir lassen den Verfasser selbst über die Zeit der Entstehung und über die Wirkungen des Buchs reden: „Als der Geist des Christenthums erschien, ging eben Frankreich aus dem revolutionären Chaos hervor; alle Elemente der Gesellschaft waren unter einander gemengt; die furchtbare Hand, welche sie zu scheiden begann, hatte ihr Werk noch nicht vollbracht; die Ordnung war noch nicht aus dem Despotismus und dem Ruhm hervorgegangen. Mitten unter den Trümmern unserer Tempel, so zu sagen, gab ich das Buch heraus, um in diese Tempel den Pomp des Kultus und die Diener der Altäre zurückzurufen. Wenn nicht die Kritiker jener Zeit, die Journale, die Flugschriften, die Bücher die Wirkungen des Génie du christianisme bezeugten, würde mir nicht geziemen davon zu sprechen, aber ich kann nicht umhin Thatsachen, die von Niemand angefochten werden, anzuerkennen; man kann verschieden darüber urtheilen, aber die Existenz derselben bleibt doch außer Zweifel. Die Literatur nahm theilweise ihre Färbung an von dem Génie du christianisme; Schriftsteller thaten mir die Ehre an, die Ausdrücke von René und Atala nachzuahmen, sogar die Kanzel entlehnte und entlehnt noch alle Tage, das was ich von den Ceremonien, den Missionen und den Wohlthaten des Christenthums sagte. Die Glaubigen glaubten sich gerettet durch die Erscheinung eines Buchs, das der Stimmung ihres Innern so trefflich entsprach; man hatte damals ein Glaubensbedürfniß, einen Heißhunger nach religiösem Trost, der eben seinen Grund hatte in der langjährigen Entbehrung solchen Trostes. Wie viel übernatürliche Stärkung hatte man zu suchen in so großen Drangsalen! Wie viele verstümmelte Familien hatten bei dem Vater der Menschen die Kinder zu suchen, die sie verloren hatten! Wie viele gebrochene Herzen, wie viele vereinsamte Seelen verlangten nach einer göttlichen Hand, um sie zu heilen! Man drängte sich in das Haus Gottes, wie man in den Tagen der Pest sich ins Haus des Arztes drängt. Erfüllt von den Erinnerungen an unsere alten Sitten, an den Ruhm und die Gebäude unserer Könige, athmete der Génie du Christianisme ganz die alte Monarchie... Buonaparte, damals bestrebt seine Macht auf die erste Basis der Gesellschaft zu gründen und im Begriff, sich mit dem römischen Hof auseinanderzusetzen, legte der Veröffentlichung des Buchs keine Hindernisse in den Weg; er hielt es für förderlich der Popularität seiner Absichten. Später bereute er seinen Mißgriff, und im Augenblick seines Falls gestand er, das Werk, dessen Erscheinung seiner Macht am meisten geschadet, sey der Génie du Christianisme." Aber das Buch, das im Zeitpunkt seiner ersten Erscheinung so viel Beifall und Lob fand, genügte nachher, wie der Verfasser selbst in der Vorrede zu einer zwanzig Jahre späteren Ausgabe sagt, den Ansprüchen Vieler nicht mehr: „Zwanzig Jahre sind dahingegangen, neue Generationen sind erstanden und eine alte Welt, welche damals außerhalb Frankreichs sich befand, ist zurückgekehrt. Diese alte Welt genoß die Früchte der von Andern vollbrachten Arbeiten, ohne zu wissen, was sie gekostet; sie fand den Hohn und Spott, womit Voltaire die Religion überhäufte, verschwunden, die jungen Leute wagten wieder in die Messe zu gehen, die Priester wurden wegen ihres Märtyrerthums geachtet und die alte Welt glaubte, das Alles sey so gekommen, ohne daß Jemand eine Hand gerührt habe. Bald fühlte man sich demjenigen entfremdet, der dem Christenthum hatte Gunst und Zuneigung gewinnen wollen durch die Schönheit seines Kultus, durch den Geist seiner Verkünder, durch die Wissenschaft seiner Lehrer, durch die Tugenden seiner Apostel und Schüler. Man hätte sollen weiter gehen. Das konnte ich nach meinem Gewissen nicht." Welche Gedanken ihn geleitet, gibt er in der Einleitung selbst genauer an. Bei dem Stand der Zeitbildung besonders in Frankreich, wo die Religion durch Voltaire und Andere vorzüglich mit den Waffen des Witzes und Spottes angegriffen, wo ihr Abgeschmacktheit, Plumpheit und Kleinlichkeit vorgeworfen wurde, da habe es sich darum gehandelt, zu beweisen, nicht daß das Christenthum vortrefflich ist, weil es von Gott, sondern daß es von Gott, weil es vortrefflich ist. Nicht die Sophisten, welche niemals aufrichtig nach Wahrheit streben,

mußte man wieder für die Religion gewinnen, sondern die Welt, die sie irre machten durch ihre Behauptungen, daß das Christenthum barbarisch, absurd, lächerlich, Feind der Künste und Wissenschaften, der Vernunft und der Schönheit sey; zeigen mußte man, daß es nichts Göttlicheres gebe als seine Moral, nichts Anmuthenderes, nichts Prachtvolleres als seine Dogmen, seine Lehre und seinen Kult; man mußte sagen, daß es den Genius begünstigt, den Geschmack läutert, tugendhafte Triebe entwickelt, dem Gedanken Leben verleiht, dem Schriftsteller edle Formen darbietet und dem Künstler vollendete Gestalten; man mußte alle Zauber der Einbildungskraft und alle Interessen des Herzens aufbieten zum Schutze eben der Religion, gegen welche man dieselben gewaffnet hatte. Die andern Arten der Apologie sind erschöpft und vielleicht wären sie heutzutage unnütz. Fürchtet man etwas dabei, wenn man die Religion von rein menschlichem Gesichtspunkt betrachtet? Gott verwehrt uns nicht die Blumenwege, wenn sie zu ihm zurückführen, und nicht immer auf rauhen und steilen Bergpfaden kehrt das verirrte Lamm in seine Hürde zurück."

Von den vier Büchern des Génie du Christianisme handelt das erste von den Dogmen und der Lehre, die zwei folgenden vom Poetischen des Christenthums, das vierte vom Kultus. Daß der Anpreisung des Poetischen im Christenthum zwei Bücher gewidmet sind, zeigt der Charakter und die Tendenz des Werkes sehr deutlich an, und außerdem ist auch noch sonst vielfach aufmerksam gemacht, wie sehr die Lehren und Einrichtungen des Christenthums dem poetischen Sinn und Gemüth zusagen. So z. B. nachdem Chateaubriand den Cölibat in sittlicher und politischer Beziehung gerechtfertigt, sucht er ihn auch den Dichtern annehmlich zu machen und führt Folgendes an: „Die meisten alten Weisen haben im Cölibat gelebt, eben so die Priester und Priesterinnen. (Dieß ist historisch unrichtig.) Venus Urania und Minerva wurden als Jungfrauen gedacht. Unter den Thieren sind diejenigen, welche sich am meisten dem menschlichen Verstande annähern, der Keuschheit ergeben. Sollte man nicht in der That in dem Bienenstock das Vorbild jener Klöster erkennen, wo Vestalinnen aus der Blüthe der Tugenden himmlischen Honig bereiten? Die Jungfräulichkeit, vom letzten Ring der Wesenkette aufsteigend bis zum Menschen geht bald vom Menschen über zu den Engeln und von den Engeln zu Gott, in welchem sie sich verliert. Gott glänzt ewig allein in den Räumen der Ewigkeit, wie die Sonne, sein Bild, in der Zeit."

Um die Geheimlehren, die Mysterien, mit welchen das Werk beginnt, zu rechtfertigen, beruft sich der Verfasser auf den Reiz des Geheimnißvollen überhaupt für den Menschen. „Nichts im Leben ist schön, süß und groß, als das Geheimnißvolle. Die wunderbarsten Gefühle sind diejenigen, welche uns auf eine etwas dunkle und verworrene Art bewegen, wie die Schaam, die keusche Liebe, die tugendhafte Freundschaft. Die Kindheit ist so glücklich, weil sie Nichts weiß, das Alter so elend, weil es Alles weiß. So ist es denn nicht zum Verwundern, daß bei dem Hang der menschlichen Natur zum Geheimnißvollen, die Religionen aller Völker ihre Unbegreiflichkeiten hatten. Es gibt keine Religion ohne Mysterien und die höchste, erhabenste Religion muß die tiefsten und unerfaßlichsten haben." — Bei Erörterung des Geheimnisses der Trinität werden die Spuren dieses christlichen Dogma's bei den alten Philosophen aufgezeigt und gefragt: was denn die bildliche Darstellung der Trinität in Gestalt eines feurigen Dreiecks für das poetische Gemüth Anstößiges habe? Die Sakramente werden in ihrer tiefen Bedeutung, ihrer sinnvollen Schönheit erörtert, zum Theil mit einer Beredtsamkeit und Ausführlichkeit, welche gegen die Kürze des Abschnittes, der über die Menschwerdung Christi und die Erlösung handelt, auffallend absticht. Ein großer Abschnitt behandelt den Beweis vom Daseyn Gottes aus den Wundern der Natur — was eigentlich mit dem Christenthum nichts zu thun hat. Aber auf ein strenges bei der Sache Bleiben muß man überhaupt bei diesem Werk verzichten, besonders im zweiten und dritten Theil, wo vor dem Einfluß des Christenthums auf Poesie, Literatur und Kunst die Rede ist, und wo man oft eine Aesthetik, nicht eine Schrift über das Christenthum zu lesen glaubt. Da finden sich Vergleichungen der Poesie Dante's mit der Virgils; der Bibel mit Homer u. s. w. Wo er auf die christliche Architektur zu reden kommt, wird dem Hôtel des Invalides ein eigenes Kapitel gewidmet. „Dieß Gebäude erinnert zugleich an den Gott der Heerschaaren und an den Gott des Evangeliums." Im vierten Abschnitt wird gehandelt von dem wohlthätigen Einfluß das Christenthums auf den gesellschaftlichen und politischen Zustand. Großes hat die Religion, mittelst ihrer Organe, der Geistlichen, geleistet und noch größeres könnte sie leisten: „Wenn es in Europa ein Tribunal gäbe, das, im Namen Gottes über die Nationen und die Monarchen richtete und Kriegen und Revolutionen vorbeugte — so würde dieß Tribunal das Meisterstück der Politik und der Gipfel der socialen Vervollkommnung seyn; die Päpste vermöge ihres Einflusses auf die christliche Welt, waren nahe daran, diesen schönen Traum zu realisiren." In der Recapitulation des Gesammtinhalts wird gerühmt: „In der Poesie sind die Charaktere schöner und die Leidenschaften energischer unter der Herrschaft der christlichen Religion als unter der des Polytheismus. In der Philosophie widerstrebt das Christenthum keiner natürlichen Wahrheit. In der Geschichte waren wir hinter den Alten zurückgeblieben ohne den neuen Charakter der Bilder, der Reflexionen und Gedanken, welchen die christliche Religion hervorgerufen hat; die moderne Beredtsamkeit gibt Stoff zu derselben Betrachtung. Ueberall im christlichen Kultus sind der Pomp und die Majestät gepaart mit moralischen Zwecken, mit rührenden oder erhabenen Gebeten. Das Grab lebt und ist beseelt in unserer Religion; vom Bauer an, der im ländlichen Kirchhof begraben liegt, bis zum König, der zu St. Denis in der Gruft schläft, ruht Alles in einem poetischen Staub."

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 82.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

23 November 1836.

Das Reich der Täuschung. *)

Eine Satyre.

Unter diesem Titel ist in London vor Kurzem ein Büchlein erschienen, das die Sitten, Richtungen und Zustände der Zeit satyrisch beleuchtet. Wir theilen zwei Stellen in deutscher Uebersetzung mit; die eine betrifft die wohlfeile Presse, Pfennigmagazine u. s. w.

Allwöchentlich wir tiefgelehrt besprechen,
Wie man mit Spaten gräbt und recht mit Rechen,
Wie's Wasser in dem Topf durchs Feuer kocht
Und wie die Lampe brennt mit Oel und Docht;
Mit Stier und Hahn haben wir viel zu schaffen,
Wir lehren kennen das Geschlecht der Affen.
Doch's Publikum, das uns doch glauben soll',
Daß Pfennigweisheit köstlicher als Gold,
Daß unsre Müh und großmuthvolles Handeln
Bald wird des Landes Sittlichkeit verwandeln:
Verachtet unser Buch ohne Verständniß
Und nennt Windbeutelei nützliche Kenntniß!

Die Literaten werden folgendermaßen geschildert:

Drauf kam ein neuer Zug — ein buntes Schauspiel —
Ernst, munter, hoch und niedrig, reich und arm,
Der Schreiber des Attorney und die Blauen,
Nicht wenige Lord Johns und Lady Mary's;
Stattliche Geistliche, schlanke Cornete,
In weißen Handschuh'n stutzerhafte Tänzer.
Ein ungeheures Manuskript hielt Jeder
In seiner Hand; so rückten sie heran.
Voraus sechs Editoren, Bahn zu machen,
In schmetternde Trompeten wüthend blasend;
Darauf sechs schwarze Bursche, die, wie Fahnen
Im Wind Aushängebogen flattern ließen;
Dann sechs Buchhändler, deren Blick geheftet
Auf sechs Geldbeutel, die beim Gehen klangen;
Dann die Autoren; die Betitelten
Schritten voran, so wie's gebührt dem Titel,
Denn seit Ein edler Peer aus ihrem Kreise
Begeistert sang unsterbliche Gedichte:
Seitdem möcht' jeder Lordssohn ohne Witz
Glänzen in Almanach und Magazin,
Und wenn das Schicksal seine Mühe krönt,
Langweilt die Stadt er mit den dicken Bänden.
Weil das Talent man abwägt nach den Titeln,
Und nach dem Namen schätzt des Buches Werth:
Kam der geringre Troß, mit mindern Namen,
Erst in gehör'gem Abstand hinter diesen.
Die Ehrenwerthen erst, dann Oberste,
Hauptleute, die Ehrwürd'gen und M. P. s *),
Hierauf die blauen Ladies und die Squiren,
Den Zug schlossen erröthende Gesichter.
Drauf einer derer, die die Beutel trugen,
Die klingenden, trat vor den Thron und sprach:
„O Göttin! einen Ehrenplatz verlangen
Wir im Register deiner Lieblinge.
Zwar viel Getreue zählen mag dein Reich,
Doch wenig leisten sie, mit uns verglichen,
Denn da die halbe Welt ist schwach am Urtheil,
Die andere Hälfte aber gar nichts denkt,
Sondern gutwillig andern nur spricht nach,
Für fremde Meinung zahlend, statt zu denken;
Da durch Carmin man hilft, wenn schwand die Blüthe,
Und Backenbärte kauft wem keine wachsen:
Wie groß ist unsre Macht, obgleich nur klein
Die Kunst, die unserm Wirken zu Gebot steht.

*) The Reign of Humbug. Der Ausdruck ist im Deutschen nicht leicht wiederzugeben; es liegt darin der Begriff der Lüge und zugleich der Großsprecherei, Charlatanerie, Windbeutelei.

*) Parlamentsmitglieder.

Doch wirken wir nicht Gutes oder Böses;
Nein! Dir allein ist unser Thun geweiht!
Nein! nur unschädliche Windbeutelei
Füllt alle unsre Werke und dafür
Beziehen wir der Seelen Lust — das Gold.
Hör' unsern Brauch — Romanen sind die Perlen
Des Handels — leicht ist ein Roman gemacht;
Auf greift man eine lumpige Intrigue
Und borgt dazu von Bulwer, Scott den Styl:
'Nen steifen, trutz'gen Helden — eine Dame
Die kalt wie Eis von Amors Flammen spricht,
'Ne Zaub'rin die die Haare steigen macht
Und weissagt gleich der Zauberin von Brulah;
Ein wilder Gegenheld, unbändig, gräßlich,
Ein sanfter Richter, pomphaft, dumm, geziert;
Geschmückte, stolzgeblähte Herrn und Damen;
Des Helden Freund, strotzend von Metaphysik,
Deß Skepsis keine Wahrheit gelten läßt,
Der Könige und Pfaffen gräßlich höhnt;
Dann ein paar mächt'ge Scenen — einen Sturm,
Den Brand von einer Stadt, 'ne Ueberschwemmung;
Noch besser, ein entsetzlich Schauspiel schildern,
Je ärger, um so größer der Erfolg —
Beschreib' den Galgen oder die Tortur,
Brat' sie lebendig — laß aufs Rad sie flechten;
Beschreib' es aufs genauste wie das Fleisch
Zerrissen zuckt — vergiß das Röcheln nicht,
Des Sünders Todeskampf, des Henkers Wuth,
In Blut getaucht muß jede Zeile seyn.
Gelingt dir's nicht des Lesers Herz zu rühren,
So mach' ihm übel — unsere Posaunen
Thun dann das Uebrige. Die Reviews sollen
Das Werk anpreisen und daraus citiren,
Und als das beste das gedruckt ward, rühmen.
In jedem Blatt dann tönt's: bewundernswerth —
Ein mächtig Buch — so tiefe Menschenkenntniß —
Grause Verwicklung — ungeheure Spannung —
Erfüllt mit Schauer — dringt durch Mark und Bein —
Und dann zum Schluß ein Wink, daß der Verfasser
Von hohem Stand — besticht die Seelen vollends;
Die Damen weinen, duft'ge Stutzer seufzen,
Und auf dem Land kauft jeder Leseklub.

Chateaubriand.

(Fortsetzung.)

Bedenkt man, daß der Génie du Christianisme in vortrefflicher, glänzender Sprache geschrieben ist, daß er eine Fülle von schönen Bildern und geistreichen Gedanken, und eine für Franzosen nicht gewöhnliche Gelehrsamkeit, doch ohne peinliche Pedanterei enthält, daß die episodischen Erzählungen: Atala und René, noch die Annehmlichkeit der Lektüre erhöhen: so wird man wohl begreifen, wie es einen großen Eindruck machen konnte. Auch wurden seine Verdienste in formeller Hinsicht, die schöne Sprache, die trefflichen Schilderungen, es wurden der Gedankenreichthum und die vielseitigen Talente des schnell zu hoher Berühmtheit emporsteigenden Verfassers fast allgemein anerkannt, wenn gleich die Akademie mit ihrer Anerkennung ziemlich sparsam zurückhielt. Das Buch gefiel, es machte Aufsehen, es machte seinen Verfasser berühmt und die christliche Religion gleichsam hoffähig oder zum guten Ton — ob es die Herzen für das Christenthum gewann und entzündete? ist eine andere Frage. Jedoch Chateaubriand selbst erklärt ja, daß er nicht die Wahrheit des Christenthums beweisen wolle, was überflüßig oder fruchtlos seyn würde, sondern daß er seine Schönheit ins Licht setzen wolle, was freilich den Titel: Génie du Christianisme keineswegs erschöpft. Er wollte nicht seinem Zeitalter das Christenthum gleichsam aufzwingen durch unwidersprechliche Argumentationen, er wollte seine Zeitgenossen begierig und lüstern machen nach der Süssigkeit desselben durch rührende und schwungvolle Darstellung. Er mag sich ein Verdienst erworben haben um die Wiedererweckung des religiösen Gefühls in Frankreich, aber er konnte dem Christenthum doch nicht wieder die Herrschaft über das Gemüth, er konnte ihm nur Duldung und höfliche Achtung verschaffen; das lag in den Verhältnissen der Zeit und nicht an ihm allein. Man könnte ihm wohl den Vorwurf machen: er habe den festen Kern des Christenthums in weiche Sentimentalität, in einen süßen Schlaftrunk der Einbildungskraft aufgelöst; er habe das Zufällige, ja Auswüchse der christlichen Religion als gleichwichtig mit dem wahren Wesen genommen; er habe, namentlich bei der Schilderung der Kirche, der Missionen, der Priester, der geistlichen Orden, das Ideal der Wirklichkeit untergeschoben und dagegen häufig das Mark der Lehre zu einem Bild und Schatten verflüchtigt: aber immerhin muß man anerkennen, daß in der damaligen Zeit ein moralischer Muth dazu gehörte, mit einem Werke von solcher Tendenz aufzutreten, und ein außerordentliches Talent, das auch von Wärme des Gefühls unterstützt seyn mußte, um einen solchen Effekt hervorzubringen. Ein Werk, das so großes Aufsehen macht, wie das in Frage stehende, kann von sehr verschiedenen Standpunkten betrachtet und beurtheilt werden; entweder nimmt man vorzugsweise Rücksicht auf die Zeit, in welcher, auf die Verhältnisse, unter welchen es geschrieben wurde, dann können viele Mängel entschuldigt, die Fehler können in gewissem Sinn zu Vorzügen werden; oder aber man legt den Maßstab der strengen ästhetischen oder wissenschaftlichen Kritik an, absehend ganz von den Zeitverhältnissen — und diese Kritik muß freilich ein viel ungünstigeres Urtheil über den Génie du Christianisme fällen. Ziemlich hart urtheilt darüber H. L. Bulwer in seinem Werk über Frankreich: „Die Religion trat nach ihrer Wiedererstehung auf noch bedeckt mit den Blumen, mit welchen man sie ins Grab gelegt hatte. Sie erhob sich wieder, Wohlgerüche aushauchend und die Reize der feinen Philosophie entlehnend, welche sie gestürzt hatte. Ganz unähnlich dem herben und strengen Apostel der Wüste, trat der moderne Ritter des Glaubens anmuthig und stolz auf, die

Lanze schwingend und gehüllt in die schimmernde Waffenrüstung seiner Gegner. Was ist das beredte Werk Chateaubriands? Ein Plaidoyer vor der Akademie zu Gunsten des Evangeliums; eine Reihe von Argumenten, um zu beweisen, daß das Christenthum vom besten Ton sey; das kann wahr oder falsch seyn; aber für Jemand, der ernstlich um sein Seelenheil sorgt, würde es lächerlich seyn, wenn man ihm sagte: gewiß werde er durch diese Lehre selig, weil sie den Künsten günstig sey. Die Franzosen, diejenigen, für welche Chateaubriand schrieb, waren nicht ernstlich mit ihrem Seelenheil beschäftigt, aber sie waren des Jargons und der Grausamkeit des Unglaubens müde; sie waren bei den Hinrichtungen Zeugen gewesen von der Kraft der religiösen Tröstung und ohne ernstlich von der Wahrheit des göttlichen Gesetzes überzeugt zu seyn, verlangten sie nach einem Vorwand daran zu glauben."

Man unterließ nicht, dem Werke auch Parteiabsichten unterzulegen; der Verfasser verwahrte sich dagegen schon in der frühsten Vorrede und versicherte seine Aufrichtigkeit, seinen Ernst: „Meine religiösen Ansichten waren nicht immer so wie sie jetzt sind. Zugebend die Nothwendigkeit einer Religion und das Christenthum bewundernd, habe ich es doch mehrfach verkannt. Unwillig über das Mißbräuchliche mancher Einrichtungen und über die Fehler einzelner Männer, überließ ich mich früher Deklamationen und Sophismen. Ich könnte die Schuld davon auf meine Jugend, auf den Wahnsinn des Zeitalters, auf die Gesellschaften werfen, welche ich besuchte; aber ich will mich lieber geradezu verdammen, ich will nicht entschuldigen, was unentschuldbar ist. Ich will nur die Mittel anzeigen, deren sich die Vorsehung bediente, mich zu meinen Pflichten zurückzurufen. Meine Mutter, im zwei und siebzigsten Jahr in einen Kerker geworfen, wo sie einen Theil ihrer Kinder umkommen sah, starb endlich auf einem elenden Lager, anf das sie ihr Unglück hinstreckte. Der Gedanke an meine Verirrungen goß Bitterkeit aus auf ihre letzten Tage; sterbend beauftragte sie eine meiner Schwestern, mich zu der Religion zurückzurufen, ich welcher ich war erzogen worden. Meine Schwester übermachte mir den letzten Wunsch meiner Mutter; als der Brief mich jenseits des Meers erreichte, war auch meine Schwester nicht mehr. Diese beiden Stimmen aus dem Grab erschütterten mich. Ich wurde ein Christ. Ich weinte und ich glaubte."

Eine Verherrlichung des Christenthums ist die berühmte Erzählung: Atala, deren Inhalt kurz dieser ist: Der alte indianische Häuptling Chaktas erzählt dem jungen Europäer René, der sich aus Ueberdruß am europäischen Leben unter die Wilden begeben hat, die unglückliche Geschichte seiner Liebe. Er wurde als junger Krieger von einem feindlichen Stamm gefangen und nach dem Kriegsgebrauch jener Völker zum Tod verurtheilt. Die (vermeintliche) Tochter des feindlichen Häuptlings, ergriffen von Mitleid und Liebe, befreit ihn in der Nacht vor seinem Todestag und flieht mit ihm. Obgleich sie seine Leidenschaft theilt, widersteht sie doch seinen Wünschen — denn sie ist Christin. Der Kampf der Pflicht und der Neigung sammt den Mühseligkeiten des Wegs verzehren ihre Kraft. Sie werden von einem fürchterlichen Gewitter überfallen; aber während dieses Aufruhrs der Natur, unter dem Heulen des Sturms und der wilden Thiere, dem Krachen des Waldbrands und dem Brausen der Gewässer, geben sich ihre Herzen den süßesten Ergüssen der Liebe hin. Atala entdeckt dem Chaktas, daß sie nicht die Tochter des Häuptlings Simaghan, sondern eines Christen ist — und dieser Christ, ihr Vater, ist derselbe, der dem Chaktas das Leben gerettet hat; dieß erscheint ihm als eine Vorbedeutung für ihre Vereinigung — Atala's Kraft zu widerstehen ist erschöpft, als ein Blitz vor ihnen einen Baum zerreißt — sie fliehen — sie hören den Klang einer Glocke — ein Greis mit seinem Hunde findet sie und nimmt sie mit in seine Einsiedelei, die er in der Nähe eines christlichen Dorfes bewohnt. Aufs liebreichste verpflegt er sie; früh am andern Morgen nimmt er, während die erschöpfte Atala noch schläft, Chaktas mit sich in die Mission, deren Einrichtung auf den Indianer tiefen Eindruck macht und ihn auf den Entschluß bringt, selbst auch ein Christ zu werden. In froher Hoffnung kehren sie heim, aber sie treffen Atala blaß, krank, in einem Todesschweiß; der Greis gibt noch Hoffnung, aber Atala bittet, ihre Erzählung anzuhören: sie eröffnet ihnen, wie ihre Mutter bei ihrer Geburt schon der Himmelskönigin gelobt habe, daß sie Jungfrau bleiben solle; auf ihrem Sterbebette ermahnte und beschwor die Mutter die Tochter in Anwesenheit eines Missionärs, diesem Gelübde treu zu bleiben, dessen Bruch sie, die Mutter, in die ewige Höllenqual stürzen würde. Erst als sie Chaktas kennen lernte, erkannte sie, wie elend sie durch dieß unverbrüchliche Gelübde geworden. Hier unterbrach sie Chaktas mit Verwünschungen einer Religion, welche zu solchen widernatürlichen Handlungen veranlasse, aber der Greis wies ihn zurecht und belehrte ihn und die ihrer Leidenschaft jetzt im Angesicht des Todes sich überlassende Atala, daß noch Hoffnung für sie da sey, daß er die Lösung ihres Gelübdes bewirken wolle; diese Erklärung, welche Chaktas mit Wonne erfüllte, steigerte Atala's Schmerz und Verzweiflung; die Möglichkeit einer solchen Hilfe nicht ahnend, hatte sie im Streit der Leidenschaft einerseits und der Furcht, ihre Mutter ins ewige Verderben zu stürzen andererseits, Gift genommen. — Alle Hilfe war umsonst; sie war rettungslos, aber der Greis kündigte der Sterbenden die göttliche Verzeihung einer Sünde an, zu der sie die Unwissenheit verleitet und goß wunderbaren Trost in die Seele des von Jammer zerrissenen Chaktas. — „Ein Reisender in fernen Ländern," sagt Chateaubriand, „habe ich getreu berichtet, was ich von den Indianern gehört. Ich sah in dieser Erzählung das Gemälde des Jägervolkes und des ackerbautreibenden Volkes, die Religion als erste Gesetzgeberin der Menschen, die Gefahren der Unwissenheit und der religiösen Schwärmerei entgegengesetzt der Erleuchtung, der Liebe und dem wahren Geist des Christenthums, den Kampf der Leidenschaft und der Tugend in einem unverdorbenen Herzen, endlich den Triumph des Christenthums über das heftigste Gefühl und die gewaltigste Furcht — die Liebe und den Tod."

Die Erzählung René will, wie schon oben erwähnt, Chateaubriand als das erweckende Vorbild der Byron'schen erzählenden Gedichte betrachtet wissen. Wir lassen dieß dahingestellt; allerdings aber ist einige Verwandtschaft zwischen dem Helden

von jener und von diesen, so wie auch diese Erzählung eine nicht sehr empfehlende Aehnlichkeit mit vielen Produkten der sogenannten romantischen Schule hat. — René, der Adoptivsohn des Chaktas, erzählt diesem und dem Missionär Souel seine Geschichte. Er war der jüngere Sohn eines Edelmanns und wurde fern von dessen Haus erzogen. Er war von insichgekehrter, heftiger, launenhafter Gemüthsart, hatte Scheue vor seinem Vater, und schloß sich nur an seine Schwester Amelie recht an. Nach dem Tode des Vaters verließen sie das Schloß, das Erbe des ältern Bruders und lebten bei alten Verwandten. Sie beschäftigten sich viel mit religiösen Gegenständen und Amelie rühmte oft dem Bruder das Klosterleben. Wirklich dachte auch René eine Zeit lang daran, sich in eine solche Zufluchtsstätte zurückzuziehen; aber bald gewann ein anderer Trieb, die Lust zu reisen, die Oberhand. Er trennte sich von Amelie, welche sich beinahe darüber zu freuen schien, was ihm ein bitteres Gefühl über die Unbeständigkeit der Freundschaft zurückließ. Unruhig, unbefriedigt suchte René auf seinen Reisen Alles auf, um seine unbestimmte, unersättliche Sehnsucht zu stillen, er durchreiste alle Länder, beschaute alle Kunstwerke, besuchte die Dichter, bestieg den Aetna, kam in seine Heimath zurück und fand hier Alles verändert, versunken, verwildert. Seine Schwester hatte Paris verlassen und vermied ihn zu sehen. Er fühlte sich einsamer, lebensüberdrüssiger als je; er warf sich in die große Welt, er mischte sich unter die Menge. — Alles verleidet ihm; er schloß sich in eine einsame Hütte ein; er glaubte sich glücklich in seiner Einsamkeit, im Genuß der Natur; aber endlich ward er auch dieser Lebensweise satt, die Gedanken gingen ihm aus; da entschloß er sich die lästige Bürde des Lebens wegzuwerfen. Er wollte Anordnungen wegen seines Vermögens treffen und mußte deßhalb an seine Schwester schreiben. Obgleich er sich wohl hütete, sein Vorhaben irgend merken zu lassen, kannte ihn doch Amelie zu gut, um nicht zu ahnen, mit was er umging; statt ihm zu antworten, überraschte sie ihn selbst. Sie machte ihm die zärtlichsten Vorstellungen, nahm ihm einen Eid ab, daß er sich nicht das Leben nehmen wolle, blieb über einen Monat bei ihm, und so führten sie in Freundschaft ein wonnevolles Leben, so daß René sein früheres Vorhaben ganz und gar vergaß. Er hatte früher in seinem Wahnsinn sich gewünscht, es möchte ihm ein Unglück begegnen, um doch einen wirklichen Gegenstand des Kummers zu haben. Jetzt sollte sein Wunsch in Erfüllung gehen. Amelie wurde unruhig und kränklich; aber René konnte nicht entdecken was sie quälte und sie antwortete ihm auf seine Fragen, sie wisse es selbst nicht. Eines Morgens war sie fort und hatte einen Brief hinterlassen, worin sie ihm ihren Entschluß ankündigte, in ein Kloster zu gehen, ohne ihm ihren Beweggrund zu nennen und ihm rieth, das Gleiche zu thun. René, außer sich vor Erbittrung und Kummer, reiste ihr nach und suchte sie zu sprechen, aber sie ließ ihn abweisen, schrieb ihm mit kalter Festigkeit und bat ihn, bei ihrer Einkleidung Vaterstelle zu vertreten. René wohnt der erschütternden Feierlichkeit mit der peinlichsten Empfindung an und seine grimmigen Plane, dieselbe auf gewaltsame Weise zu unterbrechen, verlassen ihn. Die Braut Christi muß der Welt absterben; dieß wird symbolisch dadurch ausgedrückt, daß sie sich auf die Erde legt, ein Bahrtuch wird über sie gebreitet, der Priester hält ein Todtenamt — da ertönen unter dem Leichentuch hervor die Worte: „Barmherziger Gott, gib daß ich mich nicht mehr von diesem meinem Lager erhebe und überschütte mit deinen Segnungen einen Bruder, der nie meine verbrecherische Leidenschaft theilte." — Jetzt ward René alles Frühere mit einemmal fürchterlich klar; er verließ Europa, um nach Amerika zu gehen; vor seiner Einschiffung vernahm er noch die Kunde, daß Amelie das Opfer einer ansteckenden Krankheit geworden und von den Schwestern wie eine Heilige betrauert werde. — René bekennt es nicht selbst, aber der Missionär Souel verräth, daß durch jenes Geständniß, gleichsam aus dem Grab heraus, sich jene Leidenschaft auch René's Seele mitgetheilt habe. Als aber Chaktas dem jungen Mann sein tiefes Mitleiden ausspricht, läßt sich der strenge Missionär also vernehmen: „Nichts in dieser deiner Geschichte verdient das Mitleiden, das man dir hier zeigt. Ich sehe in dir einen jungen Mann, der sich Chimären in den Kopf gesetzt hat, dem Alles nicht recht ist und der sich den Pflichten der Gesellschaft entzogen hat, um sich nutzlosen Träumereien hinzugeben. Aber höre mich! man ist deßhalb kein Mensch höherer Art, wenn man die Welt in widerwärtigem, gehässigem Licht sieht. Man haßt die Menschen und das Leben nur dann, wenn man nicht weit genug sieht."

Diese Lektion, welche Chateaubriand seinem Helden, der vielleicht in manchen Zügen eine Aehnlichkeit mit ihm selbst hat oder haben soll, durch den Mund Souels gibt, beweist allerdings, daß er nicht, wie eine etwas spätere Poesie that, den Lebensüberdruß und die Menschenverachtung als Elemente und Stoffe der Poesie geltend machen wollte, daß er die Krankheit nicht über die Gesundheit, die Sentimentalität der Schwäche und der Sünde nicht über das reine Gefühl setzte; aber er hat sich hier zu Schulden kommen lassen, seinen sonst vielfach ausgesprochenen Grundsätzen zuwider, eine moralische Abnormität, die Leidenschaft Ameliens zu ihrem Bruder, zum wichtigsten Motiv seiner Erzählung zu machen.

Hiedurch hat sich Chateaubriand, der sich rühmt der Schöpfer des neuen französischen Styls zu seyn, gewissermaßen auch an die Spitze des langen Zugs von Greuelgeschichten und Verbrechensromanen gestellt, welche irgend eine Unnatürlichkeit zum Mittelpunkt ihrer Darstellung machen. Zwar ist die Darstellung in René durchaus keusch und rein, jene Leidenschaft wird von derjenigen, welche sie empfindet, bekämpft und gesühnt; aber demungeachtet blieb das dadurch gegebene Beispiel ein gefährliches und verderbliches.

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 83.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

26 November 1836.

Nach Thomas Moore.

1.

Weine nicht, wenn, was dir theuer
War im schönen Lebensmorgen,
Grabesnacht mit ihrem Schleier
Deinen Blicken hat verborgen;
Eh' der Blüthenstaub verloren
Durch den Hauch der Sündlichkeit,
Eh' die Erde noch entweiht,
Was dem Himmel ward geboren.

Denk', es starrt im Tod die Quelle,
Ehe noch getrübt die reine,
In dem lautern Glanz der Welle
Fror sie klar zum Demantsteine;
Schläft, bis vor des Himmels Sonnen
Schmilzt des Eises letzte Spur,
Daß sie wässre Edens Flur,
Wo sie ja zuerst entronnen.

2.

Wenn müd der Pilger sinkt in Ruh,
Wie süß der Schlummer ihn erquickt!
Sanft drückt der Tod ein Auge zu,
Das weint und sehnlich nach ihm blickt.

Siehst du das grüne Bett, umlaubt,
Wo Blume schmückt der Erde Brust?
Da legt' ich gern mein müdes Haupt,
Und schlief' der Leiden unbewußt.

Laß Thränen netzen nicht mein Grab,
Nur Himmelsthau im Abendduft,
Nicht einen Seufzer schick' hinab,
Nur säusle drum des Himmels Luft.

Auf der See.

3.

Wie ihre Brust die Welle hebt,
Des Mondes Strahlen freudig trinkt,
Und eine Weile schäumend schwebt,
Dann murmelnd hin zur Ruhe sinkt:

So hebt den Menschen das Geschick
Auf dem bewegten Meer der Zeit,
Kaum schwellend einen Augenblick,
Zerrinnt er in die Ewigkeit.

Die Bridgewater Bücher

Schon früher einmal wurde in diesen Blättern die Bemerkung gemacht, daß die Philosophie Englands etwas ganz Anderes sey, als was man in Deutschland darunter versteht. Die Philosophie ist in England (ob zum Vortheil und Heil der Literatur, der allgemeinen Bildung und des geistigen Fortschritts, oder nicht? wollen wir hier unentschieden lassen) nicht, wie in Deutschland, eine selbstständige, unabhängige Macht, herrschend in der weiten und lichten Sphäre des reinen Gedankens; es werden in England keine Bücher geschrieben, welche ganz mit Abstraktionen und geläuterten Denkprozessen sich beschäftigten, ohne den Boden der Wirklichkeit, der gegebenen Verhältnisse, der Natur oder der Geschichte zu berühren. Philosophie ist der bei weitem größten Mehrzahl der heutigen Engländer entweder die formale Logik, oder sie zerfällt in einzelne Disciplinen und Wissenschaften, wie Moralphilosophie, Rechtsphilosophie, Naturphilosophie u. s. w., ja der Begriff der Philosophie wird so sehr verallgemeinert, so sehr nur in dem Sinn einer räsonnirenden Reflexion genommen, daß ein Doktor Ure eine Philosophie der Manufakturen herausgeben konnte. Der Engländer erkennt gerne die geistige Thätigkeit des Philosophirens, als eines gründlicheren Nachdenkens über gewisse Gegenstände an, aber

gegen die Philosophie im Sinne deutscher Metaphysiker, als ein in sich gehaltvolles, zusammenhängendes, die höchste Stufe in dem Reich der Wissenschaft einnehmendes Ganze rein ideeller Erkenntnisse ist er mißtrauisch oder spottet darüber. Die Engländer sind praktisch in einem hohen Grade, so sehr, daß sie vor dem Namen der Theorie sogar eine abergläubische Scheue tragen. So kam uns neulich ein Aufsatz zu Gesicht, worin gesucht wird, den hartnäckig geltend gemachten Gegensatz von Theorie und Praxis zu versöhnen, durch die Nachweisung, daß alle richtige Praxis auf richtiger Theorie beruhe, und daß dem, der praktisch das Rechte und Vernünftige thue, nur etwa das vollständige Bewußtseyn der Theorie fehlen möge, er aber nicht ohne ein Analogon von Theorie seyn könne, wenn er nicht sinnlos und ohne Verstand handle; kein Mensch von gesundem Verstand handle ohne Theorie und die Frage sey immer nur: ob die Theorie richtig oder falsch, und was die Eigenschaften und Kennzeichen einer guten und einer schlechten Theorie seyen? „Die Sprache," heißt es daselbst, „welche Theorie und Praxis einander entgegenstellt und die Eine über die Andere setzt, ist der wahre Culminationspunkt der Unwissenheit — sie zeigt, daß der, welcher sie führt, ganz unbekannt ist mit den ersten Elementen des Denkens, und deutet beinahe an, daß sein Geist schon zu verkehrt ist, dieselben je zu begreifen. Nun aber ist die Sprache, welche diese Unwissenheit verräth, seit undenklicher Zeit die in unsern beiden Parlamentshäusern herrschende gewesen. Unsere Führer (leaders) im Parlament haben sich derselben immer so verschwenderisch bedient, als wollten sie hierin mit einander wetteifern und als suchten sie darin den Ruhm der Weisheit. Wir brauchen nicht sehr weit zurück zu gehen; fangen wir bei Pitt an. Es wurde eine stehende Formel bei ihm und seiner Schule. Fox blieb nicht hinter ihm zurück in fertiger Handhabung desselben Ausdrucks, auch nicht Windham, auch nicht Grenville, Burke lief ihnen allen den Rang ab. Auch hat dieß nie aufgehört. Alle großen Männer, welche die Führung im Parlament hatten, von den oben genannten bis auf die jetzigen, beeiferten sich gleichmäßig, dieser Sprache sich zu bedienen und haben gleiche Ansprüche auf die Geistesbefähigung, welche sich darin kund gibt. Die großen Männer, welche nicht das Verhältniß verstehen von Theorie zur Praxis, von Praxis zur Theorie! Ein anderer trauriger Umstand ist der, daß diese Sprache, das Erzeugniß und der Beweis der kläglichsten Unwissenheit, bei den Gliedern beider Häuser des Parlaments immer die günstigste Aufnahme gefunden hat. Sie nehmen eine ganz triumphirende Miene an, so oft sie sie vernehmen. So oft ein großer Mann aufsteht und mit gebieterischer Stimme und Haltung sagt: „Fort mit diesem oder jenem Verbesserungsentwurf! Wir wollen keine Theorien; Wir wollen die Praxis!" so oft erschallt das Hört! Hört! gewaltiger als bei irgend einer andern Gelegenheit." — „Das ganze Geschäft der Philosophie geht dahin, die Menschen so vollständig als immer möglich zur Praxis anzuleiten und der beste Philosoph ist nothwendigerweise auch der beste Praktiker." Und dann: „Das Geschrei gegen die Philosophie ward erhoben, sobald die Augen des Publikums schärfer zu prüfen begannen. Da ist nie ein Uebelstand, welcher einer Verbesserung bedarf, daß nicht ganze Schaaren von Menschen sich fänden, die es ihrem Interesse angemessen achten, gegen die Verbesserung anzukämpfen. Alle Neigung, die Mißbräuche aufzuspüren und zu prüfen, wurde der Philosophie zugeschrieben. Wenn die Philosophie, das heißt: die Neigung zum Forschen, mit Erfolg verschrieen und niedergeschrieen werden konnte, dann mochten die Leute in Ruhe bleiben, und die guten Einrichtungen, von welchen die guten Leute so lange Zeit auf Kosten Anderer Vortheil gezogen hatten, erfuhren keine Störung. Die Geistlichen einer Kirche, wie die Kirche von England ist, machen einen großen Theil der Leute aus, welche sich der Verbesserung widersetzen. Da ihre Stellung selbst ein übermäßiger, tiefgewurzelter Mißbrauch ist, so gehört eine verzweifelte Anhänglichkeit an Mißbräuche zu ihrem innersten Wesen. Deßwegen haben sie immer die Philosophie als ihre größte Feindin behandelt. Ihre Anklagen gegen sie waren, wie bei allen Betrügern, unbestimmt. Die Philosophie sollte den Seelen große Gefahr bringen. Die Geistlichen zeichnen sich immer durch ihre Sorge um das Heil der Seelen aus, wenn es sich dabei um ihre eigenen Interessen handelt. Weil die Philosophie den Seelen Gefahr bringt, haßt Gott die Philosophen und die Philosophen hassen Gott. Diese Grundsätze einmal angenommen, folgte alles Andere von selbst. Aber bald begann man der Geistlichkeit zu mißtrauen. Man fand, daß die Philosophie ursprünglich einen guten Namen habe. Von den weisesten Männern waren ihr die höchsten Lobsprüche gezollt worden; und wenn auch Schlimmes in ihr sich finden mochte, so fand sich doch viel Gutes in ihr. Die Menschen konnten sich durch sie vervollkommnen. Warum war sie so verabscheut von der Geistlichkeit? Weil das Licht der Philosophie die ungeheuern Mißbräuche einer Einrichtung beleuchtete, wornach eine Korporation von Priestern übermäßige Reichthümer, Einfluß und Macht besaß. Das Geschrei gegen die Philosophie verlor sofort einen großen Theil seiner Wirkung; die Staatsmänner bedurften ein anderes Schlagwort. Man fing an auf die Theorie loszuziehen. Aber noch immer ist ein höhnischer Seitenblick auf die Philosophie in den ehrenwerthen und edeln Häusern willkommen und wenn man einen Mann, um seine Verachtung auszusprechen, einen Philosophen nennt, darf man des herzlichsten Beifalls versichert seyn."

Diese Anführungen deuten einerseits zum Theil die Hindernisse an, welche sich einer freieren und umfassenderen Entwicklung der Philosophie in England entgegenstellten — zum Theil, sagen wir, weil die äußern Hemmungen nie den geistigen Trieb, wenn er wirklich kräftig vorhanden ist, niederhalten und ersticken können — und zeigen andererseits, daß der Verfasser selbst, obwohl ein Freund und Anwalt der Philosophie, nicht in metaphysische Spekulationen, sondern in die Beleuchtung der Lebenszustände, in Aufdeckung von Mißbräuchen und Verbreitung von allgemeinnützlicher Aufklärung die Bedeutung und die Aufgabe der Philosophie setzt. Auch ihm ist die Philosophie nur ein Organon, keine selbstständige Disciplin oder gar die Königin der Wissenschaften; sie gilt ihm als Kritik, aber er traut ihr nicht das Vermögen der Konstruktion zu, welches von deut-

schen Philosophen für sie in Anspruch genommen wird. Die Einrichtung der englischen Universitäten, ihre Abhängigkeit von der Kirche, das Prinzip der Stabilität in dieser, die gewohnheitsmäßige Anhänglichkeit der Engländer an den Dogmen und am Kultus — die Mißbilligung angeblich oder wirklich freigeisterischer Ansichten durch die öffentliche Meinung und die bürgerlich-nachtheiligen Folgen für den der sie bekennt — dieß Alles konnte nicht begünstigend seyn für kühnere Spekulationen, zu welchen ohnehin den Engländer keine sehr energische Neigung zu ziehen scheint. Die tieferen Denker, an welchen es ihnen nicht fehlt, wenden sich lieber vereinzelten Problemen, abgegränzten Gebieten und Zweigen der Erkenntniß und Wissenschaft zu und setzen über die höchsten Fragen der Spekulation, über welche in Deutschland seit fünfzig Jahren fort und fort mit einer unerschöpflichen Fülle von Scharfsinn gestritten und geschrieben wird, allgemeine Uebereinstimmungen voraus.

(Fortsetzung folgt.)

Chateaubriand.

(Fortsetzung.)

Der Märtyrer wollen wir nur kurze Erwähnung thun. Es ist ein Mittelding zwischen Epos und Roman in vier und zwanzig Büchern. Das Werk beginnt mit einer Anrufung an die Muse: „Ich will erzählen die Kämpfe der Christen und den Sieg den die Glaubigen errangen über die Geister des Abgrunds, durch die ruhmwürdigen Bestrebungen zweier Gatten, die den Märtyrertod starben; himmlische Muse, die du den Dichter von Sorrent und den Blinden von Albion begeistert hast, stehe mir bei" u. s. w. Das Märtyrer-Paar ist Eudarus und Cymodocee, Griechen von Geburt, die letztere eine Abkömmlingin Homers. Im ersten Buch werden sie zusammengeführt und im letzten sterben sie auf Befehl des Kaisers Galerius im Cirkus, von wilden Thieren zerrissen. Das Werk, dessen Tendenz auch der andere Titel: der Triumph der christlichen Religion anzeigt, ist in Prosa geschrieben; es erinnert in verschiedenen Stellen an Werke verschiedener Art — bald an Tasso, an Virgil, Homer, Milton, Klopstock, dann wieder an den Telemach und an Anacharsis Reisen; es ist reich an griechischer, römischer und christlicher Archäologie, schildert mit großer Ausführlichkeit und, wie der Verfasser rühmt, der fleißigsten historischen Treue, Schlachten zwischen den Römern und Franken, versetzt in den Himmel und in die Hölle, gibt schöne Schilderungen der Natur und von Kunstwerken und führt den Leser beinahe in allen Ländern der damals bekannten Welt herum. Wie hoch man die Verdienste und Schönheiten in Einzelnen anschlagen mag: schwerlich wird sich Jemand durch dieß Gedicht als ein poetisches Ganzes befriedigt finden; dem frommen Gemüth wird der weltlichen ästhetischen Zugaben zu viel seyn, der, dem es um Unterhaltung zu thun ist, wird die didaktisch-ascetische Richtung nicht goutiren; der Historiker wird sich über die Einmischung des Wunders ärgern und der poetische Geist sich an der unkünstlerischen Formlosigkeit stoßen; der Kritiker wird die Vermischung der poetischen Species tadeln und die unkünstlerische Vermengung des ungleichartigsten Stoffs.

Der Verfasser selbst will die Märtyrer als ein ächtes, christliches Epos angesehen wissen und gibt sich viele Mühe zu beweisen, daß sie allen gerechten Anforderungen der Aesthetik entsprechen, daß die Benützung der christlichen Vorstellungsweisen von Gott, den Engeln und vom Teufel, die Benützung des christlichen Wunderbegriffs u. s. w. einem solchen Gedicht vortrefflich anstehe. Wir gestehen, daß wir Chateaubriand nicht für einen ächten Dichter halten können, so hoch wir auch seine Talente stellen. Mit seinen poetischen Anlagen hätte ein Anderer im Gebiete der eigentlichen Dichtung wohl etwas Schönes leisten können, wenn er sich beschränkt und Maß gehalten hätte, aber Chateaubriand selbst hatte zu viele andere Interessen als die Poesie, als daß er sich hätte Schranken stecken, sich den Fesseln einer strengen Form unterwerfen mögen oder können; sein Talent ist kein plastisches, sondern ein rhetorisches, nicht ein künstlerisch concentrirendes, sondern ein ins Weite hinausstrebendes. Es scheint überhaupt in vielfacher Beziehung sein Schicksal gewesen zu seyn in der Mitte oder Schwebe zu stehen zwischen den Gegensätzen, ohne sie versöhnen zu können; zwischen der Legitimität und dem Liberalismus, zwischen dem Klassicismus und Romanticismus — und so auch zwischen der Prosa und der Poesie; er ist der glänzendste Repräsentant derjenigen Literatur, welche ein Mittleres zwischen jenen beiden Sphären zu schaffen strebt; die von der Poesie die Schönheit und Freiheit der Form, den Schwung der Darstellung und besonders die Licenz entlehnt und andererseits den Interessen des Lebens in Religion, Geschichte, Politik und Wissenschaft sich zuwendet und die von der Prosa dargebotenen Vortheile nicht unbenützt läßt. Diese Combination der Prosa und Poesie, vielleicht dem französischen Geist und Geschmack gemäßer als dem deutschen, hat bei Chateaubriand wenigstens sehr glänzende Früchte getragen und er hat die gewaltigsten Effekte damit erreicht. Er versetzt sich und seine Leser nicht in eine poetische, phantastische Welt, aber er faßt die Wirklichkeit oft phantastisch auf; er sieht sie bald durch ein rosenfarbenes, bald durch ein schwärzlichgrünes Glas; er übt seine Ideale und Ungeheuer gestaltende Phantasie an ihren verehrungswürdigen oder verhaßten historischen Personen; er verkleinert Großes und vergrößert Kleines; er weiß das Häßliche zu verstecken oder zu verschönern, das Gleichgültige interessant zu machen — und der Zauberstab, durch welchen er dieß bewirkt, ist sein Styl.

Mit seinem Styl weiß sich Chateaubriand sehr viel und er rügt den Mangel desselben an Vielen seiner jüngern Zeitgenossen aufs Ernstlichste. Einem Schriftsteller freilich, der auf den Dichterruhm Anspruch macht und dem der Styl als Ersatz für die streng poetische Form gelten muß, mag dieß ein sehr am Herzen gelegener Gegenstand seyn; aber wahrhafte, große Dichter haben, auch wenn sie Prosa schrieben, wie z. B. Cervantes, sich schwerlich auf ihren Styl so viel zu gute gethan; sie waren sich der Vortrefflichkeit desselben nicht so bewußt, weil er ihnen natürlich nicht das Resultat der Kunst und des Fleißes war. „Schreiben ist eine Kunst!" sagt er mit Selbstgefühl und an-

derswo: „Man lebt nur fort durch den Styl. Umsonst sträubt man sich gegen die Anerkennung dieser Wahrheit; ein Werk, aufs trefflichste componirt, geziert mit den natürlichst gezeichneten Charakteren, voll von tausend anderen Vollkommenheiten ist todtgeboren, wenn der Styl fehlt. Der Styl — und es gibt tausenderlei Arten — lernt sich nicht; er ist die Gabe des Himmels, er ist das Talent." Ob diese Aeußerung nicht in einigem Widerspruch stehe mit der unmittelbar zuvor angeführten, kann hier nicht weiter untersucht werden. Sein Verhältniß zur classischen Schule(die er übrigens so hoch verehrt, daß er den Racine eigentlich über Shakspeare stellt) ist im Folgenden bezeichnet: „Wenn etwas auf der Welt dem Herrn von Fontanes (einem Dichter der classischen Schule) zuwider seyn mußte, so war es meine Art zu schreiben. Mit mir fing, mit der sogenannten romantischen Schule, eine Revolution in der französischen Literatur an; und dennoch interessirte sich mein Freund, statt empört zu seyn über meine Barbarei, mit Wärme dafür. Ich las wohl das Erstaunen auf seinem Angesicht, als ich ihm Bruchstücke aus den Natchez, aus Atala und René vorlas; er konnte diese Produktionen nicht unter die gewöhnlichen Regeln der Kritik zurückführen, aber er emfand, daß er in eine neue Welt trat; er sah eine neue Natur, er verstand eine Sprache, die er selbst nicht redete. Ich erhielt von ihm treffliche Räthe; ich verdanke ihm, was etwa in meinem Styl correkt ist; er lehrte mich die Ansprüche des Ohrs beachten; er hielt mich ab in das Ausschweifende der Erfindungen und das Gezwungene der Ausführung zu verfallen, wie es bei meinen Schülern der Fall ist, wenn ich anders Schüler habe." Wenn man aber hieraus schließen möchte, daß man Chateaubriand für den Vorgänger der französischen Schreibart ansehe, so widerspricht diesem eine andere Stelle, wo er vom Tod der Sprachen redet. Unter die sterbenden Sprachen zählt er aber auch die französische: „In einer jugendlichen Sprache haben die Schriftsteller Ausdrücke und Bilder, bezaubernd und entzückend wie der erste Strahl der Morgensonne; in einer Sprache, die sich gestaltet und ausgebildet, glänzen sie durch Schönheiten von allen Arten; in einer gealterten Sprache sind die Naivetäten des Styls nur noch Reminiscenzen, die Erhabenheit in den Gedanken nur das Ergebniß der Stellung der Worte, die man mit Mühe zusammengesucht und auf gezwungene Weise zu einem Kontrast zusammengestellt hat."

Auch hier kehrt jener Widerspruch in Chateaubriands Wesen wieder: einerseits die Selbstgefälligkeit, womit er seine Kunst zu schreiben, seinen Styl rühmt und eine neue Epoche der Literatur begonnen oder geschaffen zu haben sich schmeichelt; andererseits die skeptische Niedergeschlagenheit, welche in der Verzweiflung an allem Zeitlichen die eigenen Leistungen gering schätzt.

In der That hat Chateaubriands Styl, der freilich bei ihm nicht etwas bloß Formelles, sondern der Ausduck seines Wesens überhaupt ist, in der französischen Literatur Epoche gemacht; er sagt von sich selbst, er habe, im Gegensatz zu der politischen Revolution, eine literarische Revolution bewirkt; es ist ihm vielleicht selbst nicht ganz zum Bewußtseyn gekommen, daß es im tiefsten Grunde ein und derselbe Geist war, der in beiden Richtungen sich kund gab, daß auch er, ergriffen von dem Geiste der Zeit, ein, wiewohl absichtsloser Mitschuldiger an der welthistorischen That der Revolution gewesen; ein und dasselbe Gefühl des Mangels und der Unvollkommenheit, aber auch der übermüthigen und zügellosen Kraft war es, was im Staat und in der Literatur die alten Formen zu zerbrechen und neue zu schaffen oder wenigstens Experimente zu machen antrieb. Wenn aber Chateaubriand wirklich ein literarischer Eevolutionär ist, so gehört er doch zu den Gemäßigteren; er wollte in der Literatur etwa so weit gehen als im Politischen die Konstituante; aber wie die späteren Versammlungen die erste weit überflogen, so wurde auch Chateaubriand von den späteren literarischen Notabeln weit überboten und man kann wohl sagen, daß die französische Literatur auch ihre Schreckenszeit gehabt hat.

Die Eigenthümlichkeit von Chateaubriands Styl beruht großentheils darauf, daß er neben dem französischen esprit weit mehr Einbildungskraft und Gemüth hat, als man sonst bei den Franzosen findet; auf die Ausbildung von diesen Eigenschaften wirkten schon seine frühsten Jugendeindrücke und dann seine spätern Lebensschicksale, besonders seine Reisen in einer mächtigen und wilden Natur, in die er sich mit großer Innigkeit versenkte und mit deren Pracht und Größe er in seiner kräftigen und bilderreichen Sprache zu wetteifern schien. Er setzte an die Stelle der Glätte und Eleganz — die Wärme und die Fülle, ohne die Gesetze des Wohllauts außer Acht zu lassen; mehr noch als nach Präcision strebte er nach Prägnanz; der mit Vergleichungen und Gegensätzen spielende Witz, ein Hauptzug des französischen Geistes, mangelt auch bei ihm nicht, aber er pflegt in der Art wie Chateaubriand ihn handhabt, mehr einen rührenden und tragischen als einen komischen Effekt zu machen. So z. B. sagt René, wo er den Tod seines Vatees erzählt und wie ihm hier zum erstenmal die Idee der Unsterblichkeit recht klar und gewiß geworden sey: „Ich konnte nicht glauben, daß dieser leblose Körper der Schöpfer des Gedankens in mir seyn sollte." Doch mißbraucht auch Chateaubriand nicht selten die Kraft des Kontrastes durch eine gesuchte Künstlichkeit, er hascht nach Parallelen, wo die Aehnlichkeiten ganz äußerlich und geringfügig sind, er unterbricht den Fluß der natürlichen Empfindungen oft mit etwas Gemachtem — kurz er ist nicht ohne Affektation. Wie leicht übrigens ihm das Schreiben wird, zeigt seine große Fruchtbarkeit, die um so überraschender ist, wenn man bedenkt, wie viele Zeit ihm durch Reisen und politische Thätigkeit weggenommen wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Berichtigung.

In der letzten Nummer S. 1 Sp. 1 Z. 8 lese man kocht anstatt kroch: ferner in Nr. 44 in der Unterschrift des zweiten Artikels Marlow st. Marloy; und in Nr. 76 S. 2 Sp. 2 Z. 55 durch Wetter st. Wasser.

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 84.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

30 November 1836.

Neugriechisches.

Der Tod des Markos Botsaris.

1.

Drei Vöglein ließen sich vom Zug im Wiesenlande *) nieder.
Wenn's Abend ward, da klagten sie, sie riefen noch, wenn's tagte:
„Der Skondrer, meine Kinder, kommt mit großer Macht gezogen;
Er führt den Bei von Tschéladin, führt den Niagiaphas,
Und den Nikotheas, den Hund, den Christenschlachter, mit sich.“
Er aber schickt ein Schreiben an die Kapetanerieen:
„Jetzt unterwerft euch und gehorcht, damit ich euch verzeihe.
Ich will, daß Markos Botsaris gebunden ihr mir bringet,
Daß lebend ich ihn senden mag zum Kaiser in die Hauptstadt.“
Der Markos, als er das gehört, streicht seinen Schnurrbart, wendet
Sich zu dem Lampros Wekkos und räth insgeheim ihm solches:
„Die Kinder, Lampros, sammle mir, die ersten Pallikaren;
Nach Karpenisi woll'n wir uns, wenn's Abend wird, entheben!“ —
Nach Karpenisi ging der Marsch, aufwärts durch die Gefilde;
Da hält er, theilt den Pallikar'n den Plan mit, ordnet's also:
„Den Skondrer, Kinder, können wir in offner Schlacht nicht schlagen;
Nur einen Anfall, sind wir auch nur wen'ge, laßt uns wagen.“
Zweihundert waren, in der Hand die Schwerter, auserwählet;
Die trugen Furcht und Schrecken in des Skondrers Zelt und schlugen
Ein tausend und zweihundert, die Gefang'nen ungerechnet.
Nur ein Lateiner, so ein Hund, daß ihm die Hand abfalle!
Schlug auf das Haupt des Markos an mit seiner schlechten Flinte.
Mit hoch erhob'ner Stimme rief er da, so sehr er konnte:
„Wo bist, mein Bruder Konstantin? laß nicht, nicht ab vom Kriege!
Weint, Sulioten, nicht um mich; tragt keine Trauerkleider!
Um mich weint ja das ganze Volk, weint ja die ganze Hellas.
Schreibt an das unglücksel'ge Weib, an meine Gattin schreibet —
S'ist mitten in dem Frankenland, s'ist in der Stadt Ankona —
Sie solle sorgen, daß mein Kind, mein Sohn was Tücht'ges lerne.“

Uebers. v. Emil Preusser.

*) Liwadien.

Die Bridgewater Bücher.

(Fortsetzung.)

Der praktische Sinn der Engländer wirft sich mit Vorliebe auf die Naturwissenschaften. Neben dem rein wissenschaftlichen Interesse lockt hier auch der vielfache Gewinn, der aus solchen Forschungen für die Förderung der Künste und der Industrie sich ergeben kann. Aber etwas anderes ist auch hier wieder, was der Engländer natural philosophy nennt und was der Deutsche als Naturphilosophie bezeichnet. Die deutsche Naturphilosophie, als deren Schöpfer, oder wenn man Jakob Böhme u. A. nichts entziehen will, Wiedererwecker — Schelling zu nennen ist, und die von Oken, Steffens, Schubert, u. A. in verschiedener Weise ausgebildet wurde, hat einen begeisterten, poetischen Charakter; die deutschen Naturphilosophen sind nicht bloß berechnende Kalkulatoren und nüchterne Beobachter — es sind Priester, welche nach der Anschauung der Isis verlangen, die, unbefriedigt durch mathematische Schemata und unfruchtbare Zahlverhältnisse, lebendiger, gehaltvoller Anschauungen theilhaftig zu werden, in das Leben und Walten des Naturgeistes sich zu versenken, sich gleichsam mit ihm zu vereinigen streben; sie wollen nicht bloß die Summe der Erfahrungen ziehen, nicht aus einer Anzahl von Thatsachen Gesetze abstrahiren; sie wollen auch mit ahnendem Seherblick die Erfahrung anticipiren, Gesetze errathen, leise Andeutungen verstehen, den Geist, die Seele in der Natur erkennen. Nicht ohne Bedeutung ist es, daß der Hauptrepräsentant dieser Philosophie selbst einmal seine Ansichten in poetischer Form auszusprechen sich gedrungen fühlte, in einem Gedicht, wo folgende bezeichnende Stellen vorkommen:

Wüßt' auch nicht, wie mir vor der Welt könnt' grausen,
Da ich sie kenne von innen und außen,
Ist gar ein träg und zahmes Thier,
Was weder dräuet dir noch mir.
Muß sich unter Gesetze schmiegen,
Ruhig zu meinen Füßen liegen,
Steckt zwar ein Riesengeist darinnen,
Ist aber versteinert mit allen Sinnen.

Der Riese sucht sich aus seinem Kerker zu befreien auf mannichfache Weise; zuletzt

In einen Zwergen eingeschlossen
Von schöner Gestalt und gradem Sprossen
(Heißt in der Sprache Menschenkind)
Der Riesengeist sich selber find't.
Vom eisernen Schlaf, vom langen Traum
Erwacht, sich selber erkennet kaum.
Ueber sich selbst gar sehr verwundert ist,
— — — — — —
Fürchtet wohl in bangen Träumen,
Der Riese möchte sich ermannen und bäumen,
Weiß nicht, daß er es selber ist,
Seiner Abkunft ganz vergißt.
Thut sich mit Gespenstern plagen
Könnt' also zu sich selber sagen:
Ich bin der Gott, den sie im Busen hegt,
Der Geist der sich in Allem bewegt, u. s. w.

„Alle diejenigen Theorien," so spricht sich Schelling sonst aus, „welche von der Erfahrung abstrahirt sind, welche die Ursachen, aus denen sie erklären, nicht an sich, nicht unabhängig von den Erfahrungen kennen, welche erklärt werden sollen, sind der Erfahrung zuwider; denn wo dieß der Fall ist, geschieht nichts, als daß man erst in die Principien Alles hineinlegt, was hinreichend ist, die (schon bekannten) Erfahrungen zu erklären — man erdichtet also die Ursachen und richtet sie gerade so ein, wie man sie nachher braucht. Auch abgesehen von dem ewigen Cirkel im Erklären, so ist es, weil die Erfahrungen täglich erweitert werden, natürlich, daß jene vorausgesetzten Ursachen alle Augenblicke einmal unzureichend werden, daß man immer neue Bestimmungen in sie setzen muß, oder es geschieht auch wohl, daß zur Erklärung der einen Erfahrung Bestimmungen nöthig sind, welche den zum Behuf einer andern angenommenen widersprechen, so daß man zuletzt ungeduldig sich entschließt, wieder eine Weile ohne Theorie zu bleiben. Wahre Theorien können nur solche seyn oder werden, welche absolut a priori errichtet werden; denn wenn die Principien in sich selbst gewiß sind, so sind sie auch völlig allgemein, und weil doch die Natur der Vernunft nie widersprechen kann, zureichend für alle mögliche Erscheinungen. In solchen Theorien finden eigentlich gar keine Erklärungen statt. Hier sind nur Konstruktionen möglich. Der dynamische Physiker geht von seinem Princip aus, unbekümmert wohin es ihn führe; die Erscheinungen fallen, wenn er nur konsequent verfährt, von selbst in ihre gehörige Stelle. Eine Theorie der Natur, welche nicht bloß komparativ, sondern ganz und in jeder Rücksicht a priori errichtet wird, kann eben deßwegen auch nichts seyn, als eine getreue Darstellung oder Historie der Natur, der Naturphilosoph setzt sich an die Stelle der Natur; hat nun wohl diese, indem sie sich selbst hervorbringt, die Erscheinungen im Auge, welche sie hervorbringen will, und entsteht ihr nicht Alles — entsteht sie nicht sich selbst bewußtlos? Die Natur ist für sich selbst a priori; also muß wohl die Theorie, welche zur Konstruktion nicht mehr voraussetzt, als die Natur selbst vorausgesetzt hat, nämlich der letztern inneres Wesen und Charakter — (Identität aus Duplicität) — nichts Anderes als wieder die Natur, wie sie für sich selbst ist, zum Resultat geben." — „Die Natur scheint sich daran zu ergötzen, daß sie mit der Vernunft, d. h. mit sich selbst spielt; gewöhnlich entschleiert sie das lang bewahrte Geheimniß von einer Seite, welche selbst wieder über den wahren Sinn desselben auf Irrwege führt; aber Einmal im Besitz des Menschen wird es Gegenstand der angestrengtesten Untersuchungen und rückt endlich an die richtige Stelle und in das wahre Licht. Diesen Launen der Natur, welche, obgleich sie ein schönes Schauspiel von Thätigkeit hervorbringen, doch den Weg zur Wahrheit verlängern, ein Ziel zu setzen, ist nur durch eine in sich selbst fest und sichergegründete Theorie möglich. Steht die Theorie einmal, dann hat die Empirie die Mittelglieder zu finden, durch welche die einzelne Erscheinung mit den letzten Gründen zusammenhängt."

Ein Schüler Schellings, Steffens, charakterisirt die Naturphilosophie, im Gegensatz gegen die früheren Theorien der Naturforscher, welchen das Todte das Ursprüngliche gewesen, denen die immer thätige Natur unter den Händen erstorben und nur die todte Masse, mit leerklingenden Worten gestempelt, zurückgeblieben sey, folgendermaßen: „Der Naturphilosophie ist die Natur ursprünglich nur thätig. Die ganze Natur ist ein ewig Wechselndes, immer Veränderliches, immer Verändertes und der Wechsel selbst das einzig Beharrende. Diese ursprüngliche Thätigkeit ist das erste und letzte, die Urthesis, das Allgegenwärtige und Ewige, das in der Veränderung Unveränderte — für den Naturphilosophen, der aus ihr die Natur konstruiren soll, der inwohnende Schöpfer der Welt. Aber die Natur ist das Produktive und das Produkt zugleich. Die Thätigkeit ist unendlich im Produciren. Für den Naturphilosophen wird die Natur, sie ist nicht; er soll erklären, wie sich das Werden als ein Seyn offenbaren kann. Aus der ursprünglichen Thätigkeit wird, entsteht die Natur."

Nicht mehr bloß durch die Spalten und Ritzen des Vorhangs zu schauen — mit einem kühnen Schritt ins Allerheiligste der schaffenden und werdenden Natur sich zu versetzen; die Urphänomene, Licht, Schwere, Bewegung, die unorganischen und dann die organischen Reiche zu konstruiren und im Gedanken, in der Anschauung nachzuerzeugen — das war die kühne, großartige Tendenz der deutschen Naturphilosophie. Zwei Hauptmerkmale zeichneten diese neue Tendenz aus: die Verselbstständigung der Natur — ideell als Weltseele gefaßt, und die Behauptung der absoluten Begreiflichkeit und Durchsichtigkeit derselben für den aus ihr als ihr höchstes Produkt, ihre edelste Blüthe und Kerne hervorgegangenen Menschengeist. Jenes war hauptsächlich lockend und verführerisch für den poetischen Sinn, dieses für den nach absoluter Erkenntniß strebenden Wissenstrieb. Betrachtete man die Welt als ein von einem ihr äußerlichen Schöpfer nach den Gesetzen der höchsten Weisheit durch absolute Macht hervorgebrachtes Werk, so bot dieß zwar eine absolute Beruhigung — aber die Phantasie, das poetische Gemüth fand dabei nicht ebenso seine Rechnung, als wenn man die personificirte Natur in einem, wenn schon am Ende auch nothwendigen, doch in der

Art der Offenbarungen und Entwicklungen, willkürlichen und zufälligen Spiel begriffen, sich vorstellte, wenn man ihr Phantasie, Launen, Einfälle, sogar ein Analogon von Leidenschaften, Zorn u. s. w. zuschrieb, wenn man die einzelnen Produkte und Wesen an jener Selbstständigkeit insofern Theil nehmen ließ, als bei der gesetzten Identität von Produciren und Producirtwerden, jedes Geschöpf zugleich auch als die Selbstrealisirung eines nach Existenz strebenden Triebs erschien, als integrirendes Organ der sich selbst schaffenden und erhaltenden Natur. Und wenn das Erschaffen, das Attribut und Merkmal des Göttlichen ist, so erschien im Lichte dieser Naturphilosophie die Natur in ihrer Gesammtheit und die einzelnen Naturwesen, als Organe des Ganzen, als göttlich. Die Naturphilosophie war ihrem innersten Wesen nach pantheistisch. Keineswegs als Vorwurf soll dieß Prädikat von ihr ausgesagt seyn, denn der Begriff des Pantheismus hat eine zwiefache Seite — die negative, wornach er die Persönlichkeit, das Bewußtseyn, die Geistigkeit der Gottheit ausschließt, und hiegegen hauptsächlich werden die Angriffe auf ihn gerichtet, und die positive, wornach er die Gegenwart, das Leben der Gottheit in Allem anerkennt und behauptet, was auch mit den christlichen Begriffen wohl vereinbar ist und womit nicht die gleiche Dignität aller Naturwesen gesetzt, das Bestehen von Stufen und von Gegensätzen nicht ausgeschlossen ist. Diese pantheistische Naturanschauung, fruchtbar auch als Erklärung des Natur-Polytheismus, war nun freilich vielfacher Modifikationen fähig; in der Kühnheit ihres ersten Auftretens mochte diese neue Naturphilosophie, welche von einem Sichselbstschaffen der Natur, von ihrer Göttlichkeit und Selbstständigkeit redete, Vielen als heidnisch und atheistisch erscheinen, und manche ihrer Verkündiger mochten sich auch wohl selbst in diesem Lichte gefallen; Etliche aber, wie Steffens und Schubert, streben, die Naturphilosophie in Einklang zu setzen mit dem christlichen Theismus, die Naturvergötterung aus ihrem System zu verbannen, und in der Natur nicht mehr bloß eine Selbstoffenbarung, sondern eine Offenbarung Gottes nachzuweisen. Aber jenes (sey der Name als unverfänglich gestattet!) pantheistische Element wirkt noch in ihnen nach und zwar auf eine höchst wohlthuende Weise; die Natur mit ihrer Wesenfülle ist ihnen noch immer kein aus der Werkstatt des Schöpfers entlassenes, mehr oder weniger todtes Werk, sie ist ihnen immer noch lebendig, sie können sich der früheren Angewöhnung, sie als selbstthätig, selbstproducirend zu betrachten, nicht entschlagen, und wie schwierig es seyn mag, wissenschaftlich streng die Versöhnung dieser beiden Betrachtungsweisen vorstellig zu machen und sie dann wieder gegeneinander abzugränzen: für das empfängliche, lebendige und lebenfordernde Gemüth ist diese Naturbetrachtung sehr ansprechend und erfreulich. Anerkannt wird von diesen ein Gefühl, das den Menschen in den reinsten Stunden seines Daseyns unmittelbar mit der lebendigen Natur verbindet, das ihm die Herrlichkeit Gottes näher rückt, anerkannt, daß eine tiefe Sympathie und Empfänglichkeit für das Leben und Weben der Natur ein Vorzug des Menschen ist, daß eine geheime Theilnahme und eine verborgene Gemeinschaft alles Lebens ahnen läßt, und wenn auch nicht mehr die innere Ueberzeugung, so doch die Sprache schreibt noch immer der Natur ein selbstständiges Walten, Empfindungen, Strebungen u. s. w. zu.

Die absolute Begreiflichkeit, die Durchsichtigkeit der Natur für die intellektuelle Anschauung erschien zwar als etwas sehr Lockendes und Verführerisches, aber wurde auch vielfach als eine Anmaßung des eingeschränkten menschlichen Geistes angefochten und verschrieen und die auf einem so hohen Standpunkt geschöpften Anschauungen und Erkenntnisse boten, bei verschiedenen Jüngern dieser Philosophie nicht immer zusammenstimmend, der wissenschaftlichen Kritik manche Blößen. Die naturphilosophische Begeisterung verschwand, aber die Befruchtung der einzelnen Naturwissenschaften und die Erinnerung an jene Begeisterung blieb.

Wenn somit in Deutschland die Naturphilosophie in ihrem denkwürdigen Aufschwung einen pantheistischen Charakter annahm, so war dagegen der Charakter der französischen Naturforschung vorherrschend atheistisch; die Gottheit wurde nicht immer geradezu geläugnet, sondern oft nur entbehrlich gemacht, ignorirt, oder auch wohl ihre Existenz anerkannt, aber in einer Weise, wie die der epikurischen Götter. Die meisten der französischen Naturforscher oder Philosophen ließen sich an mechanischen und mathematischen Gesetzen als letzten Erklärungsgründen der Dinge genügen, erklärten das Leben für das Produkt der Kombination und Aktion von Atomen, die geistigen Thätigkeiten für das Resultat von Sensationen, und ein Astronom klagte: daß er Gott am ganzen Sternenhimmel gesucht, ihn aber nirgends gefunden habe.

Die englische Naturforschung aber, zu der wir übergehen, geht gern einen Bund ein mit der natürlichen Theologie und beurkundet sich dann als theistisch. Die Natur wird von dem praktischen und scharfsinnigen Engländer durchforscht, um, neben dem Interesse des Erkennens und der Wissenschaft, ihr ihre Schätze abzugewinnen, sich ihre Kräfte dienstbar, ihre Geheimnisse zu Nutze zu machen; außer der realen Ausbeute aber macht er auch noch eine ideelle: die Erscheinungen, die Einrichtungen und Gesetze der Natur werden ihm Argumente für das Daseyn Gottes, Beweise seiner Eigenschaften. Ein Ergebniß dieser Weise der Naturbetrachtung sind die Bridgewater Treatises (Bridgewater-Bücher).

(Fortsetzung folgt.)

Chateaubriand.

(Fortsetzung.)

Es ist nicht uninteressant die Urtheile zweier englischen Journale über Chateaubriand bei Gelegenheit seiner neuesten Schrift: Versuch über die englische Literatur und den Geist der Menschen, der Zeiten und der Revolutionen, zusammenzustellen. Das Athenäum läßt sich in höchster Erbitterung vernehmen: „Chateaubriand ist ganz das, was die Deutschen einen subjektiven Idealisten nennen; in der ganzen Welt der positiven Wirklichkeit sieht er nichts als sich selbst. Die Gegenstände der äußern Natur sind ihm nur ein metaphysisches Substrat, bekleidet mit den Attributen seines eigenen Geistes, und ihre Bedeu-

tung in der Stufenleiter der Dinge hängt ganz davon ab, wie sie sich zu seinen Schriften, seiner Politik, seinen literarischen Theorien und seinen persönlichen Abenteuern verhalten. Er lebt ganz in einer selbstgeschaffenen Welt und in einer Welt von destillirten Einbildungen, wahnsinnigen Träumen, aufgestelzten Phrasen und verkehrten Gestalten einer Phantasmagorie von träumerischem Unwesen, oder vielmehr einem immer sich verwandelnden Kaleidoskop, dessen Veränderungen keinem Gesetz unterliegen, als dem der vollständigen Nichtachtung aller natürlichen Aufeinanderfolge. Als Schriftsteller gehört Chateaubriand, unsers Dafürhaltens, dem unerträglichsten Extrem der rhetorischen Schule an, denjenigen die in ihren glücklichsten Stunden die Geschmeidigkeit einer prunkenden und flitterhaften Beredtsamkeit dazu benützen, ein Sophisma auszuspinnen oder ein Vorhaben zu verstecken, die aber für gewöhnlich bei ihrem Schreiben nur durch das Ohr geleitet werden und wenn eine Phrase nur harmonisch klingt, nicht darnach fragen, ob sie für den Leser einen Verstand hat oder nicht. Zwischen solchen Schriftstellern und der Logik ist eine ewige Scheidung, und wenn etwa ein Schluß nicht mehr enthielte, als was aus den Prämissen fließt, würden sie den Satz für prosaisch und nicht überzeugend halten. Der gewöhnliche Zweck solcher trefflichen Schriftsteller ist der: sich selbst zu erheben, und beim Schluß jedes Satzes meint man sie rufen zu hören: „Ist das nicht hübsch? Bin ich nicht ein Genie?" Aber das Uebel ist noch weit ärger, wenn ein Autor einen bestimmten Zweck verfolgt; denn dann ist Mystifikation seine Absicht und seine Mittel sind: fortwährende Unterschiebung von Worten statt der Sachen, von Metaphern statt der Gründe. In den Atalas, den Itinéraires sind ein übertriebener Styl und verstiegene Ideen bloße Versündigungen gegen den gesunden Menschenverstand und gegen die Wirklichkeit — Gegenstände des Vergnügens für diejenigen, welche an solchen Sachen ein Wohlgefallen haben, und des Ekels und Verdrusses für alle Leute von reinerem und einfacherem Geschmack, aber in der politischen Flugschrift, in der senatorischen Debatte sind es unglückselige Schleier, welche dem Autor die Armuth und Leerheit seiner Begriffe verbergen, wenn es nicht gar absichtliche Mittel sind, den Leser zu täuschen. Denjenigen, welche an dieser entarteten Beredtsamkeit Geschmack finden, haben wir nichts weiter zu sagen. Der Grund unsers Haders mit den Schriftstellern dieser Schule ist ihr heilloser Einfluß auf die öffentliche Meinung. Burke hat mit seiner pompösen Flugschrift die Engländer in Betreff der französischen Revolution mehr mystificirt als alle Publicisten Europa's zusammen, und wenn Chateaubriand mit seiner Rednerei weniger überzeugend ist, so ist doch auch er Meister darin, die Verhältnisse eines Gegenstandes zu verzerren, indem er ihn in einen Wortschwall hüllt; das Einfache zu verwirren, das Klare zu verdunkeln und epigrammatische Citate für diejenigen herbeizuschaffen, welchen eine Autorität so viel gilt wie ein Beweis. Beredt freilich, das geben wir zu, ist er — nach dem niedrigen Maßstab des silbernen Alters der Beredtsamkeit; denn er ist meist selbst der Narr seiner eigenen Kunst und es ist ihm mit seiner Absicht voller Ernst. Aber in eben dem Grad als ein Autor diese Fähigkeiten besitzt, diese Macht im Aufblähen und Uebertreiben: in eben dem Grad verliert er das Vermögen zu analysiren, zu bemessen, zu theilen und zu schätzen. Bei einem solchen Geist gibt es nichts als Extreme; alle Schattirungen und Unterschiede verschwinden. Einem solchen Geist ist alles Positive tödtlich zuwider und die strenge Definition ist sein Tod. Diese Bemerkungen passen auf Herrn von Chateaubriand in den glanzvollen Tagen seiner Autorschaft, wo er den phantasievolleren Theil des Publikums an sich zog durch Werke, die zu sehr rein poetisch waren, als daß sie vor das Forum des urtheilenden Verstandes gehörten. Aber in seinen spätern Jahren, wo die Zeit das Fieber seines Hirns gekühlt hat und sein Exaltationsvermögen herabgestimmt ist: jetzt wo nicht mehr der Schwung seiner Beredtsamkeit ihn leitet, sondern er genöthigt ist, seine Beredtsamkeit zu forciren, jetzt ist es wünschenswerther als je, daß er von seinen höhern Regionen herabkäme und sich bequemte auf der Erde zu wandeln wie ein Mensch des neunzehnten Jahrhunderts. In einem Werk wie das obengenannte ist die bloße Deklamation nicht an ihrer Stelle — Belehrung wäre seine Aufgabe... Zu keiner Zeit seines Lebens wäre Herr von Chateaubriand der Mann für ein solches Unternehmen gewesen. In den Tagen seiner Kraft würde er aber doch irgend eine phantasievolle Schöpfung geboren haben, eine imaginäre englische Literatur, die, wenn auch kein Porträt des Originals, doch ein glänzendes und farbiges Bild gewesen wäre; jetzt ist es nicht einmal dieß. Es ist in der That weit weniger ein Versuch über die englische Literatur als eine Abhandlung de rebus omnibus." *) — Aus Veranlassung des Vorwurfs, welchen Chateaubriand der Reformation macht, daß sie die Einbildungskraft aus der Reihe der menschlichen Vermögen gestrichen habe, sagt das Athenäum: „Das ist der Kuckucksruf der modernen ästhetisch-platonischen Katholiken, welche glauben, um träumen zu können. Einbildungskraft in ihrem Sinne, ist das Kind der Ignoranz, und der rohe Indianer ist imaginativer als sie. Vernunft dagegen ist das Kind der Einsicht, die Mutter der Gewißheit und des praktischen Nutzens. Der Vernunft dienend erfüllt die Phantasie die ihr nach ihrem Wesen zukommenden Zwecke; aber ungezügelt von der Erfahrung und die Vernunft tyrannisirend, ist sie die unerschöpfliche Quelle des Irrthums, des falschen Geschmacks, der falschen Politik, der falschen Religion und der falschen Literatur. Das Wahre ist, daß diese Vergötterung der Phantasie auf Kosten der Vernunft das Steckenpferd derjenigen ist, welche zu faul sind zu denken und ehrgeizig über das ihnen zugemessene Maß der Einsicht hinaus. Die Lehre ist das Alpha und Omega des Charlatanismus, und ihr Endzweck geht einzig darauf hinaus, die Welt an der Nase herumzuführen. Herr von Chateaubriand ist zu spät gekommen, die Welt ist zu klug geworden, um sich so blindlings in den Sumpf führen zu lassen. Die Mode, auf welche er baut, wird bald vorübergehen und inzwischen wird er durch seinen Propagandismus wenig gewinnen."

(Schluß folgt.)

*) Auf den Essai und seinen Inhalt werden wir später besonders zu sprechen kommen.

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 85.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

3 Dezember 1836.

Die Bridgewater Bücher.

(Fortsetzung.)

In dem Testament des im Februar 1829 gestorbenen Grafen von Bridgewater fand sich die Verfügung, daß dem Präsidenten der königlichen Gesellschaft zu London 8000 Pf. Sterling zugestellt werden sollten, um sie einem Mann oder Männern auszuzahlen, die er bezeichnen sollte zur Ausarbeitung eines Werks: Ueber die Macht, Weisheit und Güte Gottes, wie sie sich in der Schöpfung offenbart. Acht Gelehrte wurden aufgefordert, Werke in diesem Sinne über verschiedene Theile und Sphären der Naturwissenschaften zu schreiben, und entsprachen dieser Einladung. Das erste der auf diese Weise veranlaßten Bücher von Thomas Chalmers hat den Titel: Ueber die Macht, Weisheit und Güte Gottes, wie sie sich offenbart durch das Zusammenstimmen der äußeren Natur mit dem moralischen und intellektuellen Wesen des Menschen. — Ein anderes, von William Whewell, heißt Astronomie und allgemeine Physik, betrachtet mit Beziehung auf natürliche Theologie. Kirby schrieb über die Macht u. s. w., wie sie sich offenbart in der Erschaffung der Thiere und in ihren Trieben und Gewohnheiten. Bell schrieb über die Hand, und derselbe vereinigte sich mit Lord Brougham zu Erläuterungen der in gleicher Tendenz geschriebenen natürlichen Theologie des Doktor Paley.

Nicht die positiven Leistungen dieser Gelehrten können hier beurtheilt werden; die Kritiker sprechen mit großer Achtung und Anerkennung von ihrer Gelehrsamkeit in ihren respektiven Fächern; nur über die Art, wie sie, der Aufgabe gemäß, die Natur mit all ihrem Inhalt zum Ausgangspunkte nehmen für die Argumente vom Walten und den Eigenschaften Gottes, über ihre philosophische oder theologische Tendenz sollen einige Andeutungen gegeben, einige vergleichende Bemerkungen gemacht werden.

Whewell, dessen Buch von Astronomie und allgemeiner Physik handelt, verwahrt sich ausdrücklich, weil in den letzten Jahren mehrere Werke verwandten Inhalts in England erschienen seyen, dagegen, daß er irgend eine seiner Ansichten von einem andern Schriftsteller über natürliche Theologie entlehnt. Ueber den Zweck seines Buchs spricht er sich in der Einleitung aus. Die Anschauung und Untersuchung der materiellen Welt erzeuge in beinahe jedem Gemüth den Glauben an eine schöpferische und lenkende Intelligenz, und das tiefergehende Studium der Natur könne diesen Glauben nur befestigen und erweitern. Ein neues Werk über diesen Gegenstand werde dadurch gerechtfertigt, ja ein Bedürfniß, daß unsere Ansichten vom Schöpfer und Lenker der Welt als Ergebnisse und Schlußfolgerungen — aus unsern Ansichten von der Welt selbst, Modifikationen erleiden, nach Maßgabe als wir durch neue Entdeckungen nnd umfassendere Gesetze dahin geführt werden, die Natur in einem neuen Licht zu betrachten. Die Begriffe von der Gottheit, der Art ihrer Wirksamkeit, ihrem Weltplan, so wie sie auf einer noch unvollkommeneren Stufe der Natureinsicht sich bildeten, passen nicht mehr, wenn die Kenntniß der Natur bedeutende Fortschritte gemacht hat. Die Vermehrung und Erweiterung der Einsicht in die mannichfachen Sphären der Natur eröffne die Aufgabe, die neuen Resultate auch wieder in Einklang zu bringen mit dem Glauben an einen Schöpfer, Regenten und Erhalter der Welt; diese Aufgabe suche für gewisse Gebiete der Naturphilosophie sein Buch zu lösen. Ausdrücklich anerkannt wird jedoch die Unzureichenheit der natürlichen Religion, die keineswegs der positiven, geoffenbarten gleichgestellt werden, sondern nur ihr nicht widersprechen darf. Die Erforschung der Natur geht darauf aus, überall die Gesetze zu entdecken; die natürliche Theologie hat nachzuweisen, daß der Urheber dieser Gesetze Gott ist. Die in der Natur herrschenden Gesetze beweisen durch ihre auffallende Angemessenheit zu dem, was sie zu leisten haben, die Wahl, Absichtlichkeit und Güte von Seiten der Macht, welche sie so einrichtete. — Das Werk zerfällt in drei Bücher, das erste über die zweckmäßigen Einrichtungen auf der Erde, das zweite über die kosmischen Einrichtungen, das dritte enthält religiöse Ansichten. Im ersten Buch macht der Verfasser die

sehr treffende Bemerkung, aus Veranlassung der gegenseitigen Angemessenheit der organischen und unorganischen Natur: Man könne, ja man müsse sich des müssigen Versuchs entschlagen, zu errathen: ob die leblose Natur für die Bedürfnisse der organischen und lebenden Geschöpfe vermöge der Vorsicht des Schöpfers eingerichtet worden sey, oder ob die lebenden Wesen von demselben eine den Verhältnissen der leblosen Natur angepaßte Organisation erhalten haben; denn ein solches Nacheinander von Gedanken, ein solches Berechnen von Mittel und Zweck könne man auf Gott nicht übertragen. Wenn er aber in Bezug auf das, nicht an den Wechsel von Tag und Nacht gebundene, sondern auch in den Polargegenden im Ganzen sich gleich bleibende Bedürfniß des Schlafs und den Zusammenhang dieses Bedürfnisses mit den Bewegungen des Sonnensystems, sagt: Wie soll nun ursprünglich ein solcher Bezug und Zusammenhang angelegt seyn in der Organisation der Menschen, der Thiere, der Pflanzen, und von einer Generation auf die andere vererbt werden? Bei der Annahme eines weisen und wohlwollenden Schöpfers, der alle Theile der Natur für ihre Bestimmung und zum gegenseitigen Nutzen aufs angemessenste einrichtete, dürfen wir dieß erwarten und können es verstehen. Bei jeder andern Voraussetzung aber erscheint so etwas als unglaublich und unbegreiflich; — so kann man wohl in dieser Einrichtung nicht eben einen besondern Beweis von der Weisheit und dem Wohlwollen des Schöpfers finden, denn schon die Erschaffung einer Welt, welche Dauer und Bestand haben sollte, schloß die Nothwendigkeit von Organisationen ein, welche die Bedingungen einer relativen Dauer in sich trugen, und wenn die Menschen ohne Schlaf seyn könnten und wären, dann wäre die Schlaflosigkeit keine Krankheit. — In der Recapitulation des ersten Buchs heißt es: Warum begegnen wir in dem Verzeichniß der mathematischen Elemente des Weltalls gerade solchen und keinen andern Gesetzen und Größen? Großentheils sind die aufgeführten Data unabhängig von einander, und könnten, so weit es die mechanischen Bedingungen betrifft, für sich abgeändert seyn. Es gibt, so scheint es, eine Menge von Dingen, die in der Einrichtung der Welt anders hätten seyn können, und die, was sie sind, in Folge einer Wahl und Willkür, oder des Zufalls sind. Wir sahen, wie unwahrscheinlich überall der Zufall ist; wir sahen daß Substanzen, die, nur für sich selbst betrachtet, in irgend beliebiger Weise existiren konnten, gerade in der Art und in dem Maß existiren, wie es zum Gedeihen anderer Wesen erforderlich ist, daß die Gesetze einander angepaßt und in Uebereinstimmung gebracht worden sind in der Weise, wie es, nach Allem was wir davon begreifen, allein möglich war, daß die Welt in Gang kam. Dieß muß also das Werk der Wahl seyn, und wenn dieß, dann kann auch kein Zweifel seyn, daß sie das Werk eines höchst weisen und wohlwollenden Wählers ist. Und diese Wahrscheinlichkeit der Wahl wird in noch helleres Licht gesetzt durch die Mannichfaltigkeit sowohl als die Anzahl der erwählten Gesetze, die unter sich einander ganz ungleich sind, wie z. B. die Wärme einen ganz verschiedenen Einfluß ausübt auf flüssige und feste Körper, das Wasser beim Gefrieren sich ausdehnt, das Quecksilber sich zusammenzieht. Wer gab diesen verschiedenen Substanzen verschiedene Gesetze? wer setzte die verhältnißmäßige Quantität von jeder fest? Aber dieß auch angenommen; diese Elemente sind dann erst ein bloßes Chaos; sie müssen erst jedes an seine rechte Stelle gebracht werden, sie dürfen nicht da seyn, wo ihre Eigenschaften sie hinziehen würden u. s. w. — Eine schwerlich zu rechtfertigende Behauptung ist es, daß manche Quantitäten in der Welt von andern durchaus unabhängig seyen: die Naturwissenschaft darf nie daran verzweifeln, den Zusammenhang aller Potenzen des Universums zu erkennen; und wenn dann der Verfasser von einer Wahl redet, durch welche gewisse Quantitäten, die an sich kein nothwendiges Maß hätten, bestimmt worden seyn müßten, so scheint er in den Fehler zu verfallen, den er selbst in einer angeführten Stelle rügte: eine Succession der Gedanken in Gott anzunehmen. Die Welt ist entweder das Produkt der Nothwendigkeit oder der Freiheit. In jenem Falle, wenn sie aus sich selbst, ohne einen Schöpfer sich entwickelte, kann doch nicht vom Zufall geredet werden, denn der Zufall ist der Nothwendigkeit gerade entgegengesetzt; sie kann zwar, aber sie muß nicht das Merkmal des bewußtlosen, blinden Wirkens mit ihm gemein haben. Es darf in jenem Fall auch nicht von einem Chaos geredet werden, denn das Chaos ist nur als Gegensatz gegen den es bemeisternden Schöpfer denkbar; man muß dann reden von einer Welt in Keimen. Im andern Fall aber, wenn die Welt das Produkt der freien göttlichen Schöpferkraft ist, kann nicht von einer Wahl gesprochen werden; die ganze Weltschöpfung ist Eine freie That — frei, der Materie nach, wenn schon in der Form sich selbst als Gesetzmäßigkeit und Nothwendigkeit offenbarend; eine Wahl, eine Willkür im Einzelnen, statt ein Plus von Freiheit zu seyn, würde im Gegentheil die Freiheit der Weltschöpfung im Ganzen herabsetzen oder vernichten. — Im dritten Buch mit der Ueberschrift: Religiöse Ansichten, macht der Verfasser aufmerksam auf den Zusammenhang der physischen und der moralischen Welt, und weist nach, wie der Schöpfer von jener auch der Lenker und Herr von dieser sey. Hier führt der Verfasser den, wohl ziemlich überflüssigen Beweis, daß der feste Erdkörper und die Atmosphäre Einen und denselben Schöpfer haben, sodann: daß der Schöpfer der Atmosphäre auch der Schöpfer der Pflanzen und Thiere seyn müsse; daß die Eigenschaften der Atmosphäre berechnet seyen auf die Fortpflanzung des Schalls, der Stimme, des Menschenworts, das dann wieder das nothwendige Vehikel der ebenfalls von demselben Schöpfer geschenkten Vernunft ist. Der Schöpfer des Lichts hat in den menschlichen Geist auch die Ideen der Schönheit, die Empfindung des Schönen und die Fähigkeit, es selbst auch zu produciren, gelegt. Dieselbe Macht ist es, welche dem Boden die natürliche, und dann durch Anbau und Betriebsamkeit vermehrbare Produktionskraft verlieh, wodurch Ueberfluß über den nothwendigen Bedarf und in Folge davon, Ungleichheit der Stände und all die Verhältnisse der bürgerlichen Gesellschaft, möglich werden, und welche den Menschen mit den geselligen und ökonomischen Trieben ausstattete. Der Schöpfer der thierischen Instinkte ist auch der Urheber der menschlichen Gefühle, des menschlichen Bewußtseyns. — So

plausibel dieß Alles im Ganzen ist, so darf doch bemerkt werden, daß dieß ziemlich identische Sätze sind, durch welche eben kein Fortschritt des Gedankens gewonnen wird; es versteht sich von selbst, daß in einer Welt, welche nicht anders denn als eine Einheit gefaßt werden kann, keine absoluten Widersprüche, keine sich aufhebenden, sondern nur sich einschränkenden Gegensätze vorkommen können, daß, ohne relative Einstimmigkeit aller ihrer Bestandtheile, die Welt überhaupt nicht bestehen könnte. Zu tief in teleologisches Detail steigt die Behauptung herab, daß die Eigenschaften des Bodens schon auf Verschiedenheit der Stände angelegt und berechnet seyen. In zwei Abschnitten führt der Verfasser die Behauptung aus: daß die Entdeckung von Naturgesetzen auf den menschlichen Geist den Eindruck von einem waltenden, weisen und gütigen Gott mache, daß dagegen allerdings die Verfolgung von schon gefundenen Naturgesetzen den Geist leicht von der religiösen Betrachtungsweise abziehe, indem er bei diesen Gesetzen als einem Letzten und Selbstständigen, stehen bleibe und nach einer, sie selbst bedingenden, intelligenten Macht nicht mehr frage. Uebrigens sey die weitverbreitete Meinung von der Irreligiosität der meisten Naturforscher durchaus nicht richtig, obgleich allerdings viele in der Wissenschaft ausgezeichnete Männer von jenem Vorwurf nicht freizusprechen seyen; nur seyen dieß nicht die eigentlichen, wichtigsten Förderer der Wissenschaft, nicht die umfassenden Entdecker, die, mit der Gabe weitgreifender Anschauung ausgestattet, für höhere und tiefere Ansichten empfänglich seyen, wie die Beispiele von Galileo, Kepler, Pascal u. A. zeigen.

(Fortsetzung folgt.)

Chateaubriand.

(Schluß.)

Weit milder, ja sehr günstig und anerkennend spricht sich dagegen die Literary Gazette aus:

„Es ist eine Unmöglichkeit für einen englischen Beurtheiler, über Chateaubriand sich eine ganz adäquate Ansicht zu bilden. Er ist das Ideal des französischen Genius, und um diesen zu messen, müssen wir Maßstäbe anlegen, die oft unserem Geschmack schnurstracks zuwider sind. Wir haben in unserer Sprache keinen Styl, welcher der poetischen Prosa Frankreichs entspräche. Solche Schriftsteller würden bei uns für ihre Ausdrucksweise den Vers gewählt haben, welcher in England einer Ungebundenheit genießt, wie sie für die Freiheit des Gedankens und der Empfindung nothwendig ist. Nun gewährt allerdings die Prosa diese Freiheit, aber sie gestattet auch mehr; und entbehrend der durch den Reim herbeigeführten Gedrängtheit, verliert sie sich in Breite und Uebertreibung. Zudem verliert in einer Uebersetzung Chateaubriand den Zauber seines eigenthümlich melodischen und pittoresken Styls. Es ist eine Affektation, den genannten Schriftsteller diesseits des Kanals herabsetzen zu wollen. Man thut daran Unrecht; Chateaubriand ist Einer der großen Männer der jüngsten Zeit. Nach zwei Merkmalen kann man den Genius beurtheilen: erstens nach seiner Anerkennung in seinem Vaterland und zweitens nach dem Einfluß den er ausgeübt hat. Der Ruf den der Verfasser des Génie du Christianisme in seiner Heimath behauptet, ist von der ersten Größe, und gründet sich auf wahre, edelmüthige, leidenschaftliche Gefühle — auf die edleren Elemente alle, welche den poetischen Ruhm schaffen. Der Einfluß seiner Schriften hat der ganzen modernen imaginativen Literatur einen Impuls gegeben. Die in der Jugend erhaltenen Eindrücke werden ein Theil des geistigen Wesens; durch die Modifikation derselben entsteht, was man das Urtheil nennt. Wir erinnern uns, von einem der bedeutendsten Schriftsteller unserer Zeit gehört zu haben: er werde niemals die erste Lektüre der Atala vergessen. Die Scene im Wald, wo, während der Stürme des Himmels, die jungen Indianer das Echo des wilderen Sturmes in ihren eigenen Herzen vernehmen — diese Scene hat die Hälfte der leidenschaftlichen Schilderungen von den Kämpfen der himmlischen und der irdischen Liebe hervorgerufen. Als die Flugschrift unseres Verfassers zu Gunsten der Bourbons erschien, durchhallte sie ganz Frankreich wie ein Posaunenstoß. Nun weichen wir in unsern politischen Ansichten gänzlich von Chateaubriand ab; die Bourbons, wie die Stuarts, bereiteten sich selbst ihr Schicksal, weil sie nichts gelernt und nichts vergessen haben; aber wir ehren die Uneigennützigkeit, deren moralischer Werth die poetische Lehre überwiegt. In einem so materiellen Zeitalter wie das jetzige sollten alle Erregungen, die uns aus uns selbst hinausführen, wie Pflichten gehegt und kultivirt werden — ein großmüthiges Gefühl erzeugt immer ein anderes. Wir wenden auf die erhabenern Empfindungen an, was Schiller von den Göttern sagt:

> Nimmer, das glaubt mir,
> Erscheinen die Götter
> Nimmer allein!

Chateaubriand behauptet das Recht der Vergangenheit auf die Gegenwart, und indem er zeigt, was für uns gethan worden, zeigt er auch, wie Viel zu thun wir der Verpflichtung auf uns haben. Es ist eine schöne Bemerkung daß wir „unter dem Schatten der Nachwelt leben.“ Wir selbst waren einmal Zukünftige; man arbeitete für uns, erwartete uns, ehrte uns. Dieser Geist beseelt die beredten Blätter Chateaubriands. Er macht die Erinnerungen der Vergangenheit zum Stachel für die Zukunft. Er entflammt das Feuer auf einem verlassenen Altar; aber es ist ein Feuer, woran das Herz manche seiner edelsten und besten Gefühle wärmen kann.“

Welche Verschiedenheit in diesen Beurtheilungen! und kann man die eine oder die andere falsch oder ungerecht nennen? Liegt der Grund zu solch ungleichen Urtheilen nicht vielmehr in Chateaubriand selbst? Die Zerrissenheit, die man so vielfach schon als die Krankheit des Zeitalters bezeichnet hat, hängt auch ihm an, obgleich sie nicht in widerlicher Gestalt, in hochmüthiger, gespreizter Ostentation, wie bei so vielen Andern sich kund gibt, obgleich er sie, wo sie sich hervordrängt unter die religiöse Er:

gebung, den Glauben gefangen zu nehmen strebt. Hin und hergerissen durch den Sturm der Ereignisse und seines eigenen Geistes, konnte er sein Leben und seine literarische Thätigkeit nicht zu der Einheit eines Kunstwerks ausbilden; schöne, glänzende Fragmente sind es, aus welchen Chateaubriand jetzt das Epos seiner Memoiren heraus- oder zusammenzuarbeiten beschäftigt ist; nach seiner ganzen Individualität ist zu vermuthen, daß dieser Selbstbiographie der Zusatz, welchen Goethe seiner Lebensbeschreibung gab, nicht übel anstehen möchte; aber ebenso wahrscheinlich ist, daß er ihr jenes Prädikat nicht geben, daß er sich rühmen wird, die volle, lautere Wahrheit zu bieten. Das ist seine Eigenthümlichkeit, daß Phantasie und Wirklichkeit ihm nicht klar und scharf auseinandertreten, wie z. B. bei Goethe; sie verschwimmen in einander und er vermag weder die eine noch die andere ganz zu bemeistern; deßwegen ist er weder ein so großer Dichter noch ein so tüchtiger Praktiker, als einzelne seiner Produktionen oder Thaten in ihm vermuthen lassen; es fehlt seiner reichbegabten und hochsinnigen Natur der Spiritus rector. Es ist nicht schwer, an ihm Schwächen und Blößen zu entdecken; aber nur die übelwollende Kurzsichtigkeit kann sich gegen die schönen Seiten seines Geistes und Wesens verblenden. „Ich weiß nicht, wie es kommt," sagt er selbst, „daß die Dienste, die ich Andern zu leisten das Glück hatte, mir selten das Wohlwollen derer erworben haben, welchen ich sie erwies, während diejenigen die ich bekämpfte, im Gegentheil immer eine Neigung für meine Schriften und selbst für meine Person zeigten. Nicht meine Gegner waren es, die mich verläumdeten." Als eine Probe der Anerkennung seines Werthes von Gegnern theilen wir zum Schluß das Gedicht, womit der in der Politik weit von ihm abstehende Dichter Beranger ihn zur Rückkehr nach Frankreich einlud, mit.

An Chateaubriand.

Chateaubriand, warum dich losgerissen
Von unsrem Lob und Schmerz, der Heimath fern?
Hörst du nicht Frankreich rufen: soll denn missen
Mein Himmel weinend wieder einen Stern?

Wo ist er denn? hör' ich die Mutter sagen;
Vom Sturm gepeitscht, dem Gott sein Maß schreibt vor,
Arm, heimathlos muß er um Einlaß fragen
Wie einst Homer, ach! an des Fremden Thor.

Geächtet einst — als unser Zwist versöhnet,
Kam übers Meer er, aus des Wilden Zelt
Der Poesie Kolumbus, ruhmgekrönet,
Zurück mit Schätzen einer neuen Welt.

Der Pilger, welcher Hellas' Staub betreten,
Der den Alhambra, dann den Cirkus sang:
Er sah uns alle huldigen und beten
Vor seinem Gott, zu dem sein Hymnus drang.

Als aus dem Land er weinend mußte weichen,
Wo er der Dichtung brach die neue Bahn:
Da fragt' er an noch bei versunknen Reichen:
Ob nicht Franzosen sie vorbeiziehn sahn?

Die Zeit war's, wo, befruchtend die Geschichte,
Das Riesenschwert, zum Grau'n der Völker scharf,
Hellschimmernd in des Ruhmes Sonnenlichte
Auf uns zurück die goldnen Strahlen warf.

Ich höre dich — in Seligkeit versunken
Fliegt mich, den Jüngling, edle Röthe an,
Heut biet' ich dir, der mich einst machte trunken,
Den Wassertrunk, erschöpfter Wandersmann!

Als die vertriebnen Kön'ge ihre Kronen
Zurückgenommen; — für ihr Recht beseelt
Empfahl an Kindesstatt er den Bourbonen
Die Freiheit, die nicht ihre Ahnen zählt.

Sein Wort gab diesen Königen Almosen;
Bezaubernd wirkte seine Wunderkraft;
Je rostiger ihr Thron — um so mehr Rosen
Und Diamanten es zum Schmuck herschafft.

Doch treu auch wollt' er unsern Rechten bleiben;
Die Thoren sprachen: „hell ist ja der Tag!
Laßt uns den Mann mit seinem Ruhm vertreiben,
Wie Morgens man die Fackeln löschen mag."

Und du willst mit an ihrer Strafe tragen?
O! ihren Wahnsinn doch erkenne du!
Den Uebeln, drob den Himmel sie verklagen,
Gesellen sie auch deine Treue zu.

Komm! dien' dem Volk und trotze ihrem Höhnen!
Dem Volk, deß Herz stets großen Geistern schlug,
Das dich am Tage seines Siegs, des schönen,
Trophäen gleich auf seinen Armen trug.

Dien' ihm allein! für seine Sache rufe
Ich dich zur Rückkehr auf — ein Sängermund;
Es leidet — steh' ihm bei! in dem Berufe
Wird erst dem Volk der Gottgesandte kund.

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 86.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

6 Dezember 1836.

Neugriechisches.

2.

Die Stimme des Grabes.

Den ganzen Samstag tranken wir, und auch den ganzen Sonntag;
Und Montag, als es Morgen ward, war unser Wein ja alle.
Da schickte mich der Hauptmann fort, um neuen Wein zu holen;
Doch ich war fremd und wußte nicht Bescheid, auch keine Wege.
Ich kam auf öde Wegelchen, auf unbetretne Stege;
Bis an ein einsam Kirchelchen der, den ich ging, mich brachte.
Da, Brüder, Vettern, gab es euch ach! viele, viele Gräber;
Und eins, das lag abseits für sich, ganz abseits von den andern.
Da sah ich nichts, und mochte so darauf getreten haben,
Denn schwer aufseufzend, dumpf und hohl, hört' ich das Grab erdröhnen.
„Was hast du, Grab, und dröhnest so? was seufzest du so kläglich?
Ist dir vielleicht dein großer Stein, der Hügel dir beschwerlich? —"
„Der Hügel und mein großer Stein — nicht sie sind mir beschwerlich;
Doch sage, ist der Weg für dich nicht breit genug zum Gehen?
Kamst du nur darum hieher, um mit Füßen mich zu treten?
Bin ich nicht auch ein junger Bursch, ein Pallikar gewesen?
Bin ich nicht auch die Nacht umher beim Mondenschein gegangen,
Mit einem Schwert, zehn Spannen groß, und klafterlanger Flinte?
Hab' ich etwa nicht auch gekämpft als würd'ger Pallikare?
In einem Tag und einer Nacht erschlug ich dreißig Feinde;
Und andre vierzig nahm ich im Verlauf des Kriegs gefangen.
Da von einander sprang das Schwert, zerfiel in zween Stücken,
Als so ein Hund von einem Feind mich mit dem Pferd ereilet,
Das Messer zieht und Miene macht, damit mich zu erstechen;
Doch rasch mit meiner rechten Hand erfaßte ich das Messer.
Da that er sein Pistol heraus, drückt's auf mich ab, und nieder
Hier auf den Hügel streckt' er mich, wo du mich jetzo siehest.
Beweine, Freund, beweine mich."

Uebers. v. Emil Preusser.

Die Bridgewater Bücher.

(Fortsetzung.)

Der Brennpunkt des Streits zwischen den entgegengesetzten Weisen der Naturbetrachtung sind die sogenannten Endursachen (causæ finales), von welchen Whewell in einem besondern Abschnitt handelt. Viele Einrichtungen in der Natur, behauptet er, führen unwidersprechlich auf die Annahme, daß der Verknüpfung von Ursache und Wirkung gewisse Zwecke, gewußte und gewollte Zwecke, mithin Zwecke eines persönlichen Wesens, der Gottheit, zu Grunde liegen, und nur die Verstockung in einer nicht natürlichen, sondern angewöhnten Weise zu Denken und zu Schließen, gegen diese sich aufdrängende Erkenntniß den Geist verblenden könne. „Der Eindruck von Planmäßigkeit und Absicht in der Gestaltung und Ordnung der Welt, oder von der Realität der Endursachen, übt auf den menschlichen Geist im Allgemeinen eine solche Herrschaft und verstärkt sich bei jeder weitern genaueren Betrachtung der Erscheinungen des Universums so beharrlich, daß wir nicht umhin können, anzunehmen, ein solcher Glaube habe eine tiefe und starke Begründung." Er widerlegt die entgegengesetzte Ansicht. Man sage: Zweck und Absicht lassen sich durch kein folgerichtiges, begründetes Denken in die Einrichtung der uns umgebenden Welt übertragen. Bei menschlichen Hervorbringungen weiß man, was der Wille und die Absicht hervorbringen kann, aber das Weltall, als Werk Gottes, läßt sich nicht mit irgend einem andern Werk vergleichen, läßt sich nach keiner Analogie bekannter Beispiele beurtheilen. — Der Verfasser gibt zu, daß der Begriff von Zwecken und Endursachen in der Welt nicht durch Gedankenreihen erschlossen werde, aber er behauptet, daß er sich unmittelbar dem Geist aufdränge; der Zweckbegriff ist in unserem Bewußtseyn von unserem eigenen Handeln ursprünglich gegeben; wir können nicht anders, als wenn wir die Existenz von Personen außer uns anerkennen, auch von ihnen anzunehmen, daß sie nach Zwecken handeln, und ebenso fühlen wir uns gedrungen, denselben Begriff auf die Einrichtung der Welt im Ganzen, als

das Produkt eines Willens, anzuwenden. „Wenn je Einer den Skepticismus so weit trieb, die Existenz aller andern Personen außer der seinigen zu bezweifeln, so mochte er, was den Beweis aus den Endursachen betrifft, das Seyn Gottes eben so gut wie das der Menschen bezweifeln; aber erwägt man, wie unmöglich es überhaupt für Menschen ist, einander Persönlichkeit, Zweck, Absichtlichkeit und Willen abzusprechen in Betracht gewisser augenfälliger Erscheinungen und Wirkungen, die von ihnen ausgehen: so muß man es für ganz konsequent und vernunftgemäß erklären, wenn sie auch Gott in Betracht all der Erscheinungen und Wirkungen, aus welchen das Weltganze besteht, Persönlichkeit und Zwecke zuschreiben."

Einen Beweis für die Unausweichlichkeit der Ueberzeugung von den Endursachen und, damit zusammenhängend, von der Persönlichkeit Gottes, findet Whewell auch darin, daß selbst diejenigen, welche sich gegen die Anerkennung derselben sträuben, unwillkürlich doch in diese Betrachtungsweise zurückfallen. Laplace, der geradezu seine Ueberzeugung aussprach, daß mit dem Fortschreiten der Erkenntniß die Annahme von Endursachen immer mehr zurücktreten müsse, daß sie nur das Auskunftsmittel der Unwissenheit und die Gränzen des Verständnisses seyen — Laplace selbst habe sich so ausgesprochen, daß man da, wo er sagt: die Natur, nur zu setzen brauche: Gott, um die teleologische Ansicht bei ihm zu finden: „Es scheint die Natur habe am Himmel, um die Dauer des Planetensystems zu sichern, Alles nach Zwecken (oder Rücksichten — Views) geordnet, ähnlich denjenigen, welche sie auf der Erde auf so bewundernswürdige Art zu befolgen scheint, um die Erhaltung der Individuen und die Dauer der Gattungen zu sichern." Und weiter beruft er sich auf Cabanis, welcher irgendwo sagt: „Ich betrachte mit dem großen Bakon die Philosophie der Endursachen als unhaltbar, aber ich habe anderswo anerkannt, daß es selbst für den vorsichtigsten Mann sehr schwierig ist, in seinen Erklärungen nie auf dieselben zurückzukommen." Die Autorität Bakons wird meist von diesen Männern angeführt; dieser sagt: „Die Annahme von Endursachen, verbunden mit den übrigen in physischen Untersuchungen, hat die strenge und fleißige Erforschung aller realen und natürlichen Ursachen abgeschnitten, und den Menschen Anlaß gegeben, bei diesen scheinbar befriedigenden Ursachen stehen zu bleiben, zum großen Nachtheil und Hemmung weiterer Entdeckung." Endursachen, bemerkt hiezu Whewell, müssen von der physikalischen Forschung ausgeschlossen bleiben, das heißt: wir dürfen uns nicht anmaßen, den Gegenstand der Zwecke des Schöpfers zu kennen und seinen vorausgesetzten Zweck an die Stelle einer physischen Ursache zu setzen. Wir dürfen die Wolken nicht hinlänglich erklärt glauben durch die Annahme, daß ihre Bestimmung sey, die Erde zu wässern, oder uns dabei beruhigen: die Dichtheit der Erde sey nur deßhalb, daß sie lebenden Wesen zum Aufenthaltsort diene. Aber der Naturforscher, wenn er die Entstehung und das Wesen der Wolken nach ihrer physischen Beschaffenheit verfolgt hat, findet am Ende doch, daß die wohlthätigen Wirkungen der wässernden und befruchtenden Wolken auf einen intelligenten Gesetzgeber hinweisen. „Bakon's Vergleichung der Endursachen mit den Vestalinnen ist eines jener treffenden Worte, welche so häufig in seinen Schriften vorkommen und die sich nicht leicht vergessen. „Wie jene," sagt er, „sind sie der Gottheit geweiht und unfruchtbar." Aber Jedem der sein Werk recht liest, wird klar werden, in welchem Sinne jenes Wort gemeint ist: „Nicht daß jene Endursachen nicht wahr und der Nachforschung würdig wären, wenn sie sich nur in der ihnen gebührenden Sphäre halten." Hätte er Gelegenheit gehabt, seine Vergleichung zu entwickeln, die, wie so oft seine Vergleichungen, voll verborgenen Sinnes ist, so hätte er wahrscheinlich gesagt: die Unfruchbarkeit, die er den Endursachen beigelegt, sey nicht als Vorwurf verstanden, da dieselben nicht die Mütter sondern die Töchter der Naturwissenschaften seyn sollen, und unfruchtbar seyen sie nicht in Folge einer Unvollkommenheit ihrer Natur, sondern damit sie rein und unentweiht blieben und würdige Dienerinnen im Tempel Gottes."

In dem Abschnitt über die Wirkungsweise Gottes in der Natur wird diese als Gründerin der Naturgesetze betrachtet. „Aber ein Gesetz setzt voraus einen Handelnden und eine Macht, denn es ist selbst nichts Anderes als die Weise, wie der Handelnde verfährt, der Ordnung, nach welcher die Macht wirkt. Ohne die Gegenwart eines solchen Handelnden, einer solchen Kraft, welche der Verhältnisse, worauf das Gesetz beruht, sich bewußt ist, hat das Gesetz keine Wirksamkeit, keine Existenz. Daher behaupten wir, daß die Intelligenz, durch welche das Gesetz ist festgestellt worden, die Kraft, durch welche es in Thätigkeit gesetzt wird, gegenwärtig seyn muß, zu allen Zeiten und an allen Orten, wo die Wirkungen des Gesetzes vorkommen, daß somit das Wissen und die Thätigkeit des göttlichen Wesens jeden Theil des Universums durchdringen, alle Thätigkeit und alles Leiden, alles Beharren und allen Wechsel bedingend. Die Gesetze der Natur sind die Gesetze, die er in seiner Weisheit seinen eigenen Handlungen vorschreibt; seine Allgegenwart ist die nothwendige Bedingung alles dessen, was geschieht, seine Allwirksamkeit die einzige Quelle jeder wirkenden Kraft." Hier wird jedoch erinnert, daß Gott alle Dinge lenkt und beherrscht, nicht als die Seele der Welt, sondern als der Herr über Alles. Im letzten Abschnitt wird eingeschärft, daß, wenn auch die Betrachtung der Natur auf die Ueberzeugung vom Daseyn eines intelligenten Gottes führe, doch der dadurch gewonnene Begriff von Gott kein adäquater sey und bei allen erdenklichen Fortschritten der Wissenschaft nie seyn könne, da das Wesen der Gottheit überhaupt über die Sphäre der menschlichen Erkenntniß hinausliege.

Ueber die teleologische Betrachtungsweise der Natur wird noch Einiges zu sagen seyn, wenn wir zuvor Einiges aus Kirby's Schrift über die Erschaffung, die Geschichte, Triebe und Gewohnheiten der Thiere mitgetheilt haben. Sein Werk beginnt mit den Worten: „Die Werke Gottes und das Wort Gottes können die zwei Thüren genannt werden, welche in den Tempel der Wahrheit führen, und da beide von demselben allmächtigen und allwissenden Urheber herstammen, können sie, richtig ausgelegt, einander nicht widersprechen, sondern müssen beide, obgleich in verschiedener Weise, dieselben Wahrheiten ins Licht setzen und bestätigen; und um die Stimme Gottes in der Na=

tur recht zu verstehen, müssen wir ihr Heiligthum mit der Bibel in der Hand betreten." Er gibt jedoch zu, daß sowohl diejenigen, welche das Wort Gottes als die, welche seine Werke studiren, in ihrer Auslegung irren können, nur widerfahre es denjenigen, welche die Werke ohne das Wort studiren, weit häufiger, nach dem Spruch: das Wissen blähet auf. Vorzüglich bedauert er die irreligiöse Tendenz der beiden ausgezeichneten Naturforscher: Laplace und Lamarque. Wie wenig für die Begreiflichkeit gewonnen werde, wenn man mit Lamarque Gottes Walten verkenne und nur die Natur gleichsam als Viceregentin herrschen lasse, setzt er in Folgendem auseinander: „Nun aber diese große Mutter der ganzen Schöpfung (die Natur), die nach dem genannten Schriftsteller, dem Gott der Götter alle Mühe abnimmt, gleichsam auf seinem Throne sitzt und alle Dinge durch das Wort ihrer Macht lenkt und hält — was ist sie denn? Ist sie nicht wenigstens ein sekundärer Geist, umfassend wie das physische Universum, das sie gestaltet, und dessen Gränzen allein ihrer Thätigkeit ein Ziel setzen? Dieß sollte man wenigstens erwarten nach den mannichfachen und wunderbaren Wirksamkeiten, welche von ihrem Verehrer ihr zugeschrieben werden. Wie wird man aber überrascht und erstaunt, wenn man jeden Skrupel seiner Definitionen abwägt, die er von dieser seiner großen Diana von Ephesus gibt, und wenn man endlich beim Schluß der Rechnung findet, daß die Summe im buchstäblichen Verstande Nichts ist! daß sie bloß ein Gemenge von Attributen ist, ohne eine Substanz, dieselben zu tragen. Seine ursprüngliche Bezeichnung derselben, worauf er überall in seinen Werken zurückkommt, ist die: daß sie eine Ordnung der Dinge sey. Was gibt diese Phrase dem Geist für einen Begriff? Den von Dingen, welche nach einer gewissen Ordnung eingerichtet und thätig sind. Aber nein! das ist nicht seine Meinung. Sie ist eine Ordnung von Dingen, bestehend aus Gegenständen, unabhängig von der Materie. Diese Gegenstände sind ganz metaphysischer Art, weder Wesen, noch Körper, noch Materie. Aber wenn sie kein Wesen ist, so kann sie keine Existenz haben. Ja, sagt unser Autor, sie besteht in der Bewegung. Aber was ist denn Bewegung, abstrakt betrachtet, ohne Beziehung auf einen Bewegenden und ein Bewegtes? Wie ihr Gegensatz, Ruhe, ist sie Nichts. Ein zweites, was Lamarque als Bestandtheil der Natur ansieht, ist das Gesetz. Aber das Gesetz, abstrakt betrachtet, ist ebenfalls nichts, und das dritte Ingrediens anlangend: Raum und Zeit, so geben auch diese der Natur keine Wesenheit, sie bleibt noch immer ein Nichtding; mithin so wie der Autor sie definirt, kann sie nichts seyn und nichts wirken." — Sonderbar überrascht wird man in der Einleitung durch eine Abhandlung über das Tabernakel der Juden und die symbolische Bedeutung der Cherubim, welche er mit den Worten schließt: „Eine meiner Hauptabsichten, warum ich diesen räthselhaften Gegenstand so ausführlich behandelte, war die: jener in den Schriften der Philosophen so häufig sich verrathenden Tendenz entgegen zu arbeiten, der Wirksamkeit der zweiten Ursachen, und dem Mechanismus der Naturkräfte allzu viel zuzuschreiben, als ob sie für sich selbst schon und ohne Hinzutreten der ersten Ursache genügend wären, Alles in Allem zu wirken und die große Maschine und alle ihre Theile im Stand und Gang zu erhalten. Statt es so anzusehen, als ob Gott, je weiter die Beobachtung vordringt, desto mehr zurückträte, ist mein Wunsch vielmehr, ihn uns immer näher zu bringen, damit wir ihn überall sehen und anerkennen als den Schöpfer des Universums, der es gleichsam beseelt und hält in allen seinen Bestandtheilen und Bewegungen —

Der lebt in Allem, was da Leben hegt,
In Allem, was den Raum füllt, sich bewegt,
Der niemals sich vertheilt, so viel er spendet,
Und, allwirksam, nie seine Kraft verschwendet;

der seine Gesetze aufrecht erhält durch seine eigene universelle Wirksamkeit auf und mit den Cherubim seiner Herrlichkeit. Ohne ihn können sie Nichts thun."

(Schluß folgt.)

Die Geschichte von Rimini.

Dritter Gesang.

(Fortsetzung.) *)

Doch dieß Gefühl beschlich ihn allzuoft —
So oft ward er gedankenvoll und fand
Gelegenheit sich wieder aufzuraffen.
Doch jedesmal war schwächer seine Kraft,
So daß allmählich, halb erschöpft, halb willig
Er völlig sich dem holden Bild ergab,
Und um, so wähnt' er, zu beschwichtigen,
Was ihn am Ende überwältigt hätte,
Anfing zu heften sein bewundernd Auge
Auf ihre Tugenden, ihr rührend Wesen,
An ihrem süßen Wuchs sich zu erfreuen:
Bis ihm dieß ward zum täglichen Bedürfniß,
Und sie von seinem Denken unzertrennlich;
Die Stille mahnt' ihn an ihr sanftes Wesen,
An ihren feinen Sinn ihn die Gesellschaft,
An ihre Bücher die Lektüre — Musik
An ihre Stimme — und was hold und schön war,
Mahnt' an ihr Antlitz ihn, das manchmal, wenn
Er ruhig dasaß, leis' sich ihm zu nähern,
Ihn freundlich lächelnd anzublicken schien.
Und flüchtete er sich zur Einsamkeit,
Unter die Bäume, in dem dichten Gras:
Wie himmlisch, dacht' er, wär's sie hier zu sehn!
Wie reizend pflegt' er dann sich auszumalen
Die höchste Gunst, die je ein Herz erfuhr:
Ein holdes Weib im Schoos der ländlichen Natur!

So kam er täglich weiter — süße Schmerzen
Erfüllten seine Phantasie, die manchmal doch

---

*) Zu Nro. 78.

Vom kalten Schauern jäh' ergriffen ward.
Wenn immer wen'ger seines Bruders Bild
Ihn rüttelte aus seinen Träumerei'n,
So kam er deßhalb sich nicht pflichtvergeßner,
Nicht schlimmer vor — vielmehr das Gegentheil!
Daß Einem in den Sinn es sollte kommen
Zu kränken einen Andern, — einen Bruder —
Und störend seine Ruhe anzutasten
Aus lauter Selbstsucht und Schwachherzigkeit:
Das schien ein Wunder ihm und ganz unmöglich.
Ein andres Wesen freilich, dacht er, gab's,
Das manchmal wohl recht schwere Stunden hatte
Und wen'ger Kraft zum tragen — und um Wen?
Wie dieß auch war; Er konnt' ihr Loos nicht ändern.
Und so trieb er's mit Seufzen und mit Lächeln,
Ausweichend doch dem Schein vor allen Dingen:
Als wär' bedroht er von der Liebe Schlingen.

Wenn sie ihn liebte — dann ließ Dankbarkeit,
Wenn nicht — dann ließ Gefühl für's Schickliche,
Dazu das Recht der neuen Schwägerschaft
Ihn wünschen: ihr Vergnügen zu bereiten.
Und was er dachte — war's ihm zu verübeln,
Wenn er's verschlossen hielt in seiner Brust?
Nicht wünscht' er eines Andern Glück für sich;
Doch möcht' er sich für den Besitz entschäd'gen;
So viele Schönheit blöd' nur anzustarren
Und nicht bewundern — wär' Stumpfsinnigkeit:
Dann hätt' er auch sein Auge schelten müssen,
Wenn gern es sah das Feld, das Himmelblau,
Des Nachbars Garten und gemalten Saal:
Es war am Schönen nur unschuld'ges Wohlgefallen,
Durfte das Schönste nicht gefallen ihm vor Allen?

So dacht' er, und beruhigt, weil er sicher
Des Bodens war, trat er ihr immer näher:
Er brachte — seinem Bruder schien's genehm —
An ihrer Seite schöne Stunden zu.
Er las mit ihr, er ritt, beizt' ihren Falken,
Er würzte ihr den Abend mit Gesprächen,
Indessen sie am Stickrahm emsig saß,
Er schlug mit ihr die Laute, wenn sie kamen
An eine schöne Stelle, pflegt' er sie
Vorzubereiten erst auf das Vergnügen,
Den Wohllaut schlürft' er dann in doppelt süßen Zügen.

Dann beim Turnier — Wer war's als sie, die ihn
Noch ritterlicher machte als zuvor,
Daß doppelt kräftig er die Lanze zückte,
Gleich einem Sturme hinwarf Roß und Mann,
Und kecker noch als je unter Trompeten-
Geschmetter, offnen Helms, die Runde ritt.
Nur seinen Bruder pflegt' er mehr als bisher
Zu meiden, schneller von ihm abzulassen,
Aus einem seltsamen Gefühl zum Theil,
Theil weil Giovanni manchmal trug ein Band,
Gewirkt von seiner Gattin — Grün und Gold;
Denn überall hielt sie's mit der Natur,
Und bei der Arbeit schwebten Sonnenstrahlen
Ihr vor, spielend auf grünen Wiesenthalen.

Franceska konnte kaum sich selbst verhehlen,
Welch neuer Quell der Lust sich ihr eröffnet —
Wie ruhig und wie rasch doch ihr die Tage
Hinflossen in so traulicher Gesellschaft,
Und wie der Stuhl, worauf er saß, das Zimmer
So anders ihr erschienen, wenn er fehlte.
Doch weil den Grund viel klarer sie erkannte,
Schien es ihr um so nöth'ger, hart mit sich
Zu kämpfen, aufzubieten ihren Stolz;
Das that sie Anfangs auch; sie heuchelte
Verdruß, daß er sich so um sie bemühte,
Dann aber schalt sie selber sich darob,
Sprach um so freundlicher und sah ihn an
Mit Blicken, daß das Herz zu schmelzen ihm begann.

Giovanni selbst, dem es zum Trost gereichte,
Daß seinen Platz ein Andrer füllte aus
Und ihm ersparte manche müß'ge Stunde,
Die er beliebig anders konnt' verwenden,
Sah sorglos sich das neue Band befest'gen,
Sprach immer wen'ger und blieb länger weg,
Durch Eigenliebe und sein Recht versichert,
Willkommen stets zu seyn, wenn er auch kam.
Auch sie, mit ihrem feinern Sinn, vergalten
Durch größere Gefälligkeit sein Zutrau'n;
Ihren Gemüthern lag der Mißbrauch fern,
Doch sie benützten, was es ihnen gönnte, gern.

O jetzt, du edles Paar! besinnet euch,
So lang Ihr denken noch und lächeln könnt,
So lang noch Eure reinen Herzen nicht
Ein nicht mehr gut zu Machendes belastet:
So lang noch in Euch lebt die Kraft zur Freude,
Frei von der Reue Qual, der Selbstverachtung Leide!

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 87.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

8 Dezember 1836.

Auf das Korallenthier.

Von Mrs. Lydia Sigourney. *)

Nur geschafft! nur geschafft! du vergängliche Schaar
Die du baust im treulosen Meer, voll Gefahr!
Nur geschafft! Ihr spottet die Menschen aus
Mit den Bauten auf Sand, Eurem steinernen Haus!
Eure Säulen bespülen die grundlosen Quellen;
Euer Bogen erhebt sich zum Spiegel der Wellen;
So, kleine Geschöpfe, schafft ihr Gebäude
Gar stattlich im wäss'rigen Reich ohne Freude.

Mit geheimem Gürtel die Tiefe Ihr bindet,
Daß in Stein verwandelt das Meer sich findet;
Frische Kränze entsprossen korallenem Grunde
Wie von Ninus' Gärten meldet die Kunde;
Grüner Rasen erhebt sich, wo Wellen gerollt;
Ueber'm Strudel erstarrt die Rinde von Gold;
Menschen trägt das Eiland, der Seethierchen Werk,
Wo die Wogen gebrandet, da thürmt sich der Berg.

Doch warum auch baut Ihr das malmende Riff
Unter schwärzlicher Fluth für das stattliche Schiff?
Gibt's doch schon der Schlingen genug auf der Welt,
Unter Blumen im Thal und auf offnem Feld;
Gibt's doch Schlangen genug, die in Blumen sich sonnen;
Gifttropfen im reinsten Becher der Wonnen;
In der Wieg' ist der Mensch schon von Feinden bedroht;
Warum auch ins Wasser sä't ihr den Tod?

Von modernden Knochen die Tiefe ist weiß,
Von der Tropenglut zu des Poles Eis;
Die Locken des Schiffsjungen, glänzend wie Gold
Hat die Nix' um die kalten Finger gerollt;
Es schauten die Götter des Meers mit Mißfallen
Das Bett der Matrosen in ihren Hallen;
Ist denn schon Mangel an Gräbern auf Erden,
Daß das Meer soll der Kirchhof der Todten werden?

Nie ziehet ihr ein, ob ihr bauet auch lang,
Gleich dem sündigen Volk, das die Wüste verschlang;
Vor dem Land der Verheißung der Tod Euch entrückt,
Eh sein Grün Euer lechzendes Auge entzückt,
Wie die Kön'ge der ragenden Pyramiden
Mit unbeachtetem Grab sind zufrieden:
So schlaft ihr vergessen im öden Meere,
Doch bleibt Eurer Werke Wunder und Ehre.

*) Das Ausland theilte im vorigen Jahrgang einen ausführlichen Artikel über „die Literatur in den Vereinigten Staaten" mit, (Nro. 305 ff). Wir lassen nachträglich einige Proben nordamerikanischer Dichtkunst folgen. Obiges ist eines der schönsten Lieder einer in der Union sehr angesehenen Dichterin, welche die „amerikanische Hemans" genannt wird.

Die Bridgewater Bücher.

(Schluß.)

In dem Abschnitt über die Erschaffung der belebten Wesen, worin er sich möglichst genau an die Schrift und ihre Berichte hält, sagt Kirby, mit Rücksicht auf die Stelle: Gott sah an was er geschaffen hatte, und es war sehr gut: „Die ganze Maschine war nunmehr in Bewegung, jedes einzelne Rad kreiste und der Wille dessen, der sie schuf und lenkte, war vollkommen und ohne Unterbrechung erfüllt. Die Instinkte der gesammten Thiere drängten sie vermöge eines unwiderstehlichen Triebs, ihre Funktionen zu erfüllen, das heißt diejenigen, welche bei dem damaligen Zustand der Dinge nothwendig waren; denn wenn der Instinkt der Raubthiere nicht gezügelt war, so hätten sie bald die grasfressenden Thiere vernichtet,

selbst wenn, wie Lightfoot annimmt, je sieben von einer Gattung geschaffen worden waren. Sie müssen mithin ursprünglich Gras oder Heu gefressen haben wie der Ochse, ohne ihre harmloseren Mitgeschöpfe zu zerstören und anzufechten. Und zu dieser Pflanzenkost werden sie, so dürfen wir mit Sicherheit annehmen, vor dem Schluß der jetzigen Weltperiode zurückkehren, so daß das letzte Zeitalter der Welt so glücklich seyn wird, wie der ursprüngliche Zustand im Paradies. Diese Harmonie unter den lebenden Wesen dauerte wahrscheinlich noch nach dem Fall lang genug, daß Frist blieb zu einer solchen Vermehrung der grasfressenden Thiere, die sie vor der Vertilgung sicherte. Wäre Adam nicht gefallen, so wäre wahrscheinlich dieser traurige Wechsel gar nie eingetreten, denn der Verfasser des Buchs der Weisheit schärft ein, daß Gott nicht den Tod geschaffen und kein Wohlgefallen habe an der Zerstörung des Lebendigen." — „Voraussehend freilich den unglückseligen Abfall der Menschen, und Vorsorge treffend für die Folgen, welche durch eine zu rasche Vermehrung der verschiedenen Thiergattungen herbeigeführt werden würden, begabte der Schöpfer die Raubthiere mit Organen und Angriffswaffen, die sie, wenn er das Wort sprach und sie los ließ, sie zur mitleidslosen Zerstörung der schwächern Thiere trieben, deren allzustarke Vermehrung dem allgemeinen Wohle nicht dienlich war." — „Es gibt auch, wie jedem aufmerksamen Beobachter einleuchtend seyn muß, zahlreiche Thiere, die als positiv nachtheilig für den Menschen zu betrachten sind, und die ausdrücklich ihm zur Strafe geschaffen zu seyn scheinen, sey es an seinem Leibe oder an seinem Eigenthum." (Außer den Raubthieren besonders auch Flöhe, Würmer u. s. w.) „Kann man glauben, daß der Mensch in seinem ursprünglichen Zustand der Herrlichkeit, Schönheit und Würde der Aufenthaltsort und die Beute dieser unsaubern und ekelhaften Geschöpfe gewesen? Das ist sicherlich ganz unglaublich — beinahe hätte ich gesagt unmöglich. Die wahrscheinlichste Hypothese ist, daß derlei Thiere nach dem Fall Adams erst geschaffen wurden, wie man ja das Beispiel von Hervorbringung solcher schädlichen und lästigen Thiere an den ägyptischen Plagen hat."

Wir wissen nicht, ob man in Deutschland im katechetischen Unterricht noch häufig solche Theorien und Erklärungen vorträgt; aber in wissenschaftlichen Werken oder in höhern Lehranstalten wird man sie wohl nicht leicht mehr finden. Wenn es einem Dichter wohl ansteht, das goldne Zeitalter so zu schildern, wie der Verfasser thut, die Sanftmuth der Löwen und Tiger zu rühmen, welche friedlich mit Gras und Wurzeln sich begnügend, neben den Lämmern weideten, so steht es doch einem Naturforscher übel an, dergleichen Hypothesen aufzustellen und zu vertheidigen. Wahrlich, wenn die Autorität der heiligen Schrift überhaupt mit solchen Hypothesen stände und fiele, so erwürben sich diejenigen das schlechteste Verdienst um sie, welche in dergleichen ihren frommen Scharfsinn üben. Mit einer solchen Auslegung wird der Schrift schlecht gedient, und eine solche Anwendung der Ergebnisse der Auslegung auf die Naturwissenschaft kann diese nur hemmen und verwirren, statt sie zu fördern. Es ist bei der Organisation, bei dem Bau der Zähne der Raubthiere, der Schnäbel der Raubvögel, lächerlich anzunehmen, daß sie ursprünglich mit vegetabilischer Nahrung fürlieb genommen; es ist noch lächerlicher zu glauben, sie haben auch nach dem Sündenfall noch eine Zeit lang bei dieser Nahrung bleiben müssen, bis die andern Thiere, die ihnen zur Nahrung dienen mußten, sich gehörig vermehrt hatten; es ist ganz und gar inconsequent zu sagen: daß die ursprünglich pflanzenfressenden Thiere später fleischfressende geworden seyen, habe der allzu großen und am Ende schädlichen Vermehrung der schwächeren Thiere vorbeugen müssen. Nach den Annahmen des Verfassers müßte die Zeit des paradiesischen Standes, an deren Glück ohne Zweifel nach seiner Vorstellungsweise auch die vernunftlosen Wesen Theil genommen haben sollen, für die Raubthiere und Raubvögel mit ihren gefesselten und gezügelten Instinkten eine Zeit der Trübsale und der Entbehrung gewesen seyn und erst in Folge der Sünde durften sie ihrer Organisation und Natur gemäß, d. h. behaglich leben. — Bei der andern Hypothese, daß das Ungeziefer, die Eingeweidewürmer u. s. w. erst nach dem Fall geschaffen worden, weil sie offenbar bloß zur Strafe und Züchtigung da seyen, erkennt man recht deutlich, zu welchen Mißbräuchen die teleologische Betrachtungsweise der Natur führen kann. Ist es nicht lächerlich und kleinlich im höchsten Grade, sich Gott zu denken, wie er solche Thiere of a disreputable name schafft, ausdrücklich nur um dadurch die Menschen zu quälen und zu strafen?

Weitläufig beschäftigt sich Kirby mit dem Beweis: daß alle Menschen von einem Paar abstammen, und mit Widerlegung der dagegen erhobenen Einwürfe. Nicht zu übersehen ist, daß er auch hier von einem religiös-dogmatischen Interesse beherrscht wird. Bei den Wanderungen der Thiere versäumt er natürlich die Gelegenheit nicht, darauf hinzudeuten, daß Heuschreckenschwärme als eine Strafe Gottes angesehen werden müssen.

Mit großer Ausführlichkeit wird die Theorie von den Instinkten der Thiere behandelt. Nachdem im Allgemeinen der Satz aufgestellt ist, daß jede Art von Instinkt ihren Grund im Willen der Gottheit hat, werden die Hypothesen über den nächsten Grund der Instinkte aufgezählt und geprüft. Dieser muß entweder metaphysisch oder physisch oder aus beiden zusammengesetzt seyn. Bei Annahme eines metaphysischen Grundes ist der Instinkt entweder die unmittelbare Wirksamkeit Gottes, oder die Wirksamkeit eines von ihm benützten untergeordneten intelligenten Wesens oder der Verstand des Thiers, an dem sich der Instinkt zeigt. — Gegen die erste Annahme, wornach eigentlich „Gott die Seele der unvernünftigen Thiere wäre," gilt schon dieß, daß Gott nicht unmittelbar zu wirken pflege, daß es seiner nicht würdig sey, mit Insekten und solchen Thieren in so enge Verbindung zu treten und daß ihr Instinkt nicht untrüglich ist, wie er in jenem Fall seyn müßte. Gegen die zweite Annahme, die Wirksamkeit von untergeordneten Intelligenzen, guten und bösen, wird geltend gemacht: „Nach dieser Hypothese würde die Biene, das Symbol der Weisheit, wenn sie auf ihre wohlthätige Fahrt nach Honig und Wachs auszieht, von einem guten Engel getrieben; wenn ihr aber etwas aufstößt, was ihre Furcht oder ihren Zorn erregt, wird sie von

einem bösen Engel gereizt, am Gegenstand ihres Mißfallens Rache zu nehmen und ihm den Stich ihres giftigen Stachels fühlen zu lassen. Dieß kann nie zugegeben werden." Endlich ist auch nicht die Intelligenz der Thiere Grund des Instinkts, denn dann müßte Intelligenz und Instinkt in entsprechendem Verhältniß stehen, während die Erfahrung lehrt, daß, wo die Intelligenz höher, da der Instinkt schwächer ist und umgekehrt. Der Instinkt unterscheidet sich von der Intelligenz wesentlich dadurch, daß jener sich von Anfang an gleich bleibt und keiner Ausbildung und Steigerung fähig ist, wie der Verstand.

Die zweite mögliche Voraussetzung ist, daß die nächste Ursache der Instinkte eine physische sey, daß eine physische Kraft oder ein physisches Agens, von der Gottheit benützt, auf die Organisation des Thiers einwirke. Im Allgemeinen schon erscheint es wahrscheinlich, daß Gott auf die unter dem Menschen stehenden Wesen nicht unmittelbar, sondern mittelbar einwirke. Diese vermittelnden Viceregenten der Schöpfung, unter Gott stehend und seinem Willen gehorchend, sind die in den Cherubim und in dem Himmel der heil. Schrift symbolisirten Naturagentien oder Elemente, deren Einwirkung auf das der Empfindung und Willkür entbehrende Pflanzenreich ganz offen zu Tage liegt, auf das Thierreich zwar nicht so deutlich ist, aber doch auch sich einleuchtend machen läßt, wenn man die wichtigen, beide Reiche verbindenden Analogien bedenkt. Denn auch das Pflanzenreich hat eine Menge Erscheinungen aufzuweisen, welche den Instinkten entsprechen. Wenn nun die unmittelbare Ursache des vegetabilischen Instinktes offenbar physischer Art ist (Hitze, Kälte, Feuchtigkeit u. s. w.) so wird es wohl auch bei dem animalischen Instinkt sich so verhalten. Das den Instinkt erregende mag etwa als Aetherstoff bezeichnet werden, der zwar nie sinnlich dargestellt und angeschaut werden kann, aber zur Wärme, Licht und Elektricität sich ungefähr so verhalten mag, wie diese zu den Gasen. Niemand läugnet, daß die Organisation der Thiere bezüglich ihrer Freß-, Bewegungs- und Manipulations-Werkzeuge im Zusammenhang stehe mit ihren Instinkten; soll man sich nun nicht auch denken, daß die Organisation des Gehirns und Nervensystems von dem Schöpfer so mannichfaltig angelegt sey, um den durch Kräfte der Natur auf sie geschehenden Einwirkungen zu entsprechen, so daß diese die Thiere anregen zu gewissen Operationen, für welche sie augenscheinlich bestimmt sind, in einer Weise welche der Erregung des Hungers ähnlich ist? Nachdem die verschiednen Arten der Instinkte, die sich auf die Fortpflanzung der Gattung, auf die Erlangung der Nahrung, und auf die Ueberwinterung beziehen, näher beleuchtet worden, sagt der Verfasser: „Immer noch mögen Manche geneigt seyn zu fragen: liegt es im Gebiet der Wahrscheinlichkeit oder auch nur der Möglichkeit, daß durch die bloße Einwirkung von physischen, wenn auch noch so feinen, Kräften auf das Gehirn und die Nerven eines Thiers solch eine wundervolle Reihe von Thätigkeiten und Manipulationen sollte erzielt werden, wie wir sie bei dem Biber, der Biene, der Spinne und Ameise bemerken? Thätigkeiten die zugestandnermaßen weit über ihren Verstand hinausliegen! Aber darauf antwortete ich: Wir wissen daß bei Gott kein Ding unmöglich ist, außer was einen Widerspruch in sich schließt; und seine Weisheit, Macht und Güte kann sich ebenso deutlich, ja noch deutlicher offenbaren in der unendlichen Mannichfaltigkeit der Organisationen, wie sie erforderlich ist, zur Erregung des Triebs auf diese oder jene instinktmäßigen Operationen, und dazu, die Thiere zu bestimmen, daß sie Tag für Tag und Jahr für Jahr dieselbe ihnen vorgezeichnete Bahn der Thätigkeit verfolgen, als wenn er dieß durch seine eigene unmittelbare Einwirkung oder die der ihm dienenden Geister bewerkstelligte."

Ueber die dritte Annahme hinsichtlich des nächsten Grundes der Instinkte, wornach er ein gemischter seyn sollte aus Physischem und Metaphysischem, bemerkt Kirby, daß Gott allerdings bisweilen das allgemein geltende Gesetz des Instinkts suspendire — Wunderwirkungen. Dieß war der Fall bei den Kühen, welche von den Philistern vor die Bundeslade gespannt wurden und die, obgleich sie Kälber hatten, nicht umkehrten, sondern den ihnen von Gott vorgezeichneten Weg fortsetzten.

Wenn Kirby sich in der angeführten Stelle glaubt darauf berufen zu müssen, daß bei Gott kein Ding unmöglich sey, so ist wohl diese Erinnerung an diesem Ort gerade nicht gut angebracht, denn das Vorhandenseyn der Instinkte, also die Möglichkeit, daß Gott die Thiere damit begabt, kann Niemand läugnen; es handelt sich nur um die Erklärung derselben und hier nun wird die Klarheit der Einsicht und des Verständnisses auch durch die unerschütterlichste Festigkeit des Glaubens um nichts gefördert. Erklärt oder veranschaulicht ist übrigens durch die hier aufgestellte Theorie der Instinkte nichts; denn die Einschiebung einer durchaus nicht näher bezeichenbaren Naturkraft — Aetherstoff — zwischen das Wirken des Instinkts und dem schöpferischen Willen Gottes füllt keine Lücke aus. Der Verfasser muß auch selbst zugeben: „bei den Thieren, welche zur Erlangung ihrer Nahrung List und Kunst anwenden müssen, ist die erregende Ursache nicht so einleuchtend." Am schwierigsten allerdings sind die sogenannten Kunsttriebe zu erklären — die Netze der Spinnen, die Zellen der Bienen. Der Vergleichung wegen deuten wir kurz die Theorie Schellings an: Sie setzt überall den Grundsatz voraus, daß man in der organischen Natur nichts Anderes als das Spiel eines zwar höhern, aber doch immer noch aus Naturursachen und Naturkräften erklärbaren Mechanismus zu erblicken habe, und aus dieser Annahme müssen sich auch die Produktionen des Kunsttriebs erklären lassen. Produkte der Vernunft, oder eines Analogons der Vernunft können sie nicht seyn. Eine und dieselbe Kraft geht von der Sensibilität in die Irritabilität, von dieser in die Produktionskraft über und verliert sich dann im Kunsttrieb, der Produkte hervorbringt, die bei aller Regelmäßigkeit doch unorganisch sind. Die Thiere werden zu all ihren Handlungen, also auch ihren Produktionen durch freie Nöthigung getrieben; ihre Kunsttriebe resultiren aus der Determination ihrer physischen Kräfte in Ansehung der Art ihrer Wirksamkeit. Mit der Art der Wirksamkeit ist auch das Produkt bestimmt; die bestimmte Art der Wirksamkeit und das Produkt sind Ein und dasselbe; fragt man aber nach dem Grund der Regelmäßigkeit

der Produkte, so ist die Antwort: Was als Produkt des Kunsttriebs erscheint, ist nur das letzte Werk derselben Kraft, welche die Organisation hervorbrachte und nun, nachdem das erste Produkt fertig ist, es nur noch als Instrument ihrer bildenden Thätigkeit braucht. Wo die organische Bildung an ihrer Gränze steht und die organische Kraft über diese Gränze hinausgeht, producirt sie nicht mehr die innere, sondern nur eine äußere Vollkommenheit, und diese ist die geometrische. — In der Natur geschieht Alles mit blinder Nothwendigkeit und deßwegen ist Alles in ihr Ausdruck eines ewigen Gesetzes; du erblickst in ihr nur deinen eigenen Verstand; fragt man aber, durch welche Naturkraft denn die Produkte des Kunsttriebs hervorgerufen werden, so ist zu antworten: Die Ursache des Kunsttriebs kann nicht räthselhafter seyn, als die der höhern organischen Funktionen — denn eine Blume, das Haus eines Schaalthiers sind so vollkommene Kunstwerke, wie die Zelle der Biene. In dieser Ansicht darf man sich nicht irre machen lassen durch die Einwendung, daß ja so die Thiere Maschinen würden; dieß ist nicht der Fall, denn es wird nicht behauptet, daß sie unmittelbar durch einen äußern Impuls in Bewegung gesetzt würden, sondern überall ist die Vermittlung durch Sensibilität, welche Eigenschaft nicht der einzelnen Organisation, sondern der ganzen Natur ist. Unsere Meinung ist, daß den Thieren kein einzelnes, eigenes und abgesondertes Leben zukomme, und wir opfern ihr individuelles Leben nur dem allgemeinen Leben der Natur auf.

Wie sehr die Engländer, die deutsche Spekulation zu belächeln, als unnütze Grübeleien und Spitzfindigkeiten anzusehen geneigt seyn mögen — läugnen läßt sich doch gewiß nicht, daß die deutsche Naturphilosophie einen viel kräftigeren Hauch des Lebens hat als die englische, daß sie den Blick zu kühneren, umfassenderen Anschauungen eröffnet, einen viel innigeren realen Zusammenhang in der Natur herstellt, und daß sie, wenn auch im Einzelnen ihre Lehrsätze mit den dogmatischen Ansichten in Widerspruch zu stehen scheinen oder wirklich stehen, doch den Geist höher stimmt als die harmonistischen Versuche der englischen orthodoxen Naturforscher. Wer die Natur studiren und über sie philosophiren will, sollte mit Vorurtheilen keinerlei Art an sie herantreten; besonders auch nicht mit der, im Bisherigen mehrmals berührten teleologischen Betrachtungsweise, welche die reine Auffassung trübt. Wenn man statt die Natur verstehen und erklären zu wollen, sie zur Basis und zum Material von Beweisen macht für das Daseyn und die Eigenschaften Gottes, wie das Streben der englischen Natural Theology ist, so läuft man gar sehr Gefahr, in die Natur hineinzulesen statt heraus; nur einen Theil ihrer Phänomene, die scheinbar günstigen für den beabsichtigten Zweck, hervorzustellen und die andern im Dunkel zu lassen. Man setzt sich, wenn man die einzelnen Einrichtungen der Natur mit pedantischer Vermessenheit zu deuten unternimmt, als einzig oder zunächst auf den Nutzen der Menschen abzweckend, wenn man aus gewissen Phänomenen sofort auf eine entsprechende Eigenschaft Gottes schließen zu dürfen glaubt, einer höchst bedenklichen Retorsion dieser Methode aus, durch welche sie aufgehoben wird. Beruft man sich auf einzelne Fälle und Phänomene, um die Güte und das Wohlwollen des Schöpfers gegen seine Geschöpfe zu beweisen und somit Schlüsse auf sein Wesen zu machen, so lassen sich solchen einzelnen Fällen wieder andere Phänomene entgegenhalten, aus welchen man doch nicht geradezu einen Schluß auf entsprechende Eigenschaften des Schöpfers wird gestalten wollen. Wenn die Spinne ihr wunderbares Gewebe spinnt, um andern Thierchen einen Hinterhalt zu legen, wenn die Katze mit der Maus boshaft spielt — würde derjenige, der aus andern Naturphänomenen sofort einen Beweis von den Eigenschaften Gottes destillirt, nicht in große Verlegenheit kommen, hier seine Methode consequent durchzuführen? Wer bei der Naturforschung immer mit einem Auge über die Natur hinweg nach dem Himmel schielt, der läuft große Gefahr, weder die Natur noch Gott recht verstehen zu lernen.

Gewiß würde es den englischen Naturforschern oder Philosophen nichts schaden, wenn sie durch das Studium der Kantischen Kritik der Urtheilskraft sich über die Möglichkeit, die Ansprüche und Bedeutung einer Physikotheologie belehrten; sie würden zwar dann nicht mehr die dogmatisch zuversichtliche Sprache führen, aber ihre Argumente würden in der Sphäre, in der sie gelten, befriedigender ausfallen. Kant gestattet die teleologische Betrachtungsweise, jedoch mit der Beschränkung, daß sie ein Princip nicht für die bestimmende, sondern nur für die reflektirende Urtheilskraft sey; er gestattet sie als ein Mittel, als heuristische Methode, die Naturkunde nach dem Princip der Endursachen zu erweitern, wobei man sich jedoch zu hüten habe, das, was dem Betrachter als Zweck erscheint, für Zweck der Natur wirklich auszugeben. „Es ist gut," sagt er (und seine Worte sind eine Antwort auf die vierzig Jahre nach ihm hervortretende Ansicht Kirby's) „selbst die uns unangenehmen Dinge von dieser Seite zu betrachten. So könnte man sagen: das Ungeziefer, das die Menschen plagt, sey nach einer weisen Naturanstalt ein Antrieb zur Reinlichkeit, die für sich schon ein wichtiges Mittel der Erhaltung der Gesundheit ist; die stechenden Insekten seyen Stacheln der Thätigkeit für die Menschen."

Wenn wir nicht irren, spricht Bulwer irgendwo von der mystischen Philosophie Kants, aber diese mystische Philosophie könnte wohl manche Unklarheiten der mit ihrer Simplicität und Faßlichkeit sich brüstenden englischen Philophie aufklären.

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 88.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

10 Dezember 1836.

E. Quinet über Deutschland.

Das Heft der Revue des deux Mondes vom 15 Oktober enthält unter der Ueberschrift: Revue étrangère, I. L'Allemagne einen Aufsatz von E. Quinet, bekannt durch Schriften über den politischen Zustand von Deutschland und besonders durch seine auch in diesen Blättern ausführlich besprochenen Gedichte: Ahasverus und Napoleon. Wir wissen nicht, ob Quinet für Frankreich bereits eine solche Autorität ist, daß man auf seine Worte und Ansichten schwört; wir wissen nicht, ob sein von Bitterkeit strotzender Aufsatz auch auf die Stimmung seiner Landsleute gegen Deutschland, besonders gegen die deutsche Literatur, Einfluß haben wird; aber wir sind überzeugt, daß die Deutschen, welche von französischer Tendenz und französischem Geschmack sich rein erhalten haben, in diesem Aufsatz eine Rechtfertigung ihrer bisher behaupteten Ansichten finden. Wir wollen der Aeußerung eines Einzelnen kein allzu großes Gewicht beilegen; aber bemerkenswerth ist es doch, wenn eine Ansicht in einer so angesehenen und verbreiteten Zeitschrift Aufnahme findet, und annehmen darf man, daß der Verfasser einigermaßen das Publikum kennt, zu dem er spricht. Wir verargen einem Schriftsteller, der über ausländische Zustände und Literatur schreibt, gar nicht, wenn ihm mancher größere oder geringere Verstoß mit unterläuft, wenn ein Anflug von Nationalgefühl oder Nationaleitelkeit hin und wieder sein Auge trübt, wenn eine gereizte Empfindlichkeit da und dort sich aus seinen Worten heraushört; aber den Geist der ruhigen Unparteilichkeit vermissen wir allzu sehr in einem Aufsatz, der mit einem Gedicht über die Rheinufer schließt, in deren Besitz sich wieder zu setzen, Quinet seine Landsleute auffordert.

Der Aufsatz beginnt, des Kontrastes willen, mit einer sehr rühmlichen Schilderung: „Ein Reisender, der Deutschland im Flug durcheilte, fände daselbst durchaus ein friedliches arbeitsames Volk, Gehorsam gegen die Gesetze, reiche oder aufgeklärte Städte, Dörfer beinahe so schön wie die Städte und in der geringsten Hütte eine ländliche Zierlichkeit, die ihm das Herz lachen machte. Dieselbe Kirche wird für die verschiedenen Kulte benützt, derselbe Kirchhof thut sich dem Papisten und Lutheraner auf; da ist keine Zwietracht, da sind keine Parteiungen und Faktionen, keine offenen Klagen. Der Reisende würde heimkehren mit der festen Ueberzeugung, ein Volk von Weisen entdeckt zu haben, das durch ein Wunder den Stürmen des modernen Geistes entgangen. Er würde sich in einem großen Irrthum befinden. Eine tiefgreifende Umgestaltung bereitet sich vor unter den deutschen Völkerschaften. Es ist keine offene, geräuschvolle Revolution, wie in Frankreich und England; aber es ist unmöglich sie zu läugnen, und sie wird zu ähnlichen Resultaten führen. Der alte Geist Deutschlands zersetzt sich und ein neuer Geist pocht wie ein Sturmbock an die Thore. Man hat nichts von Emeuten und Staatsstreichen zu erzählen, wohl aber von Emeuten und Revolten im Reich der Ideen und der Philosophie. Die spiritualistische Generation erlischt und verschwindet. Einer der angesehensten Kämpfer, im Kampfe der Schulen erprobt, sagte mir vor kurzem: „Der Idealismus stirbt; ich bin es zufrieden auch mit zu sterben." Dieß Wort faßt Alles zusammen. Goethe und Hegel sind dahingegangen zu Lessing, Klopstock, Schiller, Kant, Fichte, Herder — den Helden der deutschen Wiedergeburt. Die Epoche der Halbgötter und Helden ist vorüber. Was wird die Epoche der Menschen bringen?" —

Quinet führt aus, wie Frankreich und Deutschland, in ihren gegenseitigen Beurtheilungen sich nie von Haß oder von Liebe frei erhalten haben. Beide ließen sich von der Vorliebe oder von der Abneigung beherrschen. Frankreich, statt des Materialismus, warf sich flehend in die Arme Deutschlands, aber es bekam oft nur noch Leichname von Systemen und Theorien, und trank statt aus klaren Quellen, aus dem abgestandenen Sumpf. Unter solchen Einflüssen sey das Buch der Frau von Stael über Deutschland entstanden; diese Frau war immer verfolgt von dem stirnrunzelnden Gespenst Voltaire's. Für ihre bewundernde und idealisirende Auffassung des deutschen Geisteslebens erntete sie Spott. Unter der Restauration studirte Frankreich aufs eifrigste deutsche Philosophie und Poesie, ohne es

jedoch ihren deutschen Lehrern zu Danke zu machen. „Die Deutschen, emporgehoben durch ihre Dichter, waren in der neuesten Zeit Gegenstand einer Vergötterung, die sie verderben muß. Was ist aus der demüthigen Bescheidenheit geworden, welche sie bis ins achtzehnte Jahrhundert besaßen?“ — „Es müssen,“ sagt Quinet, „tiefliegende Differenzen Frankreich und Deutschland trennen, weil, trotz den Bemühungen so vieler ausgezeichneter Männer, so viele Vorurtheile noch beide Völker scheiden. Wenn die Vorstellungen, welche sich das eine Volk vom andern macht, nicht durchaus falsch sind, so sind sie doch immer wenigstens um ein halbes Jahrhundert verspätet. Ein ewiger Anachronismus scheidet sie. Wie lange wird es z. B. noch anstehen, bis Frankreich sich Deutschland nicht mehr als das Land der Spekulation und des Enthusiasmus denkt, als ein Eden, das den Dichtern hingegeben ist, und die ganze Nation gleich der im Walde schlafenden Schönen? Ebenso hat Deutschland (versteht sich die große Menge, nicht einige ausgezeichnete und überlegene Köpfe) immer noch nur von dem Frankreich des achtzehnten Jahrhunderts einen Begriff.“ — „Der Deutsche und der französische Geist sind von so entgegengesetzter Natur, daß beinahe immer der eine den andern ausschließt. Die Kunst sich zu assimiliren ist so selten, daß man sagen kann: sie existirt gar nicht.“ — Besonders übel empfindet Quinet, daß die Literargeschichte und Kritik der Deutschen die französische Literatur, namentlich das Jahrhundert Ludwigs XIV nicht gehörig würdige. „Ist das Haß, Heftigkeit, Widerspruchsgeist oder ganz einfach die Unmöglichkeit sich zu verstehen oder Alles zusammen?“

(Fortsetzung folgt.)

Die Geschichte von Rimini.

(Fortsetzung.)

Wohl dachten sie daran — doch theils aus Trägheit,
Theils weil sie's nicht recht anzugreifen wußten,
Und weil sie fühlten, wie schon das Sich-Sehen
Für beide solch ein Trost und Stärkung war,
Versäumten sie ganz, die Gelegenheit
Des häufigen Verkehres zu vermindern:
Nur immer zärtlicher ward ihr Begegnen,
Sie lebten Tag für Tag im Alten fort,
Nur nachdenksamer, ernster, seltner lächelnd,
Und unter immer reichlicheren Seufzern,
Denn wenn das Eine fing zu seufzen an,
Fand es Erwiederung stets bei dem Andern.
Und sey es nun, daß ein Verdacht durchzückte
Giovanni's Herz, sey's daß sich seine Laune
Verschlimmert hatte: er fing an sein Weib
Durch Bitterkeit zu quälen und durch Hitze,
Blind gegen seine eigenen Versehn
Bemerkt' er's nicht, wenn sie sich Mühe gab
Ihn zu begütigen, und ward doch zornig,
Wenn ihn bedünkte, daß sie's wen'ger thue.
Ihr sanfter Schmerz kam ihm wie Vorwurf vor,
Er preßt' ihr Thränen aus und ward dann wild,
Und halbe Reue macht' ihn dann noch bittrer;
Zuletzt gab er ihr zu verstehn: es gebe
Wohl Leute, die vor ihm den Vorzug hätten,
An Diesen finde sie vielleicht Vergnügen,
Und sie an ihr — und wenn auch er verzweifle!
Dann ging er aus dem Zimmer, halb ergrimmt
Auf sich, daß er in solchen Zorn gerathen
Und ihn an einem Weibe ausgelassen;
Doch ändert' er darum nicht sein Benehmen,
Er suchte nicht sich milder zu bezeigen;
Was! sollte er sich Weiberthränen beugen?

In solchem Fall wich gern die Fürstin aus
Paolo's allzufreundlichem Gesicht,
Mit einem Seufzer dämmte sie die Thränen,
Sie ging ins Freie, sah den Himmel an,
In ihrem Garten, ganz von Grün umschlossen,
Lauscht' sie der Vögel Lied, die durch die Büsche schossen.

Es war ein schöner, weitgedehnter Platz,
Umhegt von Bäumen und zum Schluß ein Wald;
Belaubt war Alles; ein gewundner Bach
Schlängelte klar und fröhlich dadurch hin,
Im Schatten glitt er hin und schien entzückt
Des Tages milde Schönheit zu empfinden.
Da war die volle Rose, roth und weiß,
Stiefmütterchen, mit Purpurlicht bestrômt,
Verschämte Erdbeern, sonngefärbter Buchs,
Hyacinthen, prangend mit der Glocken Fülle,
Die Lilie, das Haupt jungfräulich senkend,
Lavendel, den zum Brautschmuck man verwendet,
Maßliebchen, außen schön wie innen — kurz
Die Kelche alle, draus die Biene schlürft.
Dazwischen Rasenplätze, duft'ge Gänge
Gewürzt von Jasmin, Geißblatt und Citronen,
Orangenbäume, deren warme Blätter
Die goldnen Früchte lieblich überschatten,
Unter den Blumen, überwölbt von Fichten,
Spielt der geschwätz'ge Springquell und man sah,
Zwischen den Stämmen durch, das helle Wasser,
Zwischen den dunkeln Wipfeln silbern glänzend.
Bald ging man hin an einem Blumenbeet
Voll prächt'gen Farben — Weiß, Roth, Gold, Azur,
Bald war in einen Laubgang man versetzt,
Dicht, lang, gemacht ganz für der Liebe Plaudern;
Jetzt folgte man dem Bach, und wenn man so
Ueber den sammetweichen Grund hinschritt:
Kam Einem kühl des Wassers Hauch entgegen
Und schmeichelte dem Fuß der weiche Teppich.
Dann trat vielleicht man ein in schatt'ge Plätze,
Anmuthig wechselnd ab mit Lichtungen,
Durch welche dann und wann das ferne Schloß
In seiner Pracht sich zeigte, neben Hütten,

'S war eine Welt von Bäumen um und um,
Die schattend ihre Arme streckten aus,
Mit sonnenhellen Plätzen, mit Verstecken
Bequem zum Lesen, an dem Rand der Bäche,
Wo man den Hirsch beim Trinken jagte auf,
Der dann leichtfüßig, scheu zum Walde floh.
In laub'gen Wohnungen die Vögel hausten
Und zwitscherten und sangen aus den Büschen.
Das Himmelblau empfand man überall,
Oder man sah es lächeln durch das Laubdach,
Auch Sitze waren da und dort bereitet,
In offnen Gängen oder im Verborgnen,
Von Bäumen überwölbt, zu welchen sich
Halb sehnend und halb bang der Blick erhob —
Grüne Schlupfwinkel, ganz gemacht für Dichter,
Wo, wenn die Sonne schien mit gelber Färbung,
Die rauhen Stämme, wie man innen sah,
In golden grünem Lichte standen da.

Doch zwischen Wald und Blumengängen lag
Inmitten noch die anmuthreichste Stelle,
Ein Platz, der wie ein Feenland gemahnte;
Es war ein plattes Thal, umringt von Sträuchen
Auf Hügeln, welche mählich sich erhoben;
Gemischt mit höhern Bäumen — Birk' und Pappel —
Darunter quoll, aus einer Marmormündung
Durchs dunkle, feuchte Grün, ein Bach hervor,
Deß leises Plaudern diesem wonn'gen Schatten
Schien göttlich süße Dinge zu erzählen.
Der Grund war glatter Rasen, gegen mitten
Bepflanzt mit Blumen und Citronenbäumen
Und in der Mitte sah, umdrängt von Lorbern
Und Myrten, grad im Sonnenlichte schimmernd
Ein Gartensaal hervor — entzückend schön,
Marmorn, klein, weiß, von reizendem Verhältniß,
Umrankt von gelbem Weinlaub nur — Orangen
Standen zu beiden Seiten vor der Thüre.
Die Thüre war dem Walde zugewendet,
Viereckig — aber rund war sonst der Bau,
Das einz'ge Licht fiel durch die Kuppel ein,
Gemildert durch den angerankten Wein.

Es war ein schönes Denkmal alter Kunst,
Verschont von Kriegeswuth, ganz wohlerhalten;
Es hielten's Manche für das Werk von Feen,
Die wegen Pracht berühmt sind und Geschmack —
Alcina's oder Morgana's, die dem Kampf
Und Ruhm entführten die verliebten Ritter,
Und dann in einem Rausch von Glück, von Festen,
Musik und süßverstohlnen Küssen labten.
Doch die Skulptur bewies: es war ein Tempel
Geweiht den Nymphen, die einst hier gehaust;
Denn abgebildet war über der Thüre
Ein Opfer dargebracht von jungen Mädchen
Und Hirten — ländliches Getränk und Speise —
Und Ziegen mit dem kampfbereiten Horn,
Und ringsherum, in gleicher Linie liefen
Bilder, entsprungen heidnischer Phantasie:
Die Nymphen selber waren dargestellt,
Die einen sich auf Felsenblöcke lehnend
Am Ufer — andere im Wasser scherzend,
Das sie nur halb bedeckt, mit Schmeichelmienen,
Ein'ge im Blumenthal, dem Hirten lauschend,
Der auf der Pfeife blies, das Echo weckend,
Ein'ge die langen, feuchten Haare trocknend,
Ein'ge entschlummert unter Bäumen, wo
Nach ihnen Faunen oder Satyrn schielten;
Oder sie stellten sich, als sähen sie
Die Feinde nicht herschleichen im Gebüsch,
Derweil aus ihren weggelegten Urnen
Im hohen Gras das Wasser sprudelnd quillt.
Gewiß es baute selbst die Phantasie
Solch schönes Sommerhaus im Grünen nie.

Franceska liebte Garten, Blumenbeet,
Den Schatten — aber diesen Platz am meisten.
So oft sie ausging, und wohin sie schweifte —
Es lenkte sich hieher zuletzt ihr Schritt;
Sie hatte eine Laute hier und Bücher,
Hier lag sie stundenlang, voll Dankbarkeit
Das Herz gegen den Sonnschein und das Laub.
Ihr Auge weilte auf den Regentropfen,
Und auf dem milden Lächeln der Natur,
Das, wer sie recht betrachtet, immer findet.
Auch an den Himmel dachte sie; man hörte
Manchmal, wenn Alles war recht still und friedlich,
Tief aus den Schatten ihre süße Stimme,
Wie sie der Jungfrau sang den Abendgruß.
Die Gärtner und wer sonst zu thun hier hatte,
Erfreut, so oft ihr Angesicht sie schauten,
Knieten dann nieder mit entblößtem Haupte —
Von himmlischer Musik die Luft erfüllt man glaubte.

Einst — 's war an einem Sommernachmittag,
Wo es am wohlsten Bächen ist und Lüften,
Grashüpfer schrillen — 's Tagwerk ist vollbracht
Und mächtig zeichnen sich die Schatten ab —
Kam auch zu ihrem Lieblingsplatz die Fürstin,
Um eine Stunde Frieden hier zu haben,
Sehnsüchtig, ihren Kummer zu vergessen,
Schlummernd der Vögel Singen zu genießen,
Das Blätterflüstern und das kühle Licht,
Das durch die Reben drang, den milden Anblick
Des Walds, den durch die offne Thür man sah,
Das ferne Plätschern von den muntern Bronnen,
Citronenblüthenduft und tausend andre Wonnen.

Sie machte mind'stens den Versuch, wie sonst,
Denn auch schon dieß erleichterte ihr Herz.

Un nie, wie schlimm ihr auch zu Muth gewesen,
Hat sie vergebens Tröstung hier gesucht.
Doch dießmal — selbst nicht wußte sie wie's kam,
War ihr, als ob der Druck zu schnell verschwände,
Als fühlte sie zu bald ihr Herz geneigt
Harmlose Lust aus jedem Ding zu schlürfen,
Und, um sich schau'nd mit neugebornem Aug',
Als wär ein Baum der Weisheit in der Nähe,
Nach der Natur köstlichsten Frucht zu streben
Und sich dem Drang des Herzens hinzugeben.

Zu schmerzlich klar empfand sie dieß Gefühl,
Sie konnte nicht erwehren sich der Angst;
Sie wendet ab ihr Auge von dem Anblick
Der reizenden Natur, langt sich ein Buch
Und fing darin so eifrig an zu lesen,
Als wär' vom Morgen an sie drin vertieft gewesen.

'S war der Roman von Lanzelot vom See,
Der, wie Trompetenschmettern, zuckt durchs Herz
Der Jugend — doch auch sanftre Saiten anschlägt.
Sie hatte Tags zuvor erst angefangen,
Und las mit vollem Herzen, halb in Lust
Und halb in Wehmuth, wie all seiner Habe
Wurde beraubt der alte König Ban,
Bis auf ein Schloß; an einem Sommertag
Macht' er mit seiner schönen Königin
Und seinem Kind sich auf den Weg, um Artus
Den großen König, anzugehn um Hülfe.
Auf einem fernen Hügel wandt' er sich,
Um seinem Schloß noch einen Blick zu senden;
Weiß schimmernd sah er's fern; doch wie er hinsah,
Da wirbelten Rauchsäulen draus empor,
Und König Ban sah alle seine Habe,
Sein schönes Schloß bis auf den Grund gebrannt,
So daß zu schwer die Last dem Greise ward;
Zu Boden sinkend sprach er ein Gebet
Für seine Lieben, und dann brach sein Herz.
Dann las sie von der Kön'gin mit dem Kind,
Wie sie darob beinah von Sinnen kam,
Und dann in der Verzweiflung weiter pilgernd
An einem See begegnet einer Frau,
Die mitleidsvoll das Kind nahm in die Arme,
Doch plötzlich aufsprang mit behenden Füßen,
So wie der Vogel sich vom Zweige stürzt,
Und mit dem Knaben unter'm See verschwand.
Unnöthig wär's, der Mutter Schmerz zu schildern —
Die Frau war dieses Platzes Fee; der Knabe,
Sein Name Lanzelot, blieb bei ihr, bis
An Arthurs Hof er ging, wo er so edel,
So liebenswürd'gen Geistes sich erwies,
Daß Königin Genevra, seiner Anmuth
Nicht widersteh'nd, zu ihm in Liebe fiel;
Hier war die Fürstin lesend angelangt,
Und sehnlich nach dem Weitern sie verlangt.

Grad wollte mit der Hand das Blatt sie wenden
Und ihr Gedanke lief den Worten vor —
Die andre Hand hielt ihre weiße Stirne
Und strich daraus der Locken Gold zurück —
So saß sie da — und so ward sie betrachtet
Von Einem Mann, der an der Thüre lauscht —
Von Paolo — er hatte sie gesehn
Vom Fenster aus den Rasenplatz durchschreiten,
Wohin sie ging errieth er, dachte sich,
Daß sie in Thränen sey und fand sich heut
Zu schwach, sich fern von ihr, wie sonst, zu halten.
„Darf ich eintreten?" fragt' er — sie fuhr auf
Bei dieser sanften Stimme — wurde roth,
Drückt' einen Augenblick die Hand ans Herz,
Als wie nach Athem ringend, dann mit freiem
Gewohntem Ton sprach sie: „O ja — gewiß!"
Es gibt in Fällen die mit Schuld bedrohen,
Eine Erkünstlung von Gelassenheit,
Ein Wesen, das sich heiter stellt und ruhig,
Als sicherte der Schein der Sicherheit;
Und so benahmen sich die Liebenden,
Sa sprachen sie, so setzten sie sich nieder
In Einem Buche lesend — Paolo
Umschlang mit Einem Arme nach und nach —
Sie wehrt' es nicht — Franceska's schlanken Leib,
Und ihre Wangen, Pfirschen gleich am Baume,
Berührten sich — ein Schau'r durchbebte sie —
Sie neigten sich aufs Buch, sprachen kein Wort,
Und immer langsamer rückte das Lesen fort.

So saßen sie — es pocht' ihr Herz — sie fühlten
Wie ihre Farbe wechselte; sie kamen
An jene Stelle, wo die Königin
Mit langgenährter Flamme Lanzelot
Anlächelte, als er zuerst sie küßte;
Das zitterte dem Paar durch jede Fiber,
Und Paolo, kaum wissend was er that,
Nur fühlend, daß er nicht mehr heucheln konnte,
Wandte sich gegen sie und küßte sie
Hastig und zitternd, Mund an Mund gepreßt,
Ihr Herz war schwer — süß war und lang der Kuß —
Ein Schlei'r fall' auf der Liebe Heimlichkeit.
Der Kampf war aus — die Welt fern ihnen lag —
Nicht weiter lasen sie an jenem Tag.

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 89.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

14 Dezember 1836.

Gedichte von Jean Reboul,

Bäcker in Nimes.

Wir haben die dritte Auflage dieser Gedichte vor uns, die allerdings den ihnen zu Theil gewordenen Beifall nicht nur der Kuriosität, sondern ihrem innern Werth verdanken. Ehe wir Proben mittheilen und eine Charakteristik dieses Dichters versuchen, geben wir unsern Lesern im Auszug den der Sammlung als Einleitung vorangestellten Aufsatz von Alexander Dümas: Ein Besuch in Nimes.

„Unter den Merkwürdigkeiten, welche ich in Nimes besuchen wollte, war ohne Widerrede eine der wichtigsten für mich: sein Dichter. Ich hatte einen Brief von Taylor bei mir, mit der sonderbaren Ueberschrift: An Herrn Reboul, Dichter und Bäcker. Ich hatte einige Gedichte von ihm gelesen, die mir sehr schön vorgekommen waren, aber demungeachtet war in meinem Geist eine Art Vorurtheil haften geblieben und ich dachte an einen Meister Adam oder Lantara. Mein erster Besuch nach meiner Ankunft in Nimes war bei Reboul. Ein junger Mensch, dem ich beim Herausgehen aus dem Gasthof begegnete, und den ich um dessen Wohnung befragte, erbot sich mir, ohne Zweifel sehr erfreut über diese Neugier eines Fremden, mich hinzuführen, was ich annahm. An der Ecke eines Gäßchens blieb er stehen: das ist das Haus, wo Rebaul wohnt. — Tausend Dank. Wissen Sie, ob ich ihn um diese Stunde zu Haus treffe? — Mein Führer reckte den Hals, um durch die halboffene Thüre zu schauen und versetzte: Er ist in seiner Bude. Dann entfernte er sich. Ich blieb einen Augenblick, meinen Brief in der Hand, nachdenklich stehen. Was mochte wohl in der Aufnahme, die ich bei diesem Mann finden sollte, überwiegen? seine Natur oder sein Stand? wird er mir von Poesie oder von Mehl, von der Akademie oder vom Ackerbau, von Herausgabe oder von Ernten sprechen? Ich wußte schon, daß ich ihn groß, aber nicht ob ich ihn einfach finden würde. Ich trat ein. „Ich habe die Ehre mit Herrn Reboul zu sprechen?" — „Ich bin der." — „Ein Brief von Taylor." — „O wie befindet er sich?" — „Vollkommen wohl." — Er fing an zu lesen. Mittlerweile beobachtete ich ihn. Er war ein Mann von 35 — 37 Jahren, von mehr als mittlerer Größe; seine Hautfarbe war beinahe arabisch braun, sein Haar schwarz und glänzend, seine Zähne wie Elfenbein; bei meinem Namen im Brief angekommen, hob er seinen Blick auf mich und begrüßte mich noch einmal. Dieser Blick war rasch und tiefeindringend und nun erst bemerkte ich, daß er prachtvolle Augen hatte — es waren jene gewaltigen, dunkelfarbigen Augen, gemacht Liebe und Zorn auszudrücken. „Mein Herr," sagte er, ich habe wahrlich lauter Verpflichtungen gegen den Baron Taylor, und ich weiß nicht, wie ich ihm je die Schuld der Dankbarkeit abtragen soll." Ich verbeugte mich. „Aber wollen Sie mir erlauben, ganz frei und offen mit Ihnen zu verfahren?" — „Ich bitte darum." — „Sie wollen den Dichter sehen und nicht den Bäcker? Nicht so? Nun, von 5 Uhr Morgens bis 4 Uhr Abends bin ich Bäcker; von 4 Uhr Abends bis Mitternacht bin ich Dichter. Wollen Sie Brödchen? dann bleiben Sie; wollen Sie Gedichte? dann kommen Sie um 5 Uhr wieder." — „Ich werde um 5 Uhr wieder kommen. In diesem Augenblick traten einige Kunden ein. „Sie sehen," sagte er, „wir hätten keinen Augenblick für uns," und befriedigte sie. Die Thüre ging auf und ein Lehrling trat ein: „Meister, der Ofen ist geheizt." — „Schickt Jemand in die Bude; ich will selbst einschießen." Eine Frau nahm seine Stelle im Laden ein. „Um fünf Uhr!" sagte er zu mir. „Ich hoffe gewiß!" damit ging er sein Brod zu backen. Ich entfernte mich, sonderbar überrascht durch diese Mischung von Einfachheit und Poesie; war dieß Alles Manier oder Natur? Spielte dieser Mensch eine Komödie oder folgte er unbefangen dem gedoppelten Mechanismus seiner Organisation? Darüber sollte mich die Folge vergewissern. Während der drei Stunden bis zur zweiten Zusammenkunft versenkte ich mich in sociale Abstraktionen. Dieß Volk, dachte ich, aus dessen Schoß seit 50 Jahren Alles hervorgegangen, sollte, nachdem es Frankreich Soldaten, Tribune, Marschälle geliefert, ihm auch noch Dichter liefern! Der Blick Gottes war endlich in die in-

nerste Tiefe unsers Frankreichs eingedrungen! Das Volk hatte seinen Lamartine!

Um die bestimmte Stunde fand ich mich wieder ein. Reboul erwartete mich an einer kleinen Thüre. Seine Bude hatte er Andern übergeben. Er trat mir einige Schritte entgegen. Seine Kleidung hatte er gewechselt; die, die er jetzt trug, war sehr einfach, aber sehr sauber und hielt streng die Mitte zwischen dem (niedern) Volk und dem Bürgerstand. Wir stiegen eine kleine Wendeltreppe hinan; wir befanden uns in einem Fruchtboden, auf dessen Dielen verschiedene Getreidearten aufgehäuft waren. Wir durchschritten die Gänge zwischen diesen Fruchtbergen und kamen an die Thüre eines Zimmers, wo wir eintraten. „Hier sind wir," sagte Reboul, die Thüre hinter sich schließend, „getrennt von der materiellen Welt. Uns gehört jetzt die Welt der Träume. Dieß ist das Heiligthum. Das Gebet, die Begeisterung und die Poesie allein haben das Recht hier einzutreten. In dieser, wie Sie sehen ganz einfachen Stube, habe ich die süßesten Stunden meines Lebens zugebracht, Stunden der Arbeit oder der Träumerei." Wirklich war es eine Stube von beinahe mönchischer Einfachheit; weiße Vorhänge an Bett und Fenster, einige Strohstühle, ein Schreibtisch von Nußbaum, ein elfenbeinernes Kruzifix machten das ganze Ameublement aus. Die Bibliothek bestand aus zwei Büchern, der Bibel und Corneille. „Ich fange an," sagte ich, „Ihr doppeltes Leben zu begreifen, das mir bisher widersprechend schien." — „Und doch ist nichts einfacher und Eines dient dem Andern. Wenn die Arme arbeiten, ruht der Kopf, nnd wenn die Arme ruhen, arbeitet der Kopf." — „Aber Sie entschuldigen meine Fragen?" — „Nur zu!" — „Sind Sie von einer Familie höhern Standes?" „Ich bin der Sohn eines Arbeiters." — „Wenigstens haben Sie einige Erziehung und Bildung genossen?" „Keine!" — „Was hat Sie denn zum Dichter gemacht?" — „Das Unglück." — Ich sah mich um; Alles schien so ruhig, so friedlich, so glücklich in dieser kleinen Kammer, daß das Wort **Unglück** hier kein Echo finden zu können schien. „Sie suchen nach einer Erklärung dessen, was ich Ihnen so eben gesagt, nicht wahr?" — „Ich finde keine, ich gesteh' es." — „Sind Sie nie über ein Grab hingeschritten, ohne es zu ahnen?" — „O ja, denn ich sah das Gras grüner und die Blume frischer." — „Nun wohl! das ist hier der Fall, wir befinden uns über einem Grab." Eine Thräne trat ihm ins Auge. Ich bot ihm die Hand. „Nicht wahr, Sie wissen," fuhr er fort, „was ein großer Schmerz ist, den man umsonst auszuschütten sucht? Diejenigen, welche früher meine Umgebung gebildet, waren Menschen meines Standes, gutmüthig, aber gemein. Statt mir zu sagen: Weine, wir wollen mit dir weinen! versuchten sie mich zu trösten; meine Thränen, die nur gern fließen wollten, traten zurück und überschwemmten mir das Herz. Ich suchte die Einsamkeit und in Ermanglung von Seelen, die mich verstanden, klagte ich vor Gott. Diese einsamen, religiösen Klagen nahmen einen poetischen und erhabenern Charakter an, wie ich sonst nie an meinen Reden ihn bemerkt hatte; meine Gedanken gestalteten sich in einer mir selbst beinahe fremden Sprache, und wie sie, in Ermanglung menschlichen Mitgefühls, sich an den Himmel richteten, verlieh der Herr ihnen Flügel, daß sie zu ihm emporflogen." — „Ja das ist es," erwiederte ich ihm, als hätte er mir die einfachste Sache von der Welt erklärt, „und ich begreife jetzt: das sind die wahren Dichter, die es auf diese Weise werden; wie viele Männer von Talent gibt es, denen nur ein großes Unglück fehlt, um Männer von Genie zu werden. Sie haben mir mit Einem Wort das Geheimniß Ihres Lebens gesagt und ich kenne es jetzt so gut, wie Sie selbst." — „Und dann, rechnen Sie zu dem persönlichen Leid das Leid um das Allgemeine: Denken Sie sich den Dichter, der um sich herum gleich Herbstblättern, allen religiösen Glauben, alle politischen Ueberzeugungen fallen sieht und der wie ein entblätterter Baum dasteht, eines Frühlings harrend, der vielleicht nie wiederkehren wird. Sie sind, ich weiß es, kein Royalist, aber Sie sind religiös. Denken Sie sich was es heißt, die heiligen Bilder, zu denen Einen als Kind die Mutter hinführte, davor zu beten, zertrümmert, von den Hufen der Pferde zerstampft, durch den Koth geschleppt zu sehen! Denken Sie sich was es heißt, derlei in Nimes zu erleben, in der alten Stadt bürgerlicher Zwietracht, wo beinahe alle Erinnerungen gefärbt sind von Haß, wo das Blut so schnell und so lang fließt! .. O wenn ich nicht die Poesie gehabt hätte, um zu klagen und die Religion, um mich zu trösten — was wäre aus mir geworden, o mein Gott!" . . . .
„Sie haben mich zu Sich bestellt, um mir Ihre Gedichte zu lesen." — „Wünschen Sie es im Ernst, oder ist es bloß Neugierde oder Höflichkeit?" — „Ich dächte, wir kennten uns schon hinreichend, um uns gegenseitig solche Fragen zu ersparen." Er fing an; gleich bei den ersten Versen bemerkte ich in seiner Stimme jene Betonung, welche wesentlich der neuern Schule angehört, jene Sprechweise, die mich so oft bei Vigny, Lamartine und Hugo überrascht hatte; und doch kannte damals Reboul noch keinen von diesen Männern; das bewies mir, was ich schon lange vermuthet hatte, daß in den modernen Gedichten eine Melodie ist, welche denen der alten Schule mangelt. Während er recitirte, betrachtete ich den Mann genau; seine Physiognomie hatte einen neuen Charakter angenommen — den des Glaubens; eine große innere Ueberzeugung drückte sich in seinem Aeußern aus, nach Maßgabe dessen, was er las. Vier Stunden brachten wir so zu; er schenkte mir Poesie ein und ich sagte immer: noch mehr. Endlich sagte er: Jetzt wollen wir das Amphitheater sehen; seyen Sie ruhig, es ist nur eine andere Poesie. Nur habe ich Ihnen die beste bis zuletzt aufgespart."

(Fortsetzung folgt.)

Neugriechisches.

3.

Aufruf.

(Nach Konstantinos Rigas.)

Wie lang' noch, Pallikaren, woll'n wir in den Klüften leben,
Vereinzelt, gleich wie junge Leu'n, von Felsen rings umgeben?
In Höhlen wohnen, und das Grün der Waldeszweige schauen?
Der Welt und bittrer Sklaverei entfliehn mit Furcht und Grauen?
Verlassen Freunde, Haus und Hof, und alle Anverwandte,
Geschwister, Eltern, Weib und Kind, mit sammt dem Vaterlande?

Es mag in einer Stunde Zeit ein freier Mann mehr wirken,
Als vierzig ganze Jahre lang ein Unterthan der Türken.
Was nützt das Leben, das du lebst nur Andern zu Befehlen?
Bedenke, wie sie bis auf's Blut dich jede Stunde quälen.
Und könnt'st du bis zum Hospodar, Vezier und Dolmetsch steigen,
Der Sultan heißt dich ohne Grund bald einem Andern weichen.
Jahr aus Jahr ein und Tag für Tag der Sklave seiner Worte,
Sinnt er zum Danke nur darauf, wie er bequem dich morde.
Der Skanawis, Petrakis und der Sutsos und Murunzis,
Das sind die Spiegel; dazu auch Gikas und Mavrogenis.
Gar wackre Feldherrn, Geistliche und Laien und Beamte
Schon fielen, weil die Willkür sie zum Henkertod verdammte.
Und eben so unzählige noch andre Türken, Griechen,
Sah grundlos ihrem Schicksal ich, bloß weil sie reich, erliegen.

So brecht mit Macht denn — jetzt ist's Zeit — brecht los, ihr wackern Degen!
Ein jeder möge auf das Kreuz den Eid der Treue legen.
Laßt einen Kriegsrath und darein uns kluge Männer wählen,
Die für das Vaterland entflammt, das Ganze dann befehlen.
Und unser Oberkommandant sey das Gesetz; Bussole,
Gleichheit vor ihm; und Vaterland, frei oder todt, Parole.
Denn auch die Freiheit vom Gesetz ist nur mit andern Worten
Unfreiheit, da die Menschen sich wie wilde Thiere morden.
Und dann, Gefährten, lasset uns mit aufgehob'nen Händen
Andächtig im Gebet uns so zu Gott im Himmel wenden:
„O König, aller Welten Herr, dir will ich's heilig schwören,
Mich niemals durch Gemeinschaft mit Tyrannen zu entehren.
Nie will ich ihnen mit der That, nie auch mit Rath beistehen;
Mich nie vom Zug entfernen, noch zu ihnen übergehen.
So lang' ich athme, soll allein mein eifrigstes Bestreben,
Sie zu vernichten, seyn und nie mich ihnen zu ergeben.
Treu meinem Vaterlande, will das Joch ich kühn zerschlagen,
Und nie, so lang ich lebend bin, vom Feldherrn los mich sagen.
Und werd' ich jemals einen Eid, den ich nicht halte, schwören,
Soll mich, daß ich wie Rauch vergeh', des Himmels Blitz verzehren."
Nach Mittag und nach Mitternacht, nach Osten und nach Westen,
Laßt allesammt ein Herz uns seyn, dem Vaterland zum Besten.
Bulgaren, Albanesen und Neugriechen, Serben, alle,
Festländer, Insulaner, laßt vereint mit einemmale
Das Schwert uns ziehen, daß man soll, wie wir uns tapfer wehren,
Um frei zu werden, überall und allerwegen hören.
Und wer, sey wer er sey, das Schwert zu führen weiß, der fliege
Hieher zu uns, daß der Tyrann mit seiner Kraft erliege.
Mit offnen Armen will ich euch, spricht Hellas, hier empfangen;
Ihr sollt zu Brod und Unterhalt, zu Ehr' und Amt gelangen.
Wie lange wollt ihr fremde Herrn mit eurem Arm noch schützen?
Auf! werdet eurem eignen Volk zu Streitern und zu Stützen.
'S ist besser, für sein Vaterland mit Ruhm im Kampf zu sterben,
Als sich ein großes Ordensband im fremden Dienst erwerben.

Ihr Löwen, männiglich bekannt, Mainoten, Sulioten,
Wie lange wollt ihr fest verschanzt noch ruhn in euren Grotten?
Ihr Habichte von Agrapha, ihr Adler des Olympos,
Vereinigt euch und schlagt euch zu den Tigern Montenegros.
Die von der Sau und Donau uns die Hand als Brüder reichen,
Es müsse, Christen, jeder Mann sich unter Waffen zeigen;
Es müsse mit gerechtem Zorn sich euer Blut empören,
Und Klein' und Große allzumal Tod den Tyrannen schwören.
Ihr tapfern Makedonier, brecht los wie wilde Thiere;
Schlürft was ihr könnt, Tyrannenblut, daß euer Haß sich schüre.
Delphine ihr des Meeres und ihr Drachen der Eilande,
Schießt wie der Blitz hervor und macht den Feind zu Schimpf und Schande.

Laßt, Meeresvögel Hydras und Ipsaras, nicht die Klagen
Und eurer Mutter Ruf umsonst an eure Ohren schlagen.
Und alle, die zu See und Land als würd'ge Kinder leben,
Sie alle heißet das Gesetz den Kampf sofort anheben.
Beseelt von einem Geist und Sinn, und eines Herzens alle,
Stürmt, daß des Unterdrückers Haus mit sammt der Wurzel falle.
Laßt durch das ganze Türkenreich uns eine Flamme wecken;
Die möge von Arapia bis Bosnien sich strecken.
Und hoch auf unsern Fahnen soll des Kreuzes Zeichen ragen;
So woll'n wir dann, den Blitzen gleich, mit unserm Erbfeind schlagen.
Nie werde Furcht vor seiner Macht in eurer Seele reger;
Sein Herz schlägt bang und er erbebt wie Hasen vor dem Jäger.
Daß er trotz seinem Grobgeschütz uns doch nicht könne stehen,
Hat er an den dreihundert Mann von Trikala gesehen.

Was steht ihr also gleich wie todt? was zaudert ihr noch länger?
Erwacht! und feindet euch nicht an, seyd einig, schließt euch enger.
Wie unsere Vorväter einst mit Löwenmuthe rangen,
Und für die Freiheit durch die Schlacht im Wogensturme drangen:
So, Brüder, laßt auf einen Schlag auch uns das Schwert ergreifen,
Daß wir die bittre Sklaverei uns von den Nacken streifen;
Daß wir die Wölfe niederhau'n, die in das Joch uns schlagen
Und Griechen mit Tyrannendruck so schwer zu drücken wagen.
Das Kreuz — es leuchte fürchterlich zu Wasser und zu Lande;
Gerechtigkeit muß werden uns — der Feind zu Schimpf und Schande.
Ja, heil von dieser Pestilenz muß noch die Menschheit werden;
Wir aber, meine Brüder, woll'n frei leben auf der Erden! —

Uebers. v. Emil Preusser.

E. Quinet über Deutschland.

(Fortsetzung.)

„In den politischen Fragen, fährt Quinet fort, dieselbe oder wo möglich noch größere Divergenz. Der deutsche Demagog, wenn er sich rein erhalten, wenn er seine Grundsätze nicht aufgeopfert hat, schwört Frankreich Haß und Tod. Wenigstens in der Schule hat dieser Hannibal auf dem Altar Hamilkar's den Eid geleistet. (!) Demgemäß predigt er den Kreuzzug gegen jenes höllische Land, das er nie gesehen hat, nie sehen wird, dessen Sprache und Sitten er nicht kennt; von dem er nur weiß, daß seine Sprache ein vergifteter Stachel, daß das Volk die Grundsuppe aller Laster ist. Diese nützlichen Vorurtheile werden sorgfältig von der politischen und literarischen Presse genährt. Die deutschen Journale, welchen die französischen selten antworten (warum nicht?), machen sich breit in ihrem Fürsichseyn; sie erheben sich nach und nach gegen Alles, was französisch heißt, in einem Tone so

voll Schmähungen, Unanständigkeiten und cynischer Wuth (?), daß ich dessen diese Sprache gar nicht fähig gehalten hätte."

Gemäß seiner Behauptung, daß Deutschland und Frankreich sich nicht verstehen können in ihrem gegenwärtigen Zustand, spricht sich Quinet lieber prophetisch über die Zukunft Deutschlands aus: „Die Thatsache, welche sich dermalen in Deutschland vorbereitet, ist der Fall des Spiritualismus. Dieß himmlische Jerusalem stürzt in den Abgrund; keine menschliche Hand kann es halten. So lange der Idealismus und die Poesie Deutschland aufrecht hielten, verheimlichten sie oder machten vergessen die Lücken in den Institutionen. Heutzutage ist es anders; das öffentliche und das Privatleben sind zugleich enthüllt dargelegt. Unter dem zerrissenen Philosophenmantel bemerkt man jetzt nachgerade fürchterliche Wunden und Schäden. — Die deutsche Philosophie stirbt. — Sie ist gestorben, nachdem sie wie Saturn und die französische Revolution ihre Kinder verschlungen hat. Was ist aus so vielen Systemen geworden, die sich die Ewigkeit versprachen, aus so vielen endlichen Lösungen des Welträthsels? — Damit soll aber nicht gesagt seyn, daß die geistige Bewegung ohne Resultat bleiben müsse. Der Pantheismus liegt überall der deutschen Philosopie zu Grund wie der französischen Revolution die Gleichheit. Wenn diese beiden Principe sich je verständigen, werden sie mit einander die neue Welt begründen."

Die den Franzosen wegen des häufigen Wechsels im Regierungssystem gemachten Vorwürfe erwiedert Quinet mit der Erinnerung an den Wechsel der philosophischen Systeme: „Wie oft hat Deutschland im letzten halben Jahrhundert das System und den Enthusiasmus gewechselt! was hat es nicht in den letzten Jahren Alles gekrönt — den Geist und die Materie, das Für und das Wider, das Ich und das Nicht-Ich, die Freiheit und die Nothwendigkeit! Wie viel feierliche Eide, geschworen den Königen des Gedankens, Kant, Fichte, Schelling! jeder dieser Eide sollte ewig dauern! Sie hielten nicht Stich beim Auftritt eines jüngeren, neueren Princips. Hegel ist vor Kurzem gestorben — der mächtige Hegel! seine Asche ist noch warm — wo sind seine getreuen Schüler, seine Gläubigen, seine Apostel? Es gibt keine mehr. (?) Wenn er heute wieder erstände — wie ungelegen und lästig käme er denen, die ihn gestern einbalsamirt haben!" — Eher können wir dem Verfasser beistimmen, wenn er sagt: Wie in Frankreich der Sturz so vieler Administrationen die Freiheit mit einer Menge von einander widersprechenden Gesetzen, Dekreten, Ordonnanzen überhäuft und sie in Schlingen verwickelt habe — so sey in Deutschland eine Menge von Leuten in der Masse von Formeln aus den verschiedenen Regimes her befangen, und es bedürfe eine seltene Elasticität des Geistes, um sich über diese Hemmnisse zu erheben.

Quinet kommt auf die theologischen Bewegungen in Deutschland zu sprechen: „Wer hätte gedacht, daß jener Idealismus auf dieselben religiösen Resultate führen würde, wie Voltaire's Schule. Und doch ist es die Bewegung der Auflösung und Zersetzung, welche dermalen vor sich geht. — In dem Augenblick, wo ich dieß schreibe, wirft ein Buch, das die Aufmerksamkeit von ganz Deutschland fesselt, ein schreckliches Licht auf diese Fragen. Es ist das Leben Jesu von Dr. Strauß. Ein politisches Ereigniß hätte die Geister nicht stärker in Leidenschaft jagen können. Dieß Buch ist das natürliche und nothwendige Resultat der deutschen Methode. Deßhalb muß es die Aufmerksamkeit des Auslands im höchsten Grad erwecken. Die Methode, welche Wolf und Niebuhr auf Homer und Livius anwandten, wendet der Verfasser aufs Christenthum an, und wie Homer und die römische Geschichte unter den Händen von Jenen sich wie Rauch verflüchtigten, so verschwindet in dem Werke des letztern Christus; eine kritische Operation drücken sich mit vollem Recht die Theologen aus. Die Erzählungen der vier Evangelisten sind nur noch eine Reihe von Allegorien, von Fabeln wie die des Aesop und Lafontaine; Volkssagen und Volkslieder — mit Einem Wort: ein Mythus. Auch Christus ist nur ein Traum, eine demokratische und mystische Epopee, die sich an die griechische und römische anschließt. Man lese diese Resultate aufmerksam und man wird glauben, abgesehen von der gelehrten Form, die Untersuchungen Voltaire's über die Wunder zu lesen. Ich weiß wohl, daß die Christologie in Deutschland tausend Mittel besitzt, diese Resultate zu maskiren. Mit Einem Federzug vernichtet man den Himmel und die Versammlung der Heiligen; dafür setzt man eine Schulformel und der Abgrund ist ausgefüllt. Wenn ich mit Schauder diese vom Glauben der Vorfahren entblößte Zukunft betrachte; wenn mein Herz, in Schwermuth versunken, sich verzweiflungsvoll von diesem Himmel, der leer bleibt, abwendet: so antwortet man mir, es sey ja Alles gut; das Prädikat (soll heißen das Subjekt!) des Christenthums sey nicht ein Individuum, sondern eine Idee; daß ich immerhin im Nothfall dieß Subjekt anbeten könne; daß nur die Form in der Substanzialität verschwunden sey; daß sich sonst nichts geändert. Ums Himmelswillen, wie soll mir all dieser Galimatias einen Gott ersetzen? — O großer, gewaltiger, komischer Proteus, höllischer Voltaire, was sagst du zu diesem Umsturz, in deiner Gruft im Pantheon? Nach so vielen Abwegen, Drohungen, Verspottungen — siehe, da fällt dir das poetische Deutschland, das religiöse Deutschland in die Hände und in die Krallen des Satans." — Der Verfasser des Ahasverus tritt deutlich hervor in folgender Stelle. „Eine deutsche Nachtigall sang ihre schönsten Lieder im Hercynischen Wald. Die Völker eilten herbei und lauschten ihrer zauberischen Stimme. Sie fühlten in ihre Herzen den alten Glauben und die Poesie der Vorzeit wiederkehren. Aber eine Schlange mit häßlichem Rachen hatte ihre Ringe um eine Eiche in der Nähe gewunden. Die Nachtigall sah sie; sie schwieg und wie durch einen Zauber fiel sie in den gähnenden Rachen der Schlange. Darauf reckte diese ihre Zunge, und sprach: Kennt Ihr mich? Man hat mich abwechselnd, in Eden Leviathan, Satan, Moloch genannt; im Mittelalter Häresie, Johann Huß, Martin Luther; bei den Deutschen Mephistopheles, bei den Wälschen Voltaire; jetzt nenne ich mich wie Ihr Alle: Skepticismus!"

(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 90.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

17 Dezember 1836.

Mortis Amor. *)

Von August Barbier.

Wer sollt' es glauben, ach! das Schreckgespenst,
Das Ungethüm mit dem erloschnen Auge,
Mit kahlem Schädel und mit Staub befleckt,
Mit langgestreckten Gliedern, kalt wie Stein,
Gelbblaß, mit dem anwidernden Geruch,
Wovor dem Herzen unwillkürlich graut —
Das dunkle Etwas das nicht Leben ist,
Das keine Weisheit je enträthselt hat,
Deß Schweigen und deß Unbeweglichkeit
Das Nichts in seiner Häßlichkeit enthüllen:
Der Tod, die Mißgeburt der alternden
Natur — der Abscheu jeglichen Geschöpfs,
Der Tod **) hat einen Liebhaber gefunden,
Ein Wesen das ihn brünstig betet an,
Das ihn liebkosend in die Arme schließt,
Das buhlerisch auf seine Knie' ihn zieht,
Ihn an die Tafel, an sein Lager schleppt,
Sich an ihn wie ein alter Satyr drängt!
O wüste Buhlschaft! auch den Vorzug gibt
Der Tod, o Frankreich, dir vor jedem Land!
Schon fünfzig Jahre sind's, daß er hintan
Des Nordens Völker, die Barbaren, setzt.
Was gälten ihm des alten Englands Küsse?
Wahr ist's, dort weiß man bei dem Kruge Bier
Sich kalt zu öffnen eine Stirnesader,
Sich die Bleikugel in den Kopf zu jagen:
Doch Frankreich bleibt der Liebling stets des Tods!
Hier spornt der Muth zum Selbstmord, zum Duell,
Hier drängt, trotz Gilberts schönem Verse, man
Sich zur Hinrichtung des Verbrechens noch.
Hier macht die Politik mit blutigen
Chimären, furchtlos, täglich neue Proben,
Hier hat ein Bürgerschlachthaus man gegründet;
Zum Heimathland des Mords ist es geworden,
Zum einz'gen Ort vielleicht auf Erden, wo
Man ohne Haß bedroht ein Menschenleben,
Als könnte, was man ausbläst unbedacht,
Durch seinen Willen wieder man entzünden,
Als ob die Starken und die Mächt'gen alle,
Die sehn'gen Arme des Planeten alle,
Vermöchten herzustellen das Gewebe,
Wenn einmal es zerriß des Todes Finger.

Ach! ist's denn nicht genug, daß die Natur
Karg von uns Allen eintreibt ihre Schuld —
Das Leben? müssen denn wir selber noch
Versenken in den Strudel unsern Schatz?
O, ist es nicht genug am bleichen Alter,
An Allem, was am schwachen Leben nagt,
Am Giftzahn der zerstörungslust'gen Sorgen,
Und an der Krankheit jammervoller Pein?
Bleibt Einem nicht der Trau'rgesang gewiß?
Der Sprung ins Dunkel — früher oder später,
Und die drei Fuß hoch Erde auf der Brust?
Muß man nicht sterben? Muß einmal das Blut
Vergossen seyn, so gibts genug der Fälle,
Wo man es doch vergießen kann mit Kraft!
Wenn über unser wüstes Feld der Feind
Im Eisenpanzer wie ein Meer sich stürzt,
Mit blut'gem Fuß die Saaten niedertritt,
Und unsre tapfern Söhne niederstreckt:
Wenn unsrem Goldschild, der uns decken soll,
Der Ehre unsers Namens, droht Gefahr:
Wenn des Gesetzes Lästerung und Bruch
Setzt unter Thränen die bedrohte Stadt:

*) Wir theilen dieß Gedicht weniger wegen seines poetischen Werthes mit, als weil es einerseits den moralischen Zustand Frankreichs zu schildern sucht, andererseits eine nicht eben nachahmungswürdige Probe ist, wie die französischen Dichter abstrakte Gegenstände behandeln.

**) Im Französischen femininum.

Dann ist der Augenblick! dann schafft das Blut,
Vergossen, Nutzen doch und Heil dem Staat.
Doch pflegt nicht so der Dinge Lauf zu seyn,
Nicht für die Sache der Gerechtigkeit
Theilt seine schweren Streiche aus der Tod,
Nur Kinderspiele sind es oft, und Träume,
Eitle Empfindlichkeit. ein Thorenwahn,
Ein Gegenstand des Luxus, des Theaters —
Großprahlerei — ein sonderbar Verlangen
Zum Reden noch zu geben Stoff — als todt!

O Eitelkeit! ich kenne deine Macht!
In dir erkenn' ich unsrer Thorheit Quell!
Des Stolzes Tochter! fürchterliche Geißel
Des Volkes ohne Gall', doch schwach von Hirn!
Dein schwarzes Gift, stets träufelnd auf mein Land,
Verderbend Alle, Niedere wie Hohe!
Einschließend uns in einen bösen Kreis
Verkehrt dein Hauch das Gute stets zum Schlimmen.
So triumphire denn, du Ungeheuer!
Mach unsrer armen Frauen reine Seelen
Verwelken, wie ein Blumenstrauß verwelkt!
Ihr Leben mach' zur schlechtgewirkten Schnur!
Verkaufe schnödem Laster ihren Körper:
Bis zu des garst'gen Elends letzten Grad
Behauptest du noch ihrer Augen Glanz!
Gieß dann dem Mann ins Herz ein toll Verlangen
Die Welt, von ihr beräuchert, zu beherrschen;
Daß er, zu jedem Preise, glänze; wirf
Ihn in Verbrechen, stelle vor ihn hin
Den Staat, an eines Abgrunds Rande hängend;
Erfinde neue, namenlose Frevel;
Was thut es, wenn auch Blut in Strömen fließt.
Die Sonne sich verhüllt, die Erde schaudert,
Das Grab an Einem Tage, Weiber, Kinder
Und Greise, Opfer Eines Schlags, verschlingt?
Was fragt der Meuchelmörder nach den Opfern?
Er hört das Zeterschreien der Natur,
Und zittert nicht und wechselt nicht die Farbe:
Denn auf dem Mordplatz selbst und dem Schaffot
Hältst du, o Eitelkeit! die Stirn ihm hoch,
Und gibst ihm, großer Gott! oft größre Kraft
Als das Gewissen einem reinen Herzen!

Gedichte von Jean Reboul.

(Fortsetzung.)

Die Sammlung der Gedichte ist Lamartine gewidmet, mit folgenden Worten: „Es war ehmals an den Kirchthüren eine steinerne Tafel, wo man die verlassenen Kinder aussetzte, damit sie in der christlichen Liebe der Glaubigen den väterlichen Schutz fänden, den ihnen die Natur verweigerte. Die ersten Tage meiner literarischen Existenz glichen denen jener Unglücklichen. Lange sah ich die Gleichgültigkeit an mir vorbeigehen; aber endlich erschienen Sie, und die arme Muse, sich aufraffend und erwärmend an den Strahlen Ihres Ruhms, kam wieder zum Leben und zur Hoffnung zurück und vermehrte ihre Gesänge, bis sie dieß Bändchen bildeten, das auch ohne Ihre Beihülfe nicht hätte ans Licht treten können. Wem sollte ich die Widmung derselben darbieten, als Ihnen, mein edler Beschützer?" Lamartine hatte ein, der Sammlung einverleibtes Gedicht, betitelt: der Genius in der Verborgenheit, an Reboul gedichtet, worin er ausführt, wie der poetische begeisternde Genius gern bei den Niedrigen einkehre und mit rührender Sehnsucht in seinem Ueberfluß an Gold, „womit ihn das Schicksal höhnisch überschütte," sich der Zeit erinnert, wo er nichts als seine Reben und Feigenbäume besessen. Reboul hat darauf in einem Gedicht geantwortet:

Antwort an Herrn von Lamartine.

Mein Nam', den du genannt, vom Großmuthstrieb entzündet,
Wird nicht mit mir dereinst in meinem Grab versenkt;
Denn wenn dem Niedrigsten sich deine Lei'r verbündet,
  Wird's mit Unsterblichkeit getränkt.

Wenn's wahr ist, daß manch Herz gern öfters wiederkehre
Zu meiner Muse, die das Weltgetümmel flieht:
O Sängerfreund! nur dir gebührt davon die Ehre;
  Mein Lied entsproß aus deinem Lied!

Die Hoffnung pflanztest du in meine trunkne Seele
Auf ein Gedächtniß, dem der Tod nicht bringt Gefahr,
So daß zu opfern ich jetzt keinen Tag verfehle
  Auf der zukünft'gen Zeit Altar.

Der Engel warst du mir, der leuchtend, voll Erbarmen,
Vom hohen Firmament den Flug herunter lenkt,
Und der, wie zum Pallast, so auf das Dach des Armen
  Ganz ohne Unterschied sich senkt.

Du neigest dich zu mir. Dem Sänger heil'ger Dinge,
Der Himmelsherrlichkeit, hab' ich gelauschet, dir!
Und plötzlich auch wie du entfaltet' ich die Schwinge,
  Und auf zum Himmel flogen wir.

Mein Wesen überkam ein mir ganz neu Enzücken;
Ein blendend Lichtmeer floß entgegen meinen Blicken,
  Und welch Concert drang mir an's Ohr!
In dieser Trunkenheit wollte mein Geist zerfließen,
In höhern Welten wollt' ich höhre Lust genießen —
  Du halfst, daß ich mich nicht verlor!

Du sprachst zu mir: „Sieh hier die Schranken die fest stehen!
Und unsern Lichtraum — bald wirst du ihn dunkeln sehen!
  Komm! schweben wir hinab! der Plan
Des Himmels will, daß kurz nur diese Wonne währe,
Der ungetrübte Glanz — daß nicht des Engels Sphäre
  Der Mensch zu früh sich maße an!

„Geduld! bis ihren Lauf die Zeit ganz hat vollendet!
Bis unsern Geist der Tod zu jener Quelle sendet,
  Wo seliges Entzücken quillt,

Bis über uns der Stern der Ewigkeit wird schweben,
Wo uns als nicht'ger Traum erscheint das Erdenleben,
Der Himmel nur als wirklich gilt."

Und als du mich zurück zur ird'schen Welt geführet,
Hab' in den Adern ich die Fiebergluth gespüret,
Die nichts besänftigt, nichts gestillt,
Als eine Leier, die in meinen Händen bebte,
Deren melod'scher Brust ein tönend Bild entschwebte
Von Allem, was mein Herz erfüllt.

Mein gierig Auge war von Himmelsstrahlen trunken,
Und sollt' ich nicht, zurück in diese Nacht gesunken,
In ihrem Preis versuchen mich?
O unaussprechliche Musik von Himmelssöhnen,
Wie sollt' ich nicht, so gut ich kann, mit Menschentönen
Rückrufen meiner Seele dich?

(Fortsetzung folgt.)

E. Quinet über Deutschland.

(Schluß.)

Wenn Quinet den Deutschen vorwirft, einen unverständlichen Galimatias an die Stelle klarer und fester Ueberzeugungen und Begriffe zu setzen, so hätte er selbst wenigstens um so mehr von diesem Fehler sich rein erhalten sollen, was er aber, wie die angeführte Stelle beweist, nicht gethan hat. Allzu hastig ist er ferner, den jüngsten theologischen Erscheinungen in Deutschland dieselbe frivole Tendenz beizulegen, wie die Angriffe Voltaire's auf das Christenthum sie hatten; schon die Parallele, die er zwischen dem Leben Jesu und den Arbeiten Wolfs und Niebuhrs zieht, hätte ihn an den wissenschaftlichen Ernst erinnern sollen, welcher neben der Gelehrsamkeit die deutschen Untersuchungen von den witzigen Spöttereien und dem Geplänkel Voltaire's unterscheidet. Gewiß weiß es aber Quinet selbst besser: daß der Mythus nicht gerade so viel ist, wie eine äsopische oder lafontainische Fabel! — Was Quinet über die neueste Literatur in Deutschland sagt, wäre zum Theil wahr, wenn er es mit der gehörigen Einschränkung sagte; aber es wird falsch, so allgemein wie er seine Behauptungen hinstellt: „Die Revolution von 1830 war für Deutschland nicht so spurlos vorübergegangen, wie man glaubt. Der der Welt gegebene Stoß hat das Zusammenstürzen der überlebten Systeme beschleunigt. Sogar der St. Simonismus hat sich in den veralteten Idealismus eingeschlichen und die Wiedereinsetzung der Materie ist nirgends mit solchem Eifer gepredigt worden als von den Brüdern und Abkömmlingen des jungen Werther. Die Schule, die einen Augenblick den Namen des jungen Deutschlands angenommen, hat kein anderes Dogma als dieses. Wie viele Bücher, welche Anklang gefunden, haben sie producirt, die kein anderes Verdienst hatten, als das: die eingeschlummerte Sinnlichkeit wieder zu wecken. Wie viele aus dem Candide und aus Huron geschöpfte Aphorismen gelten heutzutage in der deutschen Poesie für prophetische und sibyllinische Neuigkeiten! Als welch ein wunderbares, unerhörtes, unaussprechliches Ding erschien die im Jahr 1832 aus dem Nichts wiedererweckte Materie jenseits des Rheins! Nach dem langen Fasten des Spiritualismus, welches Erstaunen und welches Freudenjauchzen! Das ins Kloster gesperrte Deutschland verläßt jetzt das Kloster wie Katharina von Bora. Diese Nonne heirathet jetzt ihren Luther unter dem Namen der Materie und des Epikuräismus. Die ganze Welt ist feierlich in Kenntniß gesetzt worden, daß nach gewissenhaften Forschungen das junge Deutschland im letzten Jahr die Existenz der fünf Sinne des Menschen entdeckt hat." — „Natürlich hat sich auch die Art und Weise der Poeten geändert. Der Dichter, der das deutsche Publikum gewinnen will, verfährt so: Erstlich hegt er im Innersten seines Herzens die gründlichste Verachtung gegen Alles was da heißt Idee, Gedanke, System, Enthusiasmus, Religion, Wissenschaft. Zweitens ist, wer sein Herz in der Brust schlagen fühlt, schon durch diese Thatsache gerichtet. Der unerschrockene Revolutionär zeichnet sich aus durch seine Verachtung gegen Goethe, Schiller und Tieck. Es liegt ihm ob, tagtäglich drei Stunden in der Betrachtung einer beliebigen Venus von Titian zuzubringen. Die Beschauung der keuschen Jungfrauen Raphaels und der ascetischen Engel des Mittelalters ist ihm aufs strengste untersagt, bei Strafe des Rückfalls in die alte Sünde des Idealismus. Wenn so seine Erziehung begonnen hat, kann er seine Feder zuschneiden. Wenn er damit einige burleske Witze gegen Christus und seine Mutter verbindet, die er von Voltaire entlehnt, so fesselt er Alles, nimmt er Alles ein. Er setzt in Erstaunen, er überrascht, er gebietet; mit Einem Wort, er ist inkarnirter Schöpfer, Halbgott. Was sage ich Halbgott! In Kraft des Pantheismus ist er Gott selbst, Jupiter Skarabäus. Was weiter! er wird citirt in der Augsburger Zeitung! — Während in Frankreich und England der Sturz der alten Gesellschaftsform eine klagende und verzweifelte Poesie hervorrief, sieht man mit Erstaunen, wie in Deutschland dieselbe Umwälzung sich durch die Satyre, durch Hohnlächeln und sogenannte Weltironie ankündigt. In dem von Natur ernsthaftesten Land nimmt die Klage die komische Maske vor. Wo die französischen und englischen Dichter weinen und wehklagen, da fangen die jungen deutschen Dichter an sich zu ergötzen und zu zechen. Der Grund davon ist der: Deutschland hat noch nicht die Angst und den Schrecken kennen gelernt, welche im Gefolge einer ernsthaften Revolution sind, oder es hat sie vergessen. Wenn je eine Revolution über ihre Häupter hingeht, dann wollen wir sehen, wie diese lustige Bande sie ertragen wird. — Wer sollte trotz dem glauben, daß die Regierungen diese Schule wie eine Verbindung blutdürstiger Verschwörer behandelt haben! Die gewaltsamsten Staatsstreiche sind einen Augenblick gegen die mystischen Epikuräer gerichtet worden — die doch eigentlich nur die Tendenzen ihres Landes aussprechen. — Die neue Literatur jenseits des Rheins gibt sich viele Mühe, das leichte und gewandte Wesen und die elegante Lüderlichkeit der Literatur des achtzehnten Jahrhunderts nachzuäffen und ich kann hinzusetzen, daß es ihr gelingt. Richteten nicht die Römer kleine Elephanten ab, daß sie graziös auf dem Seil tanzten? Aber was wird aus der so irre geführten Einbildungskraft? Alles wird klein; ein lilliputisches Genie tritt an die Stelle überschwänglicher Konceptio-

nen, an die Stelle der Epopee das Epigramm; an die Stelle des Unendlichen ein Atom. Wie Frankreich, um dem Materialismus zu entgehen, sich an die deutsche Schule wandte, so geht diese, um dem Idealismus zu entgehen, in die Schule Frankreichs. Die so travestirten Nationalitäten vermischen und verwirren sich. Jedes Volk wechselt die Maske wie auf dem Carneval in Venedig.

Der Dichter, der zuletzt in seiner ganzen Reinheit den alten Geist Deutschlands ausgesprochen hat, ist Uhland; aber beinahe zwanzig Jahre sind es jetzt, daß dieser Dichter schweigt (!!) Er fühlt selbst, daß die alte Muse stirbt und daß es in keines Menschen Macht steht, sie wieder zu erwecken."

„Umsonst hält man entgegen, die genannten Symptome werden aufhören, sie haben schon aufgehört; nächster Tage werde Alles wieder in das alte Geleis kommen. Das ist die Täuschung die sich jede untergehende Gewalt macht. Die Philosophie freilich, von ihrem Himmel herab, beachtet die eintretenden Veränderungen nicht; denn nichts gleicht ihrer Verachtung gegen die aus dem Studium der Sitten und des Gesellschaftslebens geschöpften Beobachtungen, sie kennt nichts, sie will nichts kennen als Bücher; darüber hinaus gibt es für sie keine Welt mehr. Inzwischen höhlt sich der Boden unter ihren Schritten aus. Linkisch und unbeholfen wenn sie die Schulbänke verlassen will, welchen Schild hätte sie den Streichen des Volksgeistes entgegenzuhalten. Jeden Tag wird der Goliath der Abstraktion von dem Kieselstein des Hirtenknaben getroffen. Wenn übrigens der deutsche Idealismus untergeht, so ist dieß seine eigene Schuld. Das erste was man ihm vorwerfen muß, ist der völlige Mangel an Mitgefühl, an Liebe, oder vielmehr an Humanität, wodurch diese stolze Wissenschaft sich sehr von der oberflächlichen Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts unterscheidet. Die Gleichgültigkeit gegen Gut und Bös, gegen Recht und Unrecht, gegen Freiheit und Tyrannei ist so gut ein Zeichen von Schwäche als von Stärke. Die tiefgreifendsten socialen Fragen sind plötzlich aufgetaucht, ohne daß diese Philosophie irgend eine Auflösung hätte geben können. Wo ist der Eifer des Proselytismus, der die Encyklopädisten beseelte? Die deutsche Philosophie kennt nichts dergleichen; sie hat nichts geliebt; sie hinterläßt kein Bedauern. Selbst die Dichter, diese Tröster der Völker, haben allzuhäufig diese Gleichgültigkeit getheilt. Die nachgelassenen Briefwechsel von Goethe beweisen dieß. Sein System beständiger Neutralität wurde mit dem Alter eine Art Manie. Wie man in Deutschland Alles rasch in ein System bringt, so verfehlte man auch nicht eine solche Epikuräische Gemüthsstimmung zum Gesetz zu erheben. Mehrere Jahre lang war allen Dichtern, Prosaikern, Rednern und Künstlern von der Kritik verboten, irgend ein menschliches Gefühl (attachement) zu hegen, welchen Namen es haben mochte: Sehnsucht, Reue, Hoffnung, Heroismus. — Ein weiterer Fehler, aus dem Fatalismus der Schulen entspringend, ist der, daß die menschliche Natur, sich mit der Gottheit verwechselnd, sich bis zur Thorheit aufbläht. — So lange der Enthusiasmus der Philosophie lebendig blieb, war dieser Pantheismus im Grunde sehr religiös und fruchtbar. Troß den Spöttern erweiterte er doch den Gesichtskreis für Alles. Aber als der Enthusiasmus verschwand, gewann Alles eine andere Gestalt. Die Einheit ward gebrochen und die getrennten Parteien verfolgten mit großer Gewandtheit die entgegengesetzten Bahnen. Es gibt Gelehrte, aber keine Wissenschaft mehr. Selten thun sich auf und werden erklärte Feinde von einander — die Schule von München wird die Feindin der Schule von Berlin, die Supernaturalisten von den Rationalisten, die Rationalisten von den Pietisten, die Pietisten von den Mystikern, die Mystiker von den Methodisten, die Methodisten von der ganzen Menschheit. — Die Folge von allem Obengesagten ist: daß je mehr Deutschland sich vom reinen Idealismus entfernt, desto mehr es seine Originalität in Europa verlieren wird. Was wir an ihm liebten, war sein kosmopolitischer und unparteiischer Geist, der das Geheimniß aller Formen besaß, der erhabene Schwung seines Genius und besonders die moralische Stärke seines Glaubens. Wie kann es sich Hoffnung machen, uns in die Länge durch seinen Skepticismus und irreligiöse Thorheit zu interessiren? wie will es darin Leute unterrichten, die einen Rabelais und Voltaire besitzen? Was sie auch thun mögen, ich biete den Laureaten des Materialismus die Wette, ob sie ihre Vorgänger übertreffen können; man wird die Orgie der deutschen Musen sehr nüchtern finden nach dem Bankett Pantagruels und Candide's."

Wir wollen unser Ohr durchaus nicht gegen das Urtheil von Ausländern über Deutschland verschließen; das Auge des Fremden sieht oft richtiger und schärfer, weil es nicht durch Gewohnheit abgestumpft ist; deßwegen können oft die Beobachtungen des Ausländers sehr nützlich seyn, aber seltner ist es der Fall, daß auch seine Urtheile die Wahrheit treffen; er faßt das Einzelne schärfer auf, weiß es aber nicht in den gehörigen Zusammenhang mit dem Ganzen zu bringen. So können wir den Worten Quinet's über eine neuerlich in Deutschland hervorgetretene Tendenz, deren Chef Heine ist, unsere Zustimmung nicht verweigern und verweisen die Deutschen, welche in derselben das Heil gefunden und die höchste Stufe erreicht wähnen, auf das geringschätzige Urtheil eines Franzosen, eines Landsmanns von Voltaire, Helvetius, Crebillon, über diese deutschen Nachzügler französischer Frivolität und französischen Materialismus. Aber was berechtigt Quinet, in Heine und seinesgleichen die Personification des deutschen Geistes zu erblicken? was zu dem Urtheil, diese Leute sprechen nur die Tendenzen Deutschlands aus? Beinahe scheint er eine gewisse Genugthuung zu empfinden darüber, daß er der deutschen Geistesbildung und Richtung ihre Stelle neben den Tendenzen Voltaire's anzuweisen, sich befugt glaubt. Man weiß nicht recht: trauert er oder triumphirt er über den angeblichen Sturz des Idealismus in Deutschland? Und was soll denn dieser Ausdruck eigentlich bezeichnen? Er behauptet: dadurch werde Deutschland seine Originalität verlieren; hat denn Deutschland vor Kant keine Originalität gehabt? Ist es irgend wahr, daß die Metaphysik in demselben Sinn die Personification Deutschlands, wie die Politik die von Frankreich ist? Oder sollte die Philosophie so erstorben, so nichtig in Deutschland seyn, wie Quinet an andern Orten glauben machen will? Quinet betrachtet Deutschland durch ein trübes Glas; es mögen dazu besondere Umstände beitragen; zwei Potenzen scheinen sich um seine Seele zu streiten: Liebe zu Deutschland und das Gegentheil. Manche Neigungen des Gemüths scheinen ihn zu Deutschland hinzuziehen; aber es ist als ob er sich nur zufrieden geben könnte, wenn Deutschland von Frankreich erobert und die deutsche Geistesbildung mit all ihren Schätzen eine französische Provinz würde; dann würde die ihm selbst nicht recht bewußte Eifersucht verschwinden.

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 91.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

21 Dezember 1836.

Die Geschichte von Rimini.

Vierter Gesang.

Wie die Braut nach Ravenna zurückkehrte.

Schmerz, sagt man, ist für's recht gestimmte Ohr
Nur eine Dissonanz im Tönewirbel,
Nur ein Kontrast, dem, sey er noch so grell,
Löst um schmelzender die nächste Note.
Und selbst Erzählungen wie diese, die
Wahrhaftes Unglück schildern, lassen doch
Aus bitterm Samen Balsamfrüchte reifen;
Das Leid war irdisch, flüchtig — ist vorbei;
Das Lied, das es versüßt, kann ewig dauern.
Und sie auch, die gebrochnes Glück und Herz
Zu Märtyrern im Reich der Dichtung stempelt,
Was sind sie, wenn ihr Schicksal sie verstehn,
Als würz'ge Pflanzen, die zermalmt nur duften?
Weinende Wolken, die man kurz nur sieht,
Indeß noch lang durch sie die Erde grünt und blüht.

Einmal, nur noch Einmal — erprobte Tugend,
Hör' es nicht mit der Miene der Verachtung! —
Kam, was damals geschehen, wieder vor.
Theils Zufall war's, daß sie sich trafen, theils
Verlangen noch einmal den Ort zu sehen,
Wo sie zuletzt geweilt mit leichtem Herzen,
Am meisten aber Mangel an Vertrauen
Zur eignen Kraft; — und o! das Wiedersehn
An dem so theuern Platz! da war kein Grollen,
Kein lauter Jammer, kein selbstsüchtiges
Bestreben, ab von sich die Schuld zu wälzen;
Ein stummer Thränenstrom, den sie vergoß
An seinem Herzen, der noch keine hatte,
Dann Selbstanklagen seinerseits, von ihr
Mit anmuthreichem Weinen unterbrochen,
Zärtliche Blicke dann, die, sich begegnend,
Einander ab die Schuld, das Unrecht, baten,
Dann Zweifel ob sie wirklich Böses thaten,
Dann plötzlich das Gefühl von ihrer Sünde —
Und ach, genug! — sie trennten sich — mit Schmerzen
Mit neuen er, sie mit zerrißnem Herzen.

Nie traute sie sich mehr an diesen Platz,
Doch Paolo konnte sich's nicht versagen;
Hin ging er eines Tags! Wie sah's da aus!
Das ruhige, das alte Schattendunkel!
Es schalt sein Herz ihn, daß hieher er kam.
Ihm war, als ob sein jugendliches Hoffen,
Und seine Freundlichkeit und herzliche
Verachtung aller List und alles Trugs
Nur Traum gewesen oder falsche Schminke
Im besten Fall, die keine Probe hielt,
Und jetzt erwacht aus seinem eiteln Rausch
Mußt' er — o wie vor Schaam die Wangen brennen! —
Sich einen Prahler, einen Heuchler nennen.

Zuvor schon hatt' ihn der Gedank' geschmerzt,
Und jetzt, da er von neuem ihn ergriff,
Schnitt er ihm doppelt schmerzlich in die Seele.
Schwermüthige Gedanken hatten krank
Am Körper ihn gemacht in jüngster Zeit,
Und dadurch ward geschärft der Seele Leiden;
Blaß stand er da, als wollt' er ganz vergehn
In nie zuvor empfundner, feuchter Qual,
Erfüllt von der entsetzlichen Gewißheit:
Daß seine Ruhe hin, die Zukunft — Jammer!
Franceska auch, das süße Huldgeschöpf,
Durch ihn demselben Elend heimgefallen —
Ihm schien, er müsse einen Anhalt finden
Bei diesen übermannenden Gedanken,
Oder er würde den Verstand verlieren.
Auch fand er — nicht was die Lieblosigkeit
Liebt zu verrufen als Sophistereien,

Noch was ein edles Herz vom Kummer heilt –
Aber bescheidene Ableiter doch
Des Grams, daß leichter er die Bürde trug.
Er dachte, schnell ein Philosoph geworden,
Nach über Dinge, über welche man
Nur selten grübelt, als in bösen Tagen:
Ueber Gewohnheit, der Umstände Macht,
Absicht, Grad, Schuld, Verdienst und Willensfreiheit,
Und Menschenliebe — und wenn die Gedanken
Tief niederdrückten seine Selbstachtung,
Und alle seine schönen Morgenträume
Von makelloser und vollkommner Tugend:
So löschten sie doch auch das Aergste aus
An fremder Schuld und gaben einen Trost
Seiner betrübten, unruhvollen Seele:
Bis Jugend, Lebenskraft und die Besorgniß
Sich zu verrathen — auch wohl der Gedanke,
Der ihm von Zeit zu Zeit ein Lichtblick! — kommt:
Nicht bös könn' seyn, was die Geliebte that,
In sein gewohntes Gleis ihn wieder brachten,
Obgleich er schwer noch rang mit seinem Herzen.
Früh Morgens, Tag für Tag, erhob er sich,
Bestieg sein Lieblingspferd, ritt meilenweit
Ins Feld hinaus, sah im Vorüberfliegen
Nach allen Seiten um sich, weil er so
Nach außen hoffte seinen Geist zu lenken;
Wenn dieß ihm nicht gelang, dann bog er ein
Wo ein Gehölz mit seinem Schatten winkte,
Stieg ab, setzte sich träum'risch hin und seufzte,
Riß aus das Gras um ihn, mit irrem Auge,
Beneidend fast das arme Vieh, das es
Abweidete mit dumpfem Wohlbehagen.
Doch hielt er mind'stens so sein Blut in Uebung,
Daß es nicht stockte in Unthätigkeit,
Und hatte für sein kummerschweres Haupt
Den Schlaf zum Lohn, wenn er zu Bette ging,
Und Kraft gewann er so, des Lebens Plage
So fort zu tragen an dem nächsten Tage.

Doch sie, das zarte Wesen — eine Blume
Versetzt, zu welken in dem fremden Beet,
Sie, die trotz Kampf und Tugendstolz Gefallne,
Die Weib war und die Mutter werden konnte!
Was konnte sie, entbehrend jener Mittel,
Des Geistes Stärke aufrecht zu erhalten,
Viel Andres thun als sitzen, sinnen, weinen,
Halb blind auf ihre Stickerei sich bücken,
Der Nacht entgegensehen mit Verlangen,
Wo sie, erschöpft, matt von des Tages Sorgen,
Bewußtlos durfte rasten bis zum Morgen.

Und oh, wie brach für sie der Morgen an!
Wie schlug sie mit Verzweiflung auf das Auge!
Wie bebte sie zurück vor dem Gedanken
Des ewiglangen Tags, der vor ihr lag!
Wie sehnt sie, lichtscheu, wieder sich nach Schlaf!
Mit Einem schweren, letzten Seufzer rafft
Sie dann sich hastig auf und sucht die Zeit,
Die läst'ge, zu verbringen in Geduld,
Bis ihrem irren Geist selbst die Geduld
Ein Gut erschien, worauf kein Recht sie hatte;
Dann zuckt ihr Mund und blaß vor Angst, und schüttelnd
Das Haupt, bricht sie in frische Thränen aus.
Was sonst ihr Trost, versagt ihr jetzt die Hülfe;
Vergebens richtet sich ihr Falke auf;
Die Blumen standen ungetränkt; das Licht
Sogar der Sonne schien ihr nächtlich trüb;
Jedes Geräusch verwundet ihr das Herz,
Und hörte sie von fern nur einen Ton
Von Instrumenten oder von Gesang:
Barg sie das Antlitz weinend in die Hände.
Doch ärger noch als Alles war für sie
(O daß es solch ein Aergres konnte geben!)
Der Anblick eines spielendfrohen Kindes,
Dann betet sie zum Himmel, abgewendet,
Daß bald er ihr unselig Daseyn endet!

Und wenn mit Paolo sie zusammentraf!
Im Aeußern schienen beide kalt und ruhig,
Jedes bemüht, des Herzens Qual zu hehlen,
Um nicht des Andern Kummer zu vergrößern;
Meist schieden sie mit leidenschaftlichem
Ausbruch von Thränen und von Zärtlichkeit;
Sie wähnte: bleich und dünn mach' ihn der Gram,
„Und ich — ich war's, die ihm die Blüthe raubte!"
Er sah sie schwinden, doch sie blieb so schön,
Daß er sich kaum des Rufs enthalten kann:
„O holdes Wesen, sieh nicht so mich an!"

Doch Fürst Giovanni, dessen Zärtlichkeit
Verstärkt war, seit er sie so leidend sah,
Was sie, zu seinem neuen Staunen, mehr
Als seine Strenge, zu verwunden schien,
Begann, gewarnt vielleicht, seltsame Dinge
Zu ahnen und aufmerksamer zu werden,
Wie stets sein Bruder seinen Umgang mied.
Welch ein Entsetzen plötzlich ihn ergriff!
Wuth, Staunen, Jammer, Kränkung und Verachtung,
Aufs tödtlichste gekränkte Eigenliebe,
Die unheilvollste Zukunft, finstre Rachsucht,
Stürmt ein auf ihn, wie eine neue Welt,
Drin er als Wirklichkeit, vom Schlaf erwacht,
Die wüsten Träume fand von einer Fiebernacht.

Wenn dann und wann ihm noch die Hoffnung schmeichelt:
Er täusche sich — so währte dieß nicht lang,
Als in der nächsten Nacht er schlaflos lag,
Bedenkend was er morgen sollte thun,
Hört' er im Schlafe murmeln seine Gattin;
Aufmerksam horcht er —, sie fängt an zu weinen,

Schluchzte dann laut und schien den Kopf zu schütteln,
Bis sie auf einmal ganz vernehmlich sagte:
„Er liebt noch seinen Bruder — Gott, nur ich —"
Dann leiser — „mich laß sterben — o nur mich!"

Der Fürst wirft Einen hast'gen Blick auf sie —
Ankleidet er sich, nimmt sein Schwert und geht
Hinaus gleich einem Geist beim Morgengrauen;
Auf weckt er seinen Knappen; still und rasch
Zum Zimmer Paolo's die beiden eilen, —
Mit seinem Knappen tritt hervor der ohne Weilen.

Giovanni tritt, fast athemlos, dem Bruder
Entgegen, aber fest dabei und trotzig,
Doch todesblaß ist Paolo's Angesicht.
„Herr," sprach der Fürst stirnrunzelnd, „wollt Eu'r Ohr
Ihr leih'n mir auf dem Stechplatz — eine Weile?"
„Dort Bruder?" gibt ihm Paolo zurück
Mit überraschter und verstörter Miene.
„Ja, Bruder," rief der Andere, „ja dort!"
Zermalmend, drang dieß Wort in Paolo's Seele;
Einwilligend, doch schweigend er sich bückte,
Er ward viel bläßer noch und seine Lippe zückte.

Giovanni wandte sich; hinab die Treppen
Gehn sie, gefolgt von den bestürzten Knappen,
Sie wandeln durch die feucht' und scharfe Luft,
Durch angepflanztes Land dem Stechplatz zu.
'S war ein Herbstmorgen, frisch, anregend kühl,
Noch funkelte der helle Morgenstern
Vor seiner Rückkehr in den Himmel; ferne
Sah man des Tages Streifen, Fingern gleich;
Paolo's Auge blickte durch die Bäume,
Als stumm er neben seinem Bruder ging,
Er sah den hoch mit Wald bewachs'nen Hügel,
Der um Franceska's Lieblingsplatz sich zog;
Massig und dunkel in dem Dämmerlicht,
Stand, wie im Schlafe noch, der ernste Forst,
Und durch den Bogen, welcher einwärts ging,
Glaubt' er beinahe Marmorglanz zu schauen,
Da, wo das Lusthaus lag — er fuhr zurück,
Und lenkte anderswohin seinen Blick.

(Fortsetzung folgt.)

Gedichte von Jean Reboul.

(Fortsetzung.)

Auch an andern Personen, an A. Dumas, an Charles Nodier, an La Mennais, Collin sind Gedichte gerichtet, meist als Erwiederung darauf, daß sie sein Talent anerkannt und ermuntert. Sie enthalten theils persönliche Beziehungen, theils ist es nur eine Art von Dedikation einzelner Gedichte, wie ein Gedicht über das Amphitheater in Nimes (Les Arènes de Nîmes) A. Dumas, ein anderes: St. Helena, oder Ruhm und Fluch, Chateaubriand zugeschrieben ist. Das letzte Gedicht der Sammlung ist überschrieben: An alle diejenigen, welche Gedichte an mich gerichtet haben. — Er weist darin auf die Gefahr und Versuchung des Stolzes hin, welche aus dem Lob entspringen könne, und anerkennt, daß alles Lob, das dem Dichter gespendet werde, eigentlich allein dem Herrn gebühre, der der Urquell aller Poesie und von dem alle menschliche Kunst nur ein frostiges Abbild und Plagiat sey. Aber es gebe auch für den Dichter Stunden des Zweifels und Eckels an seinen eigenen Poduktionen. Dann sey es so tröstlich und ermuthigend, wenn ein erhabener Freund dem erröthenden Talent die Selbstachtung wieder schenke, seinen gebeugten Geist wieder dem Himmel zuführe und das Bewußtseyn seines Werthes wieder gebe. „O meine Freunde," ruft er aus, „O Ihr, die Ihr mir in wohlthuenden Gedichten dieß Almosen gabet in den Tagen der Schwachheit — möge der Himmel Euch segnen und die Muse Euch lieben! Seyd gesegnet! durch Euch hat die Hoffnung, meine Seele wieder kräftigend, meine Schriften aus den Flammen zurückgezogen und mir mit dem Finger auf meine, mit geheimnißvollen Worten am Himmel angeschriebene Sendung gedeutet!" Dieß ist nun freilich schön und bescheiden; andererseits ist es an den berühmteren Dichtern rühmenswerth, daß sie sich des Geistesbruders im niedrigen Stande freundlich annahmen; aber ein solcher Austausch von poetischen Komplimenten, wo das eigene Ich am Ende doch der Mittelpunkt wird, ist doch nicht das Allerförderlichste für ächte Poesie, und es benimmt ihr die Naivetät, welche man hauptsächlich von einem Naturalisten in der Poesie erwartet. Sehr natürlich geschieht es dann auch, daß unter solchen Umständen der plötzlich so Gefeierte sein Talent selbst zum Thema für sein Talent macht, wie wir denn unter den etwa 40 Gedichten eines finden: Meine ersten Verse; ein anderes: An meine Leier, und ein drittes: Trost über das Vergessenseyn, das wir hier mittheilen:

Trost über das Vergessenseyn.

Ich hab' in meinem Kelch gesammelt lange Zeit
Von Blumen mannichfalt die Balsamfeuchtigkeit;
Wenn des Vergessens Hand den Kelch mir um wird stürzen,
Wenn ich ihn bis zum Rand hab' angefüllt mit Würzen:
Dann wird mich gnädig Gott bewahren vor Verdruß,
Wenn ich der Müh Gewinn verschüttet sehen muß;
Muß sehen, wie der Tag mit seiner dumpfen Schwüle
Verzehrt die Düfte, die gezollt die Nacht, die kühle.
O daß ich, eh der Schluß herbeikommt meiner Tage,
Die Hymne singen dürft', die ich im Innern trage,
Und zu dem Honigseim einladen alle Lippen,
Worin auf Erden wir des Himmels Vorschmack nippen!
Zufrieden stürb' ich dann — gewiß wär' mir mein Lohn
Wie dem, der Hülfe bringt der Armuth Schmerzenssohn,
Der im Verborgnen gibt, fern vom Gewühl der Welt,
Auf den hienieden nur das Auge Gottes fällt.
Fragt auch die Nachtigall, versteckt in Nacht der Blätter,
Eh sie ertönen läßt ihr wollustvoll Geschmetter:
Ob auf dem Feld umher wohl sey ein achtsam Ohr,

Dem ihren wonnigen Gesang sie trage vor?
O nein! der Wildniß wirft sie hin, der Nacht, der Stille,
Was ihr ward zugetheilt an süßer Töne Fülle!
Wenn Stille, Wildniß, Nacht auch taub sind ihrem Ruf:
Gewiß wird sie gehört von Ihm doch der sie schuf!
Nicht alle Blumen die am Rand der Bäche glänzen,
Sind da, der Liebe Brust, des Zechers Stirn zu kränzen,
Zu fallen in die Hand von einem Priesterkind,
Und eine Tempelwand zu schmücken als Gewind;
Ach nein! die größre Zahl verfällt dem andern Loose:
Zu blühn und zu vergehn in stiller Schatten Schoose;
Ein allgemeines Gut fliegt auf ihr keuscher Duft;
Die Balsamhymne wird entführet von der Luft;
Doch weiß sie wohl, daß sie der Wesen Wesen feiert,
Dem Lob der Himmel Heer, Weihrauch die Erde steuert.
Wie mancher Diamant, begraben tief im Schacht,
Wird blenden nie ein Aug' mit seiner Farben Pracht!
Wie manches holde Kind — anmuthig reine Tauben! —
Von Hymens Kranz noch nicht geschmückt, die Gräber rauben!
Vom Sonnenstrahl gelockt wie mancher junge Keim
Fällt, wenn er kaum erwacht, dem Schlummer wieder heim!
Der Tod, der seinen Grimm durch Tödten nicht verloren,
Wacht wie ein Drache noch stets an des Lebens Thoren.
Von den Geschicken wird erfüllt die Hälfte kaum —
Von Fehlgeburten voll ist unter'm Mond der Raum.
O, wann wird ausgesühnt dieß schrei'nde Unglück werden?...
Doch unser ganzes Seyn gehört ja nicht der Erden!
Nicht nieder schlag' es uns, wenn auch mein Saitenspiel
An des Vergessens Nacht für alle Zeit verfiel!
Wenn einmal du im Zorn darüber willst entbrennen,
O Seele — bald wirst du die Klage thöricht nennen,
Frucht einer Stunde, wo du dich vom Herrn gekehrt,
Wo's, wie ein Grabeshauch, kalt über's Herz uns fährt!
Nicht soll die Leier dir verkümmern je das Leben!
Dem Himmel sage Dank, daß er sie dir gegeben.
Und ward dir nicht durch sie ein Born der höchsten Lust?
Wohlthätig weitet aus der eigne Ton die Brust;
Von meiner ernsten Stirn die Wolken wieder fliehen,
Wie durch des Erzes Ton die Wetter sich verziehen.
Vor'm Stolz ist sicher, wen die Welt nicht nimmt in Acht;
Schon Vielen hat Ruin die Klippe Ruhm gebracht!
Theu'r wird ein großer Nam' erkauft in unsern Tagen;
Brechen muß man mit Gott, den Menschen zu behagen.
Des Ruhmes Schein so oft auf einer Stirne glüht,
So wie der Zweifel keimt und naget am Gemüth,
So wie gedrängter da die goldnen Halme wogen,
Wo über'n Acker hin die schlamm'ge Fluth gezogen.
Wie mancher Geist, geführt auf eines Berges Höhn,
Vermochte nicht dem Prunk Satans zu widerstehn,
Und sank, um seine Lust am Herrscherglanz zu büßen,
Anbetend vor dem Fürst der Finsterniß zu Füßen.
Meinem bescheidnen Stern bleibt fern ein solch Geschick;
So viele Sonnen, ach, sah fallen schon mein Blick!
Sollt' ich je meine Bahn verwegen überschreiten,
Dann wollest ins Geleis zurück, o Gott, mich leiten,
Denn wenn einmal ein Geist sich deiner Hand entriß,
So jagt er rastlos um und tappt in Finsterniß.

(Fortsetzung folgt.)

Nelson's Tod.

Englisches Volkslied.

Dort in Trafalgar's Hafen,
Da wir die Franken trafen,
Wie schwoll das Herz vor Lust!
Die Schiffe britt'sche Eichen!
Nie fremdem Joche weichen
Wollt' unsre Eichenbrust!
Er sah sie nahn; und dreimal hoch
Schrie er auf das Heer: — wer dachte noch
Der Heimath und der Frauen?
Hört ihr, was unsre Losung spricht:
„Thut Mann für Mann heut eure Pflicht,
England will euch vertrauen!“

Wie die Kanonen knallen,
Die Ufer zitternd hallen,
Thut er den Heldenschlag.
Viktoria ist geheißen
Sein Schiff, so soll es heißen:
Viktoria krönt den Tag!
Doch gilt es einen theuren Preis:
Es focht der Held nur allzuheiß
Für Englands Lieb' und Frauen,
Er rennt ins wildste Feu'r und spricht:
„Thut Mann für Mann heut eure Pflicht,
England will euch vertrauen.“

Da trifft die Todeswunde
Des Helden Brust! Die Kunde
Schreckvoll die Reihn durchbebt.
Er ruft: „Es ist begonnen
Mit Gott, der Tag gewonnen:
Ich hab' genug gelebt,
Um Ehre hab' ich eingesetzt
Mein Leben, ihr nur sterb' ich jetzt
Für England, Lieb' und Frauen!“
So schied der Held! Und England spricht:
„Ihr, Männer, thatet eure Pflicht,
England durft' euch vertrauen!“

L. S.

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 92.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

24 Dezember 1836.

Der Winter.

Von Beranger.

Weit und breit kein Vogel mehr,
Von den Winter fortgeschrecket,
Der den eis'gen Mantel decket
Ueber Stadt und Fluren her.
Wie die lichten Fenster funkeln,
Blühend, blizend in Karfunkeln,
Wie die Thüren murren, munkeln,
Schnatternd schlüpft mein Hündchen ein.
Laßt aus Asche denn zur wackern
Glut entfacht die Flamme flackern,
Wärmen, wärmen wir uns fein.

Wandersmann, und bist du klug?
Geh zurück in deine Klause;
Knistert mir der Heerd im Hause,
Brennt so mehr der Kälte Zug.
Mir, mir thut sie nichts zu Leide,
Röschen kommt im Winterkleide,
Läßt, gehüllt in Pelz und Seide
Linden Schutz mir angedeihn.
Röschen, deine Händchen frieren,
Sitz auf's Knie mir ohne Zieren,
Wärmen, wärmen wir uns fein.

Dunkel wirds, leis' kömmt die Nacht
Auf dem Schnee daher geschlichen:
Röschen, nun der Tag entwichen,
Hält bei uns die Liebe Wacht.
Doch ein Pärchen noch, ein weitres,
Stößt zu uns, ein junges, heitres;
Eingetreten ohne Weitres!
'S wird nicht minder hübsch so seyn!
Mehr aus Lieb' als Frost zusammen
Rückt und drückt euch um die Flammen,
Wärmen, wärmen wir uns fein.

Für das Kosen doch zu hell
Ist's bei'm unbescheidnen Lichte;
Röschen bringt ein Paar Gerichte,
Wie so köstlich, wie so schnell!
Und den Appetit zu mehren,
Gibt der Freund uns Räubermähren
Sammt gespenstischen Affairen
Schrecklich, aber wahr darein.
Und derweil der Punschnapf singet,
Und die Flamme lustig springet,
Wärmen, wärmen wir uns fein.

Winter, magst du noch so dicht
Die Natur mit Eis umhüllen,
Noch so dumpf der Nordwind brüllen,
Unsre Lieder störst du nicht.
Hinterm Heerd, ganz im Geheimen
Weih'n wir, reich an süßen Träumen,
Uns ein Land in schönern Räumen
Zu der Liebe Heimath ein.
Laßt die Thüren nur verschlossen,
Und, bis wieder Rosen sprossen,
Wärmen, wärmen wir uns fein.

L. S.

Gedichte von Jean Reboul.

(Fortsetzung.)

Das Thema, das Lebenselement der Dichtungen Rebouls ist die Religion; die Form seiner Poesie aber ist die Reflexion. Das Rhetorische herrscht vor; aber in einzelnen eingestreuten Bildern und Wendungen überrascht oft ein ächt poetisches Gefühl. Anspruchslos, aber ansprechend ist

Der Seufzer.

Nur flücht'ge Bilder hat das Leben,
Nur einen Trugkelch beut's uns dar;

Lieder voll Honig oder Galle —
Wie Dunst und Nebel sind sie alle,
Nichts als der Himmel nur ist wahr!

Auf geht und unter jede Sonne,
Und jeder Thron ist hohl schon ganz;
Der höchste Ruhm erlischt, veraltet,
Für's Grab erblüht was sich entfaltet —
Nichts dauert als des Himmels Glanz.

O Mensch! du Schiffer unter Stürmen,
Ein Spiel der Wellen, siehest du,
Von jedem Strand zurückgestoßen,
Den Weg von Klippen dir verschlossen —
Und nur im Himmel wohnt die Ruh!

Seine Religiosität ist aber, im Unterschied von Lamartine z. B. bei dem sie einen allgemeineren, abstrakteren Charakter hat, wesentlich christlich. Er richtet ein Gedicht an die christlichen Dichter, worin er klagt, daß der heilige Geist entflohen sey von der Erde, daß allein die Materie noch herrsche, daß die Könige das Recht auf die Gewalt, die Völker das auf Freiheit verloren, bestürzt frage Jeder in tiefer Traurigkeit, ob die Finsterniß noch dichter werden könne, ob je schon eine ähnliche Orgie die Geister so verwirrt habe? Aber die christlichen Dichter haben den Hoffnungsruf erhoben; der Geist müsse, die Materie beherrschend, wieder zurückkehren:

Bei Euren mächt'gen Leierklängen
Werden zum Bau der künft'gen Zeit
Sich selbst herbei die Steine drängen,
Die Mauern zu erbau'n bereit.
Das Volk, voll Durst nach heil'gen Lehren,
Wird dann die drei Symbole ehren:
Den Glauben der die Welt erneut;
Die Hoffnung, welche Stärke sendet,
Die Liebe, die den Hader endet,
Der Arm' und Reiche noch entzweit.

Dann werde das Kreuz unter seinem gesegneten Schatten jede Empörung und jede Tyrannei sterben sehen; aber ehe die Morgenröthe und das neue Gestirn sich zeige, werde noch mancher Kampf zu bestehen seyn, wo sich die christlichen Dichter als Versöhner und Mittler geltend machen können und sollen. Sie sollen zwischen die Parteien treten, zeigen wie die Liebe so groß, der Haß so kleinlich ist, wie die Heilung von oben kommen müsse, weil die Rache nur eine unversöhnliche Kette ist, wo jeder neue Ring wieder einen Ring fordert. Ein anderes Gedicht ist an den Abbé de La Mennais gerichtet und fängt an: „Eroberer der Geister, König des Verstandes, lege deine Macht nieder in göttliche Hände! viel größer wirst du seyn, wenn du deine Stirne beugest! Ich kenne die Unermeßlichkeit deines innern Schmerzens; opfern mußt du eine erhabene Vernunft; aber, trotz dem Geschrei des Engels vom Abgrund, es ist dieß eine himmlische Huldigung, keine Schmach.“

Am Schluß bittet er ihn, ihm (dem Dichter) diese kühne Sprache zu verzeihen, sein Herz habe jede bittere Empfindung verbannt. „Statt dich zu kränken, möge dich meine Stimme vielmehr trösten; du hast sie ja gebildet — es ist dein eigenes Wort.“ — „Schweigend wollen wir zum Herrn flehen, daß deine frühern Tage die Wagschaale schwer herabziehen mögen.“ Wir geben unsern Lesern das Gedicht, welches die Ueberschrift hat:

An Christus.

I.

Erlöse uns, o Christ, vom bösen Lästergeist,
Der in der Sünde Pfuhl und Nacht die Seele reißt,
Wo, schnöden Räubern gleich, der Geist versteckt sich hält
Im dunkelsten Revier der innerlichen Welt;
Geschützt vom schwarzen Baum des Zweifels still er späht,
Bis einsam auf dem Weg vorbei der Glaube geht,
Um, in der Hand den Dolch, auf ihn hervorzustürzen,
Und ihm durch jähen Mord die Reise abzukürzen.
Er, der unsterblich, schafft am eigenen Ruin,
Und wirft sein himmlisch Seyn dir grollend wieder hin,
Wie man ein ärmliches Geschenk, das ohne Werth,
Dem Geber gibt zurück, weil man es gern entbehrt.
Was sag' ich! Rufen doch viel Stimmen schon im Chor
Das gräßliche Gespenst des schaur'gen Nichts hervor!
Die Larven haben schon ihren Versteck verlassen,
Scheu'n nicht den hellen Tag und wandeln auf den Gassen.
Nach Allem was man sieht und hört und athmet ein,
Scheint nah' der Untergang von deinem Reich zu seyn.
Den Altar, dir geweiht, möchten sie gern begraben,
Wenn, Herr der Ewigkeit, du könnt'st ein Ende haben,
Wenn nur auf Einen Tag für den, der sie hieß seyn,
Könnten die Zeit, der Raum ihr Daseyn stellen ein!
Und doch, ich weiß nicht wie die Thorheit drauf besteht,
Daß sie dein Leben mißt nach etwas das vergeht!
Wie in der Schmerzenszeit, wo Schmach dein Haupt bedeckte,
Wo in der Einsamkeit die Todesangst dich schreckte,
Wo von des Kreuzes Stamm mit ausgestreckten Armen
Du schienst die Welt ans Herz zu ziehen voll Erbarmen:
O Christus, so beginnt dein Leiden heute wieder!
Und noch entsetzlicher drückt dich die Bürde nieder.
Mehr als Ein Jünger schläft in deines Grames Stunde,
Mehr als Ein Judas trägt dem Stolz sich an zum Bunde,
Wirft im Verrätherkuß dir über's Haupt die Schlinge
Und gibt dem Feind dich preis um dreißig Silberlinge!
Und statt daß dann das Herz Verzweiflung ihnen bricht,
Treten sie vor das Volk mit heitrem Angesicht.
Die Lüge gegen dich gewinnt an Lockungskraft;
Dich geißelt der Sophist am Pfahl der Wissenschaft:
Der böse Spott wirft sich hohnlachend dir zu Füßen,
Um mit gebeugtem Knie als König dich zu grüßen.
Der feige König sieht mit Schauer deine Leiden,
Sieht wie in Purpur dich boshafte Buben kleiden;
Sieht wie man dir ums Haupt die Dornenkrone wand
Und einen Stab dir gab als Scepter in die Hand —
Zum Zelt des Prätors läßt er so zurück dich führen,
Zum Mitleid, hofft er, soll der Jammeranblick rühren;

Doch grausam bleibt das Volk, das sich um dich versammelt —
Wieder in blinder Wuth sein: Kreuzige! es flammelt!

(Fortsetzung folgt.)

Die Geschichte von Rimini.

(Fortsetzung.)

Wie sie am Platz, treten beiseit die Knappen
Und leise sprach, wie mit beklemmter Brust
Der Fürst: „Bevor Ihr Eure Antwort gebt,
Will, als ein Edelmann, ich Euch versichern,
Daß das, was Ihr bekennt,“ (dem Redenden
Versagte hier vor Leidenschaft die Stimme,)
„Einer Gewissen nicht mehr schaden kann
Als was im Schlaf ihr eigner Mund gab an!“

Paolo blutete das Herz; er schüttelt
Die Hand und nickt ein wenig mit dem Kopf.
„Sagt denn, Herr, wenn Ihr könnt,“ fuhr Jener fort,
„Ein Wort genügt — Ihr habt mich nicht entehrt:
Sagt mir nur dieß — ich will die Schmach verschmerzen,
Daß ich an Euch die Frage mußte richten!
Könnt Ihr dieß Wort nicht sagen — dann sprecht nichts
Und gebt die Antwort mir —;“ Er zog sein Schwert.
Verzweiflung schien jetzt Paolo zu kräft'gen;
Er wich zurück ein wenig, und das Wesen
Annehmend eines Manns, der keinen Anspruch
Drauf macht, daß man ihn für unschuldig halte,
Doch, trotz der Schuld, der Tugend nicht entsagt,
Sprach er: „Ich bin — ich weiß — 's war anders sonst —
Doch fechten drum — mit einem Bruder — Nie!“
„Ha!“ rief der Andre mit erhobner Stimme,
„Elende Ausflucht — wenn ein Bruder Euch fordert?
Bruder! O du Verräther an dem Namen
Der Malatesta! ich verleugne dich:
Ha! ihn entehren, mich ins Herz verwunden,
Mir tödten alle meine Hoffnungen,
Und dann, schmähend der Malatesta Muth,
Feig, zu vergießen ein paar Tropfen Blut?“
„Nicht das, nicht das ist es!“ rief Paolo,
„Ersparen nur wollt' ich Euch weitern Kummer!“
„Elender! weitern Kummer!“ ruft der Andre;
„Ich wüßte keinen — außer Einem, ja!
Erspare mir das Leid, die arge Schande,
Zu sehen einen schnöden Abkömmling
Von edlem Hause mit zuchtlosem Herzen,
Das den Gehorsam weigert heil'gen Rechten,
Und einem Schwert, womit er, feig, nicht wagt zu fechten!“

„Bruder, o Bruder!“ rief der Jüngere,
„Nein nein! ich will den Namen nicht mehr nennen;
Doch Friede bitt' ich Euch! zertretet nicht
Die Seele die zu Füßen Euch gesunken!“
„O Heuchler!“ schrie der Fürst, „entfliehn willst du
Wenn der Gekränkte dir rückt auf den Leib,
Und scheu'st das Grab, in das du stürzst ein Weib!“
Auf fuhr hier Paolo — es war nicht Stolz
Noch Kränkung — er schien neu sich zu ermannen;
Er nahm vom Haupte schweigend das Barett,
Er zog und küßte seines Schwertes Kreuzgriff,
Sah auf zum Himmel — ohne Bitterkeit,
Und auch nicht schwach, sprach er: „Ich bin bereit!“

„Ein ehrenhaftes Wort!“ rief laut der Fürst
Und faßte rasch zum Kampfe festen Fuß;
Verzweiflungsvoll stürzten herbei die Knappen,
Doch ihre Herren wiesen sie zurück.
„Zurück, Gherardo!“ rief der Fürst, „ich brauche
Nicht Rath und Lehre jetzt; ich will Gehorsam!“
„Zurück Tristan!“ rief Paolo, „sey nicht bang
Um mich; es ist so schlimm nicht als es scheint;
Doch halt, ein Wort!“ der arme Jüngling tritt
Auf diesen Ruf herzu, mit heißen Thränen;
Ins Ohr, so scheint's, flüstert ihm einen Auftrag
Sein Herr, mit mildem Ton, aber gebietrisch;
Zur Seite treten beide Knappen dann,
Auf seine Art Jeder in Trau'r versunken:
Der Eine spricht, halb grimmig, zwischen den Zähnen,
Dem andern strömen dicht übers Gesicht die Thränen.

Der Fürst griff an, mit Muskeln stark wie Stahl,
Und Paolo schien kein ungleicher Gegner,
Doch als der Kampf erwarmte, sah man klar:
Der wollte treffen, Jener nur sich decken,
Giovanni drang mit zorn'ger Hitze ein
Und schwang sein Schwert wie eine Feuerzunge;
Paolo wich zurück und drehte sich,
Und macht' ihn um sich kreisen wie ein Rad;
Manchmal stellt' er sich an zu zorn'gem Ausfall,
Doch spielt er gleich die vor'ge Rolle wieder.
„Ha!“ rief Giovanni, dessen Wuth noch stieg,
„Zum Schimpf nur fechten? Mit den Streichen spielen?“
„Nicht das, mein Fürst,“ gab Paolo zurück,
„Nehmt Euch in Acht, sonst werd' ich dort Euch treffen!“
Er stampfte, und erlauernd seine Zeit,
Stürzt mit der Brust er in des Bruders Schwert.
Es war geschehn! Er taumelt — und im Fall
Drückt an Giovanni's Fuß er Hand und Brust,
Stützt auf den rechten Ellenbogen sich,
Erhebt die linke Hand, und spricht mit Lächeln:
„Nicht deine Schuld, mein Bruder; Zufall nur —
Ein Fehltritt war's — krönend die Irrungen,
Die jener alte Mann hat angezettelt;
Du wirst nicht“ — hier ging aus des Athems Kraft,
Er sprach nicht mehr; doch lächelt er noch Einmal.
Denn seine schlaffe Hand fühlt er gedrückt,
Und so, zur Ruh das trübe Auge schließend,
Kehrt er sich um — vom blei'rnen Schlaf besiegt,
Senkt er sein schweres Haupt — sein Geist entfliegt.

Giovanni's Seele faßt' ein edler Schmerz;
Es war als ob die alten Wolken plötzlich
Des Zorns und Hasses sich verzogen hätten;
So sprach er in der klaren Morgenluft:
„Bei Gott, bei Gott, und allem dem, was gut
Ist an uns armen Menschencreaturen —
Ich glaube wie wir säen, ernten wir; —
Jetzt aber liegst du, armer Bruder, hier;
Und doch warst du der tadelloseste Ritter,
Der jemals mit dem Banner ritt zur Schlacht,
Und doch warst du der Schönste anzuschauen
Im dichtgedrängten edlen Reiterzug;
Ein sünd'ger Mann — warst du der Beste doch,
Der je für seinen Freund den Speer gesenkt;
Du warst der Mildeste und Freundlichste,
Der unter edlen Frauen saß im Saal;
Du warst, trotz allem Leid, mir angethan,
Der edelste, der großmuthsvollste Mann!"

Doch hier versagte ihm den Dienst die Zunge,
Und er, der kaum, seit er ein Kind war, weinte,
Empfand der Thränen Andrang, beugte schmerzlich
Das Haupt und weinte laut um seinen Bruder.
Die Knappen, auch in Thränen — Tristan kaum
Zu gehn vermögend, so betrübt er war —
Banden die Schärpen um die Todeswunde,
Und hoben auf den Leichnam von dem Boden.
Giovanni winkt, den Weg, den sie gekommen,
Zurückzunehmen, folgt des Bruders Leiche,
Und als man nieder sie gelegt aufs Bett
Sah er sie nicht mehr an, weinte nicht mehr —
Und ging — auf seiner Stirn war nichts zu lesen
Als, wie zuvor, sein streng und herrisch ernstes Wesen.

Die Fürstin, nach entsetzenvoller Nacht,
Wo ein angstvoller Traum den andern drängte,
Hatt' in der Frühe den Gemahl vermißt,
Und wollte aufstehn, doch die Kraft gebrach ihr.
Doch in der körperlichen Schwäche fühlte
Ihr Geist, zwar bang, sich wunderbar gefaßt.
Stumm, ohne Thränen lag sie ruhig da,
Sich in geduld'gem Ernste still verzehrend.
Zuvor schon ließ die Amme, in der Hoffnung
Die Fürstin finde Schlaf, den Vorhang nieder;
Jetzt fragte diese plötzlich, doch nicht angstvoll:
„Nina, was dringt mir für ein Lärm ins Ohr?"
Das arme Weib, der Neuigkeit schon kundig,
Stellte sich an als hörte sie kein Wort,
Und treibt geschäftig ihre Arbeit fort.

„Wer kommt?" so fragt die süße, klare Stimme,
Die man mit Lust gehört in stärkern Tagen —
Schwach, wie sie nun war, schlug sie jetzt beinah
Den Muth des Knappen nieder, doch sich nähernd
Sprach er: „Ich, Fürstin, bin's, ein Mann, der mehr
Liebt seine Freunde als sich selber — Tristan."
Nach einem kleinen Schweigen sagte sie:
„Tristan, mein Freund — was für ein Lärm betäubt
Mein Haupt? gewiß, geschehn muß etwas seyn —
Sagt, was es ist — ertragen kann ich Alles,
So wenig Ihr vielleicht es mir traut zu."
„Fürstin," versetzt der Knapp, „Ihr seyd, ich weiß
Ganz Sanftmuth — nicht verargt mir dieses Wort.
Mein Herr gab mir den Auftrag Euch zu sagen:
Er habe fest gesprochen, als er's sagte,
Und ich auch, Fürstin, solle stark mich halten,
Und Ihr mich hören mit gefaßter Seele —
Er sey gezwungen worden heute sich
Zu schlagen mit dem Fürsten, und obgleich
Sein edler Bruder sey kein Brudermörder,
Sey dennoch Er durch Jenes Schwert gefallen."
„Ich hab's verstanden," gab sie fest zur Antwort,
Mit leis'rer Stimme zwar, jedoch gefaßt,
„Verlaßt mich jetzt, getreuer Tristan, nehmt
Dieß von mir und bewahrt's um meinetwillen."
Damit reckt sie die zarte weiße Hand
Mit einem Ring von Werth aus den Gardinen,
Und er, nicht länger seiner Thränen mächtig,
Die ihm das Herz erfüllten, weinte stumm,
Nahm auf den Knie'n den Ring, führt' ihre Hand
Mit Ehrerbietung an sein nasses Auge,
Warf, sich erhebend, drauf noch einen Blick
Und zog dann scheu und schweigend sich zurück.

Jetzt kehrte ihre Lieblingsfrau zurück
Mit ihrer alten Amme, und besorgt,
Sie möchte kränker seyn, zog sie den Vorhang
Mit leichter Hand zurück und sah hinein.
O, wer, der in der Brust fühlt einen Funken
Des Göttlichen — erkennt nicht: daß Geduld
Und Nachsicht reden soll, eh man verdammt die Schuld?

Den Blick gen Himmel, lag sie betend da,
Wie eine Statue auf einem Grabmal,
Die Hände aneinander fest gedrückt,
Flach, nicht gefaltet, ihre Brust berührend.
Sie hörte auf und drehte langsam sich
Gegen die Wand; sie sahn sie heftig zittern —
Dann plötzlich ruhig werden. Immer näher
Drängten die Frau'n sich, ängstlich späh'nd und horchend;
Sie athmet, rührt sich nicht, ihr Aug' ist zu —
Gefunden hat im Tod die Dulderin die Ruh.

* * *

(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 93.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

27 Dezember 1836.

Gedichte von P. B. Shelley.

An Wordsworth.

O Dichter der Natur! um Dinge weintest du,
Die dich auf ewig flohn nach kurzer Dauer;
Den Rücken kehrten Jugend, Freundschaft zu
Und erste Liebe dir, und ließen dir nur Trauer.
Ich theile dieß dein Leid; doch Ein Verlust ist mein,
Den du auch fühlst, doch ich nur kann beklagen:
Du warst ein einzler Stern, deß goldner Schein
Glänzt' auf ein Schiff, vom Wintersturm verschlagen;
Du standest wie ein starker Felsenthurm
Ueber der Menge blind bewegtem Sturm;
Arm, doch geehrt, — ertönte deine Stimme
Für Wahrheit, Freiheit mit geweihtem Grimme;
Du brachst den Fahneneid, und machst daß ich mich kränke,
Wenn ich: was einst du warst und nicht mehr bist, bedenke.

Klage.

Schneller als der Sommer verglüht,
Schneller als die Jugend verblüht,
Schneller als die Wonnenacht flieht,
Bist du kommen und gangen;
Wie die Erde, wenn hin das Laub,
Wie die Nacht, die der Unruh Raub,
Wie das Herz, das für Freude taub,
Quält mich ein einsam Verlangen.

Sommer, die Schwalbe kommt wieder heran,
Nacht, die Eule wird wieder nahn,
Aber Jugend, der wilde Schwan
Floh auf immer, wie du, so trügerisch.
Immer verlangt mein Herz nach morgen;
Schlummer ist mir vergällt von Sorgen,
Vergebens möchte mein Winter borgen
Blätter von Büschen grün und frisch.

Lilien prangen an Hymens Throne,
Rosen sind für das Haupt der Matrone,
Veilchen zu todter Jungfrauen Krone,
Aber Vergißmeinnicht nehm' ich;
Zu dem lebenden Grabe trage
Ich sie hin ohne Thrän' und Klage,
Und kein Freund, wie theuer auch, wage
Nur ein Wort der Hoffnung für mich!

Vergangenheit.

Vergessen willst du die seeligen Stunden,
Die im Tempel der Liebe ihr Grab gefunden?
Wo, statt des Rasens, mit Blumen und Laub
Wir bedeckten ihren entseelten Staub?
Blumen — das waren die fallenden Freuden,
Laub — die Hoffnungen, welche noch hegt das Herz.

Vergessen, das was vergangen und todt?
O! manches Gespenst, es zu rächen droht!
Erinnerung, die zum Sarg macht die Brust —
Sehnsucht, die dämpft in der Seele die Lust;
Und mit Geisterstimme flüstern die Beiden:
Freude, einmal verloren, wird Schmerz!

Die Wanderer der Welt.

Sag' mir, Lichtgestirn, das du
Feurig hinfliegst immerzu,
In welch nächtlicher Kammer zur Ruh
Wirst du die Flügel falten?

Himmelspilgrim, grau und blaß,
Mond, wallend ohn' Unterlaß,
Wo im Raume, müd und laß,
Denkst du Schlaf zu halten?

Wind, der umirrt ohne Rast,
Gleich der Welt verstoßnem Gast,
Wo auf Baum oder Wellen hast
Ein Nest du dir vorbehalten?

Gedichte von Jean Reboul.

(Fortsetzung.)

An Christus.

II.

O, jene Juden, die zuerst dich so mißhandelt,
Die noch im Vollglanz nicht von deinem Licht gewandelt,
Noch nicht gesehen, wie dein Arm die Welt erlöst:
Waren so schuldig nicht, weil noch vom Licht entblößt.
Wir aber, denen ganz dein Werk bekannt ist worden,
Sind Freigelassene die ihren Herrn ermorden;
Und statt daß man darob fühlte der Reue Zahn,
Pochte man an dem Sarg der todten Götter an,
Um sie zu wecken, daß ihr Staub, der moderfeuchte,
Einnehme deinen Platz, o du lebend'ge Leuchte!
Doch hörte man vom Grab der Götter, die gefallen,
Nur einen dumpfen Ton als Antwort wiederhallen,
Verzweiflungsvoller noch als das vollkommne Schweigen;
Kein Andrer durfte noch des Himmels Thron besteigen —
Ihn einzunehmen groß genug bist einzig du!
Du aber wanderst ernst der Schädelstätte zu.
Gleichgültig sieht's das Volk; dir folgt kein weinend Weib
Und wischt den Schweiß dir ab von dem gequälten Leib.
Kein Simon beut sich an, damit dir würde Rast
Für einen Augenblick, zu theilen deine Last.
Die Galle, die man dir den Durst zu lindern beut,
Gibt deinem trocknen Mund zehnfache Bitterkeit.
Nichts — selbst der Schächer nicht, der mit dir, Heiland, sterbend
Vor deinem letzten Hauch um deine Gnade werbend,
Durch diese Bitte, dir, dem Gottsohn vorgebracht,
Erinnerte den Tod an deine Göttermacht!
Des ew'gen Vaters Sohn, der so der Welt ein Spott —
Hat denn auf ewig jetzt verlassen ihn sein Gott?

III.

O Christ, wann tritt der Schluß dieser Verfolgung ein?
Bald, bald wird übrig nicht mehr Eine Seele seyn,
Die nicht in sich die Angst, die namenlose, fände,
Die anhebt, wenn das Reich des Glaubens geht zu Ende!
Der Abfall keimt sogar im Herzen, das dich liebt
Und das dir huldigt gern, wenn dich dein Licht umgibt;
Doch weil's so trüb dich sieht und so verdunkelt: wähnt,
Die Wahrheit selbst hab' uns mit eitlem Trug gehöhnt.
Der innen rege Wurm, der naget und zerstört,
Gleicht dem Verdacht, wenn er einmal das Herz empört,
Gleicht dem verhaßten Traum, den gerne man verbannte
Und der sich doch zu tief in die Erinn'rung brannte!
Ohnmächtig morsch sind jetzt durch dieses Wurmes Nagen
Die Säulen von Granit, die sonst den Bau getragen;
Die schönsten Sonnen, die sonst deinen Himmel schmückten,
Sind die vom Satan jetzt in seine Nacht entrückten.

IV.

Warum ließ'st du mein Gott, mich nicht in Tagen leben,
Wo dein geweiht Gesetz galt ohne Widerstreben!
Wo allen Geistern war'st Ziel ihrer Liebe du,
So wie das Auge sich dem Lichte wendet zu?
Wo, predigend allwärts der Lieb' Mysterium,
Die Deinen wandelten der Erde Antlitz um:
Wo in die Hölle warf der Kette letzten Ring
Die Menschheit, welcher noch an ihren Gliedern hing,
Und einschlief — deiner Brust vertrauend an sich schmiegend
Wie Zebedäi Sohn wir sehen daran liegend
In jener letzten Nacht, wo du das heil'ge Brod
Mit deinen Händen brachst, das uns erlöst vom Tod!

V.

O! wenn des Glaubens Bau nur so kann neu erstehn,
Wenn über dich aufs neu du läß'st den Tod ergehn:
O eile, stirb — um dann dem Grab dich zu entraffen
Und eine neue Welt zum zweitenmal zu schaffen.

Stirb! daß erstaunt die Welt beherzige die Wahrheit:
Wie finster ihre Nacht wird ohne Deine Klarheit!
Daß jeder Geist, erschöpft von nutzlos eitlem Haschen
Nach einem festen Halt, thu' Buße in der Aschen;
Daß neues Sklavenjoch der Menschheit mache klar:
Wie schwer die Kettenlast der alten Zeiten war!
Stirb, daß, wenn gutes Recht dem Eisen muß erliegen,
Die Schwachheit gelt' als Schuld, als Tugend – Kraft zu siegen;
Daß sich das Märtyrthum im vollsten Glanze weise,
Daß in der Trau'r entzwei der Tempelvorhang reiße,
Daß die Gottlosigkeit komm' auf dem Gipfel an,
Wo ihr kein Vorwand bleibt für das, was sie gethan;
Daß eh'rne Herzen, daß die Felsen selber splittern
Und man des Hauptmanns Wort hört, das er ruft mit Zittern,
Und Jeder an die Brust sich schlägt und ruft entbrannt:
„Verflucht die Welt! der Christ war Gott, von Gott gesandt!"

Erfreulich und wohlthuend ist es zwar, in einer Zeit, wo die Mehrzahl der französischen Dichter entweder „den Zweifel in sich trägt," oder offen dem Unglauben huldigt, eine dieser Zeitrichtung sich opponirende Stimme aus dem Mund eines Ungelehrten, eines einfachen Bürgers zu hören, dessen Gemüth selbst von den vorübergehenden Anwandlungen des Skepticismus, welchen sogar ein Lamartine unterworfen ist, sich frei erhielt; aber einen noch harmonischeren Eindruck würde es doch machen, wenn er, ohne auf die unglaubige und frivole Welt Rücksicht zu nehmen, seine eigenen Empfindungen, ohne Polemik und

Anklage, aus vollem Herzen ausströmte; der Zweifel nagt nicht an seinem Innern — das ist schön; aber es wäre noch schöner, wenn er ihn ganz ignorirte, wenn er die naive Unbefangenheit des Glaubens zur Seele seiner Poesie machte. Die lange Durchführung des Satzes: daß durch den Unglauben Christus auf's neue gekreuzigt werde, ist offenbar mehr rhetorisch als poetisch und nicht einmal durchaus klar; die Personificationen im Anfang des Gedichts sind etwas frostig. Aber durch die nicht ganz befriedigende Form tritt doch die warme Empfindung, die ernste Religiosität überall unverkennbar hervor und einzelne Ausdrücke und Wendungen sind sehr glücklich.

Die Treue, die er in religiöser Hinsicht fordert und rühmt, deren Mangel er beklagt, stellt er auch in den irdischen Verhältnißen hoch und vertheidigt ihre Rechte. So singt er ein Lied: An einen Verbannten — dieser Verbannte ist Heinrich V, dessen Rückkehr er hofft und verkündigt, dem er aber zugleich ans Herz legt, daß er, um seiner Aufgabe gewachsen zu seyn, Großes leisten müsse: Er müsse, wenn er die Verblendung des Volkes heilen und der Macht ihren Nimbus wieder herstellen wolle, von Wunder zu Wunder schreiten und nie straucheln auf diesem glanzvollen Weg! Der Zustand der Welt wird in diesem Gedicht so geschildert: „Der Indier sieht seinen Altar untergraben von England; die beiden Spitzen des Halbmonds erklären sich den Krieg und zerhacken sich voll Wuth, zwei Geierschnäbeln gleich; Luther, sein Reich ins Unendliche zerspaltend, konnte die souveräne Vernunft nicht befruchten; das Problem hat den menschlichen Geist ermüdet, und Babel verzweifelt und stürzt seine Thürme um." Die Treue seines Gemüths spricht sich aber auch in andern Verhältnissen aus durch das Gedicht:

Sie ist krank.

Warum die Thränen, die den Lagerpfühl dir feuchten?
Wenn deine Stimm' erstirbt, dein Aug' nicht mehr wird leuchten,
Dein rother Mund entfärben sich:
Mein Engel, fürchte nicht, es könnt' in künft'gen Tagen
Wurzeln in meiner Brust je andre Liebe schlagen,
Denn mit der Seele lieb' ich dich!

Wenn einst — o halte, Gott! die Zeit an straffem Zügel! —
Wenn, bergend deinen Hals unter des Todes Flügel,
Wenn, meine Taube, du schläfst ein:
Statt daß ich durch die Stadt dann Abends singend wandre:
Ob vom Balkon mir nicht sich neige eine Andre,
Sitz' ich auf deinen Leichenstein!

Da, mit gesenkter Stirn, das Auge feucht von Thränen,
Will ich erwecken dich mit meinem Trauersehnen,
Und wenn dein Geist mir schwirrt vorbei
An Thränenweiden hin — wird dieß mich mehr beglücken,
Als wenn die stolzeste Schönheit mit glüh'nden Blicken
Mir sagte: daß sie hold mir sey.

Sehr schön ist das Gefühl beklommener Angst im folgenden Gedicht geschildert:

Die Erscheinung.

Ach warum sind von Angst die Nächte mir vergiftet?
Warum bist du im Grab zur Unruh noch verdammt?
Die Kerze hab' ich ja, die brennende, gestiftet,
Gesungen wurde ja für dich das Todtenamt.

Das was die Kirche heischt, daß friedlich ruhn die Seelen —
Mit frommem Eifer nichts ich aus der Acht verlor;
Nicht am Almosen ließ ich's unterm Thore fehlen,
Welches den Qualen wehrt und sprengt des Himmels Thor.

Dich treibt auch nicht, daß ich dein Trauerangedenken
Entweiht — auf ihrem Pfad die Freude nie mich fand;
Es hat nach deinem Schmuck in ebenholznen Schränken
Sich niemals ausgestreckt habgier'ger Erben Hand.

Der Ort von wo der Tod dich hat hinweggenommen
Er ist von deiner Trau'r Gepränge noch erfüllt;
Den Spiegel, drin dein Bild in hellem Glanz geschwommen,
Ist in die faltigen Vorhänge noch gehüllt.

Die Lampe ohne Oel hängt da, unangezündet,
Dein Lager ist noch so wie du's verlassen hast,
Und auf dem Boden noch derselbe Staub sich findet,
Wie, als dein Aug' sich schloß zur langen Grabesrast;

Getaucht ins Weihgefäß der Lorber — zwiefach bitter! —
Womit die Trauernden den Leichnam noch besprengt,
Als er gekleidet war in's Kleid der Karmeliter —
Ein langes, trauerndes Gebet ward angehängt!

Und doch, wenn ich im Schlaf, im fahlen Mondeslichte,
Schiebt mir vom Lager weg den Vorhang eine Hand,
Und einen feuchten Hauch spür' ich im Angesichte,
Als wär' er aus dem Schlund der Gruft heraufgesandt.

Ich sehe, wie ein Arm im Schlafgemach, im düstern,
Um eine Kerze trägt, die blaß und trübe glimmt,
Und ein unheimliches, ein todtenhaftes Flüstern
Macht, daß in kaltem Schweiß mein Körper plötzlich schwimmt.

Ich sehe, wie du weinst und wie dein Haupt sich bücket
Und läßt auf meiner Brust die losen Haare ruhn;
Von dieser Locken Wucht, wie fühl' ich mich bedrücket!
O wenn du so erscheinst, sprich! was soll ich dir thun?

Erfüllt wirst du sogleich deine Gebote sehen,
Ich werde gegen dich Raum geben keinem Groll.
Es lasten schwer gnug schon auf mir des Lebens Wehen,
So daß nicht noch dein Tod die Bürde mehren soll!

Erbarme dich, o Gott! frei meinen Schlaf zu geben
Von den Gesichten — sey es Wahrheit oder Trug!
Laß deine Engel sanft durch meine Träume schweben
Und in mein angstvoll Herz Trost fächeln ihren Flug!

(Schluß folgt.)

Die Geschichte von Rimini.

(Schluß.)

Am nächsten Tag am Pallastthor erklangen
Trommetentöne, wie des Schicksals Stimme;
Von Rittern und von Knappen, schwarz gekleidet,
Zog, wie unlängst, heraus ein prächt'ger Zug;
Gherardo dann, drauf eine Schaar von Mönchen,
Umgeben von Herolden, dann zwei Knappen,
Von welchen Einer den bekrönten Helm
Von Paolo auf einem Kissen trug.
Der Andre seinen Schild; leer blieb ein Raum dann,
In welchem nur, unsichern Schritts, sein Pferd
Einher schritt, — schwarz Geschirr und Federschmuck;
Auf seinem Rücken trug es Schwert und Banner.
Das edle Thier, im Zuge schreitend, schien
Zu fühlen, daß die edle Last ihm fehlte,
Und mit rollendem Aug' und scheuem Stolz
Zu warten noch auf seines Reiters Kommen.
Tristan, was um ihn vorging nicht beachtend,
Ritt ganz allein, den Blick gesenkt zur Erde.
Ein Glied Herolde dann, und ganz zuletzt
Ein Sarg, das Bahrtuch drauf von Hermelin,
Oben darauf zwei Kronen, eines Fürsten
Und einer Fürstin, schwesterlich gesellt;
Stumm, langsam, schwarz und traurig ging der Zug,
Nicht innerhalb der Mauern macht' er Halt,
Hinaus zum Thor, vorbei am Ort der letzten Ruh —
Wohin gedenken sie? Es geht Ravenna zu!

Der Fürst, seit seines Bruders Tod, den Worten
Nachsinnend, die er sterbend noch gesprochen,
Und Vieles jetzt von Andern noch erfahrend,
War rasch entschlossen zu den nächsten Schritten;
Am Tag zuvor hatt' er dem alten Herzog
In einem Brief gemeldet, was geschehen.
„Und ob ich gleich," so war des Schreibens Schluß,
„Nicht kränken möchte dein bekümmert Alter,
So wünsch' ich doch daß beide möcht' umschließen
Ein Sarg, und weil nicht thunlich dieß, noch ziemlich,
In meiner Stadt, dünkt mich's am passendsten,
Obgleich wir Alle Grund zu Thränen haben:
Daß der, der sie verbunden hat zum Scheine,
Bei sich die Todten hab' im ewigen Vereine."

Der unglücksel'ge Vater, als er las
Den Brief — fühlt' schwindeln er sein graues Haupt.
Er schritt in seinem Zimmer auf und ab,
Zitternd, wie Einer der zum Tod verdammt ist;
Ertheilt Befehle, wie er es vermag,
Ergebungsvoll sich Allem unterwerfend;
Und weil die Kunde schnell die Stadt durchflog,
Legten sich Wen'ge schlafen jene Nacht;
Den Fall besprachen sie, besannen sich
Auf Alles was sie wußten von der Armen,
Die einst so schön war und so gut, und harrten
Mit Herzen voll Bestürzung und voll Gram
Bis nah der Zug, der trauervolle kam.

'S war um den Spätherbst — regnerisch die Tage,
Und, wenn die Nacht hereinbrach, ziemlich kalt,
Draußen war eine unhold stürm'sche Luft;
Von Zeit zu Zeit taumelten auf den Weg
Die letzten, wen'gen Blätter von den Bäumen,
Die schwarz, entlaubt, in düstern Massen standen.
Die Harr'nden, die aus Zartgefühl zu Haus
Sich hielten, lauschten bis zum Nachmittag,
Oft durch ihr Ohr getäuscht und falschen Lärm,
Bis plötzlich, als sich just der Wind erhob,
Man eine Stimme singen hörte — bald
Erkannte deutlich man die Todtenhymne.
Die Sänger waren's die entgegen gingen
Dem Zug — und jetzt betraten die erste Straße.
Weg wendete sich Alt und Jung vor Schmerz
Und über quoll von Thränen jedes Herz.

Doch von den ältern Leuten konnten Wen'ge
Es sich versagen, als der Zug kam nahe,
Ihren Versteck am Fenster zu verlassen,
Und Alle fühlten doppelt heft'ge Rührung
Wie sie die Bahre langsam sehen nah'n,
Worauf in Todesstarrheit lag ein Paar,
Das noch vor wen'gen Monaten — es schien
Kaum erst ein Tag — verlassen ihre Stadt —
So edeln Geists, so fröhlich anzuschauen,
Der Männer Krone Er, die Perle Sie der Frauen.

Man sagt: als Herzog Guido sie sah kommen,
Hab' er gerungen seine greisen Hände,
Verwirrt in seinem Saal sich umgesehen,
Und ganz verloren den Verstand für immer.
Vom andern Tag an sah ihn Niemand mehr.
Hier aber sey des Leids Bericht zu Ende!
In jener Nacht noch wurden in Ein Grab
Gesenkt die Liebenden — unter einem Baum;
Da, Seit' an Seite ruhen sie, und Hand
In Hand gelegt im grünen Grund;
Oft haben eine schöne Maiennacht
Junge Verlobte betend hier durchwacht.

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 94.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

29 Dezember 1836.

Gedichte von P. B. Shelley.

Philosophie der Liebe.

Die Quellen mischen sich mit dem Fluß
Und der Fluß sich mit dem Meere;
Die Winde des Himmels mit Brudergruß
Vermischen ihre Heere.
Keins von allen Wesen bleibt einsam;
Durch ein göttlich Gesetz macht sich
Eins des Andern Wesen gemeinsam —
Warum nicht auch du und ich?

Sieh wie den Himmel die Berge küssen,
Und sich die Wellen umarmen brünstig!
Schwer müßt' es jede Blume büßen,
Kehrte sie sich von der Schwester abgünstig;
Und das Sonnlicht umarmt die Erde,
Und der Mondstrahl küßt die See:
Glaubst du, daß dieß mich freuen werde,
Wenn ungeküßt von dir ich geh'?

Tod.

Tod ist hier und Tod ist dort,
Tod ist geschäftig an jedem Ort;
Oben, unten, ringsum er droht —
In uns selber wohnt der Tod.

Was wir sind und fühlen, trägt
Todes Siegel aufgeprägt;
Alles was wir wissen, ahnen,
* * * *

Unsre Freud' erst stirbt, und dann
Hoffnung, dann auch Furcht — und wann
Die sind todt — ist die Schuld verfallen —
Staub heischt Staub — Tod winkt uns Allen!

Alles was wir am höchsten lieben,
Wie uns selbst, muß welken, zerstieben;
Fiele nicht Jenes heim dem Verderben,
Müßte die Liebe selber sterben.

Karl Sand.

Von Alphonse Brot.

Unter den neuerschienenen französischen Romanen, die uns zugekommen, finden wir Einen, der durch Titel und Sujet die Aufmerksamkeit des Publikums erregen dürfte. Der Held desselben, der ihm auch den Titel gegeben, ist Karl Sand, der Mörder Kotzebue's; die Geschichte spielt daher meist in Deutschland, hauptsächlich zu Tübingen und zuletzt in Mannheim, wo der Mord wie die Hinrichtung Sands statt fand. Der Verfasser scheint für einen Franzosen in der Geographie und neueren Geschichte Deutschlands ziemlich bewandert, auch gefällt er sich in Darlegung dieser Kenntnisse, verzeichnet aufs genauste die Reiseroute von Salzburg über Wasserburg, München, Augsburg, Ulm nach Tübingen und von da über Stuttgart und Karlsruhe nach Mannheim, was wenigstens von einem Studium der Postkarten Deutschlands zeugt, und weiß genau, in welchem Gebiet jede dieser einzelnen Städte gelegen. Auch manche Einzelheiten des deutschen Lebens, des öffentlichen wie des häuslichen, sind ihm wenigstens dem Namen nach bekannt; ob dieser mitunter falsch, verschlägt am Ende so viel nicht. Man sieht, er hat es darauf angelegt, durch seine Bekanntschaft mit dem Lande der Philosophie, dem Lande der gelehrten, schweigsamen, unzugänglichen, geheimnißvollen Deutschen zu imponiren, und dieses Deutschland muß in der That für unsere Nachbarn ein höchst merkwürdiges Land seyn, wenn ein zwei Bände starker Roman hoffen kann, schon durch oberflächliche Hinweisungen auf dasselbe, ja ganz einzig durch diese, Interesse zu erwecken und Absatz zu finden. Denn wenn wir auch nicht gewohnt sind in den Romanen der neufranzösischen Schule irgend einem wahrhaft poetischen Gehalte nachzuforschen, so zeichnen sich doch viele derselben aus durch eine Präcision der

Darstellung, eine Lebendigkeit der Schilderungen, ein rasches Fortschreiten der Handlung, gewürzt durch manche, wenn nicht wohlthuende, doch wahre und pikante Züge aus dem täglichen Leben, die den größern Theil der lesenden Welt für jenen entschädigen mögen. In dem Buche des Herrn Brot dagegen von All diesem nicht Eine Spur! die gesuchte Kürze des Styls macht die breite, schleppende Darstellung nur widerlicher; das Bestreben außerordentliche, deutschgroßartige Charaktere zu schaffen, bringt, von einem geringen Talent unterstützt, Menschen hervor, die Einen eher wie Marionetten oder Wachsfiguren gemahnen. Die Prätention, womit die alltäglichsten Dinge als etwas Erhabenes ausgesprochen werden, erregt beinahe Eckel, und die Handlung selbst ist in einer Weise gehalten, die auch das Wenige was geschieht, erscheinen macht, als ob nichts geschehe. Auch ist die Geschichte des unglücklichen Sand, obgleich tragisch, und obgleich, außer dem historischen Mord, Selbstmord und Hinrichtung, bereichert durch einen zweiten Mord, Wahnsinn, Sterben an Schwindsucht, mörderisches Duell und Vergiftung, dennoch matt und arm an Begebenheiten im Vergleich mit vielen andern neuen Werken dieser Gattung. Das deutsche Wesen ist demnach das ganz einzige Salz dieser Komposition. Sehen wir nun, wie der Verfasser es auffaßt und schildert. Der Roman beginnt mit einer Schilderung Salzburgs und seiner Umgebungen, die auf persönliche Bekanntschaft des Verfassers mit denselben schließen läßt, aber sie denen, welchen sie fremd, nicht viel anschaulicher macht. Einem Bache entlang wandert ein siebzehnjähriger deutscher Jüngling, „sein weißer Hals, seine langen gelockten Haare, die Anmuth seiner Formen, sein langsamer Gang gaben ihm fast das Ansehen eines Mädchens, doch hätte, wer ihn näher ins Auge gefaßt, in seinem bleichen kindlichen Gesicht etwas Männliches und in seinen so traurigen und schüchternen Augen eine unglaubliche Energie entdeckt.“ Wir erfahren, daß der junge Mann Karl Sand heißt, zu Weinsiedel im Bayreuthschen geboren, nachher in Regensburg das Gymnasium unter dem Professor Klein und die Tübinger Hochschule wegen des gelehrten Eschenmayer besuchte, durch Familienangelegenheiten nach Salzburg geführt ward und jetzt auf dem Weg ist zu dem Befreiungsheer gegen Napoleon, „Und doch“ sagt der Roman, „liebte er Vater und Mutter und ließ er in Tübingen die Schwester eines Freundes, Loide, die sich über seine Abreise betrüben mußte,“ und an die er ein Lied richtet, das von einem ihr geschenkten Veilchenstrauß handelt. Nachdem er sie in einem Brief an ihren Bruder Frank Sperling grüßen läßt, verlieren wir unsern Helden hier jetzt aus den Augen, werden aber dagegen mit Frank Sperling selbst und einem zweiten Freunde Georg Müllner bekannt gemacht. Dieser Georg Müllner wäre, wenn Sand nicht am Ende Kotzebue umbrächte und hingerichtet würde, der eigentliche Held der Geschichte. Er scheint dem Verfasser das Urbild eines interessanten deutschen Jünglings zu seyn, bleich, finster, etwas abgelebt, scheinbar gegen Alles abgestumpft, sich meist in ein großartiges Schweigen hüllend, das nur selten wenige lakonische Worte unterbrechen. Er ist ein Kaufmannssohn aus Tübingen, hat auf seine Weise gelebt und geliebet, hernach aber erst die wahre, die Seelenliebe und dadurch großen Jammer erfahren. Seine Geliebte war Stella, die sechzehnjährige Tochter einer in Tübingen lebenden Baronin, welch Letztere, weil der Arzt ihr sagt, Georg Müllner habe die Schwindsucht, nnd weil sie selbst durch diese Krankheit eine angebetete Tochter verloren, ohne ihn zu kennen, sich lebhaft für ihn interessirt und einmal, da sie ihn am Hause vorübergehen sieht, fast darüber in Ohnmacht fällt. Dieser Augenblick ist es, in dem auch die Tochter Stella anfängt, sich für ihn lebhaft zu interessiren und ihm jeden Mittag am Fenster aufzulauern, bis er sie bemerkt, beide erröthen und nun die Leidenschaft in beiden ihren Gang geht. Einmal sagt der alte Müllner zu seinem Sohn: Geh zu der Baronin von Spire, ich bin ihr tausend Kreuzer schuldig, die du ihr bringen sollst. Georg bringt der Baronin den Sack voll Geld, sieht Stella, wird betroffen, rührt um so mehr und wird eingeladen wieder zu kommen. Es folgt eine Schilderung der Liebesgeschichte dieses jungen Paares, die sich durch viele Bogen hinzieht, ohne daß sie etwas Anderes enthielt, als ängstliche Zweifel über Georgs Gesundheit, und das allmähliche Hinsterben der gleichfalls schwindsüchtigen Stella, von welchen Scenen wir eine als Probe übertragen: „Stella war nur noch ein Schatten, aber einer von jenen Schatten mit süßem Lächeln, mit lieblichem Athem, so wie man sie nur in Träumen sieht und die nur der Flügel bedurften, um an das Daseyn von Engeln glauben zu machen; aber ungeachtet ihrer Leiden klagte und weinte sie nicht. — Ein heftiger, hartnäckiger Husten zerriß ihre Brust und als Georg und ihre Mutter neben ihr standen, reichte sie ihnen die Hand und sagte: Ich mache Euch Langeweile, nicht wahr? o werdet nicht ungeduldig! in kurzem wird mein Husten und Alles vorbei seyn. Ihre Mutter erhob sich, um ihre Verzweiflung zu verbergen. — Georg schien ruhig. — Nun kleidet sie sich festlich an wie zum Ball. Georg tritt ein und bleibt stehen vor Erstaunen. — Ich habe mich für dich geschmückt, bist du zufrieden? — Ich werde zufrieden seyn, wenn deine Gesundheit sich herstellt, antwortete Georg; aber ich bin wohl, fing sie wieder an; ich bin nicht mehr krank und ich werde in den Garten gehen, sobald die Sonne scheint. Wenn ihr wüßtet, wie sehr ich die Sonne liebe — Einer ihrer Strahlen tröstet mich; in drei Monaten kommt der Frühling und meine Gesundheit wird auch wieder kommen; Mutter, du und ich werden dann ausgehen; es ist so süß die Luft im Freien einzuathmen, so süß die Wiesen zu durchstreifen, so süß die Hügel zu ersteigen, Blumen pflückend ... sie war genöthigt inne zu halten; ein trockner Husten erschütterte ihre Brust. Als dieser Anfall vorüber war, fuhr sie fort: der Frühling ist die Jahreszeit, wo man sich wie die Natur neu belebt fühlt, die Seele entfaltet sich wie die Pflanzen, dann kommt der Sommer — sie konnte nicht endigen. Ihr Gesicht entfärbte sich plötzlich, ihre Hände wurden kalt, ihr Herz schlug nicht mehr und ihr Kopf sank zurück. Sie stirbt! schrie ihre Mutter! Georg sprach kein Wort. Diese Ohnmacht dauerte nicht lange. Gegen Mittag war Stella um Vieles besser, sie richtete sich im Bette auf, sah sich um und erblickte Georg Müllner und ihre Mutter. Wie betrübt Ihr seyd, sagte sie langsam und mit Anstrengung. Still, still! lispelte ihre Mut-

ter, indem sie ihr die Hand auf den Mund legte. Schlafe mein Kind! der Arzt wird bald kommen; der Arzt kam wirklich, beobachtet die Kranke und verordnete Nichts. Georg war wie wahnsinnig. Die Baronin hoffte noch. Stella bekam eine zweite Ohnmacht. — Sie dauerte drei Stunden. Georg wußte, daß sein Vater ihn erwartete und ging nicht zu seinem Vater."

(Schluß folgt.)

Gedichte von Jean Reboul.

(Schluß.)

Reboul müßte kein Franzose seyn, wenn er der Politik ganz fremd bleiben wollte; politische Reflexionen enthält das Gedicht: St. Helena, wo zwei Stimmen (Fluch und Ruhm) Schuld und Verdienst des daselbst begrabenen Mannes gegen einander abwägen. Auch begrüßte er mit einem Gedicht die Expedition gegen Algier, die als eine Art von Kreuzzug seinem religiösen Sinn besonders zusagen mußte. Ueberhaupt weht in seinen Gedichten, trotz des frommen Tons, hin und wieder ein kriegslustiger Hauch, nnd von solch einer frischen Stimmung zeugt auch das Gedicht: Der Araber an sein Pferd, wozu er übrigens in dem einen Buche seiner Bibliothek, der Bibel im Buch Hiob, einen Vorgang hatte.

Der Araber an sein Pferd.

Mich, o mein Pferd, von dir zu trennen —
Kein Fürstengold bringt mich dazu!
Wer aber dürfte sich auch nennen
So feurig und so schön wie du?

Schwarz, gleich dem Ebenholz, dem dunkeln,
Ist doch dein Haar, in weichem Glanz,
Wie klare Quellen, wenn sie funkeln
Unter der Strahlen Feuertanz.

Und wenn ich dir die Zügel dehne —
Wenn fest mein Knie an dich sich schmiegt:
Seh' ich entzückt, wie deine Mähne
Gleich einem Meer im Sturme fliegt.

Hat nicht der Adler dir geliehen
Sein Schwingenpaar, das niemals ruht?
In deinem Auge seh ich sprühen
Des Schlangenaugs unstete Gluth!

Dein Flug ist der des Sturms; du lauschest
Der Lüfte wimmerndem Geheul,
Es tönt, wenn du vorüberrauschest,
Wie in dem Köcher tönt der Pfeil.

Daß man uns scheut und uns läßt gelten —
Wer hat so viel Verdienst wie du?
Du, Tapfrer, führest unsern Zelten
Gefang'ne viel und Beute zu.

Doch warum plötzlich dieses Zittern
Trotz dieser Felsen sicherm Schutz?
Naht, ausgespäht von deinem Wittern,
Der Sohn des Abendlands voll Trutz?

Die Luft beschnobern deine Nüstern,
Dein Fuß scharrt und zerstampft den Ort,
Die Räume zu verschlingen, lüstern —
Dein Auge ruft mir: auf und fort!

Außerdem enthält die Sammlung auch Naturschilderungen, zum Theil sehr lebendig und anschaulich, wie An das Meer und die Mühle von Genese, wo ein Spaziergang im Frühjahr von vornherein mit einer gewissen Laune und viel Frische beschrieben wird; aber bei der Rückkehr in die Stadt bemächtigen sich der Seele des Dichters trübe Gedanken; tausenderlei Gelärme und tausend verschiedene Schauspiele betäuben Aug und Ohr, da die Zollbedienten, die Reihen der Laternen, der Zapfenstreich, die rußigen Schmiede, die Drehorgeln, schmutzige Arbeiter, Equipagen mit goldenem Geschirr, prachtvolle erleuchtete Palläste und das Hospital, worin Unglückliche sterben — unbeachtet und unbetrauert.

Entsetzliches Gemisch, das uns einschnürt das Herz,
Von Elend und von Pracht, von Lustbarkeit und Schmerz!

Aber vielleicht, fährt der Dichter fort, habe ich doch die Farben etwas zu stark aufgetragen, sey es nun, daß die Muse, die Freundin der Schmerzen, an ihrem innern Leiden gern Alles, was sich ihrem düstern Auge darbeut, theilnehmen läßt, sey's daß in dieser unseligen Zeit, wo Alles wankt und fällt, auch der Geist in die Farben des Grabs sich kleide und die Seele „den Instinkt der Schwermuth und die Liebe zur Finsterniß habe." Eine religiöse Wendung des Sinnes: daß jede Ausreise fröhlich, jede Rückkehr traurig sey, und daß man hienieden immer von der Hoffnung zum Verdruß schwanke, bis Gott uns zu sich heimführe, schließt auch dieß Gedicht.

Dieser religiöse Ernst, der durch Alles hindurchgeht, bildet die Eigenthümlichkeit dieses Dichters; man sieht wohl, daß nicht das mehr formelle Talent für Sprache und Reim die Quelle seiner Poesie war, sondern daß die auf seinem Herzen lastende Fülle religiöser Empfindungen einen Ausweg suchte, wozu sich die poetische Form ihm darbot. Wäre er, wie so Mancher seines Standes, ein Geistlicher geworden, so hätte er vielleicht die rhetorische Form glücklich gehandhabt und ausgebildet — und der poetische Trieb hätte vielleicht fortgeschlummert; ohne eine äußere Anreizung und Gelegenheit aber ergriff er die Form des rhythmischen Ausdrucks, welche, obgleich dabei manche Hindernisse zu überwinden sind, dennoch leichter zu handhaben ist und natürlicher und näher zu liegen scheint, als die Prosa, wie ja dieß die poetischen Anfänge aller Literaturen darthun. Im Ganzen hat Reboul mehr Schwung des Gedankens und des Ausdrucks, als Phantasie, gestaltendes Vermögen und Tiefe der Anschauung. Die schottischen Naturdichter, Robert Burns und James Hogg, stehen vielleicht in sittlicher Geistesbildung unter Reboul, aber in poetischem Vermögen, in Ursprünglichkeit weit über ihm; in ihnen, wie Reboul, Männer=

aus dem niedrigen Volke, offenbaren sich neue Quellen und Ausstrahlungen ächter Poesie, ganz originelle Auffassung des Naturlebens wie der Gefühle und Leidenschaften — sie bereichern den Schatz der Poesie mit neuen Species und erhalten noch im Zeitalter der Kunstpoesie einen Nachglanz der Volkspoesie. Reboul's Gedichte aber sind mehr nur ein Reflex der Kunstpoesie seines Zeitalters; sie repräsentiren keine andere Gattung als z. B. die Gedichte Lamartine's; die Sprache ist nicht viel einfacher und der Sprache der Natur näher; im Gegentheil überraschen bei ihm die häufig vorkommenden gelehrten Ausdrücke — wenn er z. B. von „schwarzer Metaphysik" redet — und lassen ihn, wenn man diese Unterscheidung statuiren will, mehr als Autodidakten, denn als Naturdichter erscheinen, wenn schon beide Begriffe sich keineswegs ausschließen. Unter dem poetischen Autodidakten verstehen wir denjenigen, der ohne die eigentliche höhere Bildung empfangen zu haben, durch eifrige Benützung der reichlicheren oder sparsamern Bildungsmittel, die ihm zufällig unter die Hände kamen, den poetischen Trieb in sich weckt, nährt und kultivirt; unter dem Naturdichter aber denjenigen, den es von innen heraus zur Poesie treibt und drängt: der, ursprünglich wenigstens, nur mit den Mitteln, die ihm zunächst durch seine Lebenssphäre an die Hand gegeben sind, wuchert, aber durch die Kraft der Phantasie, die Innigkeit des Gemüths, die Frische der Empfindung das Gewöhnliche veredelt, das Niedrigste erhebt.

Ueber die „sociale Bedeutung" dieses Dichters hören wir zum Schluß noch Lamartine, in seinem Brief an den Herausgeber, den er zur Uebernahme der Herausgabe auffordert: „Dem ersten Eindruck, welchen ich selbst bei der Lektüre von: **der Engel und das Kind***) empfand, verdankte ich die Entstehung des freundlichen Verhältnisses zwischen dem Dichter und mir. Ueberrascht von der Erhabenheit der Empfindung, der durchsichtigen Reinheit und ausnehmenden Harmonie des Styls, zweifelte ich anfangs keinen Augenblick daran, daß der Dichter ein ganz im Schoße der Literatur gebildeter Mann sey, der seine Gedichte in den süßen, freien Mußestunden zur Reife bringe, welche die aurea mediocritas gewährt. Ich suchte der Sache auf den Grund zu kommen und fand einen jungen Mann, aus sich selbst geboren, aufgewachsen in der Werkstätte einer niedrigen Familie, deren ganze Habe in Tugenden bestand, *) deren Reichthum sich auf eines der gewöhnlichsten Handwerke beschränkte; einen Mann, der seine eigenen Arme anstrengte, um für Frau und Kinder das tägliche Brod zu gewinnen, ehe er sich des Abends in einen Winkel zurückzog und beim Lampenschimmer die Poesien träumte, welche auf eigenen Flügeln sich erhoben und Aufmerksamkeit und Bewunderung dem Namen des Dichters erwarben. Ueberrascht ward ich von dieser Ungleichartigkeit zwischen der Stellung in der Gesellschaft und der edeln Uebung der höchsten Geisteskräfte. Ich schätzte den Mann, ich liebte die Poesie nur um so mehr deßhalb. Ich sah ferner hierin eines der ersten Symptome des schönen socialen Phänomens, das durch die Politik und Gesittung sich in der Welt vorbereitet; die Uebung des Gedankens und der Seele sich, in Folge einer allgemeinen Verbreitung des Unterrichts, gesellend zur Betreibung der niedrigsten Handarbeiten. Die Gleichheit der Geister, wenn Gott und Natur sie einmal gleich geschaffen, offenbart sich in der Literatur. Die edlern Geistesbeschäftigungen, die Alle zu Allem berufen, das allgemeine Niveau erhöhen, die Stände vermischen und mit demselben geistigen Brod alle diejenigen nähren, die von demselben leiblichen Brod leben — realisiren im Reich des Gedankens jene Republik der Geister, wo die Rechte nur Gaben Gottes, die Funktionen nur Dienstleistungen, die Diktatur nur das Genie ist."

*) Wir theilen die Uebertragung dieses Gedichts von anderer Hand hier mit:

Der Engel und das Kind.

Ein leichtumfloßner Engel neigte
Sich über eine Wiege, mild
Versenkt im Schauen, gleich als zeigte
Des Baches Spiegel ihm sein Bild.

Geliebtes Kind, sprach er, mir gleichend,
Komm mit von hinnen unversehrt,
Komm, laß uns selig seyn, entweichend
Der Erde: sie ist dein nicht werth.

Verkümmert nur wohnt hier die Freude,
Selbst der Genuß beengt die Brust,
Der Jubel wird gedämpft vom Leide,
Und Seufzer stöhnen durch die Luft.

Die Furcht ist Gast bei jedem Mahle,
Nie bürgt ein Tag, auch noch so rein,
Dem andern, daß er sonnig strahle,
Geschirmt vor Sturm und Wetterschein.

Ach, soll die heitre Stirne Schrecken
In Falten legen, Angst und Müh'n?
Der Thränen bittres Naß beflecken
Dir dieser Augen blaues Glüh'n?

Nein, nein, du fleugst auf lichtem Pfade
Mit mir zum Aether, liebes Kind;
Dich überhebt des Himmels Gnade
Der Tage, die noch künftig sind.

Und tönt hier deines Scheidens Kunde,
Verhüll' in Trauer Keiner sich,
Begrüßt sey deine letzte Stunde,
Wie deine erste, freudiglich.

Gram sey auf keiner Stirn zu lesen,
Nichts, was dein Grab entdecken mag;
Wer rein, wie du es bist, gewesen,
Deß schönster ist sein letzter Tag.

Sprachs, und vom niedern Erdenhügel
Schwang er zum ew'gen Morgenroth
Empor die silberweißen Flügel —
O Mutterherz! dein Kind ist todt!

L. S.

*) Je marchais le front haut, comme l'on a toujours Marché dans ma pauvre famille.

Beiträge bittet man an **Gustav Pfizer** in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 95.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

31 Dezember 1836.

Der gute Alte.

Von Beranger.

Mit eurem Jubelsang beim Blut der Reben,
Ihr Kinder, lockt ihr her mich alten Mann.
Mein Haar ist grau und meine Lippen beben,
Doch, wollt' ihr, stimm' ich gern ein Lied noch an.
Von alten Zeiten sing' ich meinen Söhnen,
Mit Panard *) saß ich noch beim Becherklang;
Hört, Kinder, hold dem Wein, dem Ruhm, den Schönen,
Huldlächelnd eines alten Mannes Sang.

Dank euch, daß ihr mich wollt in Ehren halten,
Daß auf mein Wohl ihr trinkt den edlen Wein.
Solch ein Willkomm gibt frischen Muth dem Alten,
Nie stört' ich Fröhliche, bei Leibe nein!
Lebt lustumflattert hin, wer will's verpönen?
Das Kargen mit der Zeit verschiebt noch lang,
Hört, Kinder, hold dem Wein, dem Ruhm, den Schönen,
Huldlächelnd eines alten Mannes Sang.

Wie ihr, so lebt' auch ich von Liedesscherzen,
Fragt eure Großmama'n, wie man mich fand;
Mein nannt' ich Freunde, Schlösser, Mädchenherzen,
Ach, Freunde, Schlösser, Mädchen, Alles schwand,
Nichts als Erinnrung blieb mir treu, und stöhnen
Muß ich oft leis bei ihrer Saite Klang.
Hört, Kinder, hold dem Wein, dem Ruhm, den Schönen,
Huldlächelnd eines alten Mannes Sang.

An Frankreichs Boden blieb ich stets gekettet,
So oft der Zwietracht Sturm mein Schiff zerschellt,
Die Neige Wein, die ich mir noch gerettet,
Wird von gekränktem Stolz mir nicht vergällt.

*) Ein seiner Zeit beliebter Dichter, besonders von Vaudevilles, geb. 1690 zu Courville, gest. zu Paris 1765.

Jüngst ließ ich selbst ein Winzerlied ertönen,
Die Rebenhügel, mein zuvor, entlang;
Hört, Kinder, hold dem Wein, dem Ruhm, den Schönen,
Huldlächelnd eines alten Mannes Sang.

Der alten Tapfern alter Kampfgeselle
Lass' ich mich darum keinen Nestor zeihn,
All meinen Waffenruhm gäb' ich zur Stelle
Um Einen Schlachtentag in euren Reihn.
Wahr ist's, mich ziehn die Lorbeern, die euch krönen,
Der neuen Fahne zu mit warmem Drang.
Hört, Kinder, hold dem Wein, dem Ruhm, den Schönen,
Huldlächelnd eines alten Mannes Sang.

Für eure Kraft, welch glänzend Feld der Ehren!
„Auf meine letzte Liebe!“ Kinder, trinkt!
Die Freiheit will die Erde neu gebären,
Ob meinem Grab ein neuer Morgen blinkt.
Ihr Frühlingsschwalben, müßt mir noch verschönen,
Drum ward ich aufbewahrt, den letzten Gang.
Hört, Kinder, hold dem Wein, dem Ruhm, den Schönen,
Huldlächelnd eines alten Mannes Sang.

Die gute Alte.

Alt, schöne Freundin, hör' es ohne Klage,
Alt wirst du einst, und fern bin ich dir dann,
Nur allzukarg, befürcht' ich, schreibt die Tage,
Die ich verlor, die Zeit mir doppelt an.
Mich überlebend wahr' in spät'sten Tagen
Du meine Mahnung treu und unversehrt;
Sing', Mütterchen, am Heerde mit Behagen
Die Lieder, die dein Freund dich einst gelehrt.

Wenn unter dieses Angesichtes Falten
Sie nach den Reizen spähn, die mich entzückt,
Wenn junge Leutchen forschen nach dem Alten,
Dem Vielbeweinten, wen du wohl beglückt,

Sag', wie mein trunknes Herz dir heiß geschlagen,
Sag' Alles, Zweifel auch, die dich beschwert,
Sing', Mütterchen, am Heerde mit Behagen
Die Lieder, die dein Freund dich einst gelehrt.

„So liebenswürdig war er?" — Meine Liebe
War Er! gestehst du ohn' Erröthen ein.
„Frei war sein Herz von jedem falschen Triebe?"
Mit Stolz wirst du erwiedern: völlig rein!
Ja sprich von seiner Laute süßen Klagen,
Vom Liebeshauch, der ihren Klang verklärt;
Sing', Mütterchen, am Heerde mit Behagen
Die Lieder, die dein Freund dich einst gelehrt.

Vor Allem sag' den jungen Heldensöhnen: —
Um Frankreich weinen lehrt' ich dich ja lang;
Wie Ruhm und Hoffnung mit Prophetentönen
Ins Herz ich meinem armen Volke sang,
Wie zwanzig Lorbeerernten uns zerschlagen
Der Sturm aus Norden, der uns grimm verheert;
Sing', Mütterchen, am Heerde mit Behagen
Die Lieder, die dein Freund dich einst gelehrt.

Geliebte, wenn bei meinem schlichten Namen
Du einst des Alters Gram dich fühlst entrückt,
Wenn jeden Frühling meines Bildes Rahmen
Erzitternd deine Hand mit Blumen schmückt,
Schau' dann hinauf, wo lichte Sterne tagen,
Wo keines je des Andern mehr entbehrt;
Sing', Mütterchen, am Heerde mit Behagen
Die Lieder, die dein Freund dich einst gelehrt.

L. S.

Karl Sand.

(Schluß.)

So geht es fort, bis endlich die Erlösungsstunde der armen Stella schlägt, und dabei entschuldigt sich der Verfasser, daß so er viele Details der Geschichte weglassen müsse, um nicht den Gang der wichtigsten Begebenheiten durch Nebensachen aufzuhalten! — Georg, der schon vorher melancholisch, wird durch Stella's Tod vollends lebensüberdrüssig, Einer jener weltverachtenden, in kalter Verzweiflung räthselhaft einhergehenden Menschen, wie sie zuerst und poetisch bei Lord Byron, hernach bis zum Ueberdruß wiederholt und platt in einer Menge von modernen Romanen und Gedichten sich finden. Einzelne poetische Ergüsse dieser seiner Stimmungen — jedoch in Prosa übersetzt, wie alle andern Episoden dieser Art, sind der Geschichte eingestreut. Bald aber bricht neuer Jammer über ihn herein. Sein Vater wird von einer Spazierfahrt tödtlich verwundet heimgebracht; mehrere Seiten lang beschwört der Sohn den Sterbenden, ihm zu entdecken, mit Wem er sich geschlagen? während die Mutter und die Schwester Lina ihn eben so heftig beschwören, den Sohn und Bruder ihnen durch Nennung des Thäters nicht auch zu rauben. Endlich sagt Herr Müllner: Und wie, wenn ich mich nicht geschlagen hätte! verlangt hierauf mit seiner Frau allein zu sprechen und beschuldigt nun diese, ihn getödtet zu haben, da sie, wie er seit langer Zeit wisse, einen Liebhaber begünstige. Frau Müllner, von der wir, wie von ihrem Gemahl, bis jetzt nur sehr wenig, aber lauter Gutes erfahren haben, betheuert aufs heiligste ihre Unschuld, und ihre Verzweiflung macht am Ende den Argwohn des Mannes wieder wankend, der nur noch den Namen Frank Sperlings ausspricht und dann stirbt. Dieß schreckliche Ereigniß, verbunden mit dem Namen, den ihr Vater sterbend ausspricht, machen die schöne Lina Müllner wahnsinnig. Ihr Wahnsinn wird viele Blätter hindurch auf dieselbe Art wie Stella's Schwindsucht geschildert; Frank Sperling, von Georg Müllner als der Mörder seines Vaters angefallen, beweist diesem bald seine Unschuld; warum er von dem sterbenden Vater genannt ward, bleibt unbekannt. Unterdessen kommt Karl Sand aus dem Freiheitskrieg zurück; daß er patriotisch und edel ist, müssen wir dem Verfasser aufs Wort glauben, der ihn so zu zeigen nicht die Kunst versteht, vielmehr aus dem schwärmerisch für Vaterland und Religion begeisterten Jüngling einen kalten republikanischen Terroristen und, sobald seine Liebe mit ins Spiel kommt, einen Gotteslästerer macht; denn nun erfahren wir, daß er von seinen Eltern in Weinsiedel zum (katholischen) Priester bestimmt ist, gegen welchen Stand er natürlich eine große Abneigung hat, was uns aber nicht wundern darf, denn von der Existenz der protestantischen Konfession in Deutschland nimmt der Verfasser überall keine Notiz. So ist auch die Stadt Tübingen katholisch; in jedem Hause ein Krucifix und alle jungen Mädchen beten ihren Rosenkranz. Wir treffen die drei studirenden Freunde zuerst wieder in der Kneipe; diese ist folgendermaßen beschrieben: „Der Saal war angefüllt von einer so dichten Rauchwolke, daß, wer in diesem Augenblick hereingetreten wäre, sogleich hätte erblinden oder ersticken müssen. Dann aus diesen Strömen von Dampf heraus zeigten sich einige ungewisse, schwankende Lichter, ganz dem zweifelhaften Schimmer ähnlich, der aus einer Laterne bei nächtlichem, dichtem Nebel bricht; aber durch diese wolkichte Atmosphäre hindurch hätte das erfahrene Auge eines Deutschen Tische, Biergläser und menschliche Gesichter errathen." Der deutsche Student selbst wird hierauf also beschrieben: „Sie sind tapfer wie Herkules, unverschämt wie Bediente, verächtlich gegen Alles, was weder Pfeife, noch Bierglas, noch aufrührerische Mütze ist. Sie schlagen die Bürger, zerbrechen ihnen die Scheiben, verweigern aus Stolz ihnen die Satisfaktion und rühmen sich laut mit ihren Kameraden die Regeneratoren der Welt zu werden — ein Muster von Ehre, Großmuth, Heldenthum und die wahren Repräsentanten des deutschen Charakters zu seyn." Alle diese Eigenschaften werden in der jetzt folgenden Kneipescene nach und

nach entwickelt; es entsteht ein Streit über die Aufhebung der Landsmannschaften, wogegen Frank Sperling die Errichtung einer allgemeinen deutschen Burschenschaft empfiehlt. Ein entsprechender, brüllender Gesang schließt das Ganze. Nach einer Schilderung des ersten Wiedersehens von Karl Sand und seiner Geliebten, Loide, die sich endlose Zärtlichkeiten und Fadeurs sagen, und nachdem die politische und schriftstellerische Wirksamkeit A. F. von Kotzebue's, sein berühmter Nome und wohlverdienter literarischer Ruhm umständlich abgehandelt sind, sehen wir nach zwei Jahren die drei Freunde auf einem Berge bei Tübingen zusammen. Sand spricht zu ihnen: „Brüder, der Tag der Befreiung ist nahe; ein ehernes Joch lastet auf uns, wir werden es zerbrechen .... der Kaiser der uns regiert, achtet nichts; jeder seiner Schritte ist darauf angelegt, uns zu zertreten; es bilden sich Parteien ing anz Deutschland, aber Niemand hat Herz genug, die Hyder zu bekämpfen, die uns mit ihren Schlingen umstrickt; unser Vaterland ist ein Leichnam, auf den sich die Raubvögel gierig stürzen; retten wir wenigstens unsere letzten Fetzen vor ihren Krallen. Drei Männer haben die Schweiz befreit, drei Männer werden Deutschland retten. Einer von uns wird Kotzebue erschlagen; wenn dieser Eine stirbt, bleiben zwei Andre, ihn zu rächen." Die drei Freunde streiten sich hierauf um die Ehre des Mords und lassen endlich das Loos darüber entscheiden. „Es war ein stiller, ein feierlicher Augenblick, in welchem Gott allein verstand, was im Grunde jedes Herzens vorging, und welche innerlichen Gebete an ihn gerichtet wurden." Das Loos trifft Georg Müllner, der sich nur noch eine Frist von vier Wochen ausbedingt, um wo möglich noch der Pflicht der Rache für seinen Vater zu genügen. Eines Abends, als diese Frist beinahe verstrichen, gehen die drei Freunde ins Theater, wo eben Egmont gespielt wird, „ein kaltes Stück, das aber eine edle Aufopferung athmet und für die Massen nützlich ist;" dort bemerkt Georg Müllner, wie ein Fremder, Heinrich Winkelmann, der Neffe Kotzebue's, unaufhörlich auf seine Mutter die Blicke heftet und ihr beim Nachhausegehen von ferne folgt. Hiedurch aufmerksam gemacht, wird er es noch mehr, als er kurze Zeit hernach seine Mutter einmal schnell einen Brief in die Brust verstecken sieht; auf schonungsloses Drängen erfährt er endlich, daß jener Winkelmann längst vergeblich um seine Mutter sich bemüht, daß er von toller Leidenschaft getrieben, den alten Müllner ermordet und jetzt, nachdem er dieß der Wittwe entdeckt, abzureisen beschlossen hat. Aus ist es jetzt mit Georg Müllners Gelübde, er benachrichtigt davon kurz seine Freunde und verfolgt den Mörder in Frankreich, den er nach einer mühseligen, weitläuftig beschriebenen Reise endlich trifft, wieder aus den Augen verliert, aufs neue findet und zuletzt wirklich im Duell tödtet. Unterdessen hat zu Hause Frank Sperling die Tödtung Kotzebue's übernommen, da ihm, seit Lina wahnsinnig, das Leben doch nichts mehr bieten kann. Aber Lina wird plötzlich wieder verständig und er geräth über sein Verzweiflungsgelübde selbst in Verzweiflung. Nun erst tritt Sand in dieses ein. Einige Krankheiten und Wiedergenesungen Sands und Loidens haben wir übergangen. In dieser Zeit kamen die Liebenden sich näher, trauerten abwechslungsweise über Briefe von Sands Vater, der ihm gebietet, dem priesterlichen Stande sich nicht zu entziehen und hoffen dann wieder, dieß Schicksal abzuwenden. Bald hält Sand Loiden Reden darüber, wie er Alles dem Vaterland opfern müsse, bald wirft sie ihm Kälte, Wankelmuth, Gleichgültigkeit vor; eine dieser Scenen schließt mit Betheurungen von seiner Seite und mit der Verführung des armen Mädchens. Gleich darauf reist Sand ab und schreibt von Jena aus noch einen Brief an Loide, den er damit anfängt, ihr zu erklären, daß er sie eigentlich nie geliebt, dessen Ende aber doch einige Proben des Gegentheils enthält. Loide, deren Lage seitdem noch verzweifelter geworden, macht sich heimlich auf, ihn zu suchen und findet ihn endlich in Jena, wo ihre Liebe und Jammer ihn beinahe wankend machen; doch ermannt er sich bald wieder und entläßt sie mit unbestimmten Versprechungen. Nichts hält ihn jetzt mehr auf sein Vorhaben auszuführen. Die Erzählung der That ist genau den Berichten der Tagesblätter jener Zeit entnommen; auch scheint der Verfasser die Tagebücher Sands gekannt zu haben und gibt den letzten Brief an seine Eltern, wie er sagt, wörtlich wieder. Ein zweiter an Loide geschriebener enthält Verhaltungsregeln, wie sie ihr Kind lieben und erziehen soll. Unterdessen hat Frank Sperling, dem seine Schwester sich entdeckt hat, sich an den Kaiser von Deutschland gewendet, um Sand in seinem Kerker besuchen zu dürfen und erhält wirklich die Erlaubniß. Auch Loide kommt nach Mannheim und überrascht ihn im Gefängniß, als er eben den Brief an sie schließen will. Sand weist jeden Rettungsversuch zurück, verschmäht die Flucht wie das Gift, das Loide ihm anbietet, die ihm droht, ihn nicht überleben zu wollen. Er verlangt es um seines Kindes willen; sie soll nicht den doppelten Mord auf die Seele laden, um ihn dereinst in der bessern Welt desto gewisser wieder zu finden. Ich werde thun was ich kann! ist ihre letzte Antwort. Auch Georg Müllner kommt von seinem Rachewerk nach Mannheim; er, Frank Sperling, Loide und ein Priester versammeln sich im Gefängnisse Sands; der Priester, um die letzte Beichte des Verurtheilten, eine Ohrenbeichte natürlich, zu hören. Nicht Reue über die Ermordung Kotzebue's ist es, die ihm das Bedürfniß nach geistlichem Trost eingab; er klagt sich an seiner religiösen Zweifel und des Unglücks, das er über Loiden gebracht. Um, was möglich, zu sühnen, um seine Geliebte nicht in Schande zurückzulassen, verlangt er jetzt an der Schwelle des Blutgerüstes noch, mit ihr getraut zu werden, sie willigt ein und der Priester vollzieht die Handlung. Als Intermezzo folgen jetzt noch Zeitungsnachrichten, von verschiedenem Datum, alle aus jenen Tagen, die aber selten etwas von dem Prozeß Sands melden, sondern sich mehr mit dem Zusammentritt der Centralkommission in Mainz beschäftigen. Nachdem endlich Loide zum letztenmal ins Gefängniß gekommen, dort von Sand in erhabenen Gemeinplätzen über die Kürze des Lebens, die geringe Furchtbarkeit des Todes ermahnt worden, aber dennoch, wie sich zeigt, vergiftet, todt zu seinen Füßen hingesunken ist, folgt nun die Beschreibung der Hinrichtung. Als die letzten Worte verhallen, die Sand vom Schaffot herab an die Jugend Deutschlands richtet, hört man laut und deutlich eine Stimme am Fuß des Blutge-

rüsts ausrufen: Lebe wohl, Karl Sand! und Sand, das Haupt dem Streich hinbietend: Lebewohl, Georg Müllner! dann entsteht ein Getümmel und Geräusch — es sind die Studenten von Heidelberg, die in dem Augenblick ankommen, wo der Henker den Kopf Sands vom Rumpfe getrennt emporhebt.

So schließt dieser Roman, über den wir nach den mitgetheilten Auszügen uns jedes weitern Urtheils überheben können. Einige Bemerkungen aber sey uns erlaubt schließlich beizufügen. Wenn in diesem Buche nichts ist von dem Reiz der Darstellung, nichts von der spannenden Lebendigkeit der Erzählung, welche andere neuere Werke dieser Gattung bezeichnet, so ist in ihm doch ganz dieselbe sittliche Trostlosigkeit, dieselbe Verwirrung aller moralischen Begriffe wie in jenen. So entwickelt der Verfasser z. B. bei Gelegenheit von Georg Müllner seine Theorie von der Liebe folgendermaßen: „Wenn die glühenden Begierden der Sinne genug geherrscht haben und bis zum Erlöschen befriedigt sind: dann erst erwachen die Bedürfnisse und Begierden der Seele, die unter allen Verirrungen des Körpers, rein geblieben. Dieß ist die Geschichte der Liebe Georg Müllners und die Geschichte von uns Allen bis zu unserm vier und zwanzigsten Jahr.“ — Nachdem Sand Kotzebue getödtet, heißt es von ihm: „Karl Sand hatte sich jetzt der Unentschlossenheit entschlagen, die man in mehrern Punkten ihm vorwerfen konnte und hatte von seinem frühern Charakter nichts beibehalten als einen großen Stolz, die Frucht einer großen That. Der junge Mann schien gestählt durch einen Meuchelmord. Die Ueberspannung, die ihn im Augenblick der That entflammt, hatte einer Kaltblütigkeit Platz gemacht, welche starke Seelen nach der Ausführung zeigen. Er handelte hierin wie alle Apostel, welche Märtyrer werden; Apostel einer in der Form zwar verschiedenen, aber in den Gedanken sich gleichen Religion, möge sie nun Christenthum oder Freiheit heißen, auf der Kanzel oder mit dem Dolche in der Hand, von einem Scheiterhaufen oder einem Schaffot herab gepredigt werden.“

Was endlich die Behandlung deutscher Stoffe von Seiten unserer Nachbarn und des Herrn Brot insbesondere betrifft, so fühlen wir uns ihnen zwar verpflichtet für das Interesse, welches sie für unsere Zustände und Geschichte zu haben sich die Miene geben, dürften aber leicht im Hinblick auf die Weise, wie dieß Interesse genährt wird, eher ganz darauf verzichten wollen, als jene auch ferner befolgt sehen. Deutschland scheint für sie alle Reize eines Fabellandes zu haben, die andererseits durch die Nähe und Wirklichkeit noch verstärkt werden; um diese letztere dem französischen Leser anschaulich zu machen, braucht es keines tiefern Studiums; Namen, oberflächliche Kenntniß der neuern Geschichte, einige topographische Notizen genügen. Dagegen steht es ihnen frei, an auffallenden Zügen, bizarren Erfindungen hineinzuwerfen, was ihnen beliebt; je unerhörter, je lieber — je baroker, je wahrscheinlicher für sie. Was ein Deutscher, der lange unter Franzosen gewesen, zuweilen empfinden mag — jenes Gefühl von Fremdheit im Innersten bei vielen Berührungen in Sachen des äußerlichen Lebens — das scheint in verstärktem Maße ihnen, uns gegenüber, inzuwohnen. Sie finden so gar nichts in sich, nach dem sie ihre deutschen Geschöpfe formen könnten, daß ihnen das immer das Deutscheste scheint, was für sie das Unbegreiflichste, Wunderlichste ist. So entstehen jene Figuren aus einer Anzahl ganz äußerlicher Züge zusammengetragen, und mit hinreichenden Widersprüchen im Innern ausgestattet, die natürlich weder Wahrheit noch Leben haben können. Die Mattigkeit des auf diese Art hervorgebrachten fühlend, greifen sie, um den fehlenden Reiz zu ergänzen, zu grassen Begebenheiten und Verwicklungen, während sie denn doch vor der gröbsten aller Unwahrscheinlichkeiten zurückbeben: vor der Unwahrscheinlichkeit eines wirklich keuschen Jünglings, wie der unglückliche Sand es gewesen, und zu rechter Zeit mit seinen mœurs rigides einlenkend, ihn der Wahrheit näher zu bringen eilen, jenseits welcher für sie nur alberne Fabel liegt.

Gesang eines Geistes.

Innen im stillen Mittelpunkt der Erde
Ist meine Stätte, wo ich eingeballt
Gelebt von Urbeginn; um meinen Schlaf
Hab' ich gewoben all die Bilderfülle
Des dumpfen Orts, den Welt die Menschen nennen.
Abgründe unbekannter Elemente
Verdichtet zur undurchdringbaren Masse,
Schichten von unermeßnem Feu'r und Adern
Von Gold und Stein und demanthartem Eisen.
Als Schleier, drin ich durch den Himmel walle,
Schuf ich die Berge, Meere, Wellen, Wolken,
Zuletzt das Licht, das ausgegossen dämmert
Im dunkeln Raum des sternbesä'ten Aethers.

An — — —

Nachklingt noch im Gedächtniß lang
Musik, wenn hinstarb Ton und Sang.
Der Duft, wenn's Veilchen ist verdorrt
Lebt im entzückten Sinn noch fort.

Die Blätter, wenn die Ros' zerfiel,
Sammelt man für des Lieblings Pfühl:
So wird dein Bild, wenn Du wirst fehlen,
Zum Schlummerpfühl die Liebe wählen.

Shelley.

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.